Don. Lud. 111

<36605032240014

<36605032240014

Bayer. Staatsbibliothek

BK R560

Die
Mithrageheimniſſe
während der
vor- und urchriſtlichen Zeit;
hiſtoriſch, kritiſch, exegetiſch dargeſtellt
in der
Geſchichte der antiken Religionen
wie im
Tempelleben der alten Prieſter
nach
den heiligen Sagen des Morgenlandes, den Zend-ſchriften und den Wurzeln der griechiſch-römiſchen Götterlehre,
für
Philoſophen, Bibelfreunde und Hiſtoriker.

Seel

Von
Heinrich Seel,
Königl. Baieriſchem Regierungs-Sekretär.

Mit 30 Abbildungen der ſeltenſten, ſinnvollſten Denkmäler Mithra's bei den Perſern, Römern, Galliern und Rhätiern.

Aarau 1823.
Heinrich Remigius Sauerländer.

186 BS div
Seel
Mithrageheimnisse

Gutta cavet lapidem, non vi, ſed ſaepe cadendo. —

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner Hochgeboren

dem Königl. Baieriſchen Kämmerer, Direktor des oberſten Rechnungshofes, Ritter des Zivil-Verdienſt-Ordens der baieriſchen Krone, wie des Kaiſerl. Königl. Oeſterreichiſchen Leopold-Ordens u. ſ. w.

Herrn Joſeph Ludwig Grafen von Armansberg

in München

mit

tiefer Ehrerbietung

gewidmet.

Hochgeborner Graf!

Ich habe es unternommen, die berühmten Myſterien der Mithriaca zu durchforſchen, in die dunkle Nacht des Alterthums hinabzugehen, meiſtens nur geleitet von ſehr zweifelhaften Sagen alten Glaubens und Lebens. Die Gräber von tauſend erloſchenen Völkern, die Trümmer verſunkener Reiche zeigen die erhabenen Umriſſe der antiken Welt; der einzige Zuſammenhang, den wir unter dieſen glimmenden Funken und verſtümmelten Fragmenten der Größe unſerer Altvordern entdecken, liegt in dem Urglauben der erſten Menſchen-Stämme. Die ſybilliſchen Schilderungen über den Anfang der Menſchheit ſind tiefer Verehrung würdig; ſie erzählen die Ideen kindlicher Hirtenvölker über Gott und Schöpfung; ſie beſchreiben göttliche Geſchichte, Gottes Selbſtoffenbarung in der Menſchheit und Natur. Gott erſchuf den Menſchen nach ſeinem Ebenbilde; das Abbild konnte das Urbild als Ideal wiederfinden; der Menſch begründete die Erkenntniß Gottes in ſeinem eigenen Sein und Daſein: er ſtellte ſich beſchauend in die Mitte zwiſchen den Schöpfer und das Weltganze, und begründete ſo die Erkenntniß Gottes. — Dieſemnach lehrt Indiens hohe Urweisheit und das lebendige Wort Zoroaſters: Offenbarung des Weltgeiſtes in der Natur, — Lichtwerdung im Glauben, Kampf des Guten mit dem Böſen, Sieg des Lichtes über die

Finſterniß, Herrſchaft geiſtiger Gewalt über das Reich des Sinnlichen. — Und ging die Urwahrheit — das Urlicht — in vielen ausſchweifenden Irrthümern, in gräßlichen Molochsbildern auch unter: ſie wurde eben durch ſolche Irrthümer mehr oder minder wieder errungen, bis endlich durch Chriſtus göttliches Blutopfer der Geiſt Gottes die Natur in Liebe und Verſöhnung beſiegte, und in Erfüllung kam, was dunkle Wunderſagen lange voraus verkündeten: Mithra's Menſchwerdung zur Erlöſung der Menſchheit. Der gute Schutzgenius der Erde vollendete in ſeiner Menſchwerdung, als ewiger Mittler zwiſchen Gott und Natur, die Herrſchaft des Geiſtes über die Körperlichkeit und gründete ein neues Reich, ein geiſtiges, Gott verwandtes Leben, ein höheres Schauen in die Tiefe der Gottheit voll kindlichen Sinnes, wie es den erſten Menſchen eigen war im Stande ihrer Unſchuld, bevor Ahriman, der Fürſt der Nacht, ſeine arge Macht befeſtigte, bevor mit Umwandlung unſers Wohnſterns in gröbere Elemente die Menſchheit die Knechtsgeſtalt des Böſen annahm!

Dieſe in Kürze berührte Aufgabe möglichſt befriedigend zu löſen, bemühte ich mich in nachfolgender Schrift das Falſche vom Glaubwürdigen zu ſcheiden, und mit angeſtrengtem Blicke die Züge der Wahrheit frei von Uebertünchungen zu erkennen. Es gibt in ſolchen Bearbeitungen eine Begeiſterung, die von der Bekanntſchaft und dem Andenken an theuere Perſonen und heiter durchlebte Stunden ausgeht, und dieſe freundliche Einwirkung ermunterte

mich im kräftigſten Reize zur Ausführung dieſes Werkes. Durch die ehrenvolle Bekanntſchaft mit Euer Hochgeboren in der Univerſitäts-Stadt Landshut offenbarten ſich mir die Muſen vorzüglich; es erwachte in mir der Eifer zu den Studien der Alterthümer, und als eine ſchwache Frucht dieſer Studien erſcheint gegenwärtige Schrift vor den Blicken eines wahren Freundes der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte. Die allgemeinen Ueberſichten über die Religion der antiken Welt, wie die archäologiſchen Betrachtungen der einzelnen Monumente aus der graueſten Vorzeit zeigen dem Forſcher lebendige Wahrheiten und erhellen das Heiligſte der menſchlichen Bruſt. Daher dieſe Blätter aus den Gefilden des Morgenlandes der Aufmerkſamkeit eines verdienten Staats-Beamten unſers allergnädigſten Königs nicht unwerth ſein dürften. Die Erinnerung an vergangene ſchöne Tage froher Jugend, verbunden mit dem Bewußtſein, ernſt und thätig die Wahrheit und das Licht geſucht zu haben, und dadurch Hochdero ſchonende Beurtheilung anſprechen zu können, gab mir Muth Euer Hochgeboren dieſes Werk zuzueignen.

Im Gefühle der wärmſten Anhänglichkeit empfehle ich mich

Euer Hochgeboren

Augsburg, am 28 Jänner 1823.

unterthäniger Diener

Heinrich Seel.

Inhalt.

Seite.

Vorwort. . . . . IX — XVI

I. Darſtellung des Lehrbegriffs der alten Perſer und ihres heiligen Dienſtes.

A. Allgemeine Betrachtungen. 1

B. Abriß der Religion Zoroaſters nach den Zend-Büchern 16

II. Religionsdienſt der Parſen 86

III. Staatsverfaſſung der alten Perſer nach Zoroaſters Geſetzgebung 123

IV. Die Ruinen von Perſepolis, nach Heeren und Montfaucon 146

V. Beſchreibung und Erklärung Mithra's nach Montfaucon, nebſt Anhang 212

VI. Abhandlung und kritiſche Unterſuchung über Mithra von Philipp a Turre 351

VII. Betrachtung der wichtigen Symbole des merkwürdigen Mithra-Monuments von Mauls in Tirol, nebſt Anhang 496

VIII. Urreligion und Heidenthum 564

IX. Iſis und Oſiris, im Tempelleben des alten Prieſterthums, hiſtoriſch, exegetiſch dargeſtellt . 604

X. Ueber die Tempel-Staaten im Alterthum . . 621

XI. Betrachtungen über den chriſtlichen Weltglauben. 629

Vorwort.

Die archäologiſchen Akademien und Vereine Europens zeigen als Ergebniſſe der Forſchungen viele Kunſt- und Alterthums-Produkte. Die Muſeen in Berlin und Bonn zieren die bedeutendſten Acquiſitionen der köſtlichſten Schätze der Vorzeit, deren Bekanntmachung wir dem Herrn Hofrath Dorows verdanken. Der königlich-preuſſiſche Staatskanzler, Herr Fürſt von Hardenberg, machte durch hohen Enthuſiasmus für das Studium des klaſſiſchen Alterthums, durch die nachahmungswürdige Stiftung antiker Kabinete ſeinen Namen berühmt. Mit raſchem Erfolge vermehren ſich durch Herrn Ritter von Hammer in Wien die Sammlungen morgenländiſcher Alterthümer; auch die in Paris neugegründete aſiatiſche Geſellſchaft für orientaliſche Sprachen und Literatur, unter de Sacy's Leitung, berechtigt zu den ſchönſten Erwartungen; *)

*) Auch London iſt dermalen durch die Siftung einer großen aſiatiſchen Geſellſchaft ausgezeichnet: ſie hatte den berühmten Colebrooke zu ihrem Stifter; der König iſt Patron. Schon ſind dreihundert der vornehmſten Perſonen und der geehrteſten Orientaliſten zuſammen, und man hat den Aufſeher des britiſchen Muſeums, den bekannten deutſchen Gelehrten, Doktor Rochden, zum

und wie hoch im königlichen Hauſe Baierns die Denkmäler Roms und Griechenlands gehalten ſind, beurkundet der in München neuerbaute Tempel unſers durchlauchtigſten Kronprinzen Ludwig von Baiern königliche Hoheit, des erſten Schirmers der Künſte und Antiquitäten. — Wohlthätig wirken dieſe edelſten Beſtrebungen und herrlichen Anſtalten auf die Wiſſenſchaft der alten Geſchichte; ſie geben den kräftigſten Impuls, die wirkſamſte Ermunterung zum regſten Eifer; der Künſtler von ausgebildetem Geſchmacke, wie der freie Hiſtoriker und fruchtbare Denker ſchöpfen dadurch mit vollen Zügen ihre Befriedigung.

Die bisher in öffentlichen Blättern gegebene Kunde über die Ergebniſſe dieſer reichhaltigen neuern Aufſtellungen leiten indeſſen auf die Bemerkung, daß unter den merkwürdigen Steinſchriften, Münzen, Opferſtätten, Idolen, Waffen, Vaſen, Geſchirren, Statuen und Denkmälern beinahe keine ſich finden, die Mithra zum Gegenſtande der Verehrung haben. Jenen Mithra, den man nicht erhaben genug auffaſſen kann, der in der Geſchichte der Religion der Römer, während der drei erſtern Jahrhunderte nach Chriſto, ſo hochverehrt erſcheint, deſſen Geheimniſſe die Zierde des antiken Prieſterthums waren, der ſich als heidniſche Glaubens-Sonne ſo-

Sekretär gemacht. Die Transaktionen dieſer Geſellſchaft werden höchſt intereſſant werden, und was bisher in den Geſellſchaftsſchriften der Akademien von Bombay und Kalkutta einzeln ſtand, wird nun eine glückliche Zuſammenfaſſung finden.

gar lange zum Gegenſatze erhob mit Jeſus, dem wahren Sonnenlichte der Chriſtenwelt.

Mithra, nach den religiöſen Ideen und Lichtbegriffen der alten Perſer der liebevolle Mittler zwiſchen Gott und Menſchen, zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen Himmel und Erde, war bei den Römern und Griechen ein Idol der Sonne. Deſſen vorgefundene Monumente in ihren Haupt- und Nebenbeziehungen, in ihren geheimen Deutungen ernſt zu betrachten, das Seltene und Eigenthümliche hierüber, was die Alterthums-Kabinete verwahren, umſtändlich zuſammenzufaſſen, mit uneigennützigem Bemühen in kurz zugemeſſenen Mußeſtunden öffentlich bekannt zu machen, und die wichtigſten Denkmäler den Blicken des Leſers zur eigenen Beurtheilung, in treuen Abbildungen, vorzulegen, dürfte der allgemeinen Aufmerkſamkeit nicht unwerth ſein.

Mit den Betrachtungen Mithra's verbinden wir die verwandten Diatriben über Urreligion, Parſendienſt, Heidenthum, über Iſis und Oſiris, Tempelleben und Urchriſtenthum, wie auch über Perſepolis.

Die Religion Indiens, Zend-Aveſta, die Denkmale Perſepolis ſind die Urquellen auf altperſiſchem —, Strabo, Plutarch, Plato, Pythagoras, Diodorus, Cteſias, Herodot, Celſus und Andere im griechiſch-römiſchen —, Moſe, Daniel, Ezechiel nebſt den Schriften der Propheten im jüdiſchen —, dann die Bibel mit den Kirchenvätern auf urchriſtlichem Gebiete.

Hyde, Philipp a Turre, Montfaucon, Anquetil du Perron und Kleuker bilden den Grund unſerer Sammlung der vorzüglichſten Ideen und Theorien über Mithra; durch ſie, wie durch die philoſophiſchen Alterthumsforſchungen Zoega's, Heerens, Clodius, Buchholz, Niebuhrs, Görres, von Hammers, Creuzers, Welkers, Eichhorns und Rhode's würdigen wir vorurtheilsfrei die Geheimniſſe des großen perſiſchen Izeds, welcher jeden Gebildeten höchſt wunderſam anſpricht.

Durch die Benutzung dieſer gehaltvollen Lehren erhalten die Freunde und Kenner der Alterthumswiſſenſchaft in dieſen Blättern einen ausführlichen Vortrag über die heiligen Sagen des Morgenlandes im Allgemeinen, wie insbeſondere über jene wichtigen Mithrageheimniſſe, welche in die Religionsgeſchichte der Römer gehören, und zwar in jene Epoche, wo die Völker durch die Gründung und Fortſchritte des Chriſtenthums beſeligt wurden.

Die Ideen über die damalige Umbildung des Glaubens im menſchlichen Gemüthe, die Miſchungen von Orientalismus und Götterdienſt des Abendlandes werden hier ſtrenge nach fremden und einheimiſchen Quellen, nach alten und neuen Forſchungen, nach der Bedeutſamkeit des Gegenſtandes und nach den Forderungen der Wiſſenſchaft geſondert.

Die Mithrageheimniſſe ſind ein wichtiger Zweig des Wiſſens; ſie verbreiten ein helles Licht über die letzte Periode der römiſchen Religionsgeſchichte, über die Verwebungen des auflebenden

Chriſtenthums mit den Götterbegriffen der ſinkenden alten Welt, wodurch ſich ein neues Kirchen-Syſtem und Prieſterthum im modernen Sinn und Geiſte bildete. Welchen reichhaltigen Staff findet, nach dieſen Vorausſetzungen, in dieſen Darſtellungen alſo der Bibelfreund, welche erhabenen Ideen der Philoſoph, wie viele Wahrheit der Hiſtoriker.

Bei Betrachtung der Grundbildung des modernen Zeitalters durch das Chriſtenthum kommt es ſehr viel auf die Richtigkeit in den Anſichten über die ältern Lehrbegriffe des Orients und die untergegangene alte Welt an. Die Geſchichte der alten Religionen iſt wichtig, weil ſie die Gedanken der Vorwelt malt. Die Urreligion des Menſchengeſchlechts findet ſich in den merkwürdigſten Gleichlauten noch ſpäthin unter allen Völkern; ſie war der Urväter einzige Wiſſenſchaft, verſchlimmerte ſich aber durch die Ausſchweifungen der Mythen, und wich von ihrem göttlich-reinen Urſprunge ab.

Die Grundideen von Zoroaſters Lehren ſind unverkennbare Ausflüſſe der Urreligion der Menſchheit, und nach dieſer Ableitung annähernde Urkunden eines Offenbarungsglaubens, den aber im Laufe der Zeit menſchliche Irrthümer, wie alles Gute, ſehr entſtellten. Die reinſte Idee der Gottheit ſtellte das Chriſtenthum auf, durch daſſelbe offenbarte ſich der ewige Weltſchöpfer als Freund unſerer Seelen. Unter den verſchiedenen Hüllen der antiken Theologie der alten Perſer liegen indeſſen ewige Grundwahrheiten, Ideen und Begriffe, die

im Chriſtenthume göttlich wiederſtrahlen, und viele fremdſcheinende Symbole und Allegorien verlieren ihre Seltſamkeit im Vergleiche mit dem Ritus und Schmucke des antiken Orientalismus.

Die Lehren des Chriſtenthums wurden theils durch griechiſche, theils durch orientaliſche Philoſophie myſtiſch und philoſophiſch umgebildet. Jedoch trat bei dieſen älteſten Lehrern der chriſtlichen Kirche weder die Religion, noch die Philoſophie rein hervor, ſondern beide lebten in einem ſichtbaren Zweikampfe mit einander. Die philoſophiſche Partei der Heiden mit dem Chriſtenthume zu verſöhnen, verſuchte man verſchiedene Wege, und zu dieſem Zwecke bediente man ſich vorzüglich der Geheimniſſe Mithra's, welche in dieſer Abſicht ſogar die Taufe und das Liebesmahl der Chriſten aufnahmen. In dem Widerſtreit der Spekulation mit der Offenbarung ſiegte letztere: die Mithrageheimniſſe gingen ihrer Vernichtung entgegen, und lagen unter den Ruinen der Künſte und Wiſſenſchaften des Alterthums tief verſchüttet, bis ſie ein originaler Denker ihrer mehr als tauſendjährigen Vergeſſenheit entzog. Philipp a Turre, römiſcher Biſchof zu Hadria, vertraut mit dem klaſſiſchen Alterthum, unternahm, als ein wahrhaft edles Genie, die Einführung Mithra's im Tempel der Philoſophie und Geſchichte. Die Beſchreibung der Alterthümer Antiums, des heutigen Nettuno, gab dieſem kenntnißreichen Gelehrten Gelegenheit Männer von Einſicht mit Mithra und

ſeinen Geheimniſſen bekannt zu machen. A Turre's Licht durchdrang den regſamen Geiſt des berühmten Benediktiners Montfaucon, und die damals in Frankreich verbreitete größere Kultur und freiere Denkart, geweckt durch Des Cartes, machte die Theilnahme an dieſen wichtigen Forſchungen bald allgemein. Doch war der Erfolg meiſtens von der Wahrheit ſehr abweichend, und Mithra den Alterthumsforſchern immer noch nicht viel mehr als ein heidniſches rohes Götzenbild. Noch fehlte die weſentlich erforderliche Kunde der Zendſchriften, die Anquetil du Perron der gelehrten Welt zur allgemeinen Bewunderung von ganz Europa vorlegte. Durch dieſen unſchätzbaren Fund wurden die Ideen und Erzählungen a Turre's, ſo wie deſſen Urquellen, die griechiſchen und römiſchen Schriftſteller ſelbſt, durch die vorgenannten Gelehrten unſerer Zeit weſentlich berichtiget. A Turre's Schrift behauptet immer noch jene hohe Eigenthümlichkeit, daß die in der ſechsten Abhandlung unternommene Ueberſetzung derſelben in unſere Mutterſprache um ſo minder eine zweckloſe Aufgabe unſerer philoſophiſchen Muſe geweſen ſein dürfte, als die Diatribe dieſes gelehrten Biſchofs bisher unverkennbar den Grund und Eckſtein in allen literariſchen Bauten Mithra's bildete.

In unſerm erſten hiſtoriſchen Verſuche über die gefürſtete Grafſchaft Tirol (München, bei J. J. Lentner, 1817) gaben wir vertrauensvoll zu von Hormaiers Beſchreibung des Mithra-Monuments von Mauls in Tirol, eine treue Abbildung des Steins

mit Berückſichtigung jener Reflexionen, die Giovanelli in ſeinem Werke über die Alterthümer Rhätiens (Intorno all' antica Zecca Trentina, ec. — Trento, Monauni 1812) niederſchrieb. Seit dieſer Zeit war Mithra ein Gegenſtand unſerer Forſchungen, und die Handſchrift zu dieſem Werke liegt ſchon einige Jahre zum Druck vollendet.

Mögen dieſe Wanderungen auf alterthümlichem Boden bei Freunden und Kennern des Alterthums weitere Forſchungen erwecken, ſo ſind unſere Wünſche erfüllt. Damit verbinden wir zugleich das feſte Vertrauen, im In- und Auslande die Gutartigkeit unſers Willens bei Verbreitung dieſer kritiſchen Beleuchtungen der Theologie des Alterthums ohne unfreundliche Verfolgung gewürdigt zu ſehen. — Die tadelſüchtige Stimme der Bosheit und Finſterniß wird nie einer Antwort gewürdigt, mit wärmſtem Dankgefühl dagegen das belehrende Urtheil der Kenner angenommen.

Die Nachweiſung der meiſten Mithra-Reliefs, viele intereſſante Belehrungen und wichtige Beſchriebe verdanke ich der humanen Bereitwilligkeit und gütigen Unterſtützung des als Philologen, Alterthumskenner und Numismatiker, wie als Menſchenfreund, hochverdienten Herrn Gymnaſial-Rektors und Bibliothekars, Doktor Beiſchlag allhier, welchem ich hiermit meine innigſte Ergebenheit und reinſte Verehrung öffentlich ausdrücke.

Augsburg, im Jahre 1823.

Der Verfaſſer.

Bayer. Staat. M.

I.

Darſtellung des Lehrbegriffs der alten Perſer und ihres heiligen Dienſtes, nach Anguetil und Kleuker.

A. Allgemeine Betrachtungen. *)

Wer die alte Philoſophie nur obenhin kennt, ſpricht Abbé Foucher in der Einleitung zu ſeiner Abhandlung über die Religion der Perſer, bleibt bei den griechiſchen Philoſophen ſtehen: man glaubt, Thales und Pythagoras wären die erſten geweſen, die den Sterblichen die Augen geöffnet und den Pfad, der zur Weisheit führt, gebahnt hätten; man bedenkt aber nicht genug, daß dieſe großen Männer nach Plato's Zeugniß ſelbſt Kinder waren, die nur ſtammelten. Ohne Hoffnung, in ihrem eigenen Vaterlande das Licht zu finden, deſſen ſie bedurften, wagten ſie weite Reiſen,

*) a. Anhang zum Zend-Aveſta von J. F. Kleuker. Leipzig und Riga, bei Joh. Friedrich Hartknoch 1781. I Band, II Theil, S. 3 und 328. IX.
b. Die heilige Sage und das geſammte Religionsſyſtem der alten Baktrer, Meder und Perſer, oder des Zendvolks von J. G. Rhode. Frankfurt am Main, Verlag der Herrmannſchen Buchhandlung 1820.
c. Geſchichte der Abnahme und des Falls des römiſchen Reiches. Aus dem Engliſchen des Eduard Gibbon überſetzt. Wien 1790, bei Joſeph Stahel. I Band, Kapitel VIII, Seite 321 bis 347.

um ſich von Völkern belehren zu laſſen, deren Wiſſenſchaft in der damaligen Zeit berühmt war.

Als Griechenland noch völlig roh war, blüheten bereits die ſchönen Künſte im Orient und in Aegypten. Die Bewohner dieſer Länder wurden ſehr früh in den Stand geſetzt, den Himmel zu betrachten, die Natur zu ſtudieren, und ſich demjenigen zu widmen, was die Wiſſenſchaften vorzüglich Reizendes haben.

Der Orient war alſo die Wiege der Philoſophie; ihn muß man kennen, wenn man die Meinungen der Menſchen in ihrem Urſprunge ſehen will; von ihm muß man ausgehen, um die allmäligen Schritte des menſchlichen Geiſtes bald zur Wahrheit, bald zum Irrthum zu verfolgen. — Die griechiſchen Weiſen ſchöpften aus dieſem Quell, und ihre Früchte zeigen, wie man von Lehrern denken muß, die ſolche Schüler bildeten.

Allein die Philoſophie, welche die Griechen in ihr Klima brachten, verbielt ſich immer wie eine ausländiſche Pflanze. Als ein bloßes Spiel des Geiſtes, woran nur gewiſſe Seelen Theil nehmen konnten, diente ſie nie zum Unterricht des Volkes; — nie verſuchte man, durch ihr Licht die gräßlichen Geſtalten des öffentlichen Götterdienſtes zu vertreiben; und gleich als wenn Vernunft und Religion zwei ganz verſchiedene Dinge wären, bewieſen ſich die Philoſophen in den Tempeln als abergläubiſche Diener der Götter, die ſie doch in ihren Schulen verachteten. Ihr Syſtem war auſſer der Schule Geheimniß und ſtand mit der öffentlichen Volksreligion ganz im Widerſpruch.

Ganz anders war es im Orient; da war die Philoſophie eine Sache des Volks, weil ſie mit der öffentlichen Religion Eins war. Jeder Prieſter war Philoſoph eben dadurch, daß er Prieſter war; und die hergebrachten Lehren wurden von den Weiſen

ſehr geachtet, weil ſie ihre Sittenlehre und Geſetze darauf gründeten.

Nichts kann daher würdiger ſein für Jeden, der die menſchlichen Meinungen als Philoſoph ſtudieren will, als die Religion dieſer alten Völker bis auf den Grund zu unterſuchen: inſofern man unter Religion nicht bloß den äuſſern Zubehör, der nur Körper iſt, ſondern die Lehren, die die Seele und das Leben der Religion ſind, verſteht. Die Geſchichte wird nie wichtiger, als wenn ſie uns dieſe erhabenſten Gedanken der Vorwelt malt.

Unter den Völkern des Morgenlandes ſcheinen die Perſer in jeder Rückſicht unſere Aufmerkſamkeit und Unterſuchung zu verdienen. Dieſe Nation, ſo berühmt durch den Rang, den ſie in den Jahrbüchern der Welt behauptet, iſt es noch mehr wegen des Rufes ihrer Weisheit.

Allein waren ihre Religionsbegriffe wirklich ſo rein, daß man ſie ohne Einſchränkung loben müßte? — Sollten ſie nicht vielmehr ſelbſt ein Beweis von der allgemeinen Verwirrung aller der Völker ſein, die die bloße Vernunft zur Führerin hatten, ohne göttliche Offenbarung?

Eine wichtige Frage, die die ernſteſte Unterſuchung verdient, und welche Abbé Foucher umfaſſend und vollſtändig beruhigend in ſeiner hiſtoriſchen Abhandlung beantwortete, wie wir aus folgender kurzen Ueberſicht derſelben erſehen werden. Jedem gründlichen Leſer iſt die Beiſchaffung des unſchätzbaren Originalwerkes ſelbſt beſtens zu empfehlen, welches in allen Zeiten und für alle Völker ein treffliches Kern- und Denkbuch der Seele jedes Gebildeten bleiben wird.

Man glaubt allgemein, daß die Perſer ſich von

der Urreligion des menſchlichen Geſchlechtes viel weniger als die meiſten andern Völker entfernt haben. — Eifrig für die Lehre der Seelenunſterblichkeit, glaubten ſie ſogar ohne Bedenken eine Auferſtehung der Leiber. Verſtorbene Helden verehrten ſie nie als Götter; und ihre Religion blieb allezeit rein von den groben Ungereimtheiten der götzendienenden Völker. Dagegen hat man aber auch zu allen frühern Zeiten geglaubt, daß ſie dieſe theuern Wahrheiten durch zwei Hauptirrthümer verunſtaltet hätten; nämlich durch die Anbetung der Sonne und des Feuers und durch das verzweifelte Syſtem von zwei gleich ewigen Prinzipien, dem ſie von erſt an und hauptſächlich ergeben geweſen ſein ſollen.

So dachte man noch über die Perſer zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, als Hyde ein großes Werk ſchrieb, um ſich gegen dieſe beiden Punkte zu vertheidigen. (Hist. relig. vet. Persar.) Er ſuchte darin zu behaupten, daß die Perſer ſeit ihrem erſten Urſprunge bis jetzt die natürliche Religion in ihrer völligen Reinheit erhalten hätten; er entſchuldigt ihre Anbetung der Sterne und Elemente und findet in dieſen abergläubiſchen Huldigungen nur einen verhältnißmäßigen Nationaldienſt.

Die noachiſche Religion zeigt die Spuren der uralten Sagen der Vorwelt, ſchätzbare Keime der wichtigſten Wahrheiten in Bezug auf Glauben, Sittlichkeit und Gottesverehrung. — Bald nach der großen Waſſerfluth, worüber ſich die auffallendſten Gleichlaute bei allen und bei den entfernteſten Völkern finden, verwechſelten die Menſchen den Dienſt der Geſchöpfe mit dem Dienſt des Schöpfers. Die Uridee verlor ſich durch unmerkliche Abnahme in mehr als einer Seele. Viele Abkömmlinge Noachs in der vierten

Generation beteten z. B. die Sonne an, und glaubten dabei mit aller Aufrichtigkeit, ſie haben noch dieſelbe Religion, wie der Urgroßvater; die Veränderung in der Weſenheit des Urglaubens war ihnen ſelbſt unbemerkt.

Die Verwandlung des Glaubens der Urſtämme folgte ohne gewaltſame Schritte. Es war eine Zeit, da man weder ganz eigentlich rechtgläubig, noch ganz eigentlich abgöttiſch dachte; aber ſelbſt dieſer Mittelzuſtand hatte einen gewiſſen Raum, der nicht abzuſpringen war, ſondern von Einigen ſchneller, von Andern langſamer durchlaufen wurde.

Innigſt erſchüttert durch den Anblick der ſinnlichen Natur; in Sorgen, wie den dringendſten Bedürfniſſen abzuhelfen; gezwungen, die Natur des Erdreichs und den Lauf der Sterne, die die Wechſel der Jahreszeiten regieren, zu durchdenken, werden die Menſchen bald in Verwunderung gerathen ſein bei dem Anblick der glanzlichten Kugeln, durch deren wohlthätige Einflüſſe die Erde befruchtet wird. Und ſelbſt dieſe Erde, die unerſchöpfliche Quelle der Ernährung; dieſes Waſſer, das ſich ihren Eingeweiden einflößt, um als Lebensſaft den Pflanzen Wachsthum zu geben; dieſes Feuer, das thätige Triebwerk des Weltalls, durch deſſen Regſamkeit die Natur aus dem Todesſchlafe gezogen wird — ſollten ſie den ſtaunenden Blick und die Aufmerkſamkeit der Sterblichen weniger an ſich gezogen haben? —

Von Bewunderung zur Ehrfurcht, und von Ehrfurcht zur Anbetung iſt faſt nur ein Schritt. Wer könnte, wird man geſagt haben, ohne undankbar zu ſein, ſo mächtigen Weſen, von denen wir Alles erwarten müſſen, die Verehrung verſagen? — Weil ſie es ſind, durch die uns Gott ſo reichlich wohl-

thut, ſo wird auch unſere Erkenntlichkeit vermittelſt ihrer zu Gott ſteigen müſſen. — Die Gottheit redet ja nicht mehr zu uns, wie zu unſern Vätern; ſie offenbart uns ja ihre Gegenwart nicht anders, als durch den Glanz der Sterne, und durch die Wirkſamkeit der Elemente. Dieſe ſind alſo der wahre Sitz der Gottheit; ſie ſind es, worin man Gott anbeten muß, und beſonders in dieſer glanzlichten Kugel, alles Lichts und aller Wärme Quell, deren Majeſtät ſo würdig iſt, der Gottheit Thron zu ſein, die uns ein lebendiges Bild gibt von jenem ewigen Licht, das nur Geiſter ſehen können. *)

Bei dieſem erſten Gedanken blieb man nicht ſtehen: unvermerkt vergaß man den Urheber der Natur, man verwechſelte ihn mit der Natur ſelbſt; nicht dieſer groben Natur, die unſere Augen ſehen, unſere Hände berühren, ſondern der geiſtigen und lebendigen, die, indem ſie ſich der ſichtbaren Materie einverleibt, mit derſelben nur ein Ganzes macht, und die Bewegung der Körper ſo geſchickt regiert, daß die Harmonie des Weltalls dadurch erhalten wird. Die Menſchen verloren den höchſten Gott aus den Augen, oder hielten ihn für zu erhaben, als daß ſie ſich an ihn wenden dürften; ſie ſuchten Mittelweſen, die, als

*) Religions-Philoſophie von E. A. Eſchenmayer, Profeſſor. Tübingen, bei Heinrich Laupp. Gr. 8. Zwei Theile. 2 fl. 30 kr. — J. G. Lindemanns Geſchichte der Meinungen älterer und neuerer Völker von Gott, Religion und Prieſterthum. Stendal 1784 bis 1795. Sieben Theile. 8. — C. Meiners allg. krit. Geſchichte der Religionen. Hannover 1806, 1807. Zwei Theile. 8. — Sakontala oder der entſcheidende Ring, ein indiſches Schauſpiel von Kalidas, überſetzt von Georg Forſter. Wien 1800, bei A. Pichler.

Ausflüſſe der göttlichen Subſtanz, näher im Stande wären, ſich um die Menſchen zu bekümmern. Man heftete das Auge auf die Sterne als Wohnungen des lebendigen Gottes und Kanäle ſeiner Wohlthaten.

Sie wußten, daß der höchſte Gott erhabene und mächtige Geiſter geſchaffen hätte, um ſich derſelben als Diener bei Regierung der Welt und insbeſondere zum Beſten der Menſchen zu bedienen. Die Tradition der Urwelt lehrte ſelbſt, daß dieſe Geiſter zuweilen in menſchlicher Geſtalt, wirklicher oder angenommener, ſichtbar würden, um die Menſchen zu belehren und zu leiten. (Mém. cinquième sur la religion de la Grèce, Mém. de Litt. t. XXXVI.)

Man hatte alſo zwei Arten von Göttern, bewegliche und unbewegliche. Beide wurden dadurch verbunden, daß man glaubte, jeder Stern, jeder Theil der Welt habe einen Geiſt des erſten oder zweiten Ranges zum Oberhaupt. Daher die regierenden Genien, die faſt überall, beſonders in Griechenland und im Occident, angenommen wurden. Man hielt ſich an ſie allein, Sterne und Elemente wurden nur für göttlich gehalten, weil Götter dieſelben bewohnten.

Im Orient wurden die natürlichen Götter länger verehrt (ſie ſtanden unter dem Schutz der Izeds), insbeſondere die Sonne, als Quell des Lichtes und furchtbarſter Feind der Finſterniß.

Bei dieſer Götterverehrung fragt ſich nun: Kannten die Perſer keine höhere Gottheit als die Sonne? Hatten ſie die ewige Grundurſache mit dem Ormuzd vergeſſen?

Hierin liegt der wichtigſte Streitpunkt zwiſchen den Perſern und alten Chriſten. Man war von beiden Seiten eins über das Daſein eines allerhöchſten Weſens.

Die Perſer behaupteten, daß die Sonne (vielmehr Mithra, als Ized derſelben) der erſte Ausfluß des höchſten Gottes wäre, und folglich als ein Hauptgegenſtand der Verehrung angebetet werden müßte. Das Urchriſtenthum behauptete dagegen, die Sonne ſei ein bloßer Himmelskörper, ohne Leben und Verſtand, wie unſere Erde ſelbſt; geſchaffen aus Nichts, geringer als die Menſchen ſelbſt; der man keine göttliche Ehre erweiſen könne, ohne die Majeſtät des allſchaffenden Gottes zu beleidigen.

Die Chriſten erkannten aber ſtatt den alten perſiſchen Ized der Sonne einen ſichtbar gewordenen Gott, gleicher Natur mit ſeinem himmliſchen Vater, anbetungswürdig wie er, und Mittler zwiſchen ihm und den Menſchen. Die Chriſten ſtellten demnach folgende Grundlehren auf:

1) daß ein allerhöchſtes Weſen von Ewigkeit da ſei, als Vater und Schöpfer aller Dinge;
2) daß ein ſichtbarer Gott als Mittler nothwendig ſei, um bei dem himmliſchen Vater Zutritt zu finden;
3) daß dieſer göttliche Mittler, von gleicher Natur mit dem Vater, mit ihm und wie er angebetet werden müßte.

Und dieſer göttliche Mittler iſt Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn, Heiland der Welt und Seligmacher der Menſchen, durch den die göttlichen Lehren in höchſter Reinheit der Menſchheit geoffenbart wurden.

Als der König Sapor zwei chriſtlichen Biſchöfen heftig zuſetzte, die Sonne*) zu verehren,

*) Zur Zeit, als das Chriſtenthum ſich bildete, hatte bereits ein großer Theil der Perſer ihre alte einfache Religion, nicht ohne Einwirkung der Magier, verlaſſen;

ſo gaben ſie zur Antwort: „Wir erkennen weiter Nichts als Gott, der den Himmel und die Erde, die Sonne und den Mond, alle ſichtbare und unſichtbare Weſen geſchaffen hat, und wir glauben dagegen, daß Jeſus von Nazareth ſein Sohn ſei. Der König beſtand noch ferner auf der Sonne, die Märtirer nannten dagegen immer Chriſtum. (Act. Mart. p. 227 et seqq. „Avertat Deus hoc nefas: Jesum adorare et ipsum confiteri in animo fixum est.")

In eben dem Verſtande nannte vermuthlich der König Varannes die Sonne, den Mond, das Feuer und Waſſer nicht Götter, ſondern eine glänzende Geburt Gottes (solem et lunam et ignem et aquam, claram Dei sobolem).

Die Perſer waren anfangs gegen die Chriſten nicht intolerant. Da aber die Magier und die Großen des Reiches ſahen, daß das Chriſtenthum *) ſich

ſie verehrten Mithra nicht mehr als Ized der Sonne; ſondern beteten die Sonne als den Körper der Gottheit ſelbſt an. — Ihre Nachkömmlinge, die Parſen, erklären dagegen aber zur Stunde noch, daß ſie, ihrem Bekenntniſſe nach, Gott allein anbeten, und in der Sonne und dem Feuer weiter nichts, als Sinnbilder der göttlichen Gegenwart verehren.

*) Chriſtenthum, Religion der Chriſten, ein Name, der von Antiochien ausging. Die einzige lautere Quelle der chriſtlichen Lehre ſind die heiligen Urkunden, und namentlich die Bücher des neuen Teſtaments. Die Glaubwürdigkeit und Aechtheit dieſer letztern beruht theils auf innern, theils auf äuſſern Gründen, alſo zunächſt auf ihrem Inhalte und der Uebereinſtimmung ihrer Verfaſſer in wichtigern Dingen; dann auf der allgemeinen Annahme, die ihnen ſchon in den erſten Zeiten der Kirche zu Theil wurde: folglich auf eben ſo ſichern Gründen, als die Authentie der meiſten Profanſchriftſteller. Was die chriſtliche Lehre ſelbſt betrifft, ſo kann nur der Befangene

außerordentlich im Volke ausbreitete, und ſelbſt mehrere von ihren Orden abfielen und ſelben der Untergang bevorſtehe, ſo machten ſie die Chriſten als Staatsfeinde bei Hofe verhaßt und erregten aus Privatrache eine Verfolgung. Konſtantin ſchlug ſich ins Mittel, aber es half nichts: Ströme Blutes wurden vergoſſen, die Göttlichkeit der Lehre ſiegte, — Tauſende von Märtirern gehen freudig und heldenmüthig in den Tod, um nicht die Sonne und das Feuer anzubeten, weil, wie ſie ſagten, es nicht erlaubt iſt, einem Geſtirn die Ehre zu erweiſen, die nur dem Schöpfer und Jeſu Chriſto allein zukommt. Und die Chriſten haben hier völlig nach ihrem Gewiſſen gehandelt, denn:

1) iſt in der heiligen Schrift eine ſolche Verehrung der Sonne ausdrücklich verboten;

2) konnte zwar der Perſer, welcher weder Moſen

an ihrem höhern Urſprunge, an der unmittelbaren Mitwirkung Gottes bei ihrer Entſtehung und Verbreitung, zweifeln. Ihre Uebereinſtimmung mit der Vernunft in allem Weſentlichen, ihre vollkommene Zweckmäßigkeit für alle Völker und alle Zeiten, Vorzüge, die keine andere Religion der Erde mit ihr theilt, ſind unverwerfliche Zeugen für ihren höhern Urſprung. — Das Prinzip des Chriſtenthums liegt in der Anſchauung der Sünde und der göttlichen Gnade, oder in der Lehre von der Verſöhnung, d. i. dem aufzuhebenden Widerſtreite zwiſchen Sünde und Gnade durch den Tod des göttlichen Mittlers. Die Idee der Verſöhnung aber, welche ſich in den meiſten Religionen findet, iſt in der chriſtlichen verklärt durch die Idee der heiligen Liebe in Gott, wodurch den Chriſten die Macht ertheilt iſt, Kinder Gottes zu werden, und ein Reich Gottes auf Erden durch ſittlich-religiöſe Begeiſterung in Andacht, Demuth und Ergebung zu errichten. Ueber die Grundſätze der chriſtlichen Lehre und die Formen ihrer Darſtellung im Laufe der Zeiten ſ. Köppen d. Philoſophie des Chriſtenthums. Leipzig 1813.

noch die Propheten kannte, der Sonne ſeine Opfer bringen, aber kein Chriſt.

Zum Simeon ſprach Sapor: „Ich rathe dir, künftig die göttliche Sonne anzubeten.“ — „Wie ſollte ich ſo unſinnig ſein,“ antwortete der Biſchof, „einen Gott anzubeten, der von nichts weiß und keine Vernunft hat?“ — „Wenn du doch noch einen lebendigen Gott anbeteteſt,“ verſetzte der König, „ſo wollte ich deine Thorheit entſchuldigen. Aber ſo eben ſagteſt du mir ja, dein Gott wäre am Kreuze geſtorben; warum beteſt du denn nicht vielmehr die Sonne an, deren Gotteskraft die ganze Welt erhält?“ — „Die Sonne“ antwortete Simeon, „trauerte, wie ein Diener, bei dem Tode ihres Schöpfers und Herrn! Keine Furcht vor dem Tode ſoll mich dahin bringen, ein Idol meinem Gott vorzuziehen.“ — Darauf ſchwor Sapor das Chriſtenthum zu vertilgen.

Wenn man den Urſprung und Fortgang der Abgötterei und die entſetzlichen Ausſchweifungen derſelben bei allen Völkern des Alterthums überblickt, ſo zeigt ſich die unermeßliche Natur immer in Theile zerlegt. Da man aus den Sagen der Urwelt wußte, daß übermenſchliche Geiſter wären, die der große König des Reiches Gottes zur Regierung der Welt als Diener brauche, ſo ließ man durch dieſe das Weltall beſeelen; man ſetzte ſie überall hin, in den Himmel, in die Sterne, in die Luft, in die Berge, in die Waſſer, in die Haine und ſelbſt in die Eingeweide der Erde. Man ehrte dieſe neuen Götter und Untergötter in Perſien, in den Staaten der Römer, Griechen und aller alten Völker, nach dem Umfange und der Wichtigkeit des Gebiets, das man ihnen zugeeignet hatte. Einander untergeordnet, mußten ſie einen Geiſt der höchſten Ordnung über ſich haben, den einige Völker in den

Sonnenſtern, andere über denſelben, je nachdem es ihnen gut ſchien, ſetzten. — Dieſes Gedankenſyſtem leitete unvermerkt zur Verehrung der Todten. Helden, wohlthätige Fürſten (Mithra), Erfinder der Künſte, vortreffliche Väter der Familie wurden für mehr als gemeine Menſchen gehalten. Man ſtellte ſich vor, wohlthätige Geiſter wären ſichtbar geworden, indem ſie ſich einem menſchlichen Körper einverleibt hätten, oder vielmehr, die großen Männer, die ſich durch eine mehr als menſchliche Kraft über die gemeinen Sterblichen erhoben, hätten ſich würdig gemacht, daß ihre Seelen in die Klaſſe jener göttlichen Geiſter, die die Welt regieren, verſetzt wären. Man ehrte ſie alſo nach ihrem Tode als Schutzgeiſter derer, um die ſie ſich ſchon im Leben ſo verdient gemacht hatten. — Weil die Menſchen aber das Sinnliche lieben, und die Geiſter der Todten es nicht gut fanden, ſich oft oder Vielen durch Erſcheinungen mitzutheilen, ſo wollte man ſie gewiſſermaßen zwingen, auch den großen Haufen ihrer Gegenwart zu würdigen, und errichtete ihnen Bildſäulen, worin dieſe Geiſter, wie man glaubte, nicht ungern wohnten, um die ihnen gebührenden Huldigungen von den Sterblichen anzunehmen. So verlor ſich die Menſchheit ohne göttliche Offenbarung immer tiefer in den Götzendienſt; die Verehrung der Sterne blieb unter dieſen Irrthümern immer noch die verzeiblichere und bei den Orientalern die allgemeinere; bei den alten Perſern aber war dagegen die reine Anbetung der Gottheit. *)

*) Was wir im Allgemeinen Idolatrie oder Abgötterei nennen, heißt im Orient Sabäismus; und dieſer Name bezeichnet, nach den gelehrteſten Kritikern, nicht die Religion eines beſondern Volkes der Stadt Saba, ſondern kommt vom Hebräiſchen Zaba, welches Heer bedeu-

Das Chriſtenthum zeigte der Menſchheit ihre höhere Beſtimmung, ihr wahres Verhältniß zur Gottheit, die in Jeſus dem Weiſen im Lichte ſichtbar wurde. Er kam als der erwartete Meſſias der Völker; er war, ehe Abraham war; ſein ewiger Vater verklärte ihn mit der Klarheit, die er bei ihm hatte, ehe der Welt Grund gelegt war. Er und der Vater ſind Eins; Niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater; wer ihn ſieht, den Göttlichen, der ſieht den Vater; Jeſus erwecket die Todten wie der Vater; der

tet. — Die unveränderliche Ordnung, nach welcher die Sterne ihren Lauf vollenden, ſchien bewunderungswerther, als die Bewegungen eines in Schlachtordnung geſtellten Kriegsheeres. Der allerhöchſte Gott heißt daher in den heiligen Büchern der Hebräer der Gott Zebaoth, d. i. der Gott aller himmliſchen Heere, oder des geſammten himmliſchen Heeres. Deswegen ſagt Moſes: „Die übrigen Völker theilen ſich in das himmliſche Heer, wovon das eine dies, das andere jenes anbetet; ihr aber ſollt den Jehova allein anbeten, der „nicht zu dieſem himmliſchen Heere gehört, ſondern der „Gott des geſammten himmliſchen Heeres iſt, der Gott „aller Götter, der Gott über Alles.“ — Ein Sabait dagegen war ein Anbeter des himmliſchen Heeres, der Sonne, des Mondes und des ganzen Heeres des Himmels. Um dieſen abgöttiſchen Sabäismus zu beſtreiten, gaben die Iſraeliten dem wahren Gott den Namen des Gottes Zebaoth (Entſcheider des Sieges), ein Vorrecht, das kein Volk der Gottheit je ſtreitig gemacht hat. — Zufolge dieſes kräftigen Ausdruckes bekannte ſich ein Hebräer zu keines Andern Anbetung, als des Schöpfers der Himmel und ihres Heeres; er beſtärkte ſich in der majeſtätiſchen Idee, die er vom höchſten Weſen hatte, und hatte ein lebendiges Bild von der Unterthänigkeit ſolcher Gegenſtände, vor welche die übrigen Völker ſich in den Staub warfen. Dieſe allgemeinen Ideen des Judenthums gingen auch auf das Chriſtenthum über.

Vater hat alles Gericht dem Sohn übergeben — der Vater hat ihm Alles übertragen, ſeine Laufbahn ihm angewieſen, ſein Schickſal abgewogen, ſeinen Tod und die Art ſeines Todes beſtimmt; die Menſchen, die ihn tödteten, haben nur den Rath des Vaters ausgeführt; auch nach ſeinem Tode und ewig wird das von ihm errichtete Gottesreich beſtehen. — Dieſe göttlichen Grundlehren des Weltheilands erleuchteten die Augen der Völker und auch einen großen Theil der Perſer. Guhſciatazades, den Sapor als ſeinen ehemaligen Hofmeiſter zärtlich liebte, meinte den chriſtlichen Glauben, den er liebte, mit dem Sonnendienſte, des Friedens wegen, vereinigen zu können. — Die Vergötterung der Könige und ausgezeichneter Männer nahmen auch die Magier an, welche Sapor bei dem Volke vergötterten, ſchon nach dem Prinzip: daß alles Geiſtige und Unſichtbare in der Sichtbarkeit ſein Bild habe. Statt Mithra, den Erſten Izeds und Ausfluß der Gottheit, wollte Guhſciatazades Chriſtus den Sohn Gottes annehmen! — Simeon brachte ihn durch einen ernſten Blick zum Nachdenken. Er wurde ein öffentlicher und warmer Chriſt. — Sapors II Verfolgungen gegen die Chriſten brachten zweimalhunderttauſend heroiſchgeſinnte Märtirer hervor. *)

*) Sozomenus Kirchenhiſt. B. II Kap. 1—13. Mit Fleiß handelt von dieſer perſiſchen Chriſtenverfolgung die Bibliotheca orientalis Clement Vatican. Th. I S. 6, 16, 181; Th. III S. 52. — Womit aber noch zu vergleichen iſt: Stephan Evodius Aſſemani in der Vorrede zu den Actis martyr. Oriental. und Occidental., welche zu Rom im J. 1748 in einer Prachtausgabe erſchienen; — S. 71 beginnt das perſiſche Martyrologium ſyriſch mit einer lateiniſchen Ueberſetzung, wobei viel treffliche Anmerkungen zu finden ſind.

Die Magier hatten Gelegenheit genug, mit Chriſten über die Religion zu ſprechen; ſie unterlieſſen aber, die Ungereimtheiten ihres Syſtems nach der Vernunft des Chriſtenthums zu verbeſſern.

Der Magismus blieb, wie er war. Im römiſchen Reiche ging es ganz anders. Kaum hatte ſich hier das göttliche Licht des Evangeliums verbreitet, ſo ergriffen es ſelbſt diejenigen, die ſonſt hartnäckig im Heidenthum *) beharrten. Man fing an ſich der groben Abgötterei zu ſchämen, gab den Fabeln, auch den ſchändlichſten, einen allegoriſchen Schleier von Heiligkeit. — Die Philoſophen ſahen mit Eiferſucht, daß die Chriſten aus der niederſten Volksklaſſe, ohne alle Gelehrſamkeit in den wichtigſten Dingen der menſchlichen Erkenntniß über die Natur Gottes und des Menſchen, über den Urſprung aller Dinge, über die allgemeine Vorſehung Gottes und die wahre Sittlichkeit aufgeklärter wären, als die weiſeſten Heiden bis dahin: daher machten ſie ſich einen Theil dieſes Schatzes eigen, damit es ſchiene, als wenn er eine Folge der Philoſophie und nicht des Chriſtenthums wäre. Sie ſuchten ſich wenigſtens der Wahrheit etwas zu nähern, wenn ſie ſich gleich nicht zum Chriſtenthum bekannten.

Warum hatte das Chriſtenthum nicht eben die Wirkung auf die Magier? —

*) Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung. Achter Band fünfte Auflage. Aarau 1820, bei Heinrich Remigius Sauerländer. Seite 416. — Der Weiſe im Lichte, oder Jeſus, das Licht der Welt. Eine Schrift zur Belehrung und Erbauung für gebildete und zu bildende Chriſten von J. G. Diefenbach. Gieſſen, bei Müller 1821. Preis 54 kr.

Die Haupturſache liegt in der Natur des Magismus ſelbſt. Ob dieſer gleich auch ſeine Fehler hatte, ſo waren ſie doch nichts gegen die Ungereimtheiten der griechiſchen und römiſchen Religionen. Sein Syſtem hing an ſich wohl zuſammen, und war philoſophiſcher, als irgend eins der griechiſchen Sekten, zudem noch durch gewiſſe Begriffe aus der jüdiſchen Religion veredelt. Der äuſſere Dienſt war anſtändig, die Sittenlehre rein, die Lebensart der Prieſter kam den Vorſchriften der chriſtlichen Geiſtlichkeit nahe; er lehrte dazu ein zukünftiges Leben, ein Paradies und eine Hölle, und ſelbſt die Auferſtehung der Verſtorbenen: war alſo unendlich erträglicher, als die griechiſche und römiſche Abgötterei. — So mußte ein Magier, der das Chriſtenthum kannte und es nicht annehmen wollte, natürlich bleiben was er war, weil ihn nicht jene Menge von Urſachen zur Verbeſſerung oder Verſchönerung des Magismus antrieb, die ſonſt auf jeden Menſchen von Verſtand, er ſei übrigens noch ſo verdorben und widerſetzlich, nothwendig Eindruck machen müſſen.

Und nun betrachten wir Zoroaſters Dogmatik.

B. Abriß der Religion Zoroaſters nach den Zendbüchern.

Zeiträume.

Die Religion der Perſer umfaßt drei mächtige Zeiträume.

A. Während der erſten Periode, die viel Fabelhaftes enthält, ſetzten ſich die Perſer in dem Lande, das ihren Namen trägt, feſt. Sie dauert bis auf die Regierung des Darius, Sohn des Hyſtaſpes. —

In das Zeitalter dieſes Fürſten fällt das Erſcheinen Zoroaſters.

B. Die zweite Epoche beginnt mit der Reformation Zoroaſters unter dem Darius, und geht mit dem Jahr 651 der chriſtlichen Zeitrechnung zu Ende. In dieſem Jahre eroberten nämlich die Sarazenen Perſien. Es iſt bekannt, mit welchem Eifer die Schüler Muhammeds die Abgötterei verfolgten. Sie zerſtörten die Sonnentempel und verbannten die alte Religion.

C. Die dritte Epoche geht endlich von der muhammedaniſchen Eroberung bis auf unſere Tage. Obgleich der größte Theil der Perſer ihre alte Religion verlaſſen haben, ſo iſt ſie doch nicht ganz getilgt. Einige widerſetzten ſich nämlich der Religion Muhammeds, und dieſe flohen in Geſellſchaft ihrer Prieſter mit dem heiligen Feuer theils in die Provinzen Kiram, theils in einige Länder des ſüdlichen Indiens, wo ihre Nachkommenſchaft unter dem Namen der Parſen ein ruhiges Leben führt. Die Miſſionarien und Reiſende geben von ihrer Lehre, die wir in der Folge noch betrachten werden, die vortheilhafteſten Zeugniſſe.

Dogmatik.

Unter den Religionen des Orients verdient, nach der moſaiſchen und chriſtlichen, die Lehre Zoroaſters beſondere Aufmerkſamkeit, als die Quelle vieler Mythen des Morgenlandes. Leſer von gutem Geſchmack und ernſtem Sinne werden daher nachfolgende Schilderungen, deren antike Aechtheit erprobt iſt, gefällig aufnehmen.

1. Anbeginnloſe Zeit.

Des Parſen oder Ormuzdverehrers Geiſt verſchlingt ſich beim Nachdenken des Voranfangs der Welt, Weſen und Zeit im Anbeginnloſen, der ewigen

Ewigkeit, der Zeit ohne Maaß, Folge und Grenzen. Sein Geiſt und Denken ſenkt ſich ins Meer des Unergründlichen, ſteht, ſchweigt und betet an die ewige Ewigkeit, welche mit dem Chaos der Griechen nahe verwandt iſt. So wie das Auge des Antlitzes nicht über die Unermeßlichkeit des Raumes und Aethers ſchaut, ſo findet das Auge, das in ihm iſt, heilige Dunkelheit, Ewigkeit im Leben, aber in unſchaubarer Nacht, in Unergründlichkeit der Länge und Weite, Höhe und Tiefe, in Anbeginnloſigkeit, in Zeit ohne Grenzen. Er macht einen Ruhepunkt all ſeines Glaubens, Sehens und Verſtehens in der Zeit vor aller Zeit, die in Unendlichkeit verſchlungen iſt. Hier findet er aber nicht leere Oede, ſondern aller Weſenſtufen Urgrund, allerhöchſten Gott über Alles und durch Alles, wie er ihn nach der Weſenſchöpfung nennt, den er, weil er ohne Anfang und Vater iſt und ſelbſt alle Weſen aus ſich geboren hat, durch ewige Ewigkeit, Zeit ohne Anbeginn ſymboliſirt. Der Ewige iſt Schöpfer des Urlichts, Urwaſſers, Urfeuers, oder der Same zu dem, was nachmals beim Beginn der Weſen Licht, Waſſer und Feuer geworden, lag von Ewigkeit in der grenzenloſen Zeit verborgen; der Ewige iſt ſeinem Weſen nach „Wort“, das vor allen Weſen, ſichtbaren und unſichtbaren, da war, und wodurch alles, was Weſen hat, geworden iſt. *)

*) Zoroaſter (Zerdutſch), ein berühmter perſiſcher Weltweiſer, lebte 550 Jahre vor Chriſto. Er war der Verbeſſerer der perſiſchen Religion und trug ein neues Religionsbuch unter dem Namen Zend-Aveſta (d. i. lebendiges Wort) zuſammen, deſſen weſentlichſter Lehrbegriff hier vorgetragen iſt. Der franzöſiſche Gelehrte Anguetil du Perron brachte von ſeiner im Jahr 1755 nach Indien gemachten Reiſe unter andern auch den Zend-

Anmerkungen.

Für den Begriff des „Unergründeten“, allerhöchſten Gottes, Urgrundes aller Dinge, hat das Parſenſyſtem kein beſſeres Ideal, als: Grenzenloſe Zeit, ewige Ewigkeit. Es ſoll hier vielmehr kein Begriff vom Urgrunde aller Dinge gegeben werden; ſondern zur Bezeichnung der Unbegreifbarkeit wird eben das Symbol der ewigen Ewigkeit geſetzt; denn hier verſchlingt ſich jeder Geiſt im Nachdenken. Im Gedanken der grenzenloſen Zeit liegt zunächſt das vom Allerhöchſten, daß er nicht Anfang hat, nicht geboren iſt; und dies dünkte Zoroaſter die würdigſte, tiefſte, vollſte Idee vom Urgrunde aller Dinge zu geben; darum nahm er das Bild der anbeginnloſen Zeit, ſonſt hätte er mit einigen der alten Weiſen die Unendlichkeit des Raums, in dem noch nichts Ausgebildetes war, zum Symbol der Unendlichkeit, Unermeßlichkeit, Unbegreiflichkeit des Urgrundes aller Weſen machen können. Bei all unſerm Denken und Glauben muß irgendwo angefangen werden, das haben wohl alle Weiſen aller Zeit gefühlt, und eben das, wobei ſich das Denken anhebt, muß ſelbſt nicht Anfang haben. So wenig dies eine klare, anſchauliche, überſehbare Idee gibt, ſo innig tief fühlt jeder die Nothwendigkeit, die Wahrheit dieſes Gedankens. Man kann das Perſer-Syſtem nicht tadeln, darum, daß es den Allerhöchſten „grenzenloſe Zeit“ nennt; denn offenbar ſoll hier keine leben- oder weſenloſe Oede oder Nichts gelehrt werden; ſondern der erſte und letzte Urgrund aller Dinge wird nur dadurch ſymboliſirt. Zend-Aveſta, Zoroaſters leben-

Aveſta mit, und machte ihn in einer Ueberſetzung bekannt, die Kleuker in das Deutſche, mit kritiſchen Unterſuchungen, übertrug.

diges Wort, will den Allerhöchſten nach der Weſenſchöpfung beſonders bezeichnen nach dem, was er in ewiger Einſamkeit war, und ſo nennt er ihn ewige Ewigkeit. Nach ſeinem Weſen nennt er ihn „Wort“ *), d. i. lebende, ſchaffende Kraft zur Hervorbringung alles deſſen, was nachmals geworden iſt. Von dieſer Lebens- oder Schöpfungskraft hat er allen Weſen, nach größerer oder minderer Aehnlichkeit zu ihm, mehr oder weniger, reiner oder vermiſchter mitgetheilt.

2. Ormuzd. Ahriman.

Aus göttlichem und ewigem Samen zeugte der Unendliche, Anbeginnloſe den Ormuzd und Ahriman, ſein erſtes Volk, Reich, zweite Weſen nach ihm, lebendig, wirkend, ſchaffend, Wurzeln aller Geſchöpfe.**)

*) 1. Im Anfange war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort.
2. Dies war im Anfang bei Gott.
3. Alles iſt durch daſſelbe erſchaffen, und ohne daſſelbe iſt nichts, was da iſt, erſchaffen.
4. In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menſchen.
Evang. Johannis, erſtes Kapitel, V. 1—4.
8. Ich bin das Alpha und das Omega, der Anfang und das Ende, ſpricht Gott, der Herr, welcher iſt, und welcher war und welcher kommen wird, der Allherrſcher!
Offenb. Joh., erſtes Kapitel.

**) Symbolik und Mythologie der alten Völker von Dr. Friedr. Creuzer, erſter Band, zweite Ausg. S. 650—799. Leipzig und Darmſtadt, bei Heyer und Leske 1819. — *Viscount Valencia* Voyages and Travels to India etc. Göttinger Anzeigen 1812 Nro. 79. — Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften von Joh. Gottlieb Buhle, ſechste Abtheil. erſter Band, S. 603—619; Göttingen, bei Joh. Georg Roſenbuſchs Wittwe 1800.

Ormuzd, aus ewigem Samen des Unendlichen gezeugt, Erſtgeborner aller Weſen, Glanzbild und Gefäß der Unendlichkeit des Unergründlichen, aus ewigem Licht geboren und fort und fort Licht an ſich ziehend, wohnend im Urlicht, dem Thron der Ewigkeit, vom Anbeginn, durch und durch gut, rein und alles Guten Quell, Wurzel; der Himmliſche hat faſt alle Herrlichkeiten, Eigenſchaften des Unendlichen; denn er iſt Urabdruck ſeines Weſens, worin das Weſen des Ewigen allein ſichtbar wird; *) ſeine Weisheit und Einſicht iſt unumfänglich in Weite, Höhe, Tiefe — ſo ſeine Macht, thätiger Geiſt (Wille) ungrenzbar heilig bis auf die Wurzel des Weſens; Erſter und Erhabenſter im Wiſſen, Verſtehen und Wirken des Reinen und Guten. Darum iſt er die höchſte Weisheit ſelbſt, ſchlaflos Tag und Nacht; darum iſt er höchſter Weltrichter, König aller Weſen in reinſter Gerechtigkeit, Güte, Licht und Glanz. Die ſeinen Körper, oder Hülle, umſchlieſſende Sphäre iſt reinſtes Licht. **)

Ormuzd hat die ganze reine Welt aus ſich ge-

*) 5. Dies Licht leuchtet in der Finſterniß; aber die Finſterniß faßte es nicht.

14. Das Wort wurde Fleiſch, und wohnte unter uns; wir ſahen ſeine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit, wie des Eingebornen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit.

18. Niemand hat je Gott geſehen; der eingeborne Sohn, welcher im Schooſe des Vaters iſt, der hat ihn bekannt gemacht.

Ev. Johannis, erſtes Kapitel.

**) Die Bilder der Offenbarung ſind Nachahmungen Ezechiels, Daniels und anderer Propheten Judäa's; ſie gehören auch dem perſiſchen Syſtem an und verbinden die Theologie Zend-Aveſta's mit dem Chriſtenthum. — Vergleiche Joh. Matth. Schröckhs chriſtl. Kirchengeſchichte. Leipzig 1775, zweiter Th. S. 285.

boren durch allſchaffendes Wort, Himmel und was darin iſt, Licht, Feuer, Waſſer, Sterne, Sonne; liebt ſich in ſeinem Volk; Menſchen durch ihn geworden, ſind ſein geliebtes Geſchlecht; er als König gut, weiſe, und lebendig über Alles, ſtärkt, nährt, erhält alle Weſen, gibt ihnen geiſtiges Lebensfeuer, wodurch ſie dauern und leben; dem Menſchen, der ihn bittet, Lichtſamen zur Reinigkeit des Gedankens und Reinigkeit des Herzens, oder thätigen, wirkenden Geiſt und Willen. Gnade und Liebe iſt ſeine Luſt; der ganzen Natur, ſichtbaren und unſichtbaren Welt, wohlzuthun ermüdet er nie; er beſtreitet durch ſeine und ſeiner Diener Kraft alles Böſe Tag und Nacht, bis zum endlichen Triumph des Guten über das Böſe.*)

Ahriman, geſchaffen vom Ewigen nach Ormuzd, war anfangs gut und kannte das Gute; wurde aber durch Neidſucht gegen Ormuzd Dew, Quell, Grund und Wurzel alles Unreinen, Argen, Böſen. Sein Licht wandelte ſich in Finſterniß; im Lichtreich der Schöpfung wurde Schatten. Die Zerrüttung ſeines Weſens aus Licht in Finſterniß kam nicht vom Ewigen, ſondern aus und durch ihn. Durch ihn wurde die Finſterniß geboren, Same alles Böſen, Argen, Todes; ſobald er Dew wurde, ſtürzte er aus der Höhe und wurde vom Abgrund der Finſterniß verſchlungen. Ormuzd iſt im Weſen Licht, und wohnt im Lichtreich höher denn die Himmel, und Ahriman iſt im Weſen Finſterniß, d. i. Laſter, Zerrüttung, Argheit. Seiner Wohnung Sphäre, alles was ihn umhüllet, iſt Finſterniß der Finſterniſſe; in Duzakhs Tiefen iſt ſein

*) *De legibus Hebraeorum* autore *Ioanne Spencero*. Hagae, apud Arnold. Leers. 1686. Lib. II p. 213, 214, et Lib. III p. 485. — Eiſenmengers entdecktes Judenthum. Königsberg 1711. Erſter Theil S. 805, 821.

Thron; ſo weit Finſterniß reicht, ſo weit iſt er König, grauſamer Gewalthaber. Seine Kenntniß iſt groß, aber durch Finſterniß beſchränkt; ſeine Macht, als des Zweiten nach Ormuzd, iſt ausgedehnt, reicht aber nicht bis zu Ormuzds Erhabenheit in Licht und Glanz.

Aller ſeiner Neigungen Wurzel iſt ewige Grundfeindſchaft gegen alles Gute, was durch Ormuzds Herrlichkeit erzeugt wird; er als mächtig wirkendes Weſen, ſymboliſirte Finſterniß, iſt im beſtändigen Kampf gegen das Licht, wenn und wie weit es ihm gegeben iſt. Durch ihn wird alles Böſe: wie nichts Reines, Gutes, Seliges in der Welt ſein kann, ohne aus Ormuzds Lichtquell zu flieſſen, ſo ſteigt alles Böſen Grund von Urſach zu Urſach bis in ſeinen Abgrund. Sein Sinnen und Dichten endet ſich in beſtändigem Streben und Wirken zur Erweiterung ſeines Reiches; darum vergiftet er mit ſeinen Dews die ganze Natur, Pflanzen, Thiere und Menſchen durch Krankheit, Seuchen und Plagen, und beſonders ſtreut er Samen zu unreinen Gedanken und ſchwarzen Begierden in der Menſchen Herz, als wodurch ſein und der Dews Reich an Umfang und innerer Macht recht eigentlich größer wird. Er durchſtreift die Welt, um überall Irrthum, Tod und Laſter auszuſtreuen (denn hiermit iſt er ſtets ſchwanger), und iſt der Einzige, der unter den Izeds im Himmel erſcheinen darf. Wo er einen Menſchen findet, mit großer Kraft und Heldeneifer für des Guten Vermehrung in Ormuzds Lichtwelt, dem iſt er Todfeind; der bloße Gedanke oder Anblick deſſelben macht ihn blaßgelb; er wagt Alles gegen ihn, vermag aber nichts; denn der Streiter für das Gute gehört zu Ormuzds geliebtem Volke, hat aller Licht-Izeds Schutz für ſich.

Das Bild von Ahrimans Weſen iſt der Schlangendrache. Der Ewige hat ihn zur Dauer in Ewig-

keit der Ewigkeit geſchaffen.*) Er ſoll aber nicht immer Grundfeind des Lichtes, Beſtreiter des Guten, König der Finſterniß bleiben; ſondern nach der Todtenauferſtehung wird er von Ormuzd bis zur Ohnmacht geſchlagen, ſein Reich bis auf die tiefſte der Grundfeſten zertrümmert werden; er ſelbſt wird ausgebrannt in feurigen Metallſtrömen, ändert Sinn und Willen, wird heilig, himmliſch, gründet in ſeiner Welt Ormuzds Geſetz, Wort, wodurch alle Weſen geworden ſind, wird auf ewig Freund mit Ormuzd, und beide ſingen der ewigen Ewigkeit Izeſchne, Ruhm- und Lobgeſang.**)

*) Nach Sadder Bun-debeſch ſoll er mit andern Dews vernichtet werden. *L'Antiquité expliquée par Bernard de Montfaucon*, Religieux Bénédictin de la Congrégation de S. Maur. A Paris 1719. T. II, seconde partie, p. 393 — 403. Religion des Perses, Chapitre V, VI, VII, avec *Images de Persepole.*

**) 1. Jetzt ſah ich einen Engel vom Himmel herabſteigen, der den Schlüſſel des Abgrundes und eine große Kette in der Hand hatte.
2. Dieſer griff den Drachen, die alte Schlange, welche der Teufel und Satan iſt, band ihn auf ein Jahrtauſend,
3. warf ihn in den Abgrund, und verſchloß und verſiegelte über ihn; damit er die Völker nicht weiter verführe, bis die tauſend Jahre vollendet ſind. Darnach ſoll er eine kurze Zeit noch losgelaſſen werden.
4. Ich ſah Throne, und ſie ſetzten ſich darauf, und es ward ihnen geſtattet, Gericht zu halten u. ſ. w.
5. Die übrigen Todten werden nicht lebendig, bis die tauſend Jahre zu Ende waren. Dies iſt die erſte Auferſtehung.
6. Selig und heilig iſt, wer an der erſten Auferſtehung Theil hat; über ſie hat der andere Tod keine Gewalt, ſondern ſie werden Prieſter Gottes und Chriſti ſein und mit ihm herrſchen tauſend Jahre.
7. Und wenn die tauſend Jahre zu Ende ſind, wird Satan aus ſeinem Kerker losgelaſſen werden,

Anmerkungen.

Mit einer Schöpfung aus Nichts hat Zend-Aveſta nichts zu thun. Der Ewige iſt Schöpfer des Urlichts, Urwaſſers und Urfeuers. Hiebei denke man ſich aber nicht die Sonne, den Ozean und kein Küchenfeuer; ſondern die in der ganzen Natur zerſtreuten Feuer- und Waſſerelemente, die in ſteter meiſt unſichtbaren Wirkung und Bewegung ſind. Die Urkeime zu Licht und Flüſſigkeit lagen in der Unergründlichkeit des Ewigen verborgen; nur nicht, wie ſie von ſinn-

8. und ausgehen zu verführen die Völker in die äuſſerſten vier Gegenden der Erde, den Gog und Magog, und ſie zum Streite zu verſammeln. Ihre Zahl iſt, wie des Meeres Sand.
9. Sie ziehen über die weite Erde daher, umringen das Lager der Heiligen und die geliebte Stadt. Da fuhr Feuer von Gott aus dem Himmel herab und verzehrte ſie.
10. Und der Teufel, ihr Verführer, wird in den Feuer- und Schwefelſee geworfen, wo auch das Thier und der Lügenprophet iſt, und ſie werden gequält werden Tag und Nacht bis in die ewige Ewigkeit.
11. Jetzt ſah ich einen großen lichten, lichten Thron, und Jemand darauf ſitzen; vor ſeinem Antlitz floh Erde und Himmel und keine Stätte ward für ſie gefunden.
12. Ich ſah die Todten, klein und groß, ſtehend vor dem Throne; Bücher wurden aufgerollt und noch ein anderes Buch geöffnet, das Buch des Lebens; und die Todten wurden gerichtet, ſo wie es in den Büchern geſchrieben war, nach ihren Werken.
13. Das Meer gab ſeine Todten her; der Tod und die Hölle gaben ihre Todten. Jeder ward nach ſeinen Werken gerichtet. Und der Tod und die Hölle wurden in den Feuerſee geworfen.
14. Dies iſt der andere Tod!
15. Und wer nicht gefunden ward, geſchrieben im Buche des Lebens, der ward in den Feuerſee geworfen.

Offenb. Joh. 20 Kap.

lichen Weſen geſehen und empfunden werden können; denn die Unſichtbarkeit war noch nicht in das Sichtbare übergegangen; Sehen und Empfinden nach unſerm Denken waren noch keine Ideen. Nach dem ganzen Geiſt Zend-Aveſta's wird Licht, wenn es von Gott und Ormuzd gebraucht wird, rein, geiſtig und himmliſchartig verſtanden. Aus Licht- und Waſſerſamen ward Ormuzd, Erſtgeborner des Ewigen und Unergründlichen, gezeugt, nach Allem, wie er (2) beſchrieben iſt. — Dies mag uns aufmerkſam auf die Feinheit der Idee von Urlicht und Urwaſſer machen.

Erſtes Licht und erſtes Waſſer iſt vom zweiten, d. i. ſichtbar gewordenen, durch Ormuzds Schöpfung gebildeten Licht und Waſſer wie Urelemente, worin unſichtbare Kraft des Ewigen lag, von ausgebildeten Weſen und Geſtalten verſchieden.

Zoroaſter dachte ſich die ganze Sichtbarkeit aus Feuer- und Waſſerelementen gebildet, und nach dieſer Analogie auch den Erſtgebornen aller Weſen, erſten Sohn der ewigen Gottheit, Abdruck, Glanzbild der unendlichen Lebenskraft des Ewigen. Darum läßt er ihn auch nicht aus göttlichem Lichtſamen allein geboren werden. Licht und Aether müſſen ſich miſchen, eines das andere halten.

Bei Schöpfung aus Nichts dachten die Alten Nichts; Alles mußte aus Samen entſtehen, und es wäre auch nach dieſen angenommenen Meinungen wo nicht undenklich, doch wenigſtens unwürdig, erniedrigend, wenn der Abglanz der Gottheit, das gezeugte Wort aus dem ewigen anfangloſen Wort, aus Nichts hätte werden ſollen. Er iſt das Gefäß aller Unendlichkeiten, Vollkommenheiten, Herrlichkeit der ewigen Ewigkeit; daher mußte er aus wahrhaft göttlichem Samen

geboren werden. Und dieſen dachte ſich unſer Syſtem als göttliches himmliſches Licht, göttlichen himmliſchen Aether.

In der That fand Zoroaſter auch keine reinere, edlere Symbole für dieſen Gedanken. Himmelslicht, Himmelsäther hebt das Auge unſers Geiſtes vom Groben aufs Feine, Irdiſchen zum Ueberirdiſchen, macht den Uebergang vom Dunkeln, Greifbaren, Feſten, Trägen und Schweren zum Lichthellen, Unſichtbaren, Alldurchdringlichen, Schnellen und Leichten, von Lebloſigkeit zu Lebenskraft u. ſ. f. — Tod und Leben, Licht und ſchwere finſtere Materie ſind ewige Gegenſätze und bedeutungvolleſte Bilder der ganzen alten Welt, worunter ſie Alles bringen, was bei allen Weſen erhabener und niederer Stufen, oberer und unterer Welt in Kraft und Schaffung, Seligkeit und Unluſt ſich findet.

Ormuzd iſt der Gottheit Erſtgeborner, die ewige Ewigkeit zeugte ihn vor aller Zeit und Weſen Beginn. Er hat nicht gleiche Anbeginnloſigkeit mit der unbegrenzten Zeit, weil er geboren iſt; aber als erſter Sohn und wahrſter Abdruck des Unendlichen heißt er Gott, höchſter König, Richter der Welt, in den des Ewigen Eigenſchaften übergegangen ſind und wirken.

Den Beginn des Werdens beſtimmt unſer Syſtem nicht; es ſagt überhaupt, daß, nachdem Ormuzd und Ahriman gezeugt worden, die ewige Ewigkeit den Rath einer Weltdauer von zwölftauſend Jahren gefaßt, ſagt aber nicht, wie lange beim Anfang dieſes Zeitraums Ormuzd ſchon geweſen. Das war auch nicht Bedürfniß Zoroaſters.

Zend-Aveſta's Lehre von Ahriman iſt merkwürdig, und zeigt viel faſſenden tiefen Geiſt des Urglaubens der Menſchheit.

Ahriman iſt nach Ormuzd geboren, nicht aber ein

Geſchöpf Ormuzds, wie ſonſt alle übrige reine Weſen, von den höchſten Himmelsgeiſtern am Throne Gottes bis tief herunter. Dies iſt wohl zu merken. Ahriman iſt nicht Ormuzds Geſchöpf; ſondern unmittelbar vor allen Weſen, nach Ormuzd, durch die ewige Ewigkeit geworden. Die Zendbücher bekennen ausdrücklich, daß Ahriman im Urbeginn ſeines Lebens gut geweſen und das Gute gekannt habe; alſo muß er auch Licht geweſen ſein im vollkommenern Sinne, wie ſelbſt die Amſhaſpands; denn er iſt vor ihnen geweſen, und kein Weſen kennt Gutes und iſt gut, als durch Lichtnatur: ſein Licht wandelte ſich aber in Finſterniß.

Hier kommt die zu allen Zeiten ſchwere und bis heute unergründete Frage, wie Finſterniß in die Schöpfung gekommen, Schatten das Licht verdunkelt? — Den Urſprung alles Böſen, Uebels, Todes, Finſterniß, Plagen u. ſ. f. in dieſer Welt kann Zend-Aveſta leicht beantworten, weil er bei Allem, was gut und böſe iſt, das letzte Glied, die Wurzel der Urſachen, nicht in der Sichtbarkeit ſucht, ſondern in die Ober- und Unterwelt ſchaut. Aber ſchwer iſt ihm, wie mehrern Alten und Neuen, die Frage, wie zuerſt Finſterniß und Böſes in die Schöpfung Gottes überhaupt gekommen iſt, und in Weſen, welche höher und älter ſind, als Erde und Menſchen.

Nach Zend-Aveſta iſt das Böſe nicht von Ewigkeit geweſen; denn der Schöpfer und die Wurzel alles Uebels hat Anfang und ſelbſt die Entſtehung des Böſen kommt nicht vom Unbegrenzten, ſondern durch Mißbrauch ſeiner Macht. — Es iſt auch merkwürdig, daß Zoroaſter nicht Keime der Finſterniß mit in ſein erſtes Weſen miſcht; denn ſo läge das letzte Glied an der Kette des Böſen doch in der Ewigkeit. — Daher

nimmt er an, daß Ahriman Ormuzds Herrlichkeit, die eine Stufe über die ſeinige erhaben war, beneidet, und dadurch ſein Licht verdunkelt worden. Er ſank immer tiefer und tiefer durch Feindſchaft gegen Ormuzd und ſein künftiges Reich der Herrlichkeit, durch ſtolze Frechheit, Blindheit, und ſo war Finſterniß und Bosheit geworden. So wurden zwei Reiche. Von nun an gehen Ormuzd und Ahriman neben und wider einander; Gutes und Böſes, Licht und Finſterniß ſind im ſteten Kampf bis zum Endpunkt der begrenzten Zeit; das Eine, wie das Andere hat mächtigen Urheber, König, Kräfte u. ſ. f.

Wie das Ewige nichts Unreines ſchaffen kann, ſo iſt die ganze Welt Ormuzds Licht, Himmel, Weſen des Lebens und der Güte — rein; Ahriman konnte Mithelfer ſein bei reiner Weſen Schöpfung, wie er noch gut war, das wollte er aber nicht.

Ormuzd iſt Licht und wohnt im erſten Licht vor der Schöpfung; dieſer Lichtſphäre Mittelpunkt iſt ſein Thron, des Lichtes Grenzen ſind ſeines Reiches Grenzen; all ſein Schaffen und Wirken zielt auf Vermehrung Lichts, Zerſtörung, Reinigung von Finſterniß, Umwandlung in Licht. So iſt Ahriman Finſterniß, Laſter, Grundargheit, und wohnt in Finſterniß; ſo weit Finſterniß reicht, ſo weit reicht ſein Fürſtenthum; der Finſterniſſe tiefſte Tiefe iſt ſein Sitz, Thron u. ſ. f. Hier werden auch alle Stoffe zum Böſen (Keime der Finſterniß) erzeugt.

Merkwürdig iſt noch der Glaube der Parſen vom letzten Ende Ahrimans. Nachdem ſein Böſes, das er durch die Schöpfung verbreitet, aufgezehrt ſein wird durch den Kampf aller reinen Weſen dagegen, und das Wahre, Reine, Gute allein übrig iſt, wird auch Ahriman dem Weſen nach wieder Licht werden; in der

Schöpfungs-Szene wird kein Bruch, kein Riß mehr ſein.

Es ſind in den Zendbüchern wirklich Gebete, die ſich hierauf beziehen, ſo ſehr ſonſt jeder Parſe gegen Ahriman und ſeine Dews Feindſchaft ſchwören und Tag für Tag erneuern muß.

Warum Zend-Aveſta Ahrimans endliche Beſſerung lehre, iſt kein Wunder; denn ſie gehört mit zur Vollendung des Werkes der unbegrenzten Zeit. Vor Tilgung alles Böſen iſt kein Triumph Ormuzds, keine höchſte Vollkommenheit des Lichtreiches; darum muß Ahriman, nach Zend-Aveſta's Vorſtellung, entweder Nichts oder Licht werden. Das Letztere iſt ihm gemäßer; denn Ahriman bleibt bei aller Grundargheit ein hohes Weſen. Aus göttlichem Samen war er geboren in Lichtnatur und Güte. Kein Weſen aus göttlichem Lichtſamen gezeugt wird Nichts; aller Geiſter Urkeime liegen in ewiger Ewigkeit und ſind zum Leben in Ewigkeit als Weſen gebildet.

Ahrimans Lichtreinigkeit iſt zwar arg, unſauber, Laſter, Finſterniß geworden; — aber es iſt des Lichtreichs Ormuzds eigenthümliches Werk und Theil der Herrlichkeit, daß Finſterniß zu Licht wird. Wenn alles Unreine rein, alles Arge, Haß, Neid, Bosheit, Lüge, — Güte, Liebe, Wahrheit; alle Finſterniß Licht geworden: dann iſt der Endſchluß des Reiches Ormuzds, — Preis und Ruhm und Lobgeſang wird geſungen der ewigen Ewigkeit von Ormuzd und Ahriman, der nach langen Widerſtrebungen und Verirrungen wiedergebracht iſt; heilige, hohe, reine Lichtweſen begleiten harmoniſch dieſen Lobgeſang.

Nach Sadder-Bun-deheſch, einer neuern Parſenſchrift, ſoll Ahriman zwar vernichtet werden; das iſt aber nicht nur wider zahlreiche Stellen in den Zend-

büchern, der eigentlichen Urkunde, ſondern ſelbſt wider das Ideal, was Zend-Aveſta ſich vom ganzen Reich des unergründlichen Gottes macht, wie es nach Umlauf von zwölf Jahrtauſenden vollendet ſein ſoll.

Vernichtet werden iſt in den Zendbüchern gar oft bloß ein Affektausdruck für ganze Ohnmacht, Lähmung, Kraftloſigkeit. — Auch kann dieſe Meinung der eigentlichen Vernichtung Ahrimans vom großen Haſſe jedes Parſen wider den Grundargen kommen; denn als Streiter Ormuzds wird er augenblicklich bis in die Seele erbittert, ſo oft er Ahriman und Dews hört oder denkt.

3) Zeitraum der Weltdauer bis zum Beginn der Ewigkeit. — Anfang des Streits zwiſchen Ormuzd und Ahriman.

Aus anbeginnloſer Ewigkeit wurde Anfang, Zeit. — Wie der Ewige Ormuzd und Ahriman geboren, faßte er den Rath einer Zeitdauer von zwölf Jahrtauſenden, worin alles, was der Ewige in Gedanken hatte, in Folgen und Folgen erſcheinen und vollendet werden ſollte. Dies war noch vor Schöpfung der Weſen hoher und niederer Stufen; noch hatte der Unbegrenzte kein Volk auſſer Ormuzd und Ahriman. — Er begrenzte dieſen Cyclus von zwölf Jahrtauſenden, den die Parſen, im Gegenſatz der Zeit ohne Anfang, die begrenzte Zeit nennen. — Selbe iſt für Ormuzds und Ahrimans Herrſchaft und Regiment feſtgeſetzt; ſie, als Erſtgeborne aus der Unendlichkeit des Ewigen, ſollten die erſten Regenten, höchſten Machthaber, bis zum Ablaufe dieſes Zeitraumes ſein. Die zwölf Jahrtauſende theilte der Unbegrenzte nach abwechſelnden Zeiträumen aus unter dieſe beiden Könige, unter dieſe beiden wirkenden, ſchaffenden Weſen.

Das erſte Viertheil ward Ormuzd, der Weſen Erſtgebornem, zu Theil. Ormuzd in Licht und Herrlichkeit — fängt an zu ſchaffen und zu wirken nach Art und Natur ſeines Weſens. Ahriman ſieht Ormuzds Glorie und Lichtherrlichkeit, wird neidſüchtig, ſchwört ihm ewige Feindſchaft, und beſchließt Krieg wider Ormuzd. —

Nun beginnt Kampf zwiſchen Licht und Finſterniß.

Ormuzd erbietet dem Ahriman zwar Freundſchaft, wenn er Mitſchöpfer der reinen, guten Welt ſein will; aber Ahriman verhärtet ſich in Stolz, Neidſucht und Haß, und wird Grundärgſter. Nun theilt ſich Alles in zwei Welten, Königreiche, Gewalten. Licht wird Ormuzds Eigenthum; Finſterniß Ahrimans. — Ahriman ſtürzt aus der Höhe unendlich tief in den Abgrund, bleibt aber König im Abgrunde, und wenn der Zeitraum ſeiner Herrſchaft kommt, iſt er grauſamſter Gewalthaber, ärgſter Tirann. — In der Zeit, die ſeiner Herrſchaft zu wirken vergönnt iſt, wirkt er mit äuſſerſtem Streben, Unruhe, Anſpannung all ſeiner Kräfte, denn er weiß ſein Ende. — In dieſen Zeiträumen Ahrimans hat oft das Böſe Uebergewalt. Finſterniß überdunkelt das Licht. — So ſteigt und fällt bis an den Schluß des begrenzten Zeitkreiſes Uebermacht und Schwäche des Guten und Böſen; Ormuzd und Ahriman ſind in ſtetem Kampf mit einander, wirken wider und durch einander. Ende — Aufſchluß des Ganzen iſt — Sieg des Guten, Triumph Ormuzds. *)

*) 7. Es war im Himmel ein Streit entſtanden. Michael und ſeine Engel ſtritten mit dem Drachen, und der Drache und ſeine Engel ſtritten.

Anmerkungen.

Beginn der Zeit iſt beim Parſen älter, als die Erde mit dem, was darauf iſt. Zeit hub an, wie Weſen wurden. Damals, wie Ormuzd der Menſchheit Urvater bildete, gerecht, unſchuldig, lieblich, war ſchon die Hälfte des Kreislaufes der Zeit, über die der anbeginnloſe Rath gefaßt hatte, herum.

Sechs Jahrtauſende ſollten von nun an noch werden bis zum Endſchluß der begrenzten Zeit und ſechs Jahrtauſende waren dahin.

Der Ewige beſchloß den Umfang dieſer begrenzten Zeit, und beim Anheben der zwölf Jahrtauſende waren Ormuzd und Ahriman ſchon da, ſchon aus des Ewigen Abgrund herausgehoben. Die begrenzte Zeit ward nach abwechſelnden Läuften unter dieſe beiden Erſtgebornen der Weſen, als Könige, ausgetheilt.

Ormuzds Herrſchaft, der im erſten Licht thronte, begann zuerſt. Symbole dieſer zwölf Tauſende von

8. Aber er war nicht mächtig genug, einen Platz im Himmel zu behaupten.

9) Hinausgeworfen war der große Drache, die alte Schlange, Teufel und Satan genannt, der alle Welt verführt; geworfen ward er auf die Erde, geworfen auch mit ihm ſeine Engel.

10) Hierauf hörte ich im Himmel eine ſtarke Stimme rufen: Nun iſt das Heil, die Kraft und das Reich unſerm Gott, und die Gewalt ſeinem Chriſto geworden! Geſtürzt iſt der Widerſacher unſerer Brüder, der Tag und Nacht vor Gott ſie verklagte.

11) Sie haben ihn beſiegt durch des Lammes Blut und durch die Lehre, die ſie bekannten, und opferten dem Tode ihr Leben.

12) Drum freuet euch, ihr Himmel und ſeine Bewohner. Wehe der Erde und dem Meere! Zu euch hinabgeſtürzt iſt der Teufel und groß iſt ſeine Wuth, indem er weiß, daß er kurze Friſt hat. Offenb. Joh. 12, 7 — 12.

Jahren ſind die zwölf Zeichen des Himmelskreiſes. Alles Geiſtige, Unſichtbare hat in der Sichtbarkeit ſein Bild zur Bezeichnung ſeines Dienſtes, Amts, Natur; Jeder Ized hat auf Erden ein Geſchöpf, wobei der Menſch ſeiner gedenken ſoll. Die Sonne iſt Ormuzds Glanzbild, alldurchdringender Wind des Geiſtes der Gottheit, der Alles durchfährt, in Allem und durch Alles lebt und webt. Der Hahn iſt das Bild eines Amſchaſpands, der ſchützt und bewacht. Häufig hat Zend-Aveſta dieſe Idee. — So durchläuft die Sonne, wie ein muthiger Held, in einem Jahr die zwölf Himmelszeichen nach Abwechſelungen. Zwölf Jahrtauſende ſind des Allerhöchſten Jahr; mit dem Schluſſe dieſes Jahres ſchließt Ormuzds Reich.

Wie heilig den Chaldäern, Magiern u. ſ. w. die zwölf Himmelszeichen geweſen, weiß man; Zend-Aveſta ſagt, warum. Dieſer Kreis der Zwölfe war ihnen Abbildung des Zeit-Cyklus der Weltdauer.

Von der Entſtehungsart dieſer Idee iſt nichts Gewiſſes zu ſagen. Dem irdiſchen Syſtem wird nach vielen alten Sagen eine Dauer von ſechs Jahrtauſenden gegeben, bei deren Schluß — Zeit und Sichtbarkeit ſchwinden ſoll. Dies haben die Perſer weder allein, noch zuerſt geglaubt. Nun konnten ſie nach Analogie der Zwölfe im Kreiſe des Himmels leicht darauf kommen, daß ſie der vorirdiſchen Welt auch ſechs Jahrtauſende gaben; denn ſie glaubten, daß alles Unſichtbare, wozu das Schwinden der Zeit, Auslaufen der Zeitkreiſe mitgehört, Bild, Aehnlichkeit, Abdruck, Gleichniß im Sichtbaren habe, wodurch es erkannt werden könne.

Zend-Aveſta lebt und denkt im beſtändigen Gegenſatz: Himmliſch — irdiſch; unſinnlich — grob; himm-

liſche Weſen — Erdweſen; himmliſche Welt — irdiſche Welt; — hier findet er die beiden Hälften der vollendeten Ründung des begrenzten Reichs der ewigen Ewigkeit in Weſen und Dauer; ſo wie Himmelgewölbe eine Hälfte unſers Sehekreiſes und Erdoberfläche die andere, ſo iſts mit Himmelreich und Erdreich.

Kein Wunder alſo, daß die unſinnliche Lichtwelt ſchon ſechs Jahrtauſende gewährt hatte, wie die andere Hälfte der Szene Gottes wurde, die mehr finſtere, greifbare, ſchwere, harte Erdwelt; — ſo auch ihre Natur, ihr Stoff, Weſen, ſo ihre Geſchöpfe, nicht rein Licht, nicht unſinnlich, nicht alldurchdringend; ſondern noch mehr gleich ihrem Staubreich, worüber ſie herrſchen; und wie dieſes ſich verhält gegen Himmelslicht, ſo ſie gegen himmliſche, reine Lichtweſen, gegen das, was ſie werden können.

Wie alt aber dieſe Idee nicht nur von der ſechstauſendjährigen Dauer des irdiſchen Syſtems (obgleich der Parſe dies nie als abgetrennt vom Himmliſchen betrachtet), ſondern von der zwölftauſendjährigen Dauer des ganzen Kreiſes der begrenzten Zeit ſei, wird vielleicht künftig noch bekannter, als es jetzt iſt. —

Unſer Syſtem läßt Gutes und Böſes, Finſterniß und Licht, ſo lange Zeit ſein ſoll, mit einander kämpfen, bald Eins, bald das Andere ſteigen oder fallen. — Urſprungs war die Welt, nach Zoroaſter, einen ganzen Zeitraum hindurch rein, Licht, darauf kam die Gegenmacht des Böſen, durchdrang die reine Welt, vergiftete die Geſchöpfe, und ſeitdem iſt die Welt Gottes nie ohne Uebel, Plagen und Unreinigkeit geweſen; bald hat Licht Ueberſchwung, bald Finſterniß.

Wenn Ahrimans Zeit der Herrſchaft iſt, ſo iſt er grauſam, tiranniſirt, äuſſerſt unruhig zur Vermehrung ſeines Reiches. Von Zeitlauf zu Zeitlauf iſt

ſeine Macht entweder gebunden, oder losgelaſſen, er weiß die Zeit ſeiner Macht und Ohnmacht; am Ende der begrenzten Zeit iſt ſeine letzte Herrſchaft, dann wüthet er noch ſchrecklich, bis er aufgezehrt, ohnmächtig da liegt.

4) Feruers, erſte Abdrücke der Weſen durch den Gedanken des Schöpfers.

Urbeginns ſchuf Ormuzd zur Beſtreitung Ahrimans aller Weſen Feruers. Er dachte als Schöpfer auf Weſen aller Art, die rein, gut, ſtark und edel wären, und jeder dieſer Gedanken war Feruer, war Geiſt des künftigen Weſens, reinſtes Bild des Weſens, das künftig Theil in Ormuzds Welt ſein ſollte, ganz Licht und Geiſt, im Weſen Geiſt und Leben Geiſt, — durch bloßen Schöpfergedanken geboren, denn Ormuzd dachte im Wort, und jeder Gedanke im allſchaffenden Wort iſt Geiſt, der das Geſchöpf belebt, wozu er gedacht iſt.

Hier gingen aus Ormuzds allſchaffendem Geiſt aller reinen Weſen zahlloſe Arten, Geſtalten, Stufen Feruers, unſterblich — denn ihr Same war vom ewigen Geiſt, unzerſtörbaren Licht, ganz Leben — denn der ſie gebar, iſt ganz Lebenskraft, ſtets wirkend und belebend, durch ihre ſchaffende Feuer- und Lichtkraft; durch ſie lebt Eins und Alles in der Natur — Stern und Menſch, Thier und Baum — Alles iſt durch ſie Bewegung und Segen. Sie ſind des Himmels Schutz und Wache wider Ahriman; der Seele Schutz, ſie geſund erhaltend, reinigend bei der Auferſtehung von allem Böſen; bekämpfen die Schlange, Dews, die Böſen und erlöſen die Gerechten. — In Schnelligkeit des Vogelfluges fahren ſie vom Himmel und bringen Gebete vor Ormuzd. In der Welt an

Körper gebunden, zur Minderung der Unreinigkeit durch Streit wider Dews; ihr Preis iſt Unſterblichkeit.

Der Feruers Zahl und Stufen ſind — wie der Weſen. Selbſt Ormuzd hat einen Feruer, weil die ewige Ewigkeit ſich denkt im allmächtigen Wort, und dieſer Abdruck des unergründbaren Weſens iſt Ormuzds Feruer. Des Geſetzes Feruer iſt des Geſetzes Geiſt und Lebenskraft; das Lebendige und Belebende im Wort; Wort, wie Gott es denkt. — Zoroaſters Feruer iſt eins der ſchönſten Ideale in Ormuzds Augen; denn er hat das Geſetz in Gang gebracht und des Weltbeherrſchers Glanz und Herrlichkeit ins Licht geſtellt.

Nach jenen reinen, erſten Schöpfungsbildern ſind alle Weſen der Himmliſchen und Irdiſchen in Folgen und Folgen geworden; hierin ſteht Ormuzds Welt. Wider dieſe Welt *) kämpft Ahriman mit ſeinen argen Geiſtern.

Anmerkungen.

Zend-Aveſta's Feruers ſind ein feiner Gedanke. Sie ſind der Uebergang von dem, was wir Subſtanz nennen, zum bloßen Schöpfergedanken der Subſtanz. Weil aber der Weſenſchöpfer, nach dem Geiſt Zend-Aveſta's, keinen einzigen Gedanken leer — als einer bloßen Möglichkeit denkt, ſo dachte er lauter Feruers.

Feruers ſind die erſten, reinſten Abdrücke aller künftigen Weſen und Geſchöpfe; das, was in allen Weſen abgezogenſter Geiſt, reinſter Funke himmliſcher, göttlicher Natur iſt. Sie werden immer von den Seelen unterſchieden, ſind höher und das, was Plato unter den Ideen verſteht. Sobald Ormuzd ſie dachte, lebten ſie, und können Jahrtauſende leben und wirken,

*) Die Kirche. — Die Pforten der Hölle ſollen ſie nicht überwältigen. Chriſtus.

ehe ſie mit Geſchöpfen vereinigt werden, dieſelben zu beleben. Daher kommts, daß die alten Philoſophen, die aus dem Quell der Weisheit des Orients getrunken, den Geiſt lange vorher leben und frei wirken laſſen, ehe er mit dem Körper verbunden wird; daß ſie ihn göttlichen Geſchlechts und Natur nennen, ſagen, im Tode gehe er wieder dahin, woher er gekommen ſei. — Nach Zoroaſter ſind die Feruers die reinſten Ausflüſſe von Ormuzds Schöpfergeiſt, derſelben Natur, — wahres Licht, wahres lebendiges Wort; darauf wird auch ihre Unſterblichkeit und ewige Fortdauer gegründet; denn kein Funke göttlichen Geiſtes kann ſterben, er iſt ſeiner Natur nach Leben und belebende Kraft.

Zunächſt wird Feruer von verſtändigen und lebendigen Geſchöpfen gebraucht, von Himmelswesen und Menſchen, aber auch in weiterer Bedeutung als Geiſt in Thieren, Bäumen, Blumen, Sternen; kurz, wo Leben, Regſamkeit, Bewegung, Wachsthum iſt, da lehren die Parſen innere Kraft, Feuer, Lichtſamen, und das beſtimmt eben die Natur der Feruers. Sie ſind mit Weſen verbunden, ſo werden ſie oft für das Weſen oder Geſchöpf ſelbſt geſagt, weil ſie das Reinſte, der letzte Mittelpunkt jedes Geſchöpfes ſind. Sie ſind auch der Seele Schutz. — Daher muß der Parſe für ſeinen Feruer beſonders beten, daß Ormuzd ihn bewahren wolle; denn ohne ihn wird Seele und Leib unrein, irre geleitet. — Sieh da Sokrates Schutzgeiſt! *)

*) Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Chriſtenthums. — Der Chriſt und die Ewigkeit. — Fünfte Ausgabe. Siebenter Band, S. 172. Aarau, 1820. Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

5) Ormuzds geſchaffene Welt.

Groß iſt die Welt Ormuzds, lebend und wirkend in Weſen und Geſchöpfen zahlloſer Art und Stufen. Ormuzds Welt theilt ſich in himmliſche und irdiſche, Geiſt und Materie.

a) Ormuzd's Geiſterreich.

Freundlos war der große Weltenmeiſter,
Fühlte Mangel — darum ſchuf er Geiſter;
Sel'ge Spiegel ſeiner Seligkeit! —
Fand das höchſte Weſen ſchon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm — die Unendlichkeit.

Schiller.

1) Den höchſten Rang der Geiſterordnung haben Amſhaſpands — zunächſt um Ormuzds Thron. — Sieben iſt ihre Zahl. Ormuzd iſt Erſter der Amſhaſpands, der ſechſe König, die ſeine Geſchöpfe ſind, von ihm — dem Erſten der Weſen und alles deſſen, was lebt und iſt, Urquell — geboren. Sie ſind die ſieben erſten Geiſter Gottes, Könige, ganz Leben, Himmelsvolk, heilig, rein, und groß, des Menſchen Muſter, haben Bahman zu Schützer, gehen an keinen unreinen Ort; jeder hat ſeine Tage des Präſidiums, Segens, Wohlthuns. Heilig ſind ihre Namen.

a) Bahman — König der Welt, des Lichts, des Himmels; die Amſhaſpands ruhen unter ſeinem Schutz; er ſieht durch Ormuzds Lichtverſtand; gibt Weisheit, Friede, Reinigkeit des Herzens; nimmt auf der Gerechten Seelen in Gorotman und benedeiet ihre Ankunft im Sitze der Seligkeit; iſt fort und fort in Lichtglanz und Glorie.

b) Ardibeheſcht — Licht und Glorie glänzend, gibt Feuer und Geſundheit.

c) Schahriver — Licht und Glorie glänzend, Schutzheld der Metalle, Vater des Mitleids, Pfleger der Hungrigen.

d) Sapandomad (Parſi, Eſpendarmad) — Ormuzds geborne Tochter — der Erde Jzed weiblichen Geſchlechts, die heiligſte, reinſte der erſten reinen Weſen, weiſe, freigebig, demüthig, und Demuth gebend, hat reine wohlthätige Augen und befruchtet die Erde; von ihr ſind Meſchia und Meſchiane (erſtes Menſchenpaar) gebildet.

e) Kordad — von Ormuzd dem Menſchen zum Heil geſchaffen, König der Jahre, Monate, Tage, Zeiten; den Reinen gibt er reines Waſſer und ſüße Speiſe in der Welt. Sein Tag iſt heilig bei den Parſen; er iſt des Jahres erſter.

f) Amerdad — Schöpfer und Schutzgeiſt der Bäume, des Getreides, Befruchter der Heerden, gibt Früchte aller Art.

2) Der zweiten Ordnung gute Geiſter ſind Jzeds. Ormuzd hat ſie geſchaffen zum Segen der Welt, zu Richtern, Schutzaugen des reinen Volkes. Der Menſch muß ihre heiligen Namen nennen und durch Nachahmung ihrer Eigenſchaften nach ihrem Wohlgefallen ſtreben.

Alle Monate und alle Tage jedes Monats ſind unter Amſhaſpands und Jzeds vertheilt, wo jeder beſonders regiert und ſegnet; ja ſelbſt die fünf Tagesabtheilungen (Gahs) und fünf Schalttage des Jahres werden als unter beſondern Jzeds ſtehend gedacht. Der höhere Geiſt hat geringere zu Begleitern, nach Art himmliſcher Irrſterne; Ormuzd iſt nie ohne Amſhaſpands, jeder Amſhaſpand hat Jzeds um ſich.

Von den Jzeds ſind folgende in den Zendbüchern:

a) Mithra (auch Meher), der höchſte aller Izeds, wie der glanzreichſte, wird mit der Sonne angerufen, iſt aber nicht die Sonne, ſondern lauft beſtändig zwiſchen Mond und Sonne. Er glänzt wie der Mond, iſt hocherhaben wie der Stern Taſchter, hebt ſeine Hände auf zu Ormuzd, dem König des reinen göttlichen Reiches, und erkennt ihn für den Gebieter der Natur. Er iſt mit tauſend Ohren und tauſend Augen aller Menſchen und Geſchöpfe Schutzwächter und Segnender; ſpricht die Wahrheit in den Verſammlungen der Izeds; über Albordi erhaben, ſegnet er Iran mit Friede und Glück, gibt der Erde Licht und Sonne und treibt Darudjs ab. Er ſchützt wider Uebelthäter, ſchreibt dem Waſſer die Wege vor, ſchenkt Getreide, Waide, Kinder des Verdienſtes, iſt der Erhabene der Erhabenen, übt das Wort Ormuzds und zernichtet das Wort oder Geſetz Ahrimans, ſchenkt Krieger, alle nützliche Thiere, dem Leibe Stärke und Geſundheit; er iſt wohlthätig, mitleidend, wacht über die Welt, iſt das Muſter der Oberhäupter der Völker, gibt den Provinzen reine Könige, erhält die Welt in Harmonie, iſt Urheber der moraliſchen Bande und ihrer Grade zwiſchen Menſchen und Menſchen, wiegt ab die Handlungen der Menſchen auf der Brücke, die Himmel und Erde ſcheidet, iſt König der Könige, rein, weiß Alles, erfüllt die reinen Oberhäupter mit Glanz des Lichtes und Blüthe des Glückes. Er wird beim Aufgang der Sonne, am Mittage und beim Untergang der Sonne von den Parſen angerufen. *)

*) Die Zendbücher der alten Perſer reden ſehr umſtändlich von den Königen, als die Erſten aller bürger-

b) Khorſchid (Sonne) — groß, unſterblich, Ormuzds Auge, hat vier Pferde. Er vollendet ſeinen Lauf wie ein Held in dreihundert fünfundſechszig Tagen.

lichen Oberhäupter. Sie werden, nach denſelben, durch das gleiche Feuer, was von Ormuzd iſt, belebt. Gott allein kann ihnen die verliehene Würde nehmen. Unter den gewöhnlichen Lobpreiſungen der Ormuzddiener im heiligen Dienſte ſagt daher der Djuti (Diener der Parſen-Prieſter): „Freue dich, Ormuzd, dem reines Volk zu ſchützen! Mache den Reinen glücklich! Der Darvand (Anbeter Ahrimans) ſei unbefriedigt! Sorge für den König, der gerecht iſt! Und für einen Höllenkönig ſorge nicht. Kommt der Feind, ſo reiſſe ihn weg aus dem Volk des in Herrlichkeit verſchlungenen Weſens. Nimm weg den König, der nicht nach deinem Herzen iſt. Quell der Reinigkeit und des Lebens, ſei allen Guten hold.“ — — Die Kinder der Könige werden allein zum Stande des Vaters geboren (der Parſen Gebräuche § VII). Wer die Bande zwiſchen dem Könige und Unterthanen hochachtet, iſt heilig. Unter den geſetzlichen Gebeten des Parſen verdient in dieſer Hinſicht folgendes bemerkt zu werden: „O Mithra, einige die Häupter des Orts, der Straße, Stadt, Provinz, die unter Zoroaſter ſtehen, durch zwanzig Bande der Freundſchaft und wohlthätiger Neigungen; durch dreißig die guten Weſen, die immerfort geboren werden, durch vierzig die Großen eines Reichs, durch fünfzig alle Reinen der Welt, durch ſechszig den Ehemann und die Frau, durch hundert die Brüder, tauſend den Vater und Sohn, und durch zehntauſend Bande und wohlthätige Neigungen das Land und ſeinen Fürſten.“ — Wornach Ormuzd ſpricht: „Ueberfluß ſei für den Gerechten. Der rein iſt, der iſt rein — wandelt mit Reinigkeit, der Alles verehrt, was gerecht iſt, was heilig iſt, der himmliſche Werke thut, der ſich dem Geſetze Ormuzds ganz ergibt, und allen Worten Ormuzds. Der iſt heilig, der Ehrfurcht für den König hat, und das Reine anruft. Des Königs Wünſche, der Ormuzd's Wort mit Reinigkeit

c) Aban — Ized des Waſſers.

d) Ader — Ized des Feuers; gibt Glanz. Dieſer Name begreift alle göttliche Feuererſcheinungen, die ſich dem Menſchen gezeigt haben.

im Munde führt und in Reinigkeit wandelt, wird Ormuzd erfüllen.“ — Die reingebornen guten Könige ſind Beglücker des Volks, Sterne des Wohlthuns; daher erhebt der Parſe ſich mit den Worten zu den höchſten Weſen: „Der König wirke das, was du gern magſt und wünſcheſt, Ormuzd! Er ſoll wie du und wie der reine Bahman Ernährer ſein der Armen. Alsdann willſt du vor ihm vertreiben alle Paris, Dews, Dewsgeſchöpfe in Menſchengeſtalt! — — Die Könige repräſentiren auf Erden den Bahman, das Oberhaupt der Amſhaſpands. Ihre Eigenſchaften und Pflichten ſind nach den Zendbüchern folgende: Sie müſſen rein ſein von Leib und Seele, gütig gegen den Schwachen und Dürftigen, das Gute in Schutz nehmen und die Böſen ſtrafen, wenn er ganz nach Zoroaſters Geſetz lebt, dann beten der Djuti und Raſpi unter Blumenopfer und Räucherung gegen die vier Weltgegenden mit hoher Stimme: „O Ormuzd, in Glanz und Licht und Glorie! Ich wünſche für den König, dieſen Fürſten der Provinz — groß und erhöhet, groß und triumphirend — dieſen großen König, höher als Könige! Es lebe der König in die Länge! O König, lebe lang, an Seele und Leib geſegnet! Groß und wirkendſt und rein und triumphirend, wie Behram, Ormuzd's Geborner, Allauge, durchdringend, mächtig, ſtarker Schutz wider Gewaltthäter und Feinde, urplötzlich verderbend alle Plager. Ich wünſche, damit du wachen mögeſt mit Fleiß über Alles, was iſt, wider alles Feindige, was ſchadet, wider alles Arge, was ſchadet, wider jeden Denker, Sprecher, Wirker des Böſen. Liebe, die rein denken, rein reden, rein handeln. Schlage Alles, was Feind iſt, — Dewsanbeter allzumal. Sei rein und nimm reinen Lohn! Sehr rein, ſehr heilig ſei deine Seele für deines Lebens Länge. Reinigkeit ſeien deine Wünſche, zur Hilfe gerechter Menſchen, zur Unterdrückung der Uebelthäter, daß du gelangeſt zu den Himmelswohnungen der Heiligen, die Licht und Seligkeiten

e) Anahid (Venus) — Bewahrerin des Samens Zoroaſters.
f) Amiran — Urlicht, das Gott geſchaffen. Urheber des Lichts, menſchlichen Leibes.

glänzen. — Das und dafür ſind meine Wünſche. Sei immer ſtark und voll Glücks! Amen ſei unſer Wunſch.“ — Der Parſe hält ſich für überzeugt, daß Ormuzd ſein Volk liebe und ſich deſſen annehme. Er ſpricht daher im entgegengeſetzten Falle mit erleuchteter Seele zu dem Allherrſcher der Welt fromm vertrauend die merkwürdigen Worte: „Nur ein reiner König herrſche, arge Könige müſſen nicht Macht haben! Der ſei mein König, der rein zu ſein und demüthig zu handeln ſtrebt; der geſchaffen iſt, um Beheſcht (Theil des Himmels, wo Ormuzd und die himmliſchen Geiſter wohnen) würdig zu ſein; der Heerden verſorgt und mir Nahrung gibt! Den klugen König, der mit Demuth vor Dir, o Ormuzd, erſcheint, verſorge, verdirb aber den grauſamen Verderber. Wie ſoll der Gute weiſe ſein wider den argen König. — Wenn der Menſch vor dich kommt mit lauter Sehnung nach Reinigkeit des Herzens, ſo thue wohl dem Lande! Bahman ſei Freund dem Wohlthäter! thue mir dieſe Gnade wider den Naturfeind Eſchem! (Dew der Gewaltthätigkeit und Grauſamkeit), der beſonders wider das Volk kämpft, welches Ormuzd ſchützt.) Dieſer Eſchem deckt Alles mit Verheerung. Aber den Menſchen, die durch Bahman im Geſetz erleuchtet, rein und heilig auf Erden leben, mit Eifer und Treue deine reinen Gebote thun, oder Freunde Bahmans ſind, denen allen willſt du König ſein, ſüßer, wohlthuender Ormuzd! Schütze dieſes Land dein Eigenthum; ſorge für Alles, warum ich dich gebeten habe! Ormuzd, mein reiner König! Allweſen alles deſſen, was ſein wird bis zur Auferſtehung! Schütze, o Ormuzd, die Geſchöpfe, der Gerechten reine und heilige Seelen. Der lieblichen Erde gebe ich mein Gebet. Mein König wandle auf ihr (lange Zeit), dieſer arge König, der nichts denn Böſes thut und Böſes redet, und klebt am böſen Geſetze, deſſen Herzensregungen grundverderbt ſind — dieſen Schüler der Dews mache kraftlo

g) Ard — gibt Weisheit, Größe, Edelmuth, Glanz, Güter; wird mit Arſching oder Aſcheſching, einem weiblichen Ized, für Eins gehalten. Unter dem letztern Namen erwarten beſonders die Par-

am Geiſt! — Ich gönne ihm einen Platz in den Wohnungen der Darudj's." — Ein weiteres Bitten der Parſen geht dann dahin: „Wenn ich ſtrebe, die Geſchöpfe der Heerden zu erfreuen und ihnen Nahrung zu geben, ſo leuchte über mich und lehre mich, großes, reines, allausgegoſſenes Licht, Freundin aller Lebendigen! — Jetzt ſprich zum König, reiner Ormuzd, daß er die Reinigkeit hervorſuche, daß der Menſch zu dieſer großen Handlung ſeine Kräfte ſpanne; dann wirſt du ſelbſt den Darvands dieſer Welt Gnade ſchenken! Wenn der König zu dir betet mit Reinigkeit, gib ihm eine Zunge der Weisheit. Lieblich ſei er dem großen Bahman! Wache, reiner Ormuzd, über des Königs Leben, gib ihm alles Großen Vollendung, laß ihm ſeines Herzens Sehnen und Neigungen erhaben ſein; durch dich werde er groß und glänzend, wie des Tages Licht, und ſei ihm noch Helfer, wenn ſein Leben aus iſt! Zu deinen Füßen bete ich; hinauf zu dir müſſen die Gebete reiner Hände ſteigen! Dir gefallen — denn ſie ſind dein!" — Mit Einfalt und Klugheit betet ſo der Parſe aus reinſten Herzenstrieben, nach ſeiner natürlichen Religion, zur Urquelle alles Lichts und Segens, und aller Gerechtigkeit, für Regenten wie Regierte. Nur die Ungerechten und Grauſamen verdienen Könige von verirrten Leidenſchaften. — Ein guter König iſt Mithra's Geſchenk; daher lobpreiſet der Parſe, unter Wiederholungen der vorigen Gebete, Mithra im tiefſten Dankgefühl für die Gabe eines reinen Königs in folgenden Worten: „Kein Menſch dieſer Welt iſt ſo groß durch den Verſtand ſeiner Natur, wie der himmliſche Mithra groß iſt, durch ſeiner Natur Verſtand. Kein Menſch dieſer Welt iſt groß durch Einſichten der Erfahrung, wie Mithra im Himmel. Mithra zernichtet alles Böſe (alle Darudjs); der große Mithra iſt des Ueberfluſſes Quell; er wirkt mit Kraft, und gibt dem Volk einen reinen König, Waſſerquellen, die in die Weite

ſen von ihm Geſundheit, tägliche Nahrung und Freuden.

b) Arduiſur, ein weiblicher Ized — kommt den

heilſam ſind. Wenn ich aus dem Herzen zu dir rufe, Schutzwächter Mithra, ſo gib mir für den König Licht und Glanz, einen ſtets blühenden Leib für den König; ſeiner Wünſche Vollendung mache ihn allzeit glücklich. Gib dem Könige Kinder der Vortrefflichkeit und Erhabenheit. Gib dem Volk einen muthvollen König, unbewegt im Guten, der ſchützt und Nichts denn Gutes denkt, daß dieſer König ernähre himmelswürdige Menſchen, die Böſen, die Ungerechten mit dem Gürtel ſchlage, mit Kraft und ohne Ermüden wache! Zernichte alle Laſterthäter und Arge, und den, der ſeine Luſt im Böſesthun findet, der gar nicht denkt, Mithra zu gefallen, — und Freude erwecke dem, der Mithra's Liebling iſt. Der König zerſtöre Neid und Tod, die böſen Keime, und laſſe dagegen leben die Kinder des Verdienſtes! — Das Prinzip des Guten und Böſen beſtimmte den verſchiedenen Inhalt dieſer Gebete der Parſen, die auf die Urreligion und die älteſten Urkunden des Menſchengeſchlechtes ſich ſtützen.

Ein Kämpfer ſtehſt du in der Welt;
Sei unter Gottes Fahnen Held,
Menſch, nicht des Böſen Sklave;
Beſtritten werde und verſchmäht
Des Laſters finſtre Majeſtät:
Dem Irrthum folgt die Strafe.
Was iſt der Sünden Lohn und Dank?
Es iſt der Völker Untergang.

a) Taverniers Reiſen durch Türkei, Perſien, Indien, überſetzt von Menudier. Nürnberg bei Joh. Hofmann 1681.

b) Vermehrte Moſcowitiſche und Perſianiſche Reiſebeſchreibung. Zweite Edition, von Adam Olearius. Schleßwig, durch Johann Holwein, 1656.

c) Geſchicht-, Kunſt- und Sitten-Spiegel ausländiſcher Völker von Eraſmo Francisci. Nürnberg, bei Joh. Andreas Endters 1670. S. 986. Abbildung des Feuerdienſtes der alten Parſen.

Todten zu Hilfe, hat einen jungfräulichen Leib, heißt Ormuzds Tochter und iſt das von Ormuzds Thron ausflieſſende Waſſer; von Arduiſur kommen alle Waſſer unter dem Himmel.

i) Aſchtad — Ized des Ueberfluſſes. Oſchens Mitgehilfe. Sein Sitz iſt ein Berg des Lebens, von da wacht er über die Erde und hilft der Menſchen Tagewerk vollbringen.

k) Asman d. i. Himmel — ſchützt wider den Duzakh.

l) Barzo — Schutzgeiſt über Bordi, woher die Waſſer ausſtrömen; Taſchters Gehilfe bei Austheilung des Waſſers auf der Erde.

m) Behram — der lebendigſte aller Izeds, mit einem himmliſchen Körper, deſſen Glanz von Ormuzd kommt, der ihn auch zum König der Weſen geſetzt hat, die er wie Feuer alle durchdringt; er erſcheint im Winde, und unter allerhand Thiergeſtalten.

n) Dahman — Glied des Himmelsvolks. Iſt mit unter den fünf Izeds der fünf Schalttage des Jahrs, die Gahs heißen; — Segen der Geſchöpfe und des gerechten Menſchen, deſſen Seele er von Seroſchs Händen nimmt und in den Himmel trägt.

o) Din — Ized des Geſetzes, gibt Wiſſenſchaft.

p) Farvardin — über den erſten Monat und neunzehnten Tag jedes Monats geſetzt, gibt Kraft und Licht.

q) Goſch — gibt alle Güter, Unſterblichkeit, Reinigkeit, vermehrt die Weſen, die Kinder des Verdienſtes, die für das Geſetz mit Eifer brennen, Freundſchaft der Gerechten, vertreibt Dews und hilft Dewsanbeter beſiegen.

r) Goſchorun — Ized der Heerden, Seele der Thiere.

s) Mah (Mond), weiblicher Ized, ſchützt den Keim zum Stier, gibt Wärme, Geiſt und Frieden; bei

ſeiner Fülle beginnt Alles zu grünen und zu wachſen; iſt wohlthätig und gibt allen Samen der Heerden.

t) Manſreſpänd — Ized als göttliches Wort, Schutzwächter des Himmels; ſein Glanz iſt rein, was er ſehen läßt, iſt gut.

u) Neriosengh — Ized des Feuers zu königlichem Muth, und des Friedens, ſchützt auch den Gerechten nach Gottes Willen, ſchützt zwei Theile von Kaiomarts Samen, zum Mannsgliede und zur Seele.

x) Parvand — weiblich.

y) Rameſchne-kharan — Glücks-Ized, gibt reine, dauernde Freuden.

z) Raſchne-raſt — Ized der Wahrheit und Redlichkeit, iſt ganz herrlich und weiſe, ſieht ſcharf und weit, ſchützt die Erde; zehn Tauſende von Himmelsgeiſtern ſind ſeine Begleitung; hat tauſend Kräfte und zehntauſend Augen.

aa) Seroſch — iſt Ormuzd der Erde, weil er ihr König iſt. Er iſt auf dem Gipfel der Welt über Alles erhaben, iſt lebendigſter und wirkſamſter aller Izeds, gehorſamſter und vielthätigſter; iſt der Menſchen Schutz, durch ſeinen Dienſt haben ſie das Geſetz.

bb) Taſchter (Tir), Ized und Stern (nach Anquetil der Syrius). Sein Auge iſt Gerechtigkeit und Güte; Schutz-Ized des Regens; erſcheint unter mancherlei Geſtalten, als Jüngling, muthiges Pferd u. ſ. f., belebt die ganze Natur durch fruchtbare Gewäſſer und Regen.

cc) Bad — Ized des Windes, gibt Kraft und Macht.

dd) Venant — Ized und Geſtirn (Orions Fuß), ſchützt im Mittage und gibt Geſundheit.

ee) Zemiad (Erde), gibt ewigen Thron, thut alles Gutes, wenn ſie gepflegt wird, iſt weiblicher Ized.

Anmerkungen.

Das rein heidniſche Prinzip hatte vergötternde Perſonifikationen. — Das orientaliſch-myſtiſche dagegen das Prinzip der guten und böſen Genien. Letzteres kann man ohne Bedenken auch ſelbſt im Einklang mit den heiligen Urkunden des Judenthums und Chriſtenthums das chaldäiſch-zoroaſtriſche nennen, weil es keinem Zweifel unterliegt, daß die Lehre von den Schutzgeiſtern einzelner Menſchen auch im neuteſtamentaliſchen Sinne bibliſch iſt *). Die ganze Vorſtellung gehört indeß nach Aſien. Denn wenn auch bei den Griechen und Römern der Begriff von einem Dämon oder Geiſt, der den Menſchen von ſeiner Geburtsſtunde an begleitet, oft genug anklingt und mit dem Glauben an die in den Sternen geſchriebene und von dort begabte Geburtsſtunde aufs genaueſte zuſammenhängt; **) ja wenn wir in der hiſtoriſch bekannten Erſcheinung, die Brutus vor ſeinem Tode im Zelte hatte, auch ſchon den Glauben an einen böſen, uns ſtets zum Unheil umſchleichenden Genius völlig begründet finden, ſo war dies doch bei jenen geiſtvollen und doch entgeiſterten Völkern, die wir die klaſſiſchen nennen, nie allgemeiner Volksglaube. Auch iſt ſelbſt beim Plato und allen, die aus platoniſcher Quelle geſchöpft haben, nur immer von einem Genius als Schutzgeiſt und Begleiter jedes einzelnen Menſchen die Rede, der aber aller-

*) Bauers hebräiſche Mythologie, Th. 1, S. 118. Bretſchneiders Handbuch der Dogmatik, B. 1, S. 608.

**) Genius — vultu mutabilis, albus et ater. *Horat.* Epist. II, 2, 189. — Creuzer Symbolik und Mythologie, Th. 3, S. 68—88.

dings, da, wo er dem Menſchen, dem er als unzertrennlicher Gefährte zugegeben wurde, in verhängnißvollen Augenblicken ſich offenbart, auch als ein drohendes, Unglück verkündendes Weſen, wie dort bei Philippi dem Brutus, erſcheinen kann. Allein rein Zoroaſtriſch und auf die Feruers und Dews in der Zendlehre begründet, iſt die Annahme von einem Doppelgenius, der dem Menſchen zugeordnet, ſeine guten und böſen Schickſale und Entſchlüſſe leitet. — Indeß findet ſich auch dieſer doppelte Genius in den alten Wandgemälden der hetruriſchen Begräbnißgrotten von Taquinii, oder, wie jene Gegend jetzt heißt, von Corneto, wo ein Verſtorbener von zwei geflügelten Genien, einem weißen und ſchwarzen, die ſich zugleich vor ſeinen Wagen geſpannt haben, fortgezogen wird *).

Es iſt nach Zoroaſters Lehrſyſtem das ſchreckliche Vorrecht der Hölle, daß, wen ſie einmal mit Stricken wilder Luſt umgarnte, kein betender und kein liebender Engel aus den Netzen, die unauflöslicher ſind, als die im Olymp Vulkan um die ehebrecheriſche Luſt zu ſchlingen wußte, ihn loszubeten und loszureiſſen vermag. — Gretchen muß ja als Kindermörderin untergehen! — Und wiederholt ſich nicht die Geſchichte vieler ohne Rettung verlorener Verbrecher, die mit blutiger Unterſchrift ihre Seele dem Teufel verſchrieben, in großen Städten, wo neben jedem Gott geweihten Tempel der böſe Feind ſich zehn Kapellen baut, noch alle Tage vor unſern Augen, wenn wir nur die Sache mit dem hölliſchen Vertrag und dem kontrahirenden Teufel

*) Der Britte Byrns gab dieſes Gemälde zuerſt in den Philosophical Transactions. D'Agincourt bildete es in ſeiner Histoire de l'art dans sa décadence, Livr. I pl. X!, ab. Micirli, in ſeiner Italia avanti il dominio dei Romani, pl. LII, gab es am deutlichſten.

nicht ganz ſo buchſtäblich und ſinnlich verſtehen, wie unſere einfältigen, vom Zwielicht der Aufklärung noch nicht ſo ganz entteufelten Vorfahren es verſtanden. — Trauernd verläßt der Schutz-Engel, wie ihn Klopſtock ſingt und Füger nach Klopſtock malt, den nicht zu rettenden Frevler. Wir erblicken den zum Verderben reifen Judas Iſchariot. Da ſpricht Seraph Ithuriel zum Vollſtrecker des Urtheils, Obbadon:

— ſieh, er geht zum Tode; noch einmal
Wollt' ich ihn ſehn, denn ich war ſein Engel! Jetzt laß ich den Sünder
Dir und der Rache. Ich bin ſein Hüter geweſen, doch nimm ihn.
Nimm ihn, er opfert ſich ſelbſt, und führ' ihn zum ew'gen Tode!
Aber ich hülle mich ein und wende mein Antlitz. Er eilte
Mit den fliegenden Worten davon.

Klopſtocks Meſſias, ſiebenter Geſang, von 183 ff.

Plutarch (Kap. 55), im Leben des Dion, erzählt uns folgende Erſcheinung. „Während die Verſchwörung angelegt war, hatte Dion eine ſchreckliche Erſcheinung. Er ſaß eben gegen Abend ganz allein und in Gedanken vertieft in einem Portikus ſeines Palaſtes. Bei einem plötzlichen Geräuſche blickte er nach dem andern Ende des Säulenganges und ſah im Zwielichte eine große Frauen-Figur, die in Verlarvung und Bekleidung von einer tragiſchen Furie in nichts verſchieden war, und mit einem Beſen das Haus fegte. Voll Entſetzen und Graus berief er ſeine Freunde, und erzählte ihnen die gehabte Erſcheinung. Er bat ſie, die Nacht bei ihm zu bleiben, fürchtend, daß, wenn er allein bliebe, das Fantom ihm wieder erſchiene. Dies kam nun zwar nicht wieder; aber einige Tage darauf ſtürzte ſich ſein Sohn, der ſchon zum Jüngling heranreifte, vom Dach herab und gab ſeinen Geiſt auf. —

Erhabene Geiſterſpiele ſind keine Mährchen, und ſelbſt tief denkende Männer erkennen die Behauptung als keinen Mißgriff, daß die unſichtbare höhere Welt, die Nähe des Geiſterreichs, ſich in ſtillen Ahnungen unſerm Gemüthe offenbart.

Es iſt hier ganz geeignet, zur Vergleichung der Dogmen der Perſer mit jenen der Juden einige Erörterungen über den Glauben Iſraels von den guten Engeln zu geben. — Der Talmud als Inbegriff der ganzen alten jüdiſchen Kaſuiſtik und Polemik lehret, daß die guten Engel die himmliſchen Kugeln (Sphaeras) bewegen; daß dazu ſiebenzig beſtimmt ſeien, die zugleich über die ſiebenzig Völker der Welt als Fürſten und Regenten geſetzt ſeien, und den Thron der Herrlichkeit umgeben; jedes Geſtirn, jedes Land, jede Sprache, jede Stadt habe einen ſolchen himmliſchen Fürſten als Wächter, Hüter und Fürſprecher, Verſorger: Gabriel ſchütze als Fürſt des Feuers, Michael als Fürſt des Waſſers, und über alles Irdiſche ſeien gute Engel geſetzt. Zum Vergleiche mit den perſiſchen Izeds bemerken wir hier die vorzüglichſten nebſt ihren Funktionen. — Der höchſte gute Engel des Feuers heißt Jehuel, unter ihm ſtehen ſieben, welche dem Feuer vorgeſetzt ſind; ſie heißen: 1) Seraphiel, 2) Gabriel, 3) Nuriel, 4) Tammael, 5) Schimſchiel, 6) Hadarniel, 7) Sarniel. — Michael iſt als Fürſt über das Waſſer geſetzt; unter ihm ſtehen ſieben Fürſten mit folgenden Namen: 1) Ranael (oder auch Daniel), 2) Ariel, 3) Malkiel, 4) Chabriel, 5) Sichriel, 6) Minniel, 7) Geriel. — Ueber die wilden Thiere iſt der Jechiel geſetzt mit drei Unterfürſten, nämlich: 1) Paſiel, 2) Gaſiel, 3) Chaviel (oder Chaniel). — Ueber die Vögel iſt der Fürſt Anpiel (oder Afael) mit zwei Unterfürſten: 1) Baaliel

und 2) Aſiel. — Ueber die zahmen Thiere iſt der Fürſt Hariel oder Ariel mit drei Unterfürſten, als: 1) Laſiel, 2) Parviel, 3) Huſiel. — Ueber die Waſſerthiere iſt Samniel und über alle kriechenden Meſannahel als Fürſt geſetzt. — Fürſt der Winde iſt Ruchiel mit den drei Unterfürſten, als: 1) Chaſakja, 2) Uſiel und 3) Aſael. — Ueber die Donner iſt Gabriel, Nuriel über den Hagel, dann Maktuniel über die Felſen geſetzt. — Alpiel iſt Fürſt aller fruchtbaren und Saroel aller unfruchtbaren Bäume, — über die Menſchen aber iſt Sandalfon geſetzt. Die gute Liebe, Wach' und Hut, Gnade und Gunſt, Furcht und Schrecken, Friede und Krieg, Kräfte, Schlaf und Gedächtniß haben beſondere Fürſten; für das Wachsthum und Gedeihen einer jeden Pflanze wacht ein Engel, und Chardaniel iſt über das Firmament geſetzt; er ſoll ſechshundert tauſend Meilen höher ſtehen, als alle übrigen. Der Engel der Sonne heißt Galgaliel und jener des Mondes Ofaniel. Der erſtere, welcher die Sonne regiert, hat zweihundert ſechsundneunzig Heere, nach der Zahl des Wortes haarez, welches dieſe Zahl ausmacht. Vier Engel ſollen vor und vier hinter der Sonne gehen: die erſten wachen daß ſie die Welt nicht verbrenne, die letztern daß ſie die Welt nicht kalt mache. — Wie bei den Perſern ſo ging auch bei den Juden die Wirkſamkeit der Genien ins Unermeßliche, und in allen Religionen des Orients finden ſich in dieſer Lehre verwandte Ideen. Auch einen Mithra hatten die Juden in ihrem Metatron, dem vornehmſten unter allen Engeln; er iſt der König der Engel, alle himmliſchen Heere ſtehen unter ſeiner Botmäßigkeit, alle müſſen ihm gehorchen. Er wird Chaldäiſch „Matteralh" Hüter der Welt und griechiſch μηνυτωρ (Menitor) ein Geſandter

geheißen. Er iſt Herrſcher über alle Herrſcher, ein König über alle Könige, der da gewaltig regiert. — Deswegen nannten ihn die Kabbaliſten Metatron, (Meria sis) das Einen bedeutet, der mit Stärke ſeine Herrſchaft führt. — Metatron iſt der Engel, der Fürſt der Welt, des Geſetzes, der Weisheit, der Stärke, der Herrlichkeit, des Tempels, der Könige, der Hohen und Mächtigen im Himmel und auf Erden. — Metatron macht in der Zahl ſo viel als Schaddai (314), welches Wort den Allmächtigen bedeutet, und demnach iſt ſeines Herrn Name in ihm. Er iſt ferner der Engel des Todes, der Fürſt aller Völker der Welt, und theilt ſelben Nahrung und Früchte aus. — Viel Aehnliches hat daher Metatron mit Mithra, dem erſten Jzed der alten Perſer *).

b) Schöpfung der ſichtbaren Welt.

In ſechs Zeitfolgen ſchuf Ormuzd die ſichtbare Welt — Himmel und Erde. — Die Amſhaſpands waren dabei wirkſam.

*) Metatron iſt der Engel des Todes. — Gott eröffnet täglich dem Metatron, welche Menſchen zum Tode beſtimmt ſeien; letzterer hat zwei Unterfürſten, den Sammael für die Seelen auſſer dem Lande Iſrael, und Gabriel, inner demſelben; beide haben viele dienende Heere, welche ſie auf Metatrons Befehl abſenden, die Seelen von der Welt wegzunehmen. Dieſe Engel haben verſchiedene Grade nach der Würdigkeit jener Seele, die ſie holen. Metatron bringt die Seelen der weiſen Rabbinen alle Nacht in den Himmel; er ſoll der Lehrer Moſes geweſen ſein, und hat die Macht vorzugsweiſe hinaufzuſteigen durch das Geheimniß der neunhundert fünfundfünfzig Firmamente; er empfängt die Gebete der Iſraeliten, — iſt der Fürſt des Angeſichts, d. h. er genießt allezeit und ewig die Anſchauung Gottes. — Wie ſehr identifizirt ſich daher Metatron mit dem perſiſchen erhabenen Jzed Mithra!

1) Zuerſt ſchuf Ormuzd das Licht zwiſchen Himmel und Erde und Stand- und Irrſterne.

2) Darauf das Waſſer, welches die ganze Erde bedeckte, in die Tiefen der Erde ſtieg, und durch himmliſchen Wind, der es durchdrang, wie der Geiſt den Leib, in die Höhe getrieben wurde, damit ſich Wolken bildeten. Darauf ſchloß Ormuzd dieſes Waſſer ein, und gab ihm zur Grenze die Erde.

3) Alsdann ward die Erde. Hier war Ahriman mit geſchäftig, wie auch beim Waſſer. Denn dieſe Elemente haben ſchon Finſterniß und Finſterniß kommt von Ahriman. Albordj (Erſter der Berge, in deſſen Bezirk Glück und Segen iſt), wurde zuerſt geboren, darauf die übrigen Gebirge der Erde. Albordj iſt der ganzen Erde Kern, Wurzel, Herz, Nabel.

4) Ferner wurden Bäume aller Art geſchaffen. Anfangs ließ Ormuzd einen Baum werden, der war dürr; aber Amſhaſpand, dem Ormuzd die Bäume anvertraut hat, ſetzte den Keim dieſes Baums, wie Taſchter über die ganze Erde Regen ausgoß, in Taſchters Waſſer, und da wuchſen Bäume auf der Erde, wie Haare auf des Menſchen Haupte.

5) Fünftens wurden die Thiere. — Zuerſt wurde ein Stier gebildet. Dieſer ſtarb, und aus ſeinem Schwanze gingen fünfzig Geſundheit gebende Pflanzen, die ſich auf Erden mehrten. Die Izeds brachten den Samen dieſes Stiers in den Mondhimmel, durch deſſen Licht er gereinigt wurde, worauf Ormuzd einen neuen ſchönen Körper daraus bildete, den er belebte. Hieraus zeigte ſich ein neues Paar, das wurde Vater und Mutter aller Thiergeſchlechter auf der Erde, in der Luft und im Waſſer.

6) Endlich wurden Menſchen. Das ging ſo zu. Nach den Zendbüchern iſt der Keim zum erſten Menſchen

auch aus dem Stier. Das Parſen-Syſtem läßt Nichts aus Nichts werden. Alles muß nach ſelbem Keim und Samen des Werdens vorher haben.

Der erſte Stier iſt den Parſen ein wichtiges, vielſagendes und heiliges Bild; er enthält den Keim und Samen von Allem, was unter dem Himmel lebt und wächſt. Alle Arten von Geſchöpfen haben ein Erſtes, Oberſtes, einen Mittelpunkt, worin ſich Alles vereinigt und woraus, wie aus dem Mittelpunkt (dem erſten Stier, der allgemeinen Quelle) Alles ausgefloſſen iſt. Wie Ormuzd mit ſeinen Himmelsweſen Geſchöpfe mannigfaltigen Lebens auf Erden entſtehen laſſen wollte, ſo mußte er, nach der Parſen Meinung, zuerſt ein Geſchöpf haben, worin er den Samen alles Lebendigen zur Fruchtbarwerdung und Entwickelung niederlegen konnte. — Dieſes Ideal der Allentwickelung nennen ſie Stier.

Den Urvater des Menſchengeſchlechts Kaiomorts. Er war lichtglänzend, mit himmelan ſchauenden Augen, rein durch ſeinen Feruer, lebte noch dreißig Jahre nach des Stieres Tod. Ahriman bracht' ihm den Tod; und wie er ſtarb, weiſſagete er den künftigen Triumph des Menſchengeſchlechts über Ahriman. Beim Sterben ließ er ſeinen Samen zurück, den die Sonne reinigte; aus dieſem wuchs ein Baum, den Ormuzd zum Doppelmenſchen bildete, dieſer trug ſtatt Früchte, zehn Menſchenpaare. Das erſte Paar waren Meſchia und Meſchiane, des ganzen Menſchengeſchlechts Stammältern. — Sie waren anfangs rein und unſchuldig, der Himmel ſollte ihnen werden, wenn ſie rein wären in Gedanken, rein und demüthig im Herzen, rein in ihren Thaten. Anfangs thaten ſie das und erkannten Ormuzd für den einzigen Schöpfer aller Dinge, beteten auch keine Dews an. Sie lebten aber ſchon

in dem Jahrtauſend, da Ahriman Gewalt hatte, Böſes ins Gute zu miſchen, und ſo wurde zuerſt Meſchiane, das Weib, und darauf Meſchia von Ahriman, der ſich ihrer Gedanken und Begierden des Herzens bemächtigt hatte, verführt und Beide wurden Darvands (böſe Sünder). Doch vermehrten ſie ihr Geſchlecht durch Zeugungen.

Wie Ormuzd alle Schöpfung vollendet hatte, ſo feierte er der Schöpfung zu Ehren mit den Himmliſchen Gahanbars. Dieſes Schöpfungs-Feſt wird von den Parſen am erſten Tag des neuen Jahres immer erneuert, wobei ſie ſich zu einem heiligen Tanz in einem Garten verſammeln. Mobed, ein Prieſter zweiten hierarchiſchen Rangs, wünſchet ihnen dabei Freuden, Güter der Erden und des Himmels. — So wie Kaiomorts der Urvater der Menſchen iſt, ſo wird er auch der Erſte bei der Auferſtehung ſein.

6) Ahrimans Reich.

Ahriman, grundarger Feind Ormuzds und alles Guten, dachte, ſo bald er nur konnte, auf Schöpfung einer Reihe von Weſen, die ihm in Allem ähnlich wären, — Feinde Ormuzds und ſeiner reinen guten Geſchöpfe wie er, und die wie Ahriman, aus innerm Quell der Bosheit und Feindſchaft, an Zerrüttung der Welt Ormuzds arbeiteten. Wie auf Erden Thier gegen Thier iſt, ſo iſt im Reich der unſichtbaren Weſen Geiſt gegen Geiſt. Die erſten ſieben ſind das im Reich der Finſterniß, was die ſieben Amſhaſpands im Lichtreich ſind; jeder hat ſeinen beſondern Namen und beſondern Widerſacher unter den Amſhaſpands, womit er zunächſt zu kämpfen hat. — Dieſe ſieben Erzdews ſind an die ſieben Planeten gekettet. Eigentlich iſt ihr Zug von Norden aus; ſie ſind weib-

lichen und männlichen Geſchlechts (?); alle Uebel, wie ſie Namen haben mögen, kommen von ihnen, jeder iſt eine beſondere Quelle, andere ſind Mitwirker, wie die Amſhaſpands ihre Begleiter und Mitwirker (Hamkars) an Izeds, und dieſe an geringern Izeds haben. Sie erſcheinen unter allerhand Geſtalten auf Erden, als Schlangen, Wölfe, Menſchen, Fliegen. — Am Ende der Dinge und Zeit ſoll Alles ohne Dews ſein, ſo daß, nach einigen Gelehrten unter den Parſen, alle Dews, Ahriman ausgenommen, zernichtet werden ſollen; nach andern ſoll nicht nur Ahriman, ſondern auch die ſieben Erzdews wieder Licht werden. Sie ſind wie die guten Geiſter unzählbar.

Die mächtigſten mit ihren Hauptkaraktern ſind folgende:

1) Akumann — unter allen von Ahriman zuerſt geſchaffen. Bahmans Neidbuhler, ganz Gift in ſeinen Gedanken, unter allen Dews der Häßlichſte. Er plagt vorzüglich den edel und gut lebenden Menſchen.
2) Areſchk — Dew (Teufel) der Neidſucht.
3) Aſchmogh — ein Erzdew, raubt alles Gute von der Erde und bringt dafür alles Böſe. Das Wort der Wahrheit iſt ihm wegen auſſerordentlicher Grundbosheit unerträglich. Er heißt auch zweifüßige Schlange.
4) Aſtuiad — Dew des Todes, raubt dem Todten die Seele.
5) Böte — beſitzt und lähmt Gelenke und Fugen des menſchlichen Leibes.
6) Dereveſch — Dew der Armuth.
7) Djadu — Dew der Magie.
8) Djn — Dew der Unreinigkeit.
9) Egheteſch — Dew der Zerrüttung des Herzens.

10) Eſchem — Dew des Neides, Seroſchs Neidbuhler.
11) Epeoſche — erſcheint unter Roßgeſtalt.
12) Keſoſch — gibt Zwerggeſtalt.
13) Khevezo — Todtenbeſitzer.
14) Khiveh — Freund des Feuers und Waſſers.
15) Tonde — Dew der Trunkenheit.
16) Neſoſchs — ein ganzes Heer von Dews, die aus Norden ſchwärmen.
17) Peeteſch — Dew aller Reden der Falſchheit, Läſterung.
18) Sor — Seroſchs Neidbuhler.
19) Vazireſch — beſitzt die Todten.
20) Vato — Dew des Ungewitters.
21) Verin — wider den Regen.
22) Zaretſch — Allverderber. — U. ſ. f.

Dies ſind die am meiſten vorkommenden Dewnamen. Faſt jedes Laſter, jede böſe Neigung, jede Plage, Krankheit hat ihren Dew. Jeder Wohlthäter unter den Amſhaſpands und Izeds hat mit vielen und beſonders mit einem Hauptdew zu kämpfen.

In dieſem beſtändigen Kampf guter und böſer Geiſter, Menſchen, Naturkräfte, liegt nun die Miſchung des Guten und Böſen, wie ſie in der Welt ſichtbar iſt. Alles Gute, lebendige Kraft und Wirkung, wie das Böſe, leitet der Parſe aus dieſen Quellen her und führt es wieder in dieſelbe zurück; dieſes hält ihn in einer beſtändigen Regſamkeit, Lebendigkeit und Aufmerkſamkeit. — Dieſe Welt der Uebel, wie er ſie nennt, iſt nun einmal unter gute und böſe Prinzipien, Weſen, wirkende Urſachen vertheilt; des Guten iſt allezeit nur ſoviel vorhanden, als wirkende Urſachen ſind und Ahriman mit ſeinen Dews geſchlagen wird. Darum ſieht ſich jeder Parſe an, wie ein Krieger unter dem

Volke Ormuzds; darum kann er nicht ſündigen, ohne alle Izeds zu betrüben, die Kräfte des Guten in Ormuzds Welt zu ſchwächen, — und keine Todſünde begehen, ohne ſelbſt ein Dew-Menſch, ein Glied in Ahrimans Welt zu werden, da ſeine Religion keine zeitliche Verſöhnung und Verzeihung dem Sünder durch Buße und Beſſerung gewährt.

Anmerkungen.

Die Verehrung Mithra's verlor ſich zwar, ſie ließ aber nach philoſophiſchen Anſichten der Geſchichte im Chriſtenthume einen böſen Dämon mit einem langen Schweife zurück, der bis auf dieſe Stunde Tag und Nacht herumſpukt, und durch ſein von der Sonne entlehntes Farbenſpiel die leichtgläubigen Menſchen zu blenden ſucht; wie folgende Betrachtungen zeigen werden.

Das ungemiſchte Heidenthum konnte bei ſeinem Religionsprinzip an keine überirdiſchen Weſen glauben, mithin auch keine „Wunder“, weder theiſtiſche, noch dämoniſche, im ſupranaturaliſtiſchen Sinn dieſes Worts anerkennen.

Aber ſchon früh entwickelte ſich mitten in der realiſtiſchen Weltanſicht des Ethnizismus der älteſte Idealismus, oder jenes höhere Intellektual-Syſtem, welches in verſchiedenen Richtungen nach und nach den Orient durchzog, und beſonders in Mittel- und Oſt-Aſien ſeiner würdige Früchte trug *).

*) Schellings Vorleſungen S. 193 ff. Myſterioſophie, oder über die Veredlung des proteſtantiſchen Gottesdienſtes u. ſ. w. Th. 2, S. 597 ff. — Dämonomagie von G. C. Horſt. Frankfurt am Main, bei den Gebrüdern Wilmanns. 1818. 1 Th. S. 23.

Die Wahrnehmung eines ſcheinbaren Widerſtreites in der Natur, wo hervorbringende und zerſtörende Kräfte ſtets einander entgegen wirken, verbunden mit dem Beſtreben, das moraliſche Uebel zu erklären, — die ſchwerſte Aufgabe aller Religionsſyſteme — erzeugte hier nebſt manchen andern Religionsphiloſophemen die Annahme zweier, gleichmächtigen *) höhern Weſen, deren das Eine Urheber alles Guten, das Andere Urheber alles Böſen in und auſſer dem Menſchen ſei. Man findet dieſe Anſicht bei mehrern Völkern, welche ſich vom Kaukaſus und Mittelaſien her in vielfachen Richtungen verbreiteten; z. B. ſelbſt bei dem ſlaviſchen Stamm, der ſich ſpäterhin bis nach Deutſchland hin ausdehnte. Unter dem mediſchen König Guſchtaſp (von den Griechen Cyaxares I genannt) erfuhr die mediſche Religion durch Zoroaſter, oder eigentlich Zerothoſchthro (im Neuperſiſchen Zerduſcht), eine welthiſtoriſch wichtig gewordene Reform. — Wahrſcheinlich waren ſelbſt auch die Medier ſchon lange zuvor, ehe dieſer Weiſe ihre Religionsanſichten veredelte, in dieſem Punkte dieſem Glauben ergeben. Dem ſei indeß, wie ihm wolle — Zoroaſter baute ſeine ganze Religionslehre auf dieſe Annahme. — „Ormuzd iſt ihm (wie wir vernahmen) der Urheber des Lichts, oder alles Guten; Ahriman der Urheber der Finſterniß, oder

*) Ob gleich-mächtigen? — dies hat man neuerdings mit Gründen, die Prüfung verdienen, beſtritten, worauf wir uns hier aber nicht einlaſſen können. S. J. Horns bibl. Gnoſis, oder pragmatiſche Darſtellung der Religionsphiloſophie des Orients u. ſ. w. (Hannover 1805). S. 127 f. § 18. Paradise Lost. The Author *John Milton*, traduit par *Jacques Delille*. Tome premier, à Paris, chez Giguet et Michaud, impr.-libraires; rue des bons enfans, Nro. 6. 1805. XIII.

alles Böſen.“ — Jedes dieſer mächtigen Grundweſen hatte eine Menge von höhern Naturen niedern Ranges unter ſich, die in ſeinem Dienſt ſtanden und ſeinen Willen zu erfüllen ſtrebten. Unter Ormuzd ſtanden ſieben Amſhaſpands und eine große Anzahl von Izeds. Unter Ahriman ſtanden die Dews, böſe, ſchadenfrohe, geiſtige Naturen *).

Ja, ſelbſt die Menſchen waren nach Zoroaſter von doppelter Art. Gute — Mazdeiesnan's — und Böſe — Kharfeſters. — Jene rührten von Ormuzd her, dieſe ſtammten von Ahriman ab.

Obgleich der Teufel der Chriſten mit dem Ahriman der Perſer dieſelbe Rolle ſpielt; ſo ſind wir doch ſeines Urſprungs wegen nicht verlegen. Da wir wiſſen, daß alle Weſen durch Gottes Macht aus dem Nichts gezogen ſind, ſo zweifeln wir auch nicht, daß er eben ſowohl als die guten Engel geſchaffen ſei. Wir ſagen aber, er ging rein aus Gottes Händen, mißbrauchte ſeine natürliche Freiheit, und empörte ſich wider ſeinen Urheber: dadurch iſt er Urheber aller Unordnungen in der Welt geworden, und dieſes hat Gott zugelaſſen. Wir fügen hinzu, daß er, ungeachtet aller ſeiner Verkehrtheit, ſeinem Weſen, Verſtand und übrigen Kräften nach, doch noch gut ſei, und ſein Verderben bloß in ſeinem Willen zum Böſen liege. — Die Lehre vom Satan, als Verſucher der Menſchen zur Sünde auch nach der Erlöſung durch

*) Vergl. Horns bibl. Gnoſis u. ſ. w. S. 147 f. und auſſer den dort angeführten ältern Schriften von Hyde, Tychſen u. ſ. w. (auſſer Anguetil du Perrons Zend-Aveſta ſelbſt, Deutſch von Kleuker). — War Chriſtus unſerm göttlichen Herrn und Lehrer der Zend-Aveſta ſo fremd, wie dem Zoroaſter die Geſchichten Abrahms und Moſes? — —

Chriſtus, liegt tief in der Bibel, in den Zeugniſſen der heiligen Väter, in dem Lehrbegriffe, in der Liturgie der Kirche und in der Freiheit des Menſchen. Wir gehen ſonach zur weitern Löſung dieſer Begriffe über.

Nichts iſt natürlicher, als daß die „Juden", während ſie unter den Verehrern der zoroaſtriſchen Lehre lebten, mit Ahriman bekannt werden mußten. — Eben ſo erklärbar iſts, daß ſich ihnen dieſe Religionsphiloſophie, die ſo viel Empfehlendes für den ſpekulirenden Verſtand hat, — freilich nur auf einer gewiſſen Stufe! — und die die ſchwerſten Probleme ſo leicht zu löſen ſcheint, ſehr empfehlen mußte. — Von dieſem Zeitpunkt an finden wir daher — zum Theil ſogar in einem gewiſſen Widerſpruch mit ihren frühern Religionsanſichten — bei den Juden manche Annahme herrſchend, deren Urſprung auf keine andere Weiſe, als durch die Einwirkung zoroaſtriſcher Lehren auf ſie hiſtoriſch befriedigend erklärt werden kann *).

*) Vergl. J. E. C. Schmidts Handbuch der K. G. Th. I S. 13 f. und deſſen Bibl. f. K. u. E. B. I S. 526 f. Man hat dieſem Gelehrten in der A. L. Z. 1802 Nr. 27 den Vorwurf gemacht, er ſei zu geneigt, manche Ideen geradezu von Zoroaſter abzuleiten, ſtatt daß ſie eben ſo gut und richtiger von orientaliſchen Philoſophemen überhaupt abgeleitet werden könnten, die über den ganzen Orient verbreitet waren, und ſich in dem Religionsſyſtem Zoroaſters ebenfalls finden, ohne daß man gerade Perſien als die Quelle derſelben zu betrachten braucht. Bei den oben berührten Annahmen aber leidet es keinen Zweifel, daß ſie von Zoroaſter zuerſt in ein Ganzes, in eine beſtimmte religiöſe Weltanſchauung gebracht wurden, wenn ſie auch ſchon vorher im Orient verbreitet waren.

Hierher gehört vor allen andern die Annahme eines „Satans“, ſo wie die Annahme von „guten und böſen Engeln.“

Was Ormuzd bei Zoroaſter iſt, iſt Jehova bei Moſe. Sollte aber die moſaiſche Staats- und Religionsverfaſſung nicht zernichtet werden, ſo konnte Jehoven kein zweites gleichmächtiges Weſen an die Seite geſetzt werden. Die Juden nahmen daher einen Satan *) an, der von Jehova geſchaffen und anfangs gut geweſen, ſpäterhin aber durch einen Akt der Freiheit, vermittelſt ſeines Abfalls vom guten Prinzip, böſe geworden ſei. Dieſem nun ſchreiben die ſpätern Juden das Alles zu, was Zoroaſter dem Ahriman zugeſchrieben hatte; ja ſie erblickten jetzt dieſen gefährlichen Geiſt ſchon in jener Schlange, durch welche die Stammältern des Menſchengeſchlechts verführt worden waren. — Die Diener des Ormuzd, die Izeds und Amſhaſpands, wurden von ihnen in gute Engel und Erzengel verwandelt, und als Weſen, die der Gottheit nahe ſtanden, verehrt: die Dews, als Diener Ahrimans,

*) Die Idee des „Satans“ wurde verſchieden aufgefaßt, auch als öffentlichen Anklägers, wie z. B. Hiob 2; denn wenn nicht dies ganze merkwürdige Buch den Zeiten des Exils angehört, wogegen freilich manches ſtreitet, ſo iſt doch dieſer Introitus oder Prolog, wie ſchon von mehrern ältern Erklärern, Michaelis, Döderlein, Hufnagel u. ſ. w. bemerkt worden iſt, wohl ſchwerlich von höherm Alter. Uebrigens führte Satan bei den Juden noch mehrere, zum Theil etymologiſch prägnante Benennungen, als Samael, Leviathan, Luzifer u. ſ. w. Andere mehr poſſierliche Namen (obgleich Beelſebub und Samael auch ſchon poſſierlich genug ſind) haben ihm die die neuern Juden und Rabbiner zu geben die Ehre erzeigt.

wurden von ihnen böſe Engel, Teufel, Dämonen u. ſ. w. genannt, und als ſchadenfrohe, Verderben bringende Weſen gefürchtet und bekämpft.

Seit den Zeiten des babyloniſchen Exils finden wir dieſe Annahme im Judenthum.

Zu den Zeiten Jeſu war der Glaube an dieſe böſen Weſen und ihre Einwirkung auf die Menſchen bis zu einer furchtbaren Höhe geſtiegen, und wollte man eine Parallele ziehen, ſo könnte man ſagen, was die Zauberer und Hexen im ſiebenzehnten Jahrhundert waren, das waren die Beſeſſenen zu Chriſti Zeiten. Leider jedes Jahrhundert hat ſeine Thorheit; jedes Zeitalter in der Weltgeſchichte, wie im menſchlichen Leben ſeine eigene Schellenkappe: nur daß die Züge von Verirrung oder Unſinn einmal ſtärker als das anderemal hervorſpringen. Und immer nur erſt, wenn die Zeit ihre Rechte behauptet hat, erkennen wir, wie wir gefehlt, geſchwärmt, geraſ't haben, ſo daß ſtets das eine Zeitalter die Nemeſis von dem andern, aber dann leider jedesmal zu ſpät, übernimmt. — Armes Menſchengeſchlecht! — Zwar dieſer Aberglauben wird nicht wiederkehren; aber wer weiß, welche neue, den ſpätern Jahrhunderten unglaublich ſcheinende Geiſtesverwirrung uns in einem der nächſten Jahrhunderte bevorſtehen kann! Ehre darum noch einmal auch der bloßen Verſtandesaufklärung, ohne deren Fortſchritte, wie wir aus dem Glauben an Beſeſſene, Zauberei und Hexen ſehen, Alles möglich iſt, ſo ſehr man ſolche in anderer Hinſicht auch wieder als einſeitig, und der wahren Vernunftkultur oder der Herrſchaft der Ideen widerſtreitend anzuklagen das Recht hat.

Dieſe aus dem Zoroaſtrismus zum Judenthum übergegangenen Annahmen gingen nun von dieſem in das „Chriſtenthum“ hinüber, und wurden im

Geiſt dieſer neuen religiöſen Weltanſchauung modifizirt und ausgebildet. Dies läßt ſich durch alle chriſtlichen Jahrhunderte hindurch hiſtoriſch nachweiſen. Die Dämonologie ward vom Anfang des Chriſtenthums an ſtandhaft im ächten Geiſt deſſelben ergriffen und ausgebildet.

Dieſer Geiſt war die Anſchauung „Eines“ ewigen und unendlichen Grundweſens. — Als vom Ende des zweiten Jahrhunderts an daher Verſuche gemacht wurden, den ältern oder urſprünglichen Parſismus und Zoroaſtrismus an ſich mit den Formen des Chriſtenthums zu befreunden; ſo wurden dieſe Verſuche, mit ſo viel Scharfſinnigkeit ſie zum Theil auch angeſtellt wurden, und ſo ſehr ſie ſich auch damaligen beliebten Philoſophen und Zeitanſichten anſchmiegten *), dennoch ſtandhaft von den Katholiken, als der Grundform des Chriſtenthums widerſprechend, abgewieſen, und nach einem ſchweren Kampfe zuletzt ganz unterdrückt.

Von dem Zoroaſtrismus abweichend, war das Syſtem Pythagoras und Plato's. — Es hatte folgenden Hauptgrundſatz: „Alles Guten Urheber iſt allein Gott, alles Böſen hingegen jedes andere, nur nicht Gott. — Die Magier nahmen ein Grundweſen an, das ſeiner Natur nach eben ſo böſe ſei, als Gott gut iſt. Die griechiſchen Philoſophen hingegen, von einem mildern und heiterern Geiſt, konnten ſich kein ſolches Weſen, wie die Orientaler, denken, das dem Grunde ſeines Weſens nach durch und durch

*) Auſſer den bekannten Schriften von Hyde, Beauſobre, Wolf (Manichaeismus ante Manichaeos) und Andern ſind für obige Behauptung beſonders Foucher über das Syſtem des Manes, in Kleukers Anhang zum Zend-Aveſta. Bd. I Th. II S. 186 ff.

böſe wäre, wie der ſpätere Teufel des Chriſten; daher erkannten ſie nur zwei ewige Subſtanzen, Gott und die Materie, welche letztere ſie ſich als ein Gemiſch von Gut und Böſe dachten. Sie machten die Materie ewig, und ſetzten ſie in eine gewiſſe Antipathie oder Feindſchaft mit Gott. — Nach dieſem Syſtem beſtand der Menſch aus drei Theilen: dem göttlichen Geiſt im Haupte, der feinen Seele im Herzen, und der thieriſchen Seele, der Materie des Körpers. — Pythagoras dachte ſich den Kampf der beiden Seelen im Menſchen weniger gewaltſam, als Zoroaſter: denn da nach jenem der Menſch noch einen Theil des göttlichen Geiſtes hat, welcher rein und unverdorben geblieben iſt, und die feinere Seele das Mittel zwiſchen dem Vollkommenſten und Gröbſten enthält, ſo hat der Menſch nur die grobe Luſt zu bezwingen. Der Menſch wurde in keinem dieſer Syſteme als ein unmittelbares Geſchöpf Gottes betrachtet, mit unſterblicher, vernünftiger Seele und freiem Willen begabt, das zwiſchen Gutem und Böſem wählen, etwas thun oder unterlaſſen kann, nach den innern Empfindungen des Gewiſſens. —

Doch ehe wir zur Beantwortung der uns jetzt am nächſten liegenden Frage übergehen, nämlich wie die Urkunden des Chriſtenthums im neuen Teſtament die zoroaſtriſch-jüdiſche Dämonologie auffaßten, wird es zweckmäßig ſein, hier zuvor noch einmal einen Blick zurück auf den geſammten Orient, als das Vaterland der Magie, zu werfen, um zu ſehen, was man von den allerfrüheſten Zeiten an unter dem Wort Magier verſtand. Dadurch wird ſich Manches in dem Begriff von Zauberei, wie ſich ſolcher ſpäter ausgebildet hat, von ſelbſt am beſten aufklären.

Die Worte Magie und Magier ſind weit jünger, als die Sache, die ſie bezeichnen. Ein Magier war nach ſeiner urſprünglichen Bedeutung ein perſiſcher Weltweiſer, welcher die Gnoſis, d. h., die mannigfachen, über den Orient verbreiteten Philoſopheme ſtudierte und auf die Naturwiſſenſchaften anwendete *). Inzwiſchen waren nicht Alle, welche ſich mit dieſer Kunſt beſchäftigten, gerade Perſer von Geburt, ſondern auch Araber, Juden und andere Nationen erhielten ſpäterhin dieſen, in weiter Ausdehnung gebrauchten Namen, wie wir aus dem Beiſpiel Daniels und aus Matth. 2 ſehen.

Unter „Magiern" verſtand man nach dem ſpätern Sprachgebrauch des Worts:

1) Aſtronomen. Als ſolche waren in der älteſten Welt beſonders die Chaldäer und Babylonier berühmt **).

Die Hebräer wurden erſt zu Daniels Zeiten, der von Nebukadnezar zum Oberhofaſtronomen geſetzt wurde, mit aſtronomiſchen Kenntniſſen näher bekannt. Dan. 1, 20; 2, 2. 10. 22. 48; 4, 6. 7. 9. u. ſ. w. — Dieſe Wiſſenſchaft aber war von den allerfrüheſten Zeiten an mit tauſendfachem Aberglauben bei allen Völkern, welche ſie kultivirten, bei Chaldäern, Babyloniern, Perſern u. ſ. w. verbunden. —

2) Aſtrologen. Sehr frühe neigte ſich die Kenntniß der Sternkunde zur tolleſten Aſtrologie, einer gleichſam allgemeinen Krankheit des Orients, wie in

*) *Froriep* ad Historiam Magorum, und Horn a. a. Orte.

**) Goguet, vom Urſprung der Geſetze, Künſte und Wiſſenſchaften u. ſ. w., nach der deutſchen Ueberſetzung von Hamberger (Lemgo, 1760), Th. III S. 105, 173, 224, wo von den Chaldäern, und Th. I S. 231, Th. III S. 84, 172 f., wo von den Babyloniern die Rede iſt.

den älteſten Zeiten, ſo noch gegenwärtig. Jenes folgt unter andern aus Jeſ. 47, 9; dieſes verſichern uns die neueſten Reiſebeſchreiber ausdrücklich, z. B. Niebuhr in ſeiner Beſchreibung von Arabien; Th. I S. 120 *). Dieſe Art Magier behaupteten, aus dem Laufe der Sonne und Sterne das Zukünftige vorherſagen zu können. Auch die Erzählung Matth. 2 erhält hieraus ihr eigentliches Licht. — Zu allen Zeiten hat dieſer Wahn unter den Menſchen geherrſcht; bis zu einer furchtbaren Höhe ſtieg er in der neuern Zeit, im fünfzehnten, ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung.

3) Nativitätsſteller. Dieſe Kunſt entſprang unmittelbar aus dem Mißbrauch der Aſtronomie zur Aſtrologie, und es wurde ſo viel Uebeles damit geſtiftet, daß ſchon Jeſaias bei ſeinen Zeitgenoſſen (Kap. 47, 12) ſehr dagegen eifert. Sie iſt leider bis auf dieſe Stunde noch nicht ausgeſtorben, und hat ſich, wie man aus den unten angeführten Zeugniſſen ſehen kann, zu allen Zeiten dem Aberglauben ganz vorzüglich bei Hohen und Niedrigen, bei Wilden und Gebildeten empfohlen **).

4) Beſchwörer und zauberiſche Gaukler. Es gibt noch jetzt im Orient Gaukler und Betrüger, welche behaupten, durch geheime Künſte Schlangen beſchwören zu können, ſo daß ſie nicht zu ſtechen

*) Vergl. Thevenot T. II Lib. II Cap. 12.

**) *Cicero* de Divinat. Lib. I. Diod. Sicul. Lib. III Cap. 8. Juvenalis sat. VI vergl. Seldenus de Diis Syris. L. I C. 2. — Aus der angeführten Stelle von Jeſaias glaubt Warnekros ſchlieſſen zu dürfen, daß man damals ſchon in Babylon gewiſſe Kalender mit einem Lügenfeld (ungefähr wie jetzt bei uns!) gehabt habe. Siehe deſſen Entwurf der hebräiſch. Alterthümer (Weimar 1782), S. 367.

vermögen *). Dergleichen Leute gab es ſchon zu Jeſaias Zeiten. Jeſ. 3, 3. Vergl. Jer. 8, 17. Bisweilen ſtach die Schlange aber doch, und dies ſchrieben ſie alsdann ihrer aus Argliſt angenommenen Taubheit gegen die Beſchwörungslieder zu, damit ſo ihre geheimen Künſte bei Ehren blieben. Vergl. Pſalm 58, 5. 6. Pred. Sal. 10, 11. Dieſe Art Zauberer oder Beſchwörer hieß bei dem Hebräer Melacheſch. Selbſt Krokodile behaupteten ſie herbeizaubern und wehrlos machen zu können. Hiob 3, 8. 40, 30.**) — Ja, dieſe magiſchen Gaukler gingen noch viel weiter! Sie verwandelten, wie man aus Pharao's Hof-Zauberer ſieht, als wahre Hexenmeiſter Waſſer in Blut, machten, recht eigentlich, wie in den Hexenprozeſſen faſt viertauſend Jahre hernach, Fröſche und Ungeziefer u. ſ. w. Dieſe Gattung nähert ſich den ſpätern Hexen und Hexenmeiſtern am meiſten.

*) Thevenot I, Lib. 2 C. 73. Niebuhr Th. I S. 189. Oſtindiſche Miſſionsberichte Th. III S. 453. Sie lehren wohl auch die Schlangen tanzen, und geben dies Alles für die Wirkung geheimer zauberiſcher Künſte und Beſchwörungen aus. Niebuhr a. a. Orte. *Vossius* de Idol. Lib. IV C. 61. Bochart Hieroz. p. 2 Lib. III C. 6. — Ludolf Hist. Aethiop. Lib. II p. 137. Solche Schlangenbeſchwörer waren vormals die Marſier in Italien und die Pſyllier in Lybien, vergl. Voſſius am eben angef. Ort. Schon ein Kirchenvater, Arnobius adversus gentes Lib. II p. 65, eifert ſehr gegen ſolche magiſche Künſte. Man muß dabei bemerken, daß es im Morgenlande mehrere äuſſerſt gefährliche Schlangenarten gibt, deren Gift augenblicklich tödtet. Haſſelquiſts Reiſe S. 239, 315, 320. Kaempferi Amoen. exot. T. I p. 89.

**) S. des Freiherrn Fr. v. W. Briefe auf einer Reiſe nach Indien, im deutſchen Muſeum von 1781. St. 8 S. 109, woraus man ſieht, daß es noch jetzt ſolche Hexenmeiſter im Orient gibt.

5) Nekromanten, d. h. Geiſtercitirer, Leute, welche durch ihre Künſte und Beſchwörungsformeln die Schatten aus der Unterwelt hervorriefen, um ſie um Rath zu fragen, oder ihnen Fragen vorzulegen. Dieſe Art des magiſchen Aberglaubens iſt äuſſerſt alt, denn Moſe gedenkt dieſer Leute ſchon mehrmals *). 3 Moſ. 19, 31. 5 Moſ. 18, 11. Vergl. Jeſ. 8, 19; 29, 4. Dieſe Geiſterbeſchwörung geſchah beſonders zur Nachtzeit, weil man wähnte, daß die Schatten das Tageslicht ſcheueten, am liebſten in unterirdiſchen, Grauſen erregenden Höhlen. Weiber trieben beſonders dieſe Zauberei, ja es iſt auſſerordentlich wichtig, daß in dem eigentlichen Pönalgeſetz (2 Moſ. 22, 18) auch nur der Zauberinnen oder Hexen Erwähnung geſchieht. 1 Sam. 28, 7. **) — Mit einem ſchon durch den Ton auſſerordentlich bezeichnenden Wort werden dieſe zauberiſchen Todtenbeſchwörer von Jeſaias „zwitſchernde“ genannt, weil man den Schatten keine vernehmliche Sprache zutraute. — Dieſe Art Geiſter- und Todtenbeſchwörung verbot Moſe bei Todesſtrafe. 3 Moſ. 20, 27.

6) Bauchredner und Bauchrednerinnen, welche behaupteten, daß irgend ein Gott oder Dämon in ihren Leib führe, und daraus ſeine Orakel vorbrächte. Jeſ. 19, 3. Apoſtelg. 16, 16. Vergl. 3 Moſ. 19, 31; 20, 6. 27.

Endlich:

7) ein Mecaſſchef, wie ihn Moſe (2 Moſ. 7, 11; 22, 17. 5 Moſ. 18, 10; vergl. Jeſ. 47, 9. Dan. 2, 2. Jer. 27, 9.) nennt, oder ein Sonnen- und Mondfinſterniſſemacher, wenn der Ausdruck

*) Michaelis Moſ. Recht Th. V § 254, 255 (am Schluß dieſes letzten § S. 151).

**) Michaelis am eben angef. Ort S. 150, 151 § 255.

erlaubt iſt, d. h. Leute, welche nach ihren aſtronomiſchen Kenntniſſen Sonnen- und Mondfinſterniſſe vorausſahen, aber dabei die Miene der Zauberer annahmen, als ob dieſe Naturwunder ihr Werk wären, und ſo die leichtgläubige Menge aus mancherlei Abſichten bethörten. Zauberer der Art gibt es noch jetzt bei allen unkultivirten Völkern, wie man aus faſt jeder Reiſebeſchreibung ſehen kann. Sie ſind mit den Donner- und Wettermachern in den ſpätern Hexenprozeſſen zu vergleichen. Ihrem Vorgeben nach bewirkten ſie dergleichen Wunderdinge durch ihre Beſchwörungsformeln (gerade wie noch jetzt bei den wilden Völkern, z. B. den Grönländern!), wovon bei Moſe ſchon der eigentliche Kunſtausdruck vorkommt, nämlich „Chober Chaber", einer der ein Zauber- oder Beſchwörungslied ſpricht. —

Auſſer dieſen Gattungen von Magiern hatte der dem Menſchen überhaupt eigene und ſo ganz natürliche Hang, einen Blick in die Zukunft zu thun und den Vorhang zu lüften, der die Schickſale der Sterblichen verbirgt — ein Hang, der ſich zu allen Zeiten beſonders im Morgenland ſo lebhaft geäuſſert hat — noch viele andere Arten von „Wahrſagern" erzeugt, wie man aus 5 Moſ. 18, 10. 1 Sam. 6, 2. 15, 23. Jeſ. 44, 25. Ezech. 12, 24. Jeſ. 57, 3. und andern Stellen ſieht, welche alle mehr oder weniger ihre geheimen Wiſſenſchaften mit magiſchen Künſten und Wirkungen entweder wirklich ſelbſt in Verbindung glaubten, oder zum Betrug Anderer täuſchend damit in Verbindung ſetzten. Vergl. Michaelis a. a. O. Th. V §. 253. S. 137 d. zweit. Ausg.

Dies iſt es ungefähr, was man ſich in der älteſten Welt und ſchon vor Moſis Zeiten unter Ma-

gie und Magier dachte, wenn auch nicht unter dieſen Worten.

Von einem Teufel, einem Teufelsbund und Teufelskunſt iſt dabei keine Rede, weil Moſe keinen Teufel kannte. — Der Anhänger des Moſaismus mußte ſich dieſe Dinge entweder als Wirkung geheimer, von dem Zauberer beherrſchter Naturkräfte, oder als Wirkung fremder, durch den Moſaismus verbotener Götter denken. Dieſes Letztere war wirklich der Fall (vergl. Michaelis moſ. Recht; Th. V §. 254. 255), und dieſe Erklärung, anders modifizirt, wurde ſpäterhin, wie wir unten ſehen werden, im Chriſtenthume auf den Teufel und ſeine Engel übergetragen. Verbinden wir nun, nachdem wir die „Teufelsidee“ im Zoroaſtrismus und ſpätern Judaismus nachgewieſen haben, dieſe mit den hier bezeichneten ſechs oder ſieben Gattungen von Magie, ſo ſehen wir die Grundlage von dem ganzen Syſtem von Aberglauben und dämoniſchen Unſinnigkeiten, und können es uns genetiſch klar machen, wie der ſpätere chriſtliche Teufels- und Zauberglauben nach allen ſeinen Modifikationen und Nüancen ſich entwickelt hat!

Das Judenthum nahm die Idee eines Satans und böſer Engel aus dem Zoroaſtrismus in ſich auf. Dies haben wir bewieſen.

Welches iſt nun die Anſicht des neuen Teſtaments hievon? — —

Mit welcher Geſchicklichkeit auch unſere neuern Bibelerklärer und Dogmatiker die Dämonologie hinweg zu exegeſiren verſucht haben: es iſt unläugbar und gewiß, das neue Teſtament nimmt das Daſein von böſen Geiſtern und beſonders von einem Oberſten derſelben an. Ja noch

mehr, es ſchreibt ihnen unläugbar ſogar die Gewalt und das Geſchäft zu, phyſiſches und moraliſches Uebel — Unglück und Sünde — unter den Menſchen zu verbreiten. Man hat dies in der vorigen theologiſchen Periode mit Gewalt wegzuerklären geſucht; aber im Widerſpruch mit der ganzen Geſchichte des Chriſtenthums, worauf man in jener Periode freilich nicht achtete. Wirklich ſtimmen nun auch von Keil, als dem neueſten Hermeneutiker*), bis zu den neueſten Kommentatoren und Ueberſetzern des neuen Teſtaments alle mehr oder weniger hierin mit einander überein. — Man beſtritt die Lehre vom Teufel als bibliſch unter anderm auch aus dem philoſophiſchen Grunde, weil ſie ſich mit der reinen Lehre von Gott nicht vereinigen laſſe. Allein man kann dem, was die Urkunden des Chriſtenthums über das Wirken der böſen Geiſter auf die Sinnenwelt ſagen, in der That auf keine Weiſe den Vorwurf machen, daß es mit dem vernünftigen Glauben an eine göttliche Weltregierung unvereinbar ſei, da das neue Teſtament zugleich dabei lehrt, daß der Einfluß dieſer böſen Naturen von Gott ſo beſchränkt worden ſei, daß der ſittlichen Vervollkommnung des Menſchen dadurch keine Hinderniſſe in den Weg gelegt werden, ſondern daß dadurch im Gegentheil eben ſo, wie durch andere Uebel, den Menſchen Gelegenheit gegeben werde, ſich zu höherer moraliſcher Vollkommenheit zu erheben. Wer die verſchiedenen, hieher gehörigen Stellen

*) Lehrbuch der Hermeneutik des neuen Teſtaments u. ſ. w. (Leipzig 1810) Kap. II, insbeſondere Kap. VI. Von der richtigen Beſtimmung des Inhalts einer Stelle nach der jedesmaligen Vorſtellung des zu erklärenden Schriftſtellers und ſeiner erſten Leſer.

des neuen Teſtaments aufmerkſam leſen und mit einander vergleichen will, kann ſich von der Richtigkeit dieſer Bemerkungen ſelbſt überzeugen. Zum Beiſpiel, um von mehrern Stellen eine oder zwei auszuheben: euer Widerſacher, der Teufel, geht umher, wie ein brüllender Löwe — dem widerſtehet feſt im Glauben. 1 Petr. 5, 8. 9. Wir haben nicht mit Fleiſch und Blut zu kämpfen, ſondern mit dem Fürſten der Finſterniß, mit den böſen Geiſtern unter dem Himmel; — darum ergreifet den Harniſch Gottes, daß ihr Widerſtand thun, Alles wohl ausrichten und das Feld behalten möget. Epheſ. 6, 11. 13. 16. Derſelbe — nicht entmuthigende, ſondern ermuthigende Geiſt herrſcht in allen Stellen, wo vom Teufel die Rede iſt, die alle anzuführen überflüſſig wäre.

Der Gedanke, ſtets von unſichtbaren, eben ſo verſchmitzten, als mächtigen Verführern umgeben zu ſein, hätte allerdings in praktiſcher Hinſicht leicht ſehr nachtheilig werden können. Er konnte den Muth im Kampf mit dem Böſen ſchwächen, und eine der Tugend, die Stärke erfordert, nachtheilige Aengſtlichkeit erzeugen. Aber dieſem Mißbrauch haben die chriſtlichen Lehrer von den älteſten Zeiten an eben ſo richtig, als das neue Teſtament ſelbſt, vorzubeugen geſucht. — Schon Hermas ſagt: der Teufel flieht vor dem, der ihm widerſteht. — Daſſelbe wiederholt mehrmals Clemens von Alexandrien. — Origenes ſagt geiſtreich: wenn wir über die böſen Geiſter ſiegen, ſo kommen wir an die Stelle, welche ſie ehemals einnahmen*).

*) *Homil.* I in Jes. Opp. T. II p. 399.

Die Vorſtellungsarten von der Art und Weiſe, wie die höhern Weſen auf die Sinnenwelt wirken, waren bei den erſten Chriſten verſchieden, und doch in anderer Hinſicht auch wieder ſehr gleichförmig. Man kannte keinen Unterſchied zwiſchen dem Natürlichen und Uebernatürlichen; Wunder hieß das Ungewöhnliche, zumal wenn man es auf beſtimmte Zwecke glaubte beziehen zu können. — Wo ſich ein ſolches Ereigniß darſtellte, da glaubte man, es müſſe die Hand irgend eines höhern Weſens mit im Spiele ſein; Wunder und Zeichen, theiſtiſche und dämoniſche, waren daher an der Tagesordnung, und jeder erklärte ſie ſich nach ſeiner Weiſe, ſo daß ſie in den Kreis ſeiner übrigen Vorſtellung paßten. Dieſe Bemerkung erklärt eine intereſſante Erſcheinung, von der wir ſofort reden wollen.

Im Kampf mit dem Heidenthum waren den erſten Chriſten „die Götter der Heiden“ jene böſen, unſeligen Weſen, welche der Welt, den Menſchen und ihnen ſelbſt ſo viel Leid und Ungemach zufügten. Dieſe Bemerkung muß, als hiſtoriſch wichtig, und die Dämonologie in der erſten Periode des Chriſtenthums charakteriſirend, herausgehoben werden. Man fand die Urſachen des Irrthums nicht in dem Verſtand, ſondern in dem Herzen und Willen der Gegner, mithin — in einer Eingebung des Teufels, der darüber ergrimmt ſei, daß ſeinem Reich auf Erden durch Jeſum Chriſtum ein ſo großer Abbruch geſchähe, und der ſich dafür durch ſein ganzes hölliſches Heer, die Dämonen oder Heidengötter, an den Chriſten zu rächen ſuche. Die Dämonen, ſagt Tatian, ſind Stifter der Abgötterei, und laſſen ſich, um ihren Hochmuth zu ſättigen, von den Heiden als Götter verehren. Alle Wunder, welche zur Beſtä-

tigung des Götzendienſtes geſchehen, rühren von ihnen her; nicht minder ſind ſie Urheber der Orakel, wo ſie die Menſchen mit neologiſch-epigrammatiſchen Ausſprüchen äffen, ſagt ein anderer Kirchenlehrer. Durch ihre Hilfe, ſagt wieder ein Anderer, werden magiſche Künſte aller Art ausgeübt. Sie ſuchen auch den Menſchen auf allerhand Art zu ſchaden, indem ſie unter Gottes Zulaſſung Landplagen, Mißwachs, Hungersnoth, Krankheiten und hundert andere böſe Zufälle hervorbringen. — Noch mehr, der Teufel und dieſe ſeine leidigen Gehilfen, die Dämonen oder Heidengötter, ſind überhaupt auf Erden unaufhörlich geſchäftig, die Menſchen zum Unglauben und zu Sünden aller Art zu verführen. Und was das Schlimmſte hiebei iſt, ſie können wegen ihrer feinern Natur ſowohl die Seele als den Körper angreifen. Beſonders aber widerſetzen ſie ſich der Erkenntniß des wahren Gottes, wie ſolcher im Chriſtenthum gelehrt wird, damit die Herrſchaft der Heidengötter, d. h., ihr eigenes Reich fortdaure. — Wie ſie den Sokrates einſt zum Tod verurtheilen lieſſen, eben ſo ſind ſie auch jetzt noch Urheber der Chriſtenverfolgungen. Denn gegen die Chriſten hegen ſie den tödtlichſten Haß, weil dieſe ihrem Hochmuth nicht ſchmeicheln, ihnen alle Verehrung verſagen, und ſie durch den Namen Jeſu, das heilige Kreuz u. ſ. w. zu verjagen im Stande ſind; was ſie, als ſehr herabwürdigend für ihren Hochmuth, dieſen gar nicht verzeihen können. Theils um zu zeigen, auf welche faſt unglaubliche Thorheiten der menſchliche Geiſt gerathen kann, wenn Aberglaube, frömmelnde Vernünftelei und exegetiſche Unkunde ſich zuſammengeſellen, hauptſächlich aber ſtehe zum Beſchluß das folgende Muſter von älteſter Bibelerklärung noch

hier, das theologiſchen Leſern ſchon bekannt ſein wird. Wir meinen die höchſt ſeltſame, aber damals allgemeine Erklärung der Stelle: 1 Moſ. 6, 2, die in der Geſchichte des Hexenprozeſſes und dämoniſcher Wunder eine ſo bedeutende Rolle ſpielt.

Die Söhne Gottes, heißt es hier, ſahen die Töchter der Menſchen, ſahen (wie Luther überſetzt), wie ſie ſchön waren, und nahmen zu Weibern davon, welche ſie wollten, d. h., welche ihnen am beſten gefielen. — Wir wiſſen, wie wir dieſe Stelle zu verſtehen haben; damals aber verſtand man unter dieſen Söhnen Gottes, ohne im mindeſten dabei anzuſtoßen — Engel. — Mit gleicher naiver Unbefangenheit bildet man ſich aus dieſer Annahme die Meinung, mehrere dieſer Engel hätten Gefallen an den Erdentöchtern gefunden, und in unkeuſcher Liebe Kinder mit ihnen gezeugt, worüber ſie endlich von Gott aus dem Himmel verſtoßen worden wären. — So unſinnig uns jetzt dieſe Behauptung vorkommt, ſo allgemein wurde ſie damals angenommen und von den beſten Köpfen vertheidigt. — Wir finden ſie ſchon bei Joſephus und Philo, welcher Letztere in ſeiner Art gewiß ein ſublimes Genie war. Eben ſo in dem Buch Enochs, wie auch in dem Teſtament der zwölf Patriarchen. Dies waren, wo nicht alle, doch größtentheils Juden; aber mit einer Einſtimmigkeit, die man ſonſt nicht ſehr häufig bei ihnen antrifft, erklären ſich auch alle chriſtlichen Kirchenlehrer dafür, ſowohl die griechiſchen als die lateiniſchen, ſo daß ſich ſelbſt Origenes in dieſem Stück nicht über dieſe abentheuerliche Vorſtellung ſeiner Zeitgenoſſen zu erheben wagt. Die Kinder, welche aus dieſem Umgang der Engel mit den ſchönſten der Menſchentöchter erzeugt wurden,

ſind — die Rieſen. 1 Moſ. 6, 4. Abermals Phantaſienweſen, denn dieſe Rieſen ſind weder rechte Engel, noch rechte Teufel, noch rechte Menſchen, ſondern haben eine mittlere Natur zwiſchen dieſen dreien. Sie heißen Dämonen im engern Sinne des Worts, da ſonſt dieſer Name allen böſen Geiſtern überhaupt beigelegt wird. Ihre Väter, die aus dem Himmel vertriebenen, gut geweſenen Engel, irren mit dieſen ihren Rieſenkindern oder Dämonen (denn es findet in dem Wirrwarr kein beſtimmter Sprachgebrauch ſtatt) nun noch immer in der Luft oder auf der Erde herum, da ihnen der Zurückgang zum Himmel verwehrt iſt, und ſtiften hier unſäglich viel Böſes. — Von den Fabeleien der Talmydiſten und ſpätern Rabbiner über dieſe Stelle, die ganz und gar tollhäusleriſch ſind, wollen wir nichts ſagen. So viel zur Karakteriſirung der Dämonologie der drei erſten Jahrhunderte chriſtlicher Zeitrechnung! —

Späterhin, vom vierten Jahrhundert an, als der direkte Gegenſatz zwiſchen Heidenthum und Chriſtenthum aufhörte, und die Götter der Heiden nur als eine hiſtoriſche Vergangenheit zu exiſtiren anfingen, — da bildete ſich allmälig der Glaube an das Daſein höherer böſer Naturen ſo aus, daß aus den frühern Dämonen oder heidniſchen Götzen unſere jetzigen böſen Engel oder Teufel, und aus den ehemaligen, von den Dämonen unfreiwillig Beſeſſenen oder Geplagten zuletzt freiwillige Teufelsverbündete wurden. Hier iſt alſo der erſte beſtimmte Urſprung des Glaubens an Zauberei und Hexerei im ſpätern Sinne dieſer Worte! — Doch vorher ging noch ein ſeltſamer Kampf, deſſen wir hier mit einem Worte erwähnen müſſen. Nämlich — Phi-

losophie, Aberglaube, Unglaube, Prieſter, Freidenker, Platoniker, Alle ſchienen ſich in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts wie durch ein Wunder auf einmal in einem Schutzbündniß wider das Chriſtenthum vereinigt zu haben. Es war die letzte Anſtrengung des für immer untergehenden Heidenthums. Die Wunder, die übernatürlichen Kräfte, welcher ſich die Chriſten rühmten, erweckten bei den Beſchützern des alten Gottesdienſtes eine ſeltene, mit dem innern Geiſt des Heidenthums im offenbaren Widerſpruch ſtehende Nacheiferung. Auf einmal hörte und ſprach man unter ihnen von nichts als neuen Geheimniſſen, Wundern, Götterſprüchen, Weihen, Reinigungen und Opfern. Erzählten die Chriſten von irgend einem Wunder, ſo die Heiden von einem ähnlichen; war bei jenen die Rede von der Erſcheinung eines Apoſtels oder Märtirers, ſo verbreiteten dieſe ähnliche Dinge von ihren Göttern und Heroen. Die Mythologie erhielt neue Zuſätze, und es ſchien, als ob die ganze alte Fabelwelt, nachdem ſie Anſehen und Glanz ſchon lange verloren hatte, plötzlich wieder hergeſtellt werden ſollte. Beide, Chriſten und Heiden, räumten die Wahrheit der geprieſenen Wundergeſchichten einander gegenſeitig ein; nur behaupteten die Erſtern, daß die übernatürlichen Werke der Andern dem Einverſtändniſſe mit dem Teufel zuzuſchreiben wären, während ſie die Staunen erregenden Thaten, welche von ihnen verrichtet wurden, für Werke Gottes und Beweiſe der Gültigkeit ihrer Anſprüche wollten gehalten wiſſen. Dieſelben Beweiſe, mit denſelben Vorwürfen, erhielten ſie von den heidniſchen Philoſophen zurück. Auch erlaubten ſich dieſe, wie jene, alle zu ihrer Abſicht nur immer tauglichen Mittel; und in ehrlicher Meinung von der Güte ſeiner eigenen, und

der Schlechtigkeit der gegenſeitigen Sache, nahm jeder Theil unaufhörlich ſeine Zuflucht zu Berufungen auf unmittelbare Gunſtbeweiſe des Himmels, die ſie erfahren haben wollten. — Freie und vernünftige Urtheile über den altväterlichen Götzendienſt und ſeine Dichtungen, wie man ſie in den Schriften der ältern Weiſen Griechenlands und Roms in Menge las, wurden jetzt unter den Philoſophen nicht mehr gehört; (wem fallen hier nicht ähnliche Züge aus der allerneueſten Weltgeſchichte ein!) ja es war Vielen ärgerlich, ſich von Chriſten daran erinnern laſſen zu müſſen; man ſprach fromm und affektirte eine ſonderbare Anhänglichkeit an die alte Gottesdienſtlichkeit der Väter. Es ward eine Sache der Mode, altväterlich-gottesdienſtlich — zu ſcheinen. Zur frommen Freude Vieler wurden die Schriften Epikurs und anderer Freidenker verbrannt. — Sie würden es in ihrem andächtigen Eifer geprieſen haben, wenn ſelbſt Cicero durch einen Senatsbeſchluß verdammt worden wäre; ungefähr wie manche Andächtler in Frankreich in dem gegenwärtigen Augenblick gern die Henriade, den Emil und hundert ähnliche Geiſtesprodukte, die ſie vordem vergötterten, verbrannt ſähen. Dieſer eigene Wettkampf beſchleunigte den Untergang des Heidenthums, das ſich dabei überlud und aus ſeiner Form heraustrat. Beide Parteien aber, Chriſten wie Heiden, arbeiteten leider dabei, jede nach ihrer Weiſe und in ihrer Abſicht, dem „Aberglauben“ in die Hände und vermehrten deſſen Reich. Zwar der hohe überſinnliche Geiſt des Chriſtenthums behauptete ſich, und konnte im Konflikt mit dem vorigen Weltglauben weder an ſich, noch weniger in ſeiner praktiſchen Beziehung ganz verdunkelt werden. Aber zugleich mit einem falſchen Religionseifer mußten

einzelne Züge des Aberglaubens in dieſem letzten Kampf im Chriſtenthum mächtig hervortreten und ſich immer mehr verſtärken *).

7) Befreiung des Menſchen durch den Tod. — Zwiefacher Mittelaufenthalt nach dem Tode für den Sünder und Gerechten. — Auferſtehung.

Der Tod iſt von Ahriman durch des erſten Menſchen Sünde unter die Menſchen gebracht worden. — Er entlößt aber nunmehr den Parſen ſeines Streitdienſtes. Wenn er nur, ſo lange er lebte, treu war zu ſeinem Dienſt, und durch Tilgung des Böſen wider Ahriman und Dews kämpfte, ſo hat er vom Tode

*) Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung (8 Band S. 9). Das Reich Jeſu auf Erden. — Fünfte Original-Ausgabe. Aarau, 1820. Bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Ein kathol. Prieſter in A., der dem Ahriman der Chriſten (im Jahre 1821 nach Chriſti Geburt) eine natürliche, vernunftgemäße Auslegung gab, wurde der Auflöſung dieſer Subtilität wegen, von der geiſtlichen Behörde angeklagt und verfolgt, ohne im weltlichen Gegenwicht ſeines Orts eine Stütze finden zu können. Wer der wahre Urheber dieſer Verkehrtheit ſei, zeigt die öffentlich erlaſſene Darſtellung des Angeklagten, worin auch vorkommt:

Ihr habt als Ketzer mich verklagt,
Als zöge ich in Zweifel
Die Exiſtenz vom Teufel. —
Der Teufel iſt als Fürſt der Nacht
In Euerm Kopfe und bewacht
Als Satan Eure Herzen!

Aktenmäßige Verketzerungs-Geſchichte des Profeſſors J. B. Martin in Augsburg. — Nürnberg 1822, bei Georg Eichhorn. — 36 Kr.

nichts zu fürchten. Der Parſe nennt ihn einen Gang über die Brücke zur Ruhe und Seligkeit für den Gerechten. Gleich beim Tode eilen Dews herbei und wollen ſich der Seele bemächtigen; iſt ſie aber gerecht und rein, und hat ſie ſich im Leben des Himmels Izeds zu Freunden gemacht, ſo ſind dieſe zu ihrem Schutze bereit; die Seele des Gottloſen aber iſt von allen verlaſſen, und da ſie aus Ohnmacht ſich ſelbſt nicht helfen kann, ſo wird ſie den Dews zum Raube. — Einige Tage nach dem Abſchiede aus dieſem Leben kommt die Seele vor die große Brücke Tſchinevad, die Scheidewand zwiſchen dieſer und der andern Welt. Hier unterſucht der große Richter aller Menſchen und Thaten, Ormuzd mit Bahman, die Güte oder Nichtgüte des Lebens eines Menſchen; nach dem Urtheilsſpruch Ormuzds iſt der Mittelaufenthalt der Seele bis zur Auferſtehung mehr oder weniger ſelig, — oder Unſeligkeit und Angſt. — Spricht Ormuzd Lob und Preis über ſein Leben, ſo wird er von heiligen Izeds über die Brücke in ein Land der Freuden geführt, und wartet der fröhlichen Auferſtehung; ſonſt kann er nicht über die Brücke, und muß an den Ort, den ſeine Thaten verdienen.

Endlich kommt die Auferſtehung der Todten *), wovon die Parſen mit empfindungsvollen Betheuerungen reden. — Gute und Böſe ſollen auferſtehen; Erde und Flüſſe ſollen die Gebeine der Menſchen wiedergeben; Ormuzd will ſie zuſammenſetzen, und mit Fleiſch und Adern überziehen und neu beleben. Gute ſollen ſich zu Guten und Böſe zu Böſen geſellen. Darauf ſoll, nach Zend-Aveſta, die ganze Natur ſo

*) Joh. Andr. Eiſenmengers entdecktes Judenthum. Königsberg, 1711. 2 Theil, S. 383 — 468. Dann 890 bis 979.

nen werden, wie der Menſch nach Leib und Seele. — Noch iſt nicht der Endpunkt. Es folgen nach einem, von der anbeginnloſen Zeit feſtgeſetzten, Rathſchluß erſt noch neue Verſuche, dem Sünder Gorotmans Thore aufzuſchlieſſen. Wenn die Verdammten durch unterirdiſche Strafen im Abgrunde gedemüthigt und geläutert worden ſind, ſo müſſen ſie durch Feuerſtröme geſchmolzenen Metalls, wo ſie die letzte Reinigung erfahren; alsdann genieſſen ſie mit den Gerechten einer endloſen Seligkeit. — Die ganze Natur iſt nun, was ſie ſein ſoll, Licht; ſelbſt der Abgrund iſt nicht mehr; die Hölle iſt Paradies; Ahrimans Reich iſt zertrümmert und Ormuzds Reich allein Alles in Allem; Ormuzds Geſetz iſt allein im ganzen Weltall herrſchend, iſt einziges Element, worin alle Geſchöpfe aller Stufen und Arten leben und weben. Ormuzd — im Gefolge von ſieben Izeds des erſten Rangs; und Ahriman, von ſieben der Erſten ſeines Reichs, die vormals Dews waren, begleitet — bringen zugleich dem Ur- und Allweſen, der unbegrenzten Zeit, ein Opfer des ewigen Lobes. Damit iſt aller Dinge Schluß.

Dies iſt das Religions-Syſtem der Ormuzd-Diener. Hoch und kühn iſt ſein Schwung und tief der Zuſammenhang. Der Geiſt des Stifters drückt ſich darin noch ab in ſeiner preiswürdigen Größe. — Die heutigen Parſen, ſeine Nachfolger, ſind dieſem Glaubensſyſtem unter allen Erſchütterungen mit Unveränderlichkeit bis heute treu geblieben; ſie ſind's, wie viele Gläubige an den heiligen Namen eines alten Geſetzgebers und ſeine Weisheitslehren; oft aber bloß in Anſehung der Worte und äuſſerlichen Einkleidung ſeiner Lehren, obgleich ſie die Worte nicht immer mehr ver-

ſtanden, den Geiſt und Sinn ihres Stifters zum Theil verloren hatten. — So begreifen unter dem Desturs der Parſen nur ſehr Wenige die innere Harmonie ihres alten Syſtems, dichten ihm allegoriſchen Sinn an, nach dem allgemeinen Hang des menſchlichen Geiſtes; verſtellen ein altes, heiliges Denkmal, für deſſen natürliche Schönheit und innere Güte ſie nicht mehr Aug' und Sinn haben. — Geſetzeifer kann man den Gelehrten der Parſen jetzt gar nicht abſprechen, er iſt oft brennend genug; ſie ſtürben, ehe ſie die Buchſtaben des Geſetzes verloren gehen lieſſen, und das iſt gut: nur entzündet ſich ihr Eifer eben nicht für den Geiſt ihres Geſetzes, als vielmehr für einzelne Worte, einzelne Zeremonien, warum oft blutige Kriege unter ihren Sekten entſtehen; gegen den Geiſt der Grundlehren aber bleiben die meiſten in träger Ruhe.

Nach dieſem Syſtem beſtimmt ſich nun der Religionsdienſt der Parſen:

a) ſowohl an ſich, ohne alle Rückſicht auf bürgerliche Verhältniſſe, als auch

b) in Beziehung auf bürgerliche Geſellſchaft.

Alles, was der Parſe von Gebräuchen, Zeremonien und Pflichten zu beobachten hat, findet Zweck und Deutung in den Lehren ſeines Glaubens.

II.

Religionsdienſt der Parſen.

Einfach iſt der Geiſt, der durchs Ganze lebt. — Anbetung Ormuzds, Hochachtung und Liebe für Alles, was von ihm kommt, — denn Alles das iſt gut, — und Todhaß gegen Ahriman und alle ſeine Begleiter und Mitwirker: das iſt des Parſen ewige Ebbe und Fluth. — Alſo Liebe und Haß, wodurch alle Dinge in der Welt getrieben werden, thun auch hier Alles in Allem, ſind der Lebensgeiſt, der dem ganzen Leichnam der Religion durch alle Fugen und Gelenke Bewegung, Saft und Kraft gibt; Liebe und Haß — in Zend-Aveſta's Lehren und Meinungen gegoſſen und ganz an ſie gebunden *) — ſind das innere Geiſtesbild des Meheſtan — (oder der Schüler und Nachfolger Zoroaſters).

Liebe und Haß ſind einziges Trieb- und Lebens-Rad im Parſen, wie in jedes Menſchen Seele. — Liebe hat er für alles Gute, Ormuzds ganze Lichtſchöpfung im ſichtbaren und unſichtbaren, — und haſſen, bekämpfen muß er Böſes, Ahrimans Finſterniß, ſo lange phyſiſches und moraliſches Uebel zu bekämpfen iſt.

Nach Zend-Aveſta iſt Ormuzd Licht, ſein Reich — Licht, das Religions-Syſtem — ein

*) Zend-Aveſta von J. F. Kleuker. Riga, 1776, bei Joh. Friedrich Hartknoch. 1 Theil, Seite 26 — 71.

Lichtſyſtem; der ganze Religionsdienſt zielt hin auf Verherrlichung Ormuzds; wo Ormuzds Glorie erkannt und durch Lichtwerdung und Lichtſchaffung, Lebensgenuß und Lebensmittheilung vermehrt wird, da iſt Weſen der Religion, heiliger Dienſt des lebendigen Worts.

Ormuzds Erkennen iſt erſte, heiligſte Pflicht des Mazdeieſnan (d. i. der zu Ormuzd betet); iſt Anfang und Ende ſeiner Beſtimmung, Element ſeines Denkens, Thuns und Laſſens in beiden Welten; ohne Ormuzd würde Alles Nacht ſein, Alles todt und öde; durch ihn glaubt der Parſe zu ſein, was er iſt, und hofft mit unbegrenztem Geiſtesblick an Licht und Leben, Kraft und Güte in Unendlichkeit der Dauer zu wachſen. Ormuzd muß erkannt werden:

1) Als Gott und Schöpfer aller guten Weſen, der ſeinem Weſen nach Licht iſt. Licht — das heißt ganz Leben und Lebenskraft, Güte und Urwort. Aus ihm ſtrömt Licht und Leben, und Geiſt und Kraft und Güte und Wahrheit aus über das ganze All ſeiner Schöpfung, ſeiner Welt.
2) Als der, der allein auſſer ſich Alles belebt, zu Licht und Leben macht, Güte und Seligkeit zu erkennen und zu genieſſen gibt.

So muß der Parſe Ormuzd erkennen, ſonſt kann er ihn nicht anbeten, nicht ſeinen Willen thun. Darauf zielt geheimer Sinn all ſeiner heiligen Gebräuche; das iſt Geiſt ſeines Gebets, ſeiner Lobpreiſungen Ormuzds, wie ſeiner Geſchöpfe im Himmel und auf Erden, die damit anfangen und ganz darin leben. Darum preiſen Zend-Aveſta's Gebete alle Geſchöpfe Ormuzds hoch, Izeds und reine Menſchen und reine Thiere, Bäume; denn alle dieſe leben, höher oder minder, in Ormuzds Licht, durch Ormuzds all-

belebende Geiſteskraft; ſelbſt der höchſte Amſchaſpand Bahman, der nächſte ſeines Weſens, bekennt in ſeinen Lobgeſängen auf Ormuzd, daß er ſeinen Verſtand, ſein Licht, ſeine Weisheit und vielſchaffende Kraft nur von Ormuzd habe. — So muß Ormuzd erkannt werden im Himmel und auf Erden von allen Weſen, die ihn erkennen können. — Was hoher Schwung der Einbildungskraft und Enthuſiasmus des Gefühls nur in die Seele ſchaffen können, das iſt beim Parſen, wenn er im Gebet vor Ormuzd tritt, das ſieht er in Ormuzds Bilde, das belebt ihn, wenn Ormuzds Auge — Sonne — ihm ins Antlitz ſtrahlt.

Der Mazdeieſnan verehrt Ormuzd durch Liebe gegen alles Gute und Haß gegen alles Böſe. — Das will ſein Geſetz. Dieſe ganze Verehrung aber muß zu lauter That, zu lebendigen Handlungen werden. Es gibt ſchon einen Zug zum Gemälde des zoroaſtriſchen Geiſtes, oder wer der Läuterer und Stifter dieſes Religions-Syſtems geweſen iſt, daß er alle Verehrung des guten Schöpfers der Lichtwelt zu lauter That macht. — Das Bild des Lichts, das ohne Unterlaß leuchtet, wärmt, belebt, wirkſam iſt, muß alle ſeine Empfindungstheile durchdrungen haben. Obgleich ſein eigener Geiſt in der heiligen Hölle nach Art der alten Weiſen ſich lange in tiefe Betrachtung verſenkt hatte, wo er in Abgeſchiedenheit von der übrigen Welt lebte, ſo gebietet er doch keine empfindungsloſe Geiſtesſtille, keine Ertödtung des Leibes, um durch Verſenkung in die Gottheit bloß Geiſt zu werden. — Alles iſt bei ihm Leben und That, — Wachſamkeit und Dienſt frühe und ſpat. Ohne das hätte er nicht Geſetzgeber eines guten Staates werden können.

Gut iſt nach Zend-Aveſta alles Lichtreine, alles was Leben hat und Leben mittheilt; die ganze Welt

Ormuzds in allen Arten und Stufen von Weſen iſt gut; alles Belebende durch Gedanke, Wort und That iſt gut. — Der Gedanke Licht iſt Zoroaſter Alles in Allem; was er einzeln Wahrheit, Güte, Liebe, Leben, Kraft, Geiſt, Segen, Seligkeit nennt, fließt im Bilde des Lichts zuſammen. — Darum gibt er allen Weſen Glanz, Lichtſchein, dem Baum, wie dem edeln Menſchen, dem Thier, wie dem Amſhaſpand, weil in allen dieſen Weſen Licht iſt. — Glanz eines Geſchöpfs iſt ſein Inbegriff von Geiſt, Kraft, Lebensregungen, nach Maas und Beſchaffenheit dieſes Funkens der Gottheit beſtimmt ſich nun der höhere oder minder hohe Glanz des Geſchöpfs.

In Ormuzd einigt ſich Alles, darum iſt Ormuzds Glorie die höchſte und vollkommenſte. Daher betet der Parſe Ormuzd an in Gedanken, Worten und That. Ormuzd iſt Anfang und Ende ſeiner Verehrung. — Kein Weſen iſt, das er gleich Ormuzd verehrte, auſſer die unbegrenzte Zeit, die zuweilen als der Urgrund aller Weſen, worin ſie alle verſchlungen ſind, in ſeinen Gebeten zuerſt nennt, an die er aber ohne Schwindel nicht denken kann. Sonſt iſt kein Weſen, habe es noch ſo hohe Würde, dem er gleiche Verehrung wie Ormuzd ſchuldig zu ſein glaubte. — An die höchſten Izeds denkt der Parſe beſtändig, als an Ormuzds Geſchöpfe, und an Ormuzd — als an den, der allen Geſchöpfen Leben und Weſen gegeben hat.

Nach der Anbetung Ormuzds und Hochachtung aller reinen und wohlthätigen Geſchöpfe dringt Zend-Aveſta auf Ausübung des Guten in Reinigkeit des Gedankens, des Worts und der That. Darin beſteht die thätige, wirkſame Verehrung Ormuzds, des Schöpfers alles Guten. — Der Parſe ſoll in ſeinem ganzen Verhalten des innern und äuſſern

Menſchen wie Licht ſein und wie Licht wirken. — Der Gedanke, reine Weſen des Himmels nachahmen, ſie auf Erden abbilden, und thun, was ſie im Himmel thun, iſt für den Parſen auſſerordentlich bedeutend und kräftig. Er ſieht in ihnen Ormuzds geliebte Söhne, in denen Ormuzd ſich gefällt, weil ſie in Leben und That ihm ähnlich ſind. — Darum glaubt er ohne allen Zweifel einſt mit in die Geſellſchaft der Himmliſchlebendigen aufgenommen zu werden, wenn er durch reines und edles Leben ihnen ähnlich wird. Wie die Izeds Alles mit Wohlthätigkeit ſegnen, beleben, fruchtbar und fröhlich machen, ſo ſucht auch der Parſe die Natur zu veredeln, überall Lebenslicht und Fruchtbarkeit auszubreiten. — In dieſem Sinn ſpeiſet er die Hungrigen, pfleget der Kranken, beherberget die Wanderer, befruchtet die Wüſten mit Bäumen, tränkt die Erde, gibt ihr reinen Samen, worüber ſich der Erde Schutzizeds freuen; er ſorgt für der Thiere Nahrung und Begattung, ſtiftet Ehen u. ſ. f. Alles, damit er ſelbſt nicht Finſterniß ſei, ſondern Licht werde, und die Finſterniß durch ſein wohlthätiges Licht erleuchte, das Wüſte fruchtbar werde, das Todte lebendig, das Schwache ſtark.

Der ganze zweite Theil des Ormuzdsdienſtes beſteht im Streit wider Ahriman und ſeine Mitwirker, im Haß gegen alles Böſe, in thätiger Unterdrückung alles phyſiſchen und moraliſchen Uebels. Jeder Parſe muß Ahriman, den Thronfürſten der Finſterniß, Vater alles Böſen, durch Gedanke, That und Wort ſo ſehr verwünſchen und haſſen, als er nur Kraft zu haſſen hat. Daher die ewigen Verfluchungen Ahrimans; kein Leid an Leib und Seel' und Gut kann der Parſe fühlen, ohne mit Zorn an Ahriman zu denken; jeder böſe Gedanke, jede unreine Luſt iſt ihm Same aus der Tiefe

Duzakhs, Pfeil Ahrimans, fruchtbarer Keim zur Erweiterung des Fürſtenthums Ahrimans: daher wird Ahriman immer verwünſcht als der Vater, Schöpfer aller Krankheit, Plage, Unreinigkeit in Gedanken, in Wort und That. Wer Ahriman und ſeine Geſellen anbetet, das iſt, wie ein Dewsmenſch thut was ſie thun, liebt was ſie lieben, auf irgend eine Art ihre Abſichten befördert, ihnen ihre Wirkung leichter macht, oder ſie vermehrt, der iſt verwünſcht an Leib und Seel' und Gut; Flüche und Wehen ruhen auf ihm zu Tauſenden.

Zur Verabſcheuung alles Böſen, zum Haß Ahrimans gehört beſonders, daß jeder Mazdeieſnan mit dem Munde bekenne, von Ahriman und ſeinen Dews allein komme alles Böſe; daß er wider alle Anhänger und Anbeter Ahrimans ſtreite. Hieher gehören beſonders die Zauberer, die Zoroaſter wie ſo viele Hände und Füße, Augen und Zungen Ahrimans betrachtet. Zauberer, Magiker, waren die hochberühmten Weiſen, Künſtler, Geheimnißkundige, die durch geheime Gedanken und Sprüche und Beſchwörungen über Glück und Unglück, Segen und Unheil — gebieten zu können vorgaben. Je höher und heiliger ihr Anſehen war unter dem großen Schwarme des Volks, um ſo mehr verflucht und verwünſcht Zoroaſter ihr Thun und Laſſen. Sie hören und Gemeinſchaft mit ihnen haben, iſt Fluch und Verdammniß; ſie verfolgen und vertreiben iſt Freude Ormuzds und aller Izeds, und Segen für alle Menſchen und Geſchöpfe. Mit dem Gedanken: „Ormuzds Reich zu verherrlichen und Ahrimans Gewalt zu zertrümmern", erwacht der Parſe mit dem Hahnengeſchrei und legt ſich ſchlafen, ſeine Streitwaffen ſind ihm dazu gegeben; alle Wünſche endigen ſich mit dieſem doppelten Blick; dieſes iſt ſein alltägliches Ja und Nein; hiernach mißt

er Gutes und Böſes, Hoheit und Niedrigkeit, Licht und Finſterniß der Dinge. Eine That iſt edel, wenn Dews dadurch erbittert werden; iſts eine amſhaſpandähnliche That, ſo möchten ſie vor Bosheit und Zornwuth ohnmächtig werden; jeder Anblick einer reinen und hochdenkenden Seele, wie Zoroaſters, macht ſie muthlos und blaßgelb. Thaten des Lichts, reine edle Werke, ſind das kräftigſte Mittel, der Dews Beginnen zu zerſtören; was ſie verheeren, muß der Parſe, als Verherrlicher der Ormuzdſchöpfung, blühend machen; ſie lehren den Menſchen das Geſetz Duzakhs und der Finſterniß; er muß das Wort des Lebens überall lebendig machen, das Geſetz des Lichts und der Wahrheit in Gang und Uebung bringen. So wie bei Ormuzds Verehrung nichts denn That gilt, ſo iſt alle Verabſcheuung Ahrimans und ſeines Reichs ganz That und Streit, durch Gebet im lebendigen Wort, durch der Seele und des Leibes Reinigkeit, durch Vertreibungen der argen Geiſter, wo ſie oder ihre Geſchöpfe ſich einfinden wollen.

Der Zweck der Religion iſt nach Zend-Aveſta Lichtwerdung der ganzen Schöpfung Ormuzds; Triumph des Guten — Lichts — Wahrheit — Lebens, und Zerſtörung des Todes — Finſterniß — Unſeligkeit.

Der Parſe glaubt nicht, daß er in Abſicht auf Religion und was daher zu hoffen iſt, für ſich ſorgen müſſe, und Ormuzd für Alle; ſondern er ſieht ſich nur als Glied in der lebendigen Geſellſchaft, das nur Geſundheit hat, wenn der ganze Körper geſund und ſtark iſt. Er wacht in der That über ſeinen Mitanbeter Ormuzds mit eben der Sorgfalt, wie über ſich; je mehr die ganze Schöpfung emporkommt und zum Licht erhoben wird, um ſo mehr wünſcht er ſich Glück. So

macht's Ormuzd, ſo machen's Izeds, die muß er nachahmen. Ormuzd, dem Weſen nach ganz Licht und Leben, hat bei ſeiner ganzen Schöpfung und Weltregierung nur zum Zweck, daß ſeine Welt Licht und Leben werde, und alle Glieder ſeines Reichs, jedes in ſeiner Art und Stufe, zu der Reinigkeit, Wahrheit, Vollkommenheit, Seligkeit, Lebensgenuß und Lebensſchaffung gelange, deren es fähig iſt; daß alles gewonnen werde und nichts verloren gehe, alles in ihm — dem Mittelpunkt — Schöpfer — Urquell alles Lichts und Güte — zuletzt zuſammenflieſſe. Dahin arbeitet er Tag und Nacht mit allen Wirkenden ſeines Throns bis durch alle Ketten von Urſachen und Kräften ſeines Reichs. Das ganze Parſenſyſtem in Abſicht der Ordnungen und Stufen der Weſen iſt in Licht und Finſterniß getheilt. Da ſind höhere und niedere Weſen, nach höherm oder minder hohem Glanz und Lichtmaas, mehr oder weniger Machthaber im Reich der Finſterniß. Licht muß immer im Kampf ſein mit Finſterniß; Ormuzd, mit dem zahlloſen Heer ſeiner nähern oder entferntern Kräfte, iſt ohne Unterlaß geſchäftig, Ahrimans Mächte, Wirkungen, Hervorbringungen täglich zu ſchwächen; ſein Volk zu retten und zu reinigen von phyſiſchen und moraliſchen Uebeln, wo Eins das Andere zeugt, Eins das Andere verſchlingt, und jedem ſeines Volkes durch Darreichung von Kraft im Kampf aufzuhelfen. Das iſt Ormuzds Geſchäft alle Tage. So ſoll, nach des Geſetzes Lehre, jedes Glied in Ormuzds Welt durch ſeine Kräfte und in ſeiner Sphäre thun, was Ormuzd im ganzen All ſeines Reichs, für alle Geſchöpfe und durch die ganze Fülle ſeiner Licht- und Lebenskräfte vollendet. Im Zend-Aveſta herrſcht wirklich ein Geiſt von allgemeiner Harmonie aller Lebendigen, von einem Leben in der ganzen Schöpfung. Die

Sonne, Symbol Ormuzds, mag den Entſtehungs-grund dieſer hohen Idee in ſich haben. Alles Einzelne, was der Parſe ſich vom Schöpfer des Guten denkt, einigt ſich in dem Begriff des Mittelpunkts der Allbe-lebung, Allſchaffung, Allbeſeligung, deſſen Geiſtes und Wortes Kraft durch alle Glieder des Lebens und Webens in der Schöpfung dringt, der in allen Glie-dern iſt, und ſie alle leben, fühlen, thun und wachſen läßt, wie der allgemeine harmoniſche Lebensgeiſt in Hand und Fuß — Herz — Haupt — Auge. — Was nun Ormuzd für das ganze All ſeiner Schöpfung iſt, das ſoll jeder Ormuzdverehrer ſein, ſo weit er's ſein kann; dabei aber allezeit ſehen auf den großen Zweck Ormuzds, der das Ganze zu Eins machen will voll Harmonie, voll Leben, voll Wahrheit, Licht und lebendiger Wirkſamkeit. Alle Zeremonien und Gebräuche, alle Verehrung Ormuzds und ſeiner Lichtſchöpfung, alles Streben nach Reinigkeit des Gedankens, des Worts und der That ſieht der Parſe als in ſich ſelbſt oder durch rechten Gebrauch fruchtbare Mittel an zur Schwächung der Macht Ahrimans und Vermehrung des Lichts und Lebens in Ormuzds Welt, wodurch er ſo Theil nimmt an der immer fortgehenden Schöpfung, Erhaltung, Vermehrung des Guten. Dieſer Gedanke hat etwas in ſich, das der Seele, wenn ſie deſſen erſt in Wahrheit fähig iſt, innere Kraft, Hoheit und Weite des Blicks geben kann. Das Parſenſyſtem hat dieſes zum Zweck. Die ganze Schöpfung wird darin wie ein Geſchöpf Ormuzds vorgeſtellt, wo Alles in Harmonie verbunden iſt von Glied zu Glied, Urſach zu Urſach, Wirkung zu Wirkung. Beſonders werden alle Izeds, alle Feruers des Lichts, alle Seelen der reinen Menſchen wie eine lebendige Geſellſchaft vorgeſtellt, die das Volk Ormuzds beſtimmt, worin

er König und Haupt iſt, in und durch Alle wirkt. Kein Geſchöpf kann in Licht und Wahrheit leben und wahre Seligkeit genieſſen, als wenn es Theil dieſer Geſellſchaft der Lebendigen iſt. Beim Urheber dieſes Syſtems hat dieſer Gedanke tief gewirkt; den politiſchen Staatskörper hat er ganz darnach gebildet, ganz darauf gegründet. In der lebendigen Geſellſchaft der Ormuzddiener hat jedes Glied einen Theil der Kräfte des Alls; dieſe Kräfte ſind Kräfte des Lebens, kommen von Ormuzd; er muß ſie brauchen, wozu ſie ſind — zur Zerſtörung des Böſen und Schaffung des Guten; er muß immerfort Urſache zum Licht werden und Licht ſchaffen, ſonſt weicht Ormuzd von ihm, er hört auf ein Lebendiger zu ſein. Jedes Glied der lebendigen Geſellſchaft hat eine von Ormuzd ihm angewieſene Sphäre, darin muß er wirken, die muß er durch ſein Licht erleuchten, durch ſeinen guten Samen befruchten und lebendig machen, ſonſt wird ſie öde Wüſte, Sphäre der Finſterniß und des Todes. Der Dienſt jedes Wirkenden in Ormuzds Welt liegt ganz in der Sphäre, worin er lebt. Bahman hat nicht Sapandomads, Sonne nicht des Mondes, der Prieſter nicht des gemeinen Parſen — Sphäre und Dienſt. Wenn jeder Wirkende in der Kette lebendiger Urſachen ſich und was um ihn iſt belebt, ſo ziehen alle übrige Glieder aus ſeiner Fülle Lebensſaft an ſich, und theilen ihn wieder mit; er macht Vielen den Dienſt leicht, und ſie wieder ihm. Dieſes hat Zend-Aveſta bei vielen Geſetzen zum Zweck. Jeder Parſe muß für Alle beten, und Alle für ihn. Der Prieſter muß durch Reichthum an guten Handlungen und durch ganze Vollendung ſeiner Pflichten, die Nachahmung Ormuzds und Zoroaſters zum Zweck haben, Beiſpiel für Volk und Segen für alle übrige Stände werden. Vom Landbauer wird

immer fortgehende Wachſamkeit und Thätigkeit im Bau der Felder und Verſorgung und Vermehrung der Heerden erfordert, damit er Quell des Ueberfluſſes für Viele werde. So wie im höhern Reich Ormuzds ein Ized ſeinen Dienſt mit Freude und Leichtigkeit thun kann, weil ſie alle ihn thun, ſo ſoll nach Zend-Aveſta jedes Glied jedes Standes im ſichtbaren Reich Ormuzds auf Erden den Dienſt ſeiner Sphäre ganz und mit Reinigkeit, Luſt und Leben thun, damit Alle ihn thun können, und dieſe Geſellſchaft der Ormuzdverehrer auf Erden ein Bild ſei von der lebendigen Geſellſchaft des Himmels, immer höher emporgerückt werde, bis es ſich im großen All des Lichtreiches Ormuzds verſchlingt.

Jedes Glied in der Geſellſchaft der Ormuzddiener hat Zweck ſeiner Vollkommenheit. So wie die Vollkommenheit des Auges nicht die Vollkommenheit des Ohres iſt, noch der Hand oder des Fußes, ſo iſts auch hier. Der Oberſte, wie jeder der Untergeordneten jedes Standes, hat eine Beſtimmung, und in der beſten Erreichung ſeiner Beſtimmung ſteht ſeine Vollkommenheit; darin ſteht ſein Glanz, ſeine Güte, ſein Licht. Obgleich der Glanz des Kriegers nicht iſt wie der Glanz des Prieſters, noch der Glanz des Unterthanen wie der Glanz des Königs, ſo hat er doch ſeine Vollkommenheit, und darin ſteht ſein Ruhm und Glanz; und wenn alle und jede ſind, was ſie ſein ſollen, ſo fließt daraus einzelne und ganze Verherrlichung Ormuzds, einzelne und ganze Lichtwerdung der guten Welt. Alsdann freuet ſich die ganze Geſellſchaft im Lebensgenuß, und jedes Glied im Leben Aller; es genießt und gibt zu genieſſen, ſo wird Jeder für Alle und Alle für Jeden. Den Blick hatte der Verfaſſer des Zend-Aveſta, ſo ſucht er das Glück der ganzen Geſell-

ſchaft, und ſiehet es in ſeiner ganzen Abhängigkeit von Ormuzds höherm Lebensgenuß und Seligkeit, leitet's ganz daher und zweckt's ganz darauf hin. Darum war ihm der Gedanke, daß die ganze Schöpfung Ormuzds ein Geſchöpf ſei, und durch fort und fort gehende Wirkſamkeit im Guten und Zerſtörung der Finſterniß immer mehr Eins werden ſolle, ſo wichtig; darum ſucht er dieſe Einigkeit durch das allſchaffende Band der Liebe immer inniger und feſter zu machen. Die Nahrung, wodurch dieſe Liebe des Jeden zum All, und des Alls zu Jedem im Leben erhalten wird, liegt ganz in der Einigkeit des Glaubens an Zoroaſters Geſetz, in der Einigkeit des Zwecks bei allem Dienſt nach dem Geſetz, in der Einigkeit der Hoffnung nach dieſem Geſetz. Alle wollen und müſſen, jeder in ſeiner Sphäre, Ormuzd in ſeiner Schöpfung verherrlichen; alle ſind Streiter Ormuzds wider die Mächte des Böſen; alle hoffen einſt nach Vollendung des Streitdienſtes zuſammen zu kommen in Gorotman, dem innerſten Sitz des Lichtreichs Ormuzds, wo Urſprung und Keim alles Lebens, alles Lichts, aller Kraft, aller Seligkeit ſich findet. Der Schöpfer eines ſolchen Syſtems ſein oder nur der Stifter deſſelben unter ſeinem Volk — welch ein hoher Geiſt gehörte dazu! oder welchen Schwung mußte er bekommen, wenn er ſeine Lehren geglaubt und von ganzem Herzen angenommen ſah! Wie mußte er ſelbſt zum innigen Glauben an Alles dies faſt gezwungen werden, wenn er auch vorhin noch Zweifel dagegen gehabt hätte! Und welche Wirkungen für das ganze Verhalten des Volks, das dieſe Lehren annahm, mußten daraus entſtehen!

So ſoll alſo jeder Parſe, als Glied der lebendigen Geſellſchaft, bei all ſeinem Dienſt Verherrlichung Ormuzds in ſeinem Lichtreich zum erſten und letzten

Bay... Staat... M...

Zweck haben, ſowohl für ſich in dieſer Welt dadurch, daß er ſich von allem Böſen des Leibes und der Seele reiniget, Ahriman und ſeine Diener im ganzen Reich der Finſterniß beſtreitet, Licht wird und Licht ſchafft, und in der künftigen Welt, daß er als treuer Diener Ormuzds ewiges Leben genieſſe, ewig Ormuzd gefalle, leb' und webe ewig im Licht: als auch für Andere, daß er die ganze Schöpfung verehre, Ormuzd darin überall finde und mit ſich die Geſchöpfe verſchiedener Art veredle, Geiſter nach ihrer Hoheit, nach ihrem verſchiedenen Glanz, nach ihrer mannigfaltigen Wohlthätigkeit rühme und hoch erhebe, und in ihnen lebendige Muſter ſeines ganzen Verhaltens finde; Menſchen — daß er für ihr Heil dieſes und des künftigen Lebens ſorge, für ſie bete und über ſie wache, damit ſie ihren Dienſt thun; Thiere, daß er ſie nähre, ſie aufziehe, für ihre Begattung ſorge, und daß er alle übrige gute Geſchöpfe auf Erden vermehre, die Elemente rein halte — damit von Tage zu Tage alles in Licht und Reinigkeit, Lebensgenuß, Güte, Freude wachſe, er mit allem was ihn umgibt, von Tag zu Tage edler werde, von Finſterniß zu Licht, Tod zu Leben, Materie zu Geiſt werde, er Alles mit ſich hinan führe in Ormuzds Nähe, Alles Eins werde, eine Seligkeit des Lebens genieſſe.

So einen großen Zweck hatte Zoroaſter bei ſeiner Geſetzgebung an die Parſen; und zur Erreichung dieſes Zwecks ſchrieb er darin einen Religionsdienſt vor, deſſen beſondere und ganze Ausübung das einzige Mittel dazu iſt.

Zoroaſters Geſetz iſt der Körper des Urworts, das vor allen Weſen war. Das Geſetz als Schrift hat nicht den hohen Werth und Verehrung bei den Parſen, als weil ſie glauben, daß das göttliche Urwort, die göttliche Geiſtesſprache, die allezeit ſchaffend iſt, darin

wahrhaftig aufbehalten ſei. Vor allen Weſen nehmen die Parſen ein Wort an; durch dieſes Wort ſollen alle Weſen geworden ſein was ſie ſind. Wenn man es zuerſt überhaupt erklären will, ſo iſts Eins mit der Lebenskraft oder dem göttlichen Weſen, ſofern es ganz Lebenskraft, ganz Licht und Lebensgeiſt iſt, der, ſobald er haucht, belebt. Sofern Gottes Natur ganz Leben und Lebenskraft iſt, weder von Anfang noch Zerſtörung weiß, heißt Gott das Urwort, und ſofern Gottes Geiſt dieſes Wort ſpricht, und durch dieſes Sprechen andern Weſen auſſer Gott Weſen und Leben und Wirkſamkeit, d. i. Licht, mitgetheilt wird, heißt dieſes Sprechen Gottes auch Wort, Wort der Belebung, lebendige Geiſtesſprache Gottes. Der Parſen Begriff von Sprache und Wort iſt viel reiner und abgezogener als der unſere. Sie laſſen Gott unaufhörlich zu den Izeds des Himmels reden und denſelben ſeinen Willen kundbar machen: aber dieſe Sprache iſt bloß göttlich, geiſtig, ein unſichtbarer Zug der göttlichen Willenskraft, der aus dem Mittelpunkt der Gottheit in die Izeds übergeht, und zugleich die Kraft zu beleben und zu ſchaffen mit ſich führt; dieſe Sprache verſtehen die Izeds auch ſehr gut, denn es iſt unmittelbar Anſchauung der Sache, Gefühl des Willens, wie es in Gott war, und das aus Gott in ſie übergeht, die aber keine Menſchenzunge ſprechen kann. Die Izeds und Feruers ſelbſt reden unter ſich die Sprache innerer Empfindungszüge und Anſchauung, die Menſchen aber reden mit ihren Zungen zu einander, darum wiſſen ſie auch nicht wie Gott ſpricht und was Sprache und Wort Gottes ſei. Dieſes Wort heißt auch das erſte Geſetz, höchſte Weisheit, Ormuzds urſprünglichſtes Element, wo es mit Urlicht faſt Eins iſt, Ormuzds Ausfluß, Seele, denn es enthält, wenn man ſo reden könnte, wahre Elemente deſſen,

was Gott ausmacht, was in Gott iſt; es iſt ein ewiges Ich bin, vor dem Beginn aller Dinge ewig, die Vortrefflichkeit ſelbſt, Licht, ſchrecklich, lebendig, ſchnell — Ormuzd ſprachs, und ſo wurden alle Weſen, er ſprichts von Augenblick zu Augenblick, und ſo kommt aller Ueberfluß, alles Gute, aller Lichtſame in die Welt; alle Weſen der Welt ſind bloße Worte Ormuzds. Wie Ormuzd das Wort der unbegrenzten Ewigkeit iſt, ſo iſt die ganze Welt ſein Wort und Alles, was Izeds wirken, iſt ihr Wort.

Dieſes Wort hat ſich nun unter der Hülle des Geſetzes dem Menſchen geoffenbart oder vielmehr, der Schöpfer aller Dinge wollte den Menſchen Erkenntniß und Licht über die Natur der ewigen und in jedem Nu ſchaffenden Gottheit geben, da redete er zu den Menſchen in menſchlicher Sprache, die ſie verſtehen konnten und ſo wurde das Geſetz, das Zend-Aveſta zum Unterſchied das himmliſche, göttliche Geſetz nennt, das Geſetz des Lichts, der Wahrheit, des Lebens. Jeder Gedanke dieſes Geſetzes gibt einen Zug, die Natur, den Geiſt der Gottheit kennen zu lernen. Die Gottheit hat ſich aber nicht zuerſt den Menſchen durch Zoroaſter geoffenbart, ſondern ſchon vor ihm war Gottes Wort auf Erden. Hom predigte es lange vor Zoroaſter auf den Gebirgen, nach ihm bekams Djemſchid,*) und grün-

*) Djemſchid iſt der fünfte oder ſechste der Nachkommenſchaft Noah, nach Modimel el Tavarickh; Zoroaſter, wie alle Helden Irans, ſtammen von ihm ab; Urvater der Parſen und Haupt der Lichtgeſellſchaft. Er ſuchte zuerſt Ormuzds himmliſche Orakel und bekam das Geſetz des göttlichen Worts; ihm ſelbſt gab Ormuzd hundert Theile vom Urlicht; von ihm kommt Ackerbau u. ſ. f. Er regierte 616 Jahre als Diener des höchſten Gottes und als Stifter vieler Anordnungen, die Zoroaſter beibehalten hat, z. B. der ſechs Feſte zur Ehre der Schöpfung der

dete darauf den Dienſt des Schöpfers der Natur. Zuletzt Zoroaſter, der es zuerſt ſeinem Vaterlande, Iran-Vedj, und darauf der übrigen Welt mittheilen ſollte.

Dieſes Geſetz Zoroaſters *) nun, das darum das einzig wahre und göttliche genannt wird, weil Gott ſeinen Geiſt und Sinn darin abgedrückt hat, und das, nach Zend-Aveſta, gleichſam ein Gemälde der Seele Ormuzds iſt, hat ſehr große Verheißungen des lebendigen Gebrauches. — Wenn es mit dem rechten Gemüthszuſtande geleſen wird, d. i. im Geiſte und Sinne Gottes, ſo ſoll gewiſſermaßen eben das dadurch gewirkt werden, was es beim Beginn der Dinge vermochte. — Aber der Geiſt, der in Ormuzd war, da ers ſprach, muß auch in dem ſein, der es nachſpricht, wenn er die göttliche Wahrheit davon erkennen will. — Zoroaſter fordert dazu weiter nichts, als daß die Seele ganz Achtſamkeit, Auge, Ohr, Begierde iſt (geſetzdurſtend heißt es oft in den Zend-Büchern), ſo vermag der lebendige Geiſt dieſes Geſetzes Glauben und Empfindungsüberzeugung in des Menſchen Geiſt zu wirken. — Zoroaſter glaubte, Keiner könne

Erde und all ihres Segens, den ſie in den verſchiedenen Zeiten des Jahres erzeugt. Sein ganzes Leben dauerte 716 Jahre.

*) Zeiträume:

1) Von Adam bis Noah, nach der hebr. Zeitrechnung, 1656 Jahre.
2) Von Noah bis Moſes, bis 1483 vor Chriſto.
3) Von Moſes bis Cyrus, bis 558 vor Chriſto.

J. G. Eichhorns Einleitung in das alte Teſtament. Mit Moſe fängt es an in der Weltgeſchichte zu tagen. Sollte Zoroaſter von Moſe und Abraham gar keine Kunde gehabt haben? — —

es hören, ohne daß der Duft des Göttlichen im Geſetz in die Seele des Hörenden überginge, und er dadurch einen Geſchmack des Göttlichen und eine Empfindung der Wahrheit deſſelben bekäme. Beiſpiele davon geben die Bekehrungen der Brahmes durch dieſes Geſetz. Zoroaſter las nur einen Ha vom Izeſchne im Geiſte eines Geſandten Ormuzds, und Tſchengregatſch, das Haupt aller Brahmes, ward wie vom Blitz gerührt, er mußte Beifall geben. — Wer dieſes lebendige Wort lebendig denkt oder ſpricht, daß der Geiſt Gottes gleichſam reflektirt wird, da wirkt es nach ſeiner Licht- und Belebungskraft, die ihm ewig iſt, mehr oder weniger, je mehr oder weniger vom Lichte dieſes göttlichen Worts im Menſchen iſt. — Es iſt himmliſch und erhaben, wie die Sonne, allezeit triumphirend und unſterblich machend; ſchließt in ſich alle Weisheit und gibt alle Weisheit und Kraft; iſt bis zur Auferſtehung Quell aller Güter an Leib und Seele.

Der Untreue gegen dieſes Geſetz muß aus der Gläubigen Verſammlung geſtoßen werden; wer ihm aber treu bleibt, in dem tilgts alle Sünden. — Nach Zoroaſter kann man nicht ſagen, wer die Worte von Zend-Aveſta ſpricht, in deſſen Seele iſt lebendiges Wort Gottes, ſondern wo es lebendig wirkt, ändert, ſchafft. — Dieſes Geſetz iſt das allein Leben und Licht gebende Mittel: daher die beſtändigen Lobeserhebungen und Betheuerungen, daß es das einzige lichtausſtrahlende Geſetz der Wahrheit und des Lebens ſei; daß Zoroaſter allein für den wahren Propheten zu halten, er allein das rechte Wort Gottes (Ormuzds) an die Menſchen gebracht habe. *)

*) Zoroaſter mochte abſichtlich von Moſes in Allem Umgang nehmen, ſonſt wäre er vor dem Volke nicht mehr der einzige Geſandte Gottes geweſen; er will daher

Der Hauptinhalt des ganzen Geſetzes liegt in den Worten: „Ormuzd, den König der ganzen Welt, erkennen in Reinigkeit des Herzens, ſeine Schöpfung hochachten, Zoroaſter für den wahren Propheten Gottes halten und Ahrimans Reich zerſtören.“ — Seine Forderungen gehen an die Menſchen aller Stände, nämlich Gutes thun, wie der erſte der Amſhaſpands (Ormuzd); — (ſiehe Täfelchen VII im Mithra-Stein von Tirol) — weiſe zu ſein im Verſtande, wahrhaftig in der Rede, groß, edel und verſtandesvoll im Thun und Laſſen.

Die einzelnen Vorſchriften des Geſetzes haben alle zum Zweck, Ormuzds Reich im Einzelnen und Ganzen zu verſchönern, Licht und Leben, Wahrheit und Beſeligung überall auszubreiten; ſie ſind moraliſch, gottesdienſtlich und politiſch-religiös. — Reinigkeit des Gedankens, Reinigkeit des Worts, Reinigkeit der That, Tugendgeiſt, Lichtabſicht der Handlungen, was einige der alten Weiſen auch Gerechtigkeit nannten, iſt das Ziel aller Parſen.

Zur Erhaltung der Reinigkeit der Seele dient nun der Gebrauch des Geſetzes. Hier iſt das Leſen der Zendbücher eine der erſten Pflichten; ein Opfer, das dem Urwort gebracht wird, eine tägliche Nahrung der Seele, ohne welche ihr Licht zur Finſterniß wird. Bloß dadurch erhält ſich der Parſe im Beſitz des lebendigen Worts. In den Häuſern und im Heiligthum des Feuers wird das Geſetz geleſen und geſprochen. Die Vorleſung des Geſetzes beſtimmt einen weſentlichen Theil des Opferdienſtes der Parſen. —

auch von Adam, von Noah, von Abraham ganz und gar nichts wiſſen. Dadurch wird ſein Wirken bei aller philoſophiſchen Würde verdächtig.

Die Opfer ſind Ormuzd nur in ſo fern ein lieblicher Geruch, als ſie die wirklichen Gedanken des Geſetzes, das lebendige Wort, in That verwandelt. — Die feierliche Vorleſung des Geſetzes iſt Ormuzd an ſich ſo angenehm, weil ſie ein Echo auf Erden von dem iſt, was im Himmel geſchieht. Um das Geſetz mit mehr Wohlklang zu leſen, haben ſie auch einige muſikaliſche Inſtrumente dabei. — Aus den Proben, die Anquetil im Grundtext liefert, erkennt man ſchon den hohen Wohlklang der nun todten Zendſprache, obgleich man nicht einmal der wahren Ausſprache gewiß iſt. — Alles klingt hoch und voll und iſt zur Begeiſterung gemacht; die Sprache hat durch und durch Schwung hoher Poeſie. Dies konnte für den Geſetzgeber eines ſolchen Volkes wohl nicht anders als ſehr vortheilhaft ſein. Auſſer dem ordentlichen Leſen des Geſetzes wird das Gebet allen Ormuzd-Verehrern zur heiligſten Pflicht gemacht. — Der Parſe beklagt ſeine eigene und aller Menſchen Sünden und rühmt die grenzenloſe Barmherzigkeit und Huld Gottes, von der er ſich Vergebung verſpricht. Zugleich betheuert er ſeine Liebe gegen den Gott alles Guten, und ſeinen Haß gegen Ahrimans Geſchöpfe, das Böſe, ſeine Treue gegen das Geſetz, die Nothwendigkeit guter Thaten. — Nach dem Sündenbekenntniß folgen Lobpreiſungen Ormuzds, der Amſhaſpands, Izeds, Zoroaſters und aller reinen Menſchen von Kaiomorts bis zur Auferſtehung, aller Söhne Gottes, das iſt aller Geſchöpfe, worin Spuren des Lebens und Geiſts Ormuzds ſich finden. — So wie ihr ganzer Religionsdienſt die ganze Lichtwelt Ormuzds umfaßt, ſo groß iſt auch überhaupt der Umfang ihres Gebetes.

Beſonders iſt der Prieſter verbunden, für ſich und Alle zu beten, für den König, den Ormuzd über

ſein Volk geſetzt hat, (Wir von Gottes Gnaden) und ſo herunter bis auf alle Menſchen, die noch bis ans Ende der Welt im Reiche Ormuzds leben werden. Er betet auch für alle Seelen und Feruers, ſie mögen Körper auf Erden belebt haben oder nicht; damit das Gebet mehr Feuer habe, ſo vereinigt es der Prieſter mit dem Gebet aller Reinen auf der ganzen Erde, die gelebt haben oder leben werden bis zur Auferſtehung. Unter den Parſen ſind Gebet und Handlungen etwas Gemeinſchaftliches. Einer betet für Alle und Alle für Einen: ſo bekennt der Prieſter, daß er Theil nehme an allen guten Werken aller Ormuzds geliebten Seelen, wie ſie alle aus der Fülle ſeiner guten Thaten genieſſen. Dieſer Geiſt der Mittheilung knüpft das Band der Einigkeit und des Friedens, den Unterſcheidungskarakter eines Volks nach dem Geſetz, das den Schöpfer alles Guten zu ehren vorgibt.

Alle Zeremonien und Formen der Liturgie deuten auf dieſen Geiſt der Gemeinheit. Der Parſen heilige Bücher enthalten Gebetformeln für alle Zuſtände, worin der Parſe böſe oder gut handeln kann, und wo er ſich durch das Gebet rein bewahren muß. Beim Eſſen, Anziehen der Kleider und beſonders bei Anlegung des Streitgürtels, beim Anblick eines Feuers, Waſſers, jeder Sache die rein und gut iſt, — hat der Parſe ſein eigenes Gebet.

Unter den eigentlichen gottesdienſtlichen Gebräuchen und Verehrungsarten verdient der Feuerdienſt die größte Aufmerkſamkeit. Hier muß man vor allen Dingen mit Augen Zend-Aveſta's betrachten, um ſich vom Feuerdienſt der Parſen nur einigermaßen Begriff machen zu können. — Die Parſen glauben

a) ein Urfeuer, und

b) ein materielles Feuer;

dieſes iſt ein Bild von jenem, jenes iſt von Ewigkeit und dieſes durch jenes geworden. — Das Urfeuer iſt das Band der Einigung zwiſchen Ormuzd und dem in Unendlichkeit verſchlungenen Weſen (der Zeit ohne Grenzen): es iſt der Same, woraus Ormuzd alle Weſen gezeugt hat; und was Ormuzd aus ſeinem Feuer zeugt, iſt ſein Sohn, daher Amſhaſpands, Izeds, Sterne, Menſchen, Thiere, Pflanzen alle Söhne Gottes heißen, weil alle dieſe Kreaturen etwas vom Samen der Allſchaffung und Allbelebung in ſich haben, und dadurch ſind, was ſie ſind.

Das Urfeuer hat ſich vom Anfang an unter verſchiedenen Geſtalten auf Erden zu erkennen gegeben, theils in ſichtbaren Feuerphänomenen, theils durch unſichtbare Wirkungen ſeiner Kraft in den Geſchöpfen. — Alle große Thaten, die je auf Erden vollbracht ſind, werden ſeiner Kraft zugeſchrieben; die Heldenthaten Djemſchids, Ke-Khoſro's und aller Helden, alle Weisheit, Weiſſagung *) und Gewalt, große Wirkungen auf Erden durch geiſtvolle Reden zu verurſachen u. ſ. f. — Je reiner und ſtärker das Feuer iſt, wodurch Menſchen belebt werden, deſto reiner, ſtärker und geiſtiger ſind ihre Wirkungen. — Könige werden durch ein eigenes Feuer belebt, das dem vor Ormuzds Thron ähnlich iſt. —

Man unterſcheide alſo das Urfeuer, das nach dem Lehrbegriff der Parſen von allen Weſen in der unend-

*) Dem göttlichen Feuer des Geiſtes, ſofern es im Menſchen wirken kann, wird beſonders die Kraft der Prophetie beigelegt.

lichen Gottheit von Ewigkeit geweſen iſt, und allen Geſchöpfen ihr Weſen gegeben hat, und das durch jenes entſtandene und in alle Weſen übergegangene Feuer, das nun in ſo viel tauſend Geſchöpfen, unter ſolcher und ſolcher Aeuſſerung und Wirkungsart, das einzige allſchaffende, allwirkende, belebende Prinzip iſt, das Mittel, wodurch Ormuzd die ganze Schöpfung in Leben und Bewegung erhält. — Das Feuer iſt alſo Ausfluß des Geiſtes und der Kraft Gottes, reinſtes Symbol der unaufhörlich fortſchaffenden, allwirkenden, belebenden Gottheit. — Zum Ruhm und beſtändigen Andenken dieſer Kraft Gottes ſtiftete der Geſetzgeber einen beſondern Feuerdienſt, Feuer-Verehrung. Weil aber dieſes göttliche Feuer der Allſchaffung und Allbelebung unſichtbar iſt, ſo mußten daher heilige Feuerherde (Tempel zur Feuer-Verehruug Dad-Gahs) errichtet werden, dergleichen vor ihm ſchon Djemſchid, unter dem Namen Ferobun, Gott geheiligt haben ſoll. — Bei dieſer Feuer-Verehrung hatte alſo der perſiſche Geſetzgeber keinen andern Zweck, als daß die Gottheit, die, ſo weit Geſchöpfe ſind, belebt und ſchafft, unter dem Symbol des Feuers an beſtimmten Orten und zu gewiſſen Zeiten verehrt werden ſollte. Das Feuer mußte daher der Parſen auffallendſter Gegenſtand werden, das Bild davon ſich mit aller Heiligkeit und Hoheit der Idee tief in ihre Seele drücken. — Strabo ſagt: „Zu welcher Gottheit die Perſer auch beten, ſo rufen ſie vor allen Dingen das Feuer an.“ — Dies that auch Cyrus (Xenoph. Cyrop. L. 7). So oft die Parſen ein Feuer erblicken, überfällt ſie heilige Ehrfurcht und Anbetung; die meiſten der Gebete werden in Gegenwart des Feuers geſprochen; Neäſchs an's Feuer hört man Tag

und Nacht; um die fünf Gahs des Tages (Eintheilung des Tages) muß der Prieſter dem heiligen Feuer reines Holz und wohlduftende Gerüche zur Nahrung geben (ſiehe den Mithra-Stein von Tirol, Täfelchen IV).

Da alſo den Parſen das Feuer ſo heilig ſein ſollte, ſo mußte der Geſetzgeber auf die Entweihung deſſelben harte Strafen ſetzen. Der bloße Mundeshauch verunreinigt es, denn alles, was vom Menſchen ausgeht, iſt unrein; unrein wird der Menſch geboren; Waſſer nimmt die äuſſern Unreinigkeiten weg, nicht aber die innern (Taufe). — Wer mit dem Munde das Feuer ausbläſet, iſt todeswürdig. — Alles Todte, Faule muß vom Feuer entfernt werden; Todte wurden daher ſchon zur Zeit Klitarchs nicht verbrannt. — Die mannigfaltigen Läuterungszeremonien eines entweihten Feuers zeugen von deſſen ausnehmender Heiligkeit und Reinigkeit. — Es iſt der Feuerdienſt der alten Perſer in der That doch ein ſonderbares Phänomen. Das Feuer war zwar überhaupt den Alten eine heilige Sache; aber doch nirgend das, was es bei den Parſen noch bis heute iſt. — Sie wollten gern von der allgegenwärtigen und überall wirkſamen Gottheit ein bedeutendes Merkzeichen des Eindrucks haben, und da nahmen ſie das Feuer, welches in vieler Abſicht das treffendſte war.

Die Eigenſchaften des Feuers, wonach die Bedeutung deſſelben als Symbol beſtimmt wird, brauchen wir nicht aufzuzählen. In einer Zeit, wo die Menſchen noch faſt Gefühl waren, mußte der Feuerglanz der Sonne und Sterne, mußten die Erſcheinungen und Wirkungen des Blitzes und anderer Glanzphänomene in der obern Gegend Zeichen von vieler

Bedeutung und tiefem Eindruck für die Menſchen ſein *). Auf der Erde nahmen ſie in allen Geſchöpfen Feuer an, das ſie zum kräftigſten Prinzip des Lebens und Wirkens machten; wozu ſie auch durch Analogien der obern mit der untern Welt veranlaßt wurden. — Durch Reiben zogen ſie aus Bäumen Feuerfunken (wie im

*) Die Wunder-Schöpfung Gottes, ein nutzbares, neu bearbeitetes Sonnen- und Planeten-Büchlein, für Alle, welche die geheimnißvolle Verkettung der Geiſter- und Körperwelt, die Urkräfte der Natur, und das Seelen-Bündniß des ewigen Lebens erkennen. Nebſt Betrachtungen über den dereinſtigen Untergang unſers Erdballs, mit einer Karte, vier Kupfer-Abbildungen und allegoriſch verziertem Umſchlage. Augsburg und Leipzig, bei A. Bäumer.

Dieſes kleine Werkchen erfüllt ein vielfach ausgeſprochenes Verlangen, und iſt Allen zu empfehlen, die keine gelehrte, wohl aber eine belehrende und unterhaltende Lektüre ſuchen, denen eine genaue Kunde des Grundes alles Seins, Wirkens und Vergehens, anſchauliche Kenntniß des großen Weltgebäudes, inſonderheit der Sonne, Planeten und Kometen, dann der Naturkräfte, der Konſtellationen der Geſtirne, deren Walten und Einfluß auf alle irdiſchen Körper, intereſſant und leſenswerth erſcheint. Es bilden dieſe gehaltreichen Blätter, unter Würdigung der ehemaligen Nativitätenſtellungen und Witterungsanzeigen, zugleich eine Quinteſſenz für Alle, die ſich mit frommem Vertrauen, mit tiefen Ahnungen des Gemüths, nach göttlicher Wahrheit ſehnen, und die aus den Gewinden des Irrwahns auf einen höhern und feſtern Punkt der Vergeiſtigung kommen möchten. Die beigefügten wichtigen Abbildungen, in guten Kupferſtichen, dienen zur faßlichen Darſtellung. — Das Ganze erbauet wie ein Andachtsbuch und erhebet den forſchenden Geiſt des Menſchen zu den erhabenſten Gedanken und Gefühlen, die nie allgemein genug verbreitet werden können. — Um auch durch Wohlfeilheit die Anſchaffung zu erleichtern, wird der Preis äuſſerſt billig auf 48 Kr. geſtellt.

Zend-Aveſta vorkommt), und dieſe verglichen ſie mit dem Blitz; kein Wunder alſo, daß ſie allen Bäumen und Pflanzen unſichtbares Feuer gaben. — Beim Menſchen machten ſie das Nieſen zum äuſſern Zeichen des innern Kampfes zwiſchen den lichten Feuertheilen und dem Samen der groben finſtern Materie. — Wie ſehr einige Thiere Feuerfunken von ſich ausſtrahlen, iſt bekannt. Auf ſolche Bemerkungen gründeten die Parſen den Glauben an ein göttliches Feuer, das alle Weſen durchdrungen habe, welches ſie Behram nannten. — Wer Luſt hat, über dieſe Sache nachzudenken, wird noch auf manche zur Beurtheilung der alten Welt nützliche Gedanken geführt werden.

Die Parſen verehren das Feuer aber nicht wie eine Gottheit; wenigſtens iſt dies ganz gegen den Geiſt Zend-Aveſta's. Die ewige Gottheit wird in Ormuzd wie Schöpfer alles Guten angebetet; und dieſe Anbetung iſt Anfang und Ende alles heiligen Dienſtes. Um das Feuer anrufen zu können, hat Zoroaſter es perſonifizirt, wie er die Glanzkörper am Himmelsgezelt auch belebt, ihm einen Ized gegeben: im Feuer ſelbſt aber werden die Eigenſchaften des Weltſchöpfers verehrt, und iſt ſo viel, als wenn Ormuzds Allbelebungs- und Schöpfungskraft angerufen würden. Die Opfer ans Feuer dienen zur Erhaltung deſſelben, und die Gebete ans Feuer ſind Lob- und Dankgebete für jene Eigenſchaften Ormuzds, ſofern ſie ſich durchs Feuer allwirkend, allbelebend äuſſern. Jeder gemeine Parſe zu unſern Zeiten mag vielleicht nicht im wahren Geiſt Zend-Aveſta's den Feuerdienſt verrichten, vielleicht etwas gröber dabei denken, und unter einer ſolchen Menge von Perſonifikation erliegen; doch treiben ſie, ſo weit die Nachrichten reichen, keine eigentliche Abgötterei damit. Nie haben die Perſer die Naturelemente, oder

Izeds oder Sterne als eigentliche Gottheiten verehrt, wohl aber als wohlthätige Kräfte belebte Weſen, durch die Ormuzd die Welt regiert. Wenn die Griechen ihnen verſchiedene Gottheiten, als Veſta, Jupiter u. ſ. f. geben, ſo ſehen ſie mit griechiſchen Augen.

Auſſer dem Feuerdienſt gibts noch andere Theile des ſichtbaren Gottesdienſtes und heilige Handlungen. Die Parſen bringen auch Opfergeſchenke, wovon das Gebet an Ormuzd und ſeine Izeds, und das Leſen der heiligen Bücher begleitet wird. Sie beſtehen aus Kleidern für die Prieſter, Miezd, Hom und Perahom; davon anderswo. Die Reinigungen des Leibes machen einen wichtigen Theil ihrer Zeremonien aus. Die Reinigkeit des Leibes iſt ihnen das Bild der innern Reinigkeit des Herzens, und dieſe Alles in Allem. Das Herz aber iſt nicht rein ohne den Körper; daher erfordert dieſer ſo viel Sorge und Wachſamkeit. Einen unreinen Körper beſitzen eine Menge Dews; vor einem reinen aber müſſen ſie weichen. Die Menſchen werden von Natur unrein geboren, denn ſie ſind alle von Kaiomorts, und der iſt durch Ahriman verunreinigt *); daher das Gebot, beim Gebet und Eſſen den untern Theil des Angeſichts mit dem Penom verhüllt zu haben, weil der Speichel des Mundes Etwas verunreinigen könnte; daher das Verbot, nichts, was vom Menſchenkörper kommt, ins Waſſer oder Feuer zu werfen; daher darf beim Gebet, Eſſen und Nothverrichtungen nichts als wortloſe Sprache (in Vadi) nach Art der Stummen geredet werden; denn unter ſolchen Umſtänden ſchleichen

*) Die Parſen ſagen: wenn der Menſch geboren wird, ſo ſtellt ſich Ahriman ſeiner Seele dar, wie Meſchia, dem Stammvater des Menſchengeſchlechts, und ſpricht eben auch: „ich bin Herr und Schöpfer der Natur;“ das glaubt die Seele, und verſündigt ſich dadurch.

ſich ſonſt böſe Geiſter in den Körper ein, wenn das Gemüth nicht in gehöriger Sammlung, Stille und Wachſamkeit auf ſich iſt. Dieſe und viele andere Gebräuche ſind aus der Meinung der allen Menſchen von Natur angebornen Unreinigkeit entſtanden. Die Unreinigkeit des innern Körpers kann nun zwar nicht ganz gehoben werden, doch muß der Parſe wenigſtens für die Reinbehaltung des äuſſern ſorgen, und durch beſtändige Achtſamkeit auf Alles, was verunreinigen kann, verhüten, daß die Unreinigkeit des Innern nicht wachſe, ſondern abnehme. Die Aufmerkſamkeit des Parſen muß hiebei theils auſſer ſich, theils auf ſich gerichtet ſein, weil dies die beiden Wege zu Verunreinigungen ſind. Auſſer ſich — daß er ſich keinem unreinen Menſchen oder Thiere nahe*); daß er nichts Todtes anrühre, ohne die vorgeſchriebenen Gebräuche beobachtet zu haben: auf ſich — daß er in ſolchen Fällen, wo Dews ihn verunreinigen könnten, vorzüglich wachſam über ſich iſt, ſich nicht in ſinnlichen Gegenſtänden zerſtreuet. Iſt er aber einmal verunreinigt — denn welches Menſchen Aufmerkſamkeit und Treue iſt über alle Vernachläſſigungen erhoben? — ſo muß er ſich wieder durchs Waſſer die vorige Reinigkeit geben. Vom Waſſer ſind Zend-Aveſta's Lobpreiſungen eben ſo hoch und mannigfaltig, wie vom Feuer. Es gehört mit unter den Urſamen aller Weſen; das reinſte Himmelswaſſer iſt vor

*) Daher mußten die Perſer zu Herodots Zeiten alle Ausſätzige und mit anſteckenden Seuchen Behaftete von bewohnten Oertern entfernen, denn dieſe Uebel kommen von Ahriman; auch war es Pflicht, den Todten die letzten Dienſte zu beweiſen. Sobald nämlich die Seele abſcheidet, nehmen Dews vom Leichnam Beſitz und dadurch wird der ganze Kreis unrein; durch mancherlei Zeremonien, die man beobachtet, müſſen die Dews erſt ausgetrieben werden.

Ormuzds Thron; iſt heilige und geliebte Tochter Ormuzds; belebt die ganze Natur; reinigt die Körper der Geſchöpfe, gibt ihnen Nahrungsſaft, Samen, Gehirn, Verſtand, Mark und Kraft, Milch, Fruchtbarkeit zur Zeugung; erneuert die Weſen, gibt Ueberfluß aller Art; Ormuzd hat's den Menſchen zur Schutzwehr wider Dews und ihre Hervorbringungen gegeben; hat einen heiligen Jzed und muß beim frühen Hahnengeſchrei angerufen werden. Das Waſſer iſt alſo, wie Feuer und Licht, Symbol alles Guten und unterſtützt das Feuer in ſeinen Wirkungen. So wie das Feuer alle Geſchöpfe durchdringt, und in allen Geſchöpfen Wirkungen des Lebens äuſſert, ſo auch das Waſſer, welches den Lebensſaft aller Menſchen, Thiere und Pflanzen enthält. Die Parſen haben zwei geheiligte Waſſer, Zur (Kraft) und Hom. Jenes wird aus gemeinem Waſſer unter mancherlei Zeremonien und Gebeten um Mitternacht bereitet, und dient beim Gottesdienſt. Hom iſt der Saft des heiligen Hombaums, Baums der Unſterblichkeit; iſt das Waſſer des Lebens oder der Unſterblichkeit.

Die Fälle, wo der Parſe einer Waſſerreinigung bedarf, ſind entweder gewöhnlich oder ungewöhnlich. Jene ſind unwillkührlich und erfolgen faſt täglich; z. B. vor und nach den Nothverrichtungen muß der Parſe ſich waſchen. Andere ſind ſeltener, wie die geſetzliche Reinigung einer Frau nach ihrer Niederkunft; wenn ſie ihre Zeiten hat; die Waſſerreinigung eines neugebornen Kindes (Taufe). — Befindet ſich aber der Parſe im Zuſtande der Unmöglichkeit in Abſicht der Reinigung, ſo iſt eine aufrichtige Reue des Geſetzes Erfüllung, und ein Gebet aus Demuth und Reinigkeit des Herzens erſetzt alle äuſſere Zeremonie. — Nach vorſetzlichen Verunreinigungen

findet zwar auch eine Reinigung nach dem Geſetze ſtatt; auf einige derſelben aber iſt Todesſtrafe geſetzt, weil ſie für ſo grobe Verbrechen gehalten werden, die nur durch den Tod zu tilgen ſind. — Dies muß wieder nach dem Geiſt des Geſetzgebers beurtheilt werden. Der Meheſtan oder Schüler einer Religion, worin Alles auf Verherrlichung der Lichtſchöpfung Ormuzds und auf Zerſtörung des Reichs der Finſterniß abzweckt, muß wiſſen, daß durch vorſetzliche Verunreinigungen Ahrimans Macht ausnehmend erweitert wird, und ſie daher Hauptverbrechen werden. — Dieſe Fälle ſind ferner von der Art, daß der Verbrecher nothwendig vorſetzlicher Urheber ſeines Unglücks werden muß, wenn er in ſie kommt. Auch ſoll der Parſe Gehorſam in allen Leiden lernen; und wenn er die Todesſtrafe geduldig ausſteht, ſo iſt dieſe Unterthänigkeit von ſo hohem Werth, daß ſein Verbrechen dadurch auf einmal ausgetilgt wird, und verdient allein, daß Gorotman ſich ſeiner erbarme und ihn aufnehme.

Faſt in allen alten Religionen gehört das Faſten mit unter die gottesdienſtlichen Gebräuche; Zend-Aveſta weiß aber nichts davon; hält es weder für verdienſtlich, noch für erlaubt. — Mäßigkeit im Eſſen und Trinken empfiehlt das Geſetz, nur aber bis auf den Punkt, daß der Parſe noch immer zur Ehre Ormuzds ſeinen Leib pflegen kann, damit ſein Körper Muth und Kraft bekomme, gegen böſe Geiſter durch gute Thaten zu wirken, und Hunger ſeine Aufmerkſamkeit beim Leſen des Geſetzes nicht ſchwäche. Es gibt eigene Izeds, die für den Wohlſtand im Leiblichen ſorgen müſſen. Der die Felder bauet hat großes Verdienſt, wenn er ein Quell des Ueberfluſſes für Viele wird.

Politiſch-religiöſe Gebräuche gehören zur dritten Art der beſondern Pflichten, die das Geſetz vor-

ſchreibt. — Die Feſte der Parſen ſind wenigſtens der Bedeutung wegen merkwürdig. Sie beziehen ſich alle auf gewiſſe große Begebenheiten und Erſcheinungen in der Natur und Schöpfung, die jedem Parſen wichtig ſind, oder wodurch die verſchiedenen Jahreszeiten angedeutet werden.

Vor Zoroaſter ſtiftete Djemſchid die Gahanbars, die in alle Jahreszeiten fallen und die verſchiedenen Zeitfolgen vorſtellen, worin Ormuzd die Theile des Weltganzen nach und nach hat werden laſſen. — Es ſind ihrer ſechs, jedes hält fünf Tage. Djemſchid ordnete ſie zum Andenken und Lobpreis des erſten großen Werkes Gottes, der Weltſchöpfung, an. — Im Laufe des Jahres kommt nach und nach Alles zum Vorſchein, was in der Natur iſt, darnach vertheilt er ſie. — Man ſiehet, wie heilig den Alten das Andenken an die Schöpfung der Dinge geweſen iſt, und wie ſie bei Allem, was die Natur im Frühling und Herbſt Neues hervorgibt, ſich der heiligen Urzeit erinnert haben, da Alles zum erſtenmal ans Licht trat. — Auch die Iſraeliten hatten ein Schöpfungsfeſt, denn ihr Sabbat war nichts anders: — „Sechs Tage ſollſt du wirken, und den ſiebenten Tag mir heiligen; denn in ſechs Tagen hab' ich Himmel und Erde erſchaffen." — Das Schöpfungsfeſt der Iſraeliten iſt nicht Anordnung Moſes, ſondern ſo alt, als das Menſchengeſchlecht, das Schöpfung feiern konnte, und dem dieſe Feier um ſo heiliger ſein mußte, je näher es an den Beginn der Dinge grenzte. — — Ormuzd ſelbſt hat nach dem Zend-Aveſta die Gahanbars mit den Amſhaſpands nach vollendeter Weltſchöpfung gefeiert, — und Alles, was im Himmel und in der Natur geſchieht, ſucht

das Parſen-Syſtem nachzubilden. Zoroaſter behielt dieſe Gahanbars bei.

Nach dieſen haben die Parſen zwei Feſte, No-ruz und Meherdjan. No-ruz (das Neujahr) iſt das heiligſte, dauert ſechs Tage, vom Tage Ormuzd bis Khordad im Monat Farvardin. An dieſem letzten Tage hat Ormuzd alle Schöpfung vollendet, darum iſt er der heiligſte; an dieſem Tage triumphirt Kaiomorts über den Eſchem, Meſchia und Meſchiane gingen aus der Erde; an dieſem Tage endlich ſoll die Auferſtehung beginnen mit der Neuwerdung der ganzen Natur. — So wie No-ruz ein Feſt zum Lobe des Frühlings iſt, ſo iſt Meherdjan (Mithrafeier) ein Herbſtfeſt und fällt ſechs Monate ſpäter. — Dieſe Zeiten alſo, wo die Natur in ihrer Neuwerdung und Fruchtbarkeit erſcheint, ſtellen Ormuzd in ſeinem Triumph vor (aus dieſem Grund feierten die Perſer vielleicht ihre Hochzeiten im Frühling).

Selbſt die Kleidung des Parſen hat heilige Bedeutung und Kraft. Der Streitgürtel (Koſti) und das Panzerhemd (Sadar) u. dgl. ſind Waffenrüſtungen, die ihm Ormuzd gegeben, zur Vertheidigung und Kampf wider Ahriman.

Alle übrigen Gebräuche haben auſſer dem Zweck, den das Geſetz angibt, noch einen Privat-Nutzen. — Alles was giftig iſt und Schaden thut unter den Thieren, Raubthiere und Inſekten, kommen von Ahriman, darum muß jeder Parſe eine gewiſſe Anzahl von Kharfeſters (als Skorpionen, Tiger, Ameiſen, Fliegen u. ſ. w.) tödten. — Wer ſieht hier nicht den Privat-Nutzen, beſonders in heiſſen Ländern? — Rindfleiſch zu eſſen iſt den Parſen wie allen Indianern verboten. Dies mag wohl mit von der beſondern Hochachtung gegen dieſes Thier kommen. Man erinnere ſich nur

deſſen, was vom heiligen Stier ſchon geſagt wurde. Es iſt aber auch noch zu bedenken, daß in Indien nicht mehr Rindvieh iſt, noch ſein kann, als ſie nothwendig zur Feldarbeit und Milchzucht gebrauchen; und daß dieſes Fleiſch für dieſe Gegenden eine gar zu ſtarke Nahrung iſt, wie die Beiſpiele der Engländer beweiſen, deren vierter Theil an Dyſſenterien (Ruhr) ſtirbt, da hingegen die Franzoſen kein Rindfleiſch eſſen, und ſich wohl dabei befinden.

Der Ort der Todten muß entweder auf hohen Gebirgen, oder von bewohnten Oertern und Landſtraßen entfernt ſein, um jede Verunreinigung der Luft und dadurch entſtehende Giftſeuchen zu vermeiden.

Jeder Parſe muß ein Stück Rindvieh, einen Hund, einen Hahn, als nöthige, nützliche Thiere im Hauſe halten.

Das Weſen der Parſen-Religion iſt auf Erkenntniß und Verehrung Ormuzds, des Schöpfers alles Guten, und Verabſcheuung Ahrimans und alles Böſen durch Neigung und That gebaut. Der Zweck der altperſiſchen Glaubenslehren iſt: Lichtwerdung der ganzen Schöpfung, Triumph des Guten, und Zernichtung des Böſen. — Zur Zeit Agathias feierten die Parſen ſogar ein Feſt, — „Tod der Sünden.“ (Agath. Hist. Lib. II p. 59).

Wir finden in dieſem Glaubens-Syſtem Würde und Unwürde, Vorzug und Mangelhaftes. Unverkennbar war aber ſein Urheber, habe er geheißen wie er wolle, ein hoher Geiſt, deſſen Kreis nicht ſein Vaterland, nicht dieſe Erde, ſondern Sichtbarkeit und Unſichtbarkeit war, der die Welt über und unter der Sonne in ſeinen Blick faßte! — Wer die Weite, Höhe und Tiefe dieſes Syſtems im Zend-Aveſta unter allen Schlacken des Alterthums nicht ſieht, und

den Geiſt des Urhebers darnach meſſen kann, der iſt bloß für die Mode ſeiner Zeit gemacht. Wie aber alle Wirkungen menſchlicher Geiſter, auch der höchſten, ſtärkſten, lebendigſten, nicht ohne Schwächen, Mängel und Irrungen ſein können, wenn ſie bloß ihrem eigenen Fluge folgen müſſen, ſo wird man es hier auch nicht erwarten.

Würdig iſt der Gedanke: „die ganze Welt iſt Ein Geſchöpf“; — das Werk Eines Gottes, der Quell und Schöpfer alles Lichtes, Lebens, Kraft, Güte und Seligkeit iſt; in dieſem Weltall iſt Glied an Glied, durch Alles geht harmoniſcher Geiſt des Schöpfers; dieſer Schöpfungsharmonie ſoll der Menſch nachſpüren, nachleben.

Würdig iſt der Gedanke: „daß Einigkeit, Friede und Freude durch das ganze höhere Reich des guten Schöpfers gehe“, ſo weit ſeine lebendige Geſellſchaft reicht, und daß dieſes der wahre Geiſt der Einigung ſein müſſe bei einem Volk auf Erden, das den Herrn und Vater der Welt würdig verehren will. Darnach ſollen alle Parſen Eins ſein. — Je näher und ähnlicher ein Geſchöpf Ormuzd iſt, je mehr liebt er es; denn er liebt ſein Gutes in demſelben; je mehr ein Menſch dem andern an Güte und Vortrefflichkeit gleicht, um ſo mehr Liebe zwiſchen beiden. Alle Diener des guten Schöpfers ſollen ſich lieben, einer dem andern den Dienſt auf Erden, den Kampf fürs Gute und wider das Böſe leicht machen, damit der große Körper ganz Licht, ganz Leben werde. — Umfaſſung aller Menſchen! —

Seid umſchlungen, Millionen!
Dieſen Kuß der ganzen Welt!
Brüder, über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Dieſe geht über Tod und Grab, denn noch nach dem Tode muß ein Parſe dem andern Liebesdienſte erweiſen; dem Bande, was alle Welttheile, alle lebendige Weſen verknüpfen ſoll, wird ewige Dauer gegeben — Gorotman ſoll ſie einſt alle einigen.

Würdig iſt der Gedanke, darin Zoroaſter nach ſeinem Bilde das Weſen und den Zweck der Religion ſetzt: „der Diener des guten Gottes muß die Schöpfung Ormuzds verherrlichen, damit ſie immer mehr Licht und Leben werde.“ Das thut Ormuzd, das thun alle ſeine Diener in der ganzen Welt. Daher bekommen alle Vorſchriften des Geſetzes ein ſolches Gewicht; daher ſiehet der Parſe die Schöpfungen Gottes in der Welt ſo wenig mit gefühlloſer Gleichgültigkeit an, tritt ſo wenig das, was aus der Hand des guten Gottes gekommen iſt, mit Füßen; daher zielt aller Dienſt aller Stände auf Wohl und Veredlung der Geſchöpfe ab, ſie mögen verſtändig oder animaliſch oder organiſch leben; daher fordert er zur Verherrlichung Gottes in der Natur nicht Ertödtung des menſchlichen Weſens, ſondern Alles muß That, Lebendigkeit, Wirkſamkeit ſein.

In den wichtigſten Dingen, wenigſtens den meiſten, iſt die Denkart Zend-Aveſta's wirklich richtig, wenn man ſich nur von Namen abziehen kann, und fremden, ſonderbar ſcheinenden Gefäßen nicht allen guten Inhalt abſpricht, bloß darum, weil ſie ſonderbar ſcheinen. Man kann immer ſicher annehmen, daß Gott von derjenigen Wahrheit, die eigentlich das Salz der Welt iſt, allen Räumen der Zeit und des Orts eine gewiſſe Portion mitgetheilt habe. Natürlich aber muß dieſelbe nach Verſchiedenheit der Zeit und des Orts verſchieden angenommen und eingefaßt und in einem ganz zeit- und ortsmäßigen Kleide dargeſtellt werden. Zeit und Ort

ändert die Denkart, bearbeitet denſelben Stoff auf ſeine Weiſe — das wird, wie Vieles, ohne Anwendung geſagt. Je mehr ein Geiſt Original iſt, um ſo mehr muß das, was er Wahres ſieht, originell von ihm geſehen, und wenn er es darſtellt — in ſeinem Licht dargeſtellt werden, auch ſelbſt wenn er nicht der Schöpfer alles deſſen iſt, was ſein Geiſt bearbeitet. Dies läßt ſich von allen Gegenſtänden des Nachdenkens ſagen, die irgend das individuelle Leben einer Seele afficiren können. So iſts beim Urheber unſers Syſtems. Vor allen Weſen glaubt er einen Unbegrenzten, Unergründeten, eine ewige Ewigkeit; an dieſe grenzt der Herr und Gott der Welt, aus dem ewigen Samen der unnennbaren Gottheit geboren. — Die Welt iſt Licht mit Finſterniß durchwebt; alle Verfinſterung derſelben aber kommt von einem Urheber, deß Grund arg iſt. Der Menſch iſt anfangs in lichtvoller Unſchuld erſchaffen, aber unrein geworden; er hat ewige Erwartungen; die Zerrüttung des Weltganzen ſoll einſt aufhören und die ganze Schöpfung im reinſten Licht leben. Wenn man hier nicht ſowohl auf die Bilder ſieht, ſondern ob nicht in ihnen ein Geiſt lebe, der auf den Grundkeim des Menſchen, der für Ewigkeit iſt, ungefähr ähnliche Wirkungen haben konnte, als die bei uns angenommene Wahrheit, nach unſern Worten und Bildern vorgeſtellt, ſo wird man vielleicht das Rechte treffen. — Kleuker hält es gar nicht für zwecklos, dieſes zu ſagen, weil man doch kein Buch eher verſteht, bis man in den Geiſt deſſelben dringt. — Es können hundert einzelne Ideen eines Syſtems gefaßt und verſpottet werden, weil ſie als einzelne Ideen, beſonders wenn ihr Urſprung in weiter Ferne iſt, in der That ſonderbar erſcheinen, ohne daß man das Mindeſte vom Geiſt des Syſtems weiß. — Mag es auch als Syſtem eines Geiſtes nicht taugen, ſo iſt vielleicht doch

noch was Gutes darin. Ueber gewiſſe Dinge der Theologie, und zwar ſolche, über die die alte Welt ewig fragte und unterſuchte (oft mit großer Aufrichtigkeit und Tiefe des Blicks) und doch nie Auflöſung fand, konnte Zoroaſter nach der Sammlung von herrſchenden Ideen ſeiner Zeit nicht anders reden und andere Meinungen haben, als er äuſſert; er mußte den Faden ſeiner Unterſuchung nothwendig an die Worte und Gedankenbilder knüpfen, in denen ſeine Zeit Böſes und Gutes, Urſprung von Beiden u. ſ. f. ſich dachte und davon redete.

Das Weſentliche ſeines Geſetzes hingegen ſetzt er wirklich in das, wie's Gott Allen in's Herz geſchrieben hat, wie's die Natur Allen zu fühlen gibt; in Hochachtung des Geſchöpfs gegen ſeinen Schöpfer und alles was von ihm Gutes kommt; in Liebe zwiſchen Aeltern und Kindern, Mann und Frau, König und Unterthanen, Lehrer und Schüler, Menſchen und Menſchen. Alle Blätter dringen auf Reinigkeit des Herzens, worin der Menſch von Tage zu Tage wachſen und zu dem Ende keine gute That bis morgen verſchieben ſoll.

Das Unrecht ſucht Zoroaſter nicht durch das Schwert abzuhalten, ſondern durch den herrſchenden Gedanken, daß alle Ausſchweifungen in Ahrimans Reich die tiefſte Entehrung ſeiner ſelbſt ſind. Seinem Feinde vergeben, iſt Pflicht, weil der Herr der ganzen Natur dieſes immerfort thut, den ſogar noch nach der Auferſtehung das Unglück der Sünder jammert, daß er ihnen zu vergeben bereit iſt. — Dies gibt Züge, wie der Perſer Geſetzgeber den allgemeinen Satz: „jeder Meheſtan muß Ormuzd nachahmen,“ zu gebrauchen wußte.

Wenn der Parſe ſeinen Grundſätzen treu bleibt, ſo iſt er fröhlich im Glück und ſtandhaft im Unglück

bis in den Tod. — Und wie es ihm dann gehen wird, muß er erwarten; denn in böſen Tagen nicht verzagen, iſt ein nothwendiger Zug zum Karakter eines Streiters für den Schöpfer des Guten. Daher kämpft er, ſo lang er kann, und hängt ſein Herz an Gorotman.

Vieles lieſſe ſich auch von den Mängeln dieſes Syſtems ſagen, die indeſſen Jeder ſelbſt ſogleich ſieht. — Das dürfte indeß nicht unter die eigentlichen Mängel gerechnet werden, daß nicht alles Gute, was der Urheber abzweckte, erreicht wird; denn auf welchem Fleck der Erde und von welchem Lehrbegriff lieſſe ſich das nicht ſagen? Ohnedem wiſſen wir nur von der jetzigen Anwendung dieſer Lehre, die in Wort und Form ſehr genau iſt. Das Leben der Parſen iſt übrigens noch ein treues Bild der Perſer, wie die Alten ſie beſchreiben. — Die Menge von Vorſchriften über Gebräuche und Zeremonien muß freilich eine ſchwer zu tragende Bürde ſein, doch beweiſen die Parſen in dieſer Form ſtrenger Geſetzlichkeit große Geduld im Glauben an die Wichtigkeit dieſes Mechanismus. — Das Andenken an Zoroaſter, den Stifter der Lehre, deſſen Seele ſo ſehr von Ormuzd geliebt wird, — das Hinſchauen nach den heiligen Bergen ihrer Altväter, wo der Baum des Lebens wächſt, — der beſtändige Gedanke an Gorotman — und daß ſie von allen Lehren des Glaubens in der Natur Zeichen und Bilder ſuchen und zu finden glauben: das erhält ſie im Glauben und Gehorſam an's alte Geſetz, und iſt ihnen Waſſerquell in öden Sandwüſten.

III.

Fragmente zur Staatsverfaſſung der alten Perſer nach Zoroaſters Geſetzgebung von Kleuker.

Was Zoroaſters Geſetz ſei, wiſſen wir ſchon. Sein ganzes Gedanken- und Meinungs-Syſtem, wie es Zend-Aveſta darſtellt. Ihm gelang es, der Geſetzgeber ſeines Vaterlandes in Religion und Politik zu werden. Es nahm ihn auf als Propheten und verehrte ſeine Lehren als göttlich mit uneingeſchränktem Beifall. Es mußte ihm daher leicht werden, auf das ganze Volk zu wirken, auf den König, wie auf die Stände und Unterthanen. — Dies that er, wie Einer, der ſich von Gott dazu beſtimmt glaubte, durch Einführung einer neuen Religion und Anwendung derſelben auf alle Verhältniſſe der bürgerlichen Geſellſchaft ſeinem Vaterlande neue Bildung, neue Glückſeligkeit zu geben. — Wir wollen einzeln ſehen, was er zu dem Endzweck gethan hat.

Perſien war ſchon ein völlig eingerichteter und gebildeter Staat, wie Zoroaſter ſein neuer Geſetzgeber wurde. Vor allen Dingen kam es Zoroaſter darauf an, daß der damalige König Ke-Guſtaſp, der fünfte in der zweiten Dynaſtie der Perſer, ſein Geſetz annehme und es im ganzen Königreich einführe. Er ſuchte daher des Königs Freundſchaft, Schutz und Glauben an ſeine Sendung ſich zu erwerben, wie er ſie

erwerben konnte, und unternahm nichts, was einer Aufwiegelung hätte ähnlich ſehen oder dazu veranlaſſen können, ſondern ließ König und Stände und übrige Einrichtungen auf ihrer Stelle und gab nur allen dieſen Theilen der bürgerlichen Geſellſchaft Verbindung, Rechte, Pflichten und Wirkungskreis, nach dem Begriff, den er nach ſeinem Syſtem von einer vollkommenen Reichsverfaſſung hatte.

Wir wollen hier ſo wenig von der göttlichen Sendung, die der perſiſche Geſetzgeber vorgab, etwas ſagen, als von der möglichen Art, wie er anfangs ſowohl den König mit den Großen des Reichs, als das Volk für ſich hat gewinnen können; ſondern nur überhaupt anmerken, daß bei Zoroaſter wohl nicht ein politiſcher Volksbetrug in dem Verſtande anzunehmen, wie bei einigen andern Geſetzgebern der alten Welt, die den Schwarm des Aberglaubens durch erlogene Göttereingebung an ihre Satzungen zu feſſeln ſuchten.

Zoroaſter ſtand ungefähr fünfhundert und fünfzig Jahre vor Chriſtus auf. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts erlitt die Natur eine Revolution. In verſchiedenen Gegenden der Erde ſtanden große Menſchengeiſter auf, die Welt und Menſchen nach ſich ſtimmten. Menns Geſetze, in Embleme verhüllt, waren kaum auſſer Afrika bekannt.

Lykurg und Solon ſchränkten ſich auf zwei Städte ein, und die übrigen Griechen hörten Weiſe, deren einige auswärts gebildet waren, und über die Grundurſachen der Dinge ſtritten.

Rom lag noch in der Wiege.

Perſien, das, ſtatt der Verehrung des Schöpfers der Weſen, den Dienſt der Sterne und böſen Genien unmerklich eingeführt hatte, warf Wirkungen des Ur-

hebers alles Guten mit Produktionen des böſen Grundweſens zuſammen.

Indien war ſchon fünfhundert Jahre im Glauben an die Lehren Fo's.

China, in eben ſo viel Reiche als Länder getheilt, hatte nicht mehr gute Regierung, und verwarf die Weiſen, die ihm Licht geben wollten.

In Iſrael endlich ſchwanden die Propheten; den Juden, die für Bitten und Drohungen ihrer Propheten und für Züchtigungen Gottes weder Gefühl noch Glauben mehr hatten, ſchmeckten fremde Gottheiten.

Um dieſe Zeit zeichneten ſich auf Erden drei Menſchen aus, die ſie ganz umbildeten:

Pherecydes, Pythagoras Lehrer, ſchrieb, durch der Phönizier Bücher erleuchtet, von Gott und der Natur, lehrte Seelenunſterblichkeit und half der griechiſchen Philoſophie zur Geburt. — Dieſe nahm ihren Weg nach Aegypten, in der Römer Gebiet, und bereitete, nach einigen Kirchenvätern, den Weg zum Evangelium.

Confucius gab China Reinigkeit der Tugendlehre, einigte die Religion zur Anbetung des erſten Weſens, und iſt noch heute vieler Länder Orakel.

Zoroaſter machte Perſien bekannt mit der Zeit ohne Anfang und Ende, dem Ewigen, Allerhöchſten, — mit den Unterweſen, die der Erſte über das Weltganze beſtellt hat; that ihm kund Unſterblichkeit der Seele, Todtenauferſtehung und gab Aufſchluß und Entwickelung über die Frage von Gut und Böſe im moraliſchen und phyſiſchen Sinn. — Durch Gründung eines heiligen Dienſtes gab er ſeinem lebendigen Wort unſterbliche Dauer in ſeinem Vaterlande. Seine Geſetze fanden Glauben vom Euphrat bis Indus, und der

Brahme Tſchengreghatſcha, von Zoroaſters Schülern gelehrt, trug ſie bis an Indiens äuſſerſte Grenzen.

Aus Liebe für die Weisheit und Gerechtigkeit entzog ſich Zoroaſter dem Umgang der Menſchen und lebte lange einſam im Gebirge Balkhom (Albordi). Hier ſollte er, nach Eubulus, dem König und Vater aller Weſen eine Höhle geweiht haben, die ihm ein Bild der Weltſchöpfung ſein ſollte.

Sollte die Sage von dieſer heiligen Höhle, in welcher er tiefe Betrachtungen über die Lehren der Weisheit angeſtellt, nachdem er vorher in den heiligen Myſterien der Theologie und Kosmogonie von den Magiern unterrichtet war, etwas Wahres zum Grunde haben, ſo könnte er allerdings eine göttliche Begeiſterung von ſich geglaubt haben. — Er wäre unter den alten Weiſen nicht der einzige dieſes Glaubens geweſen. — Wenigſtens ſcheint aus allen Spuren Zend-Aveſta's, daß er ſeine Lehren der Theologie, und was dazu gehört, für wahr gehalten und geglaubt habe, kein Reich könne glücklicher ſein, als wenn es ganz darauf gegründet, in allen ſeinen Einrichtungen darnach gebildet wäre. — Dies beweiſet ſeine That ſelbſt. — Denn als bloß politiſcher Geſetzgeber brauchte er keinen ſolchen Religionsdienſt zu ſtiften, wie wir ihn gezeigt haben, und ihn zum Anfang und Ende der Staatseinrichtung zu machen. Der politiſche Reformator eines großen Reiches, der ſchon unbewegliche Grundfeſten hat, macht es nicht ſo. — — Der Ormuzdsdienſt, den er geſtiftet hat, war auch nichts weniger als Sklavin der Polizei, ſondern dieſe mußte ſich nach jenem formen. — Der Perſer durfte nicht aufhören, Meheſtan zu ſein, um Bürger des Staats ſein zu können. — Das Volk zur Religion umzubilden, war immer Zoroaſters

erſte und letzte Abſicht; — hierin war aber alles mitbegriffen, was die Pflicht des Perſers, als Mitgliedes der bürgerlichen Geſellſchaft, welches Standes er auch ſein mochte, nur immer betreffen konnte. — Wie Zoroaſter erſt Alles in Allem war, ſo galt nichts mehr, was ſein Geſetz nicht ausdrücklich beſtätigte. Jeder Stand nahm Gültigkeit, Anſehen, Rechte von ihm und ſeine Ausſprüche gründeten ſich auf geglaubte göttliche Orakel.

Lange vor Zoroaſter hatte Djemſchid in Perſien vier Stände geſtiftet, nämlich: Prieſter, Krieger, Landleute, Handwerker. — Dieſe ließ Zoroaſter, wie er ſie vor ſich fand, gab ihnen Anſehen und Verbindung unter ſich; zeichnete mit beſtändiger Rückſicht auf das allgemeine Beſte der Geſellſchaft einem jeden dieſer Stände die einzelnen Pflichten vor, und drang auf die Eigenſchaften, die derjenige nothwendig haben muß, dem ſeine Mitbürger ihr Wohl der Seele oder des Leibes anvertrauen ſollen.

Der Prieſterſtand war der erſte, und wie in andern Reichen, deren Regierungsform auf Religion gebauet war, der wichtigſte. — Er hatte drei Ordnungen, nämlich: Herbeds, Mobeds und Deſtur Mobed. — Vom Prieſter überhaupt (Athorne) verlangt Zoroaſter Geſundheit des Leibes und Wiſſenſchaft, Reinigkeit des Leibes und der Seele, hohe Denkart, edle Thaten, beſtändiges Studium im Geſetz. — Er ſoll in allen Verrichtungen ein Bild Ormuzds und Zoroaſters ſein, der Oberſte der Prieſter, Deſtur Mobed, in einem vorzüglich hohen Grade.

Die Krieger müſſen ſtark und rein ſein an Leib und Seele, wachſam, tapfer, ſchnell, edel in der Denkart. Der reinſte und reichſte an guten Eigenſchaften des Leibes und Geiſtes iſt Oberſter.

Der dritte Stand der Feldarbeiter iſt von hohem Anſehen bei dem Geſetzgeber der Parſen; Zend-Aveſta nennt ihn beſtändig: „Quell des Ueberfluſſes.“ — Sein Amt iſt, für das Wachsthum und Gedeihen des Getreides, fruchtbringender Bäume, heilſamer Pflanzen, aus denen auch alle Medizin genommen wird, und für die Viehheerden zu ſorgen. Vorzüglich ſoll er ſein regſam und ſchlaflos, unverdroſſen Tag und Nacht, wie ein Hund ſeine Gärten, Felder und Heerden ſchützt. — Der Feldarbeiter muß alle übrigen drei Stände ernähren, darum ſpricht Zend-Aveſta beſtändig mit ſolchem Ruhm von ihm. — Der Oberſte dieſes Standes muß die verlangten Eigenſchaften mehr als alle andern haben.

Zum vierten Stand gehören alle erlaubten Lebensarten, als Aerzte, Künſtler, Handwerker u. ſ. f. Von jedem verlangt Zoroaſter genaue und richtige Kenntniß in dem, was er treibt. — Der Arzt ſoll ſich alle Tage vollkommener und geſchickter machen. — Ehe er einen Meheſtan in die Kur nimmt, ſoll er erſt drei andern Menſchen (an die Zoroaſter mit weniger Enthuſiasmus dachte), als Unglaubigen, Magikern, die Geſundheit wiedergegeben haben.

Dieſer vierte Stand hat bei Zoroaſter nicht das Anſehen wie die drei erſten, denn Zend-Aveſta gedenkt ſehr oft der Prieſter, Krieger, Feldarbeiter, ohne der Künſtler und Handwerker zu erwähnen.

Es gibt eine doppelte Art von Unterordnung bei den Parſen. — Die eine bezieht ſich auf den Stand, die andere auf bürgerliche Gerichtsbarkeit, nach größern oder kleinern Menſchenhaufen. Zoroaſter hatte bei allen ſeinen Anordnungen das Muſter von Ormuzds Reiche vor Augen. — Die Geſellſchaft der Parſen, als ſichtbares Volk Gottes oder

Ormuzds, ſollte in allen ihren Einrichtungen, Verbindungen, Ober- und Unterordnungen ein Bild von Ormuzds höherm Reiche ſein. (So ſollten die Verfaſſungen der Chriſten-Staaten auch ein Bild der Wohnungen des himmlichen Vaters ſein.) — In der Welt Ormuzds hat jede Klaſſe von Geſchöpfen ihr Erſtes, Vornehmſtes, worin die Vollkommenheit alles übrigen dieſer Klaſſe ſich vereinigt findet. Zoroaſter glaubte, daß es für das Beſte des Ganzen von fruchtbarem Nutzen ſein müßte, wenn nach dieſer Aehnlichkeit der Natur jede Klaſſe bürgerlicher Menſchen denjenigen zum Oberſten bekäme, der die guten Eigenſchaften ſeines Standes im edelſten, reinſten, ſtärkſten Grade beſäße.

Ober- und Unterordnung muß überall, wo Menſchen vereinigt, auf einander wirkend und zum Zweck eines Ganzen leben, ſein. So iſt's in der ganzen Schöpfung, aber nach Geiſt, Wahrheit, Leben. — Jeder Stand iſt ein großes Glied im Staate des Ormuzds-Volkes; es muß wie das Auge einen Punkt der Vereinigung haben, und dieſen macht Zoroaſter zum Oberſten des Standes. Regierung und Gehorſam ſind Zoroaſter zwei zur Erhaltung des Ganzen nothwendige Dinge. — Wie er aber, welches aus vielen Beiſpielen klar iſt, nie die Rechte der Menſchheit gekränkt wiſſen will, ſo darf Regierung und Gehorſam nie Tirannei und Sklaverei werden. Der Oberſte iſt nur darum über Andere erhaben, weil wirklich das Meiſte von dem in ihm iſt, was den Kreis von Menſchen, die einen Stand ausmachen, zum Gefäß des Guten macht. Der Deſtur Mobed muß unter allen Prieſtern das Geſetz der Meheſtans am vollkommenſten verſtehen; der Oberſte der Feldbauer die größte Sorgfalt für Erzeugung der Thiere und Gewächſe haben, um das Meiſte von ſeinem Ueberfluß mittheilen zu können.

Wie der Vollkommenſte jedes Standes das Haupt deſſelben iſt, ſo iſt der Prieſterſtand das Haupt aller übrigen Stände, und der Deſtur Mobed das Haupt aller Stände und aller Häupter. — Der innere Grund liegt in ſeiner vorzüglichen Güte vor allen übrigen; er ſoll unter allen der reichſte an edeln Thaten ſein. — Das ſetzt höchſte Wiſſenſchaft, höchſte Erhabenheit im Denken und Wahrhaftigkeit im Reden voraus. Dieſe Eigenſchaften verlangt das Geſetz zwar überhaupt von den Erſten der Stände; ja ſie ſollen ſich hierin, wo möglich, bis zu den Amſhaſpands hinaufſchwingen, die Ormuzds Bild tragen; aber am Deſturan Deſtur (ſo heißt das Haupt der Prieſter, als Haupt aller Häupter) müſſen ſie am hellſten leuchten. Wenn er mit Wiſſen gegen das Geſetz ſündigt, ſo wird ihm von der Geſellſchaft der Athornes eine Strafe beſtimmt; denn, ſagt das Geſetz: „der ohne Sünde iſt, ſtraft den Sünder, der Deſtur den gemeinen Parſen, und der gemeine Parſe den Deſtur.“

Den Stand der Prieſter beſtimmte Zoroaſter zum Bewahrer, Ausleger und nächſten Thäter des lebendigen Worts; auf dieſes lebendige Wort gründet er den ganzen Staat der Parſen. Natürlich hatten alſo die Athornes, als die Auserwählteſten des ganzen Volkes und Repräſentanten Ormuzds, nicht nur das größte Anſehen, ſondern ſelbſt einen großen Einfluß auf die Regierung des Volkes. Nach dem Geſetz mußte alles entſchieden werden, ſelbſt der König durfte, als Bahman ſeines Volkes, keinen andern, als den Willen des lebendigen Worts, zum Maaßſtabe ſeiner Regierung machen; daher mußte die Entſcheidung des Deſturan Deſtur, als des weiſeſten Auslegers des Willens Ormuzds, vor Gericht das größte Gewicht haben.

Seit der Zeit Zoroaſters Religions-Syſtem in

Perſien nicht mehr das herrſchende iſt und die muhamedaniſchen Statthalter die Macht der Prieſter beſchränken, gehen die Rechte des Oberprieſters auch nicht mehr ſo weit, wie ehemals, da er nicht nur Richter der Prieſter, ſondern Oberhaupt aller Stände und Entſcheider aller Urtheilsſprüche war, weil alle bürgerlichen Pflichten und Gebräuche genau an die Religion gebunden waren, und der König wie alle Volksrichter dem Deſturan Deſtur, als Mittler zwiſchen Ormuzd und dem Volk, große Ehrfurcht bezeugen mußten; indem ſie ſelbſt Meheſtans waren.

Auſſer den Häuptern der Stände gibt es noch andere Häupter des Volks, die nach der Anzahl von Menſchen, über die ſie Gewalt haben, höhern oder geringern Anſehens ſind. Sie ſteigen vom Herrn des Hauſes zum Aufſeher über einen Theil der Stadt, der Straße (Richter der Stadt), eines Landbezirks (Statthalter einer Provinz), bis zum König hinauf. Jeder dieſer Oberſten muß ſich an den wenden, der zunächſt über ihm iſt. Das Geſetz ſpricht beſtändig von ihnen als rechtmäßigen Oberhäuptern, die Bahman als Jzed des Friedens und der Einigkeit einer Geſellſchaft über das ganze Volk, wie über jeden einzelnen Theil deſſelben geſetzt hat. Darum ſind ihre Untergeordneten ihnen Gehorſam und Verehrung ſchuldig. — Nach Zoroaſter muß alles, was lebt und wirkt, ein Oberhaupt haben. Auf der einen Seite iſt's das größte Glück, wenn jedes Glied im Reiche Ormuzds einen über ſich hat, nach welchem es ſich bilden kann, ſo wie es das größte Unglück iſt, keinen Oberherrn haben, oder einen der böſe iſt; darum wird im Geſetz immer für ſie gebeten, daß ſie mit Weisheit, Gerechtigkeit, Wahrheit und Liebe regieren mögen. Die größte Wohlthat, die Ormuzd ſeinem Volke auf Erden erzeugen kann, iſt:

wenn er Regenten über das Volk ſetzt, die ſich nach ſeinem Muſter bilden, und wie wahre Väter regieren!

Auch die Weiber haben ein Oberhaupt aus ihrem Geſchlecht, dem ſie gehorchen müſſen. Zur Erſten der Weiber wird diejenige erwählt, welche die Eigenſchaften, die die Güte ihres Geſchlechts beſtimmt, im ſchönſten Lichte hat, daß ſie den übrigen zum lebendigen Nachahmungsbilde dienen kann (die Idee Mariens im Chriſtenthum). Sie muß lichtrein ſein, der Ehe fähig, viel Lieblichkeit, Anmuth, Fruchtbarkeit haben, kurz man muß im Haupte des weiblichen Geſchlechts den Abglanz der Sapandomad, Aſcheſching und Parvand ſuchen. Dies ſind weibliche Izeds, die dem ganzen Geſchlecht zum Muſter vorgeſetzt ſind, und denen die Erſte der Weiber am ähnlichſten ſein muß.

Von keinem Oberſten des Volkes ſpricht das Geſetz ſo oft und beſtimmt, als vom König. Zend-Aveſta's erſte und letzte Abſicht geht dahin: des Königs Würde ſoll erkannt und über alle andern verehrt, aber auch verhütet werden, daß er ſeine Gewalt nicht zum Unglück des Volkes gebrauchen kann. Zu dem Ende leitet er die Würde und Rechte des Königs unmittelbar von Ormuzd und ſeinen Izeds her. Gott allein hat ſie von Anfang an geſetzt, und Gott allein kann ihnen ihr Anſehen nehmen. Sie ſind auf Erden, was Bahman Amſhaſpand im Himmel iſt; Ormuzd nimmt ſich ihrer beſonders an, belebt ſie durch ein himmliſches Feuer, das vor ſeinem Thron iſt. — Alle Parſen müſſen für ihn beten, wenn er wie Ormuzd regiert, und ein großer Theil ihrer Tugend beſteht im Gehorſam gegen ihre gerechten

Befehle nach dem Geſetz; aber wider ihn wird gebetet, wenn er Ahrimans Diener iſt. Jeden reinen König müſſen die Parſen auf eben die Weiſe für ein Geſchenk Ormuzds, Bahmans, Mithra's halten, wie alle andern Wohlthaten an Leib und Seele. Bei den Perſern ſind die Kinder der Könige die einzigen, welche zur Würde ihres Vaters geboren werden, bei allen übrigen Ständen und Würden entſcheidet perſönliche Vortrefflichkeit. Daß hier die Geburt ein Recht zum Zepter gibt, kommt wohl mit daher, weil nach Zoroaſters Meinung die Könige durch ein eigenes Feuer Ormuzds belebt werden; denn ein anderer Zuſammenhang mit Zoroaſters Syſtem findet ſich nicht. Daher das uralte: „Wir von Gottes Gnaden.“ Im alten Aegypten war's, wie bekannt, nicht ſo: da wählten die Prieſter oft aus ihrem Geſchlecht den Thronbeſitzer, wenigſtens konnte keiner König werden, der nicht vorhin Prieſter geweſen war, weil die zur Regierung nöthigen Eigenſchaften nirgends anders, als von Prieſtern gelehrt werden konnten.

Eben das Geſetz, das den König der Parſen zum Gott der Erde macht, ſchreibt ihm auf der andern Seite ſeine Pflichten vor, wider welche er nicht handeln darf, ohne aus Ormuzds Repräſentanten Ahrimans Sklave zu werden. Vor allen Dingen darf er nichts anders wollen oder nicht wollen, als was Zend-Aveſta will; das Geſetz Zoroaſters muß täglicher Spiegel ſeines Lebens und ſeiner Regierung ſein; der Prieſter muß es ihm zu dem Ende auslegen. Beſonders verlangt das Geſetz von den Königen, daß ſie in Reinigkeit des Leibes und der Seele, nach Ormuzds Beiſpiel, Unterdrücker des Böſen und Aufhelfer des Guten ſeien; den Armen ſollen ſie ernähren, ſich des Elenden und Betrübten wie Väter annehmen, und

gegen den Gottloſen, Grauſamen, Gewaltthätigen unerbittlich ſtreng ſein.

Nach Strabo waren alle Könige der Perſer Zweige eines Stammes. Dieſer Stammvater war nach Zend-Aveſta Djemſchid, der erſte König, der den guten Schöpfer der Welt zu ehren und ihm zu dienen ſein Volk gelehrt hat. Hiernach war's Zoroaſter um ſo leichter, das Anſehen der Könige von Ormuzd abzuleiten; ja er behauptet in den Jeſchts, daß ſelbſt ungerechte Fürſten und Eroberer, wie Zohab und Afraſiab, ihre Würde und Macht Himmelsgeiſtern, den Oberregenten der Reiche auf Erden, zu danken haben. Vom König Ardjaſp, ſeinem perſönlichen Feinde, redet Zoroaſter eben ſo, obgleich er ihn einen Diener der Dew's nennt. Dieſer König von Turan, den Zoroaſter für einen ungerechten Beſitzer gewiſſer Länder, die vordem zu Iran gehörten, erklärt, war ein verſchworner Feind ſeines Geſetzes, darum ſpricht er über ihn, als Ahrimans Diener, Wehen aus. Dies konnte nach dem Enthuſiasmus, worin Zoroaſter ſich als Geſetzgeber und Prophet Gottes fühlte, nicht anders ſein.

Noch jetzt haben die Parſen unter der Herrſchaft der Muhamedaner und Indianer einen Oberſten aus ihrem Volk (Davar, Richter), der aber nur Schatten iſt vom König der alten Parſen, wie der jetzige Deſturan Deſtur gegen den ehemaligen Archimagus.

Nach dem Bisherigen läßt ſich nun mit wenig Worten die allgemeine Ordnung im Reich der alten Perſer beſtimmen.

Es gab nämlich vier Stände:
Prieſter, Krieger, Feldbauer und Künſtler.

Jeder Stand hatte ſeinen Oberſten; daraus die eine Art von Ober- und Unterordnung entſtand.

Auſſerdem hatte jedes Haus, jede Straße, jede Stadt, jede Provinz ihr Haupt, und der König war aller Häupter Haupt.

Die Prieſter wurden als Repräſentanten Ormuzds angeſehen, und hatten dadurch, daß alle Urtheilsſprüche nach Zoroaſters Geſetz abgemeſſen werden mußten, und ſie Ausleger dieſes Geſetzes waren, den größten Antheil an der Regierung des Staats. Der König war alſo nicht Deſpot (Willkührherrſcher), ſondern etwa von gleicher Gewalt, wie der König der alten Aegyptier, oder der Iſraeliten.

Nach dieſem beſtimmt Zoroaſter die Bande, wodurch ein Theil der Geſellſchaft an den andern geknüpft, ein Menſch mit dem andern verbunden wird.

Hier hat er wieder das höhere Reich Ormuzds vor Augen.

Wie oft rühmt nicht das Geſetz die große Einigkeit des Geiſtes und Lebens in der ganzen Schöpfung? — Alle Klaſſen von Geſchöpfen ſind durch den gemeinſchaftlichen Geiſt, der ſie belebt, unter ſich verbunden, und durch das allgemeine Band der Harmonie, das in Ormuzd liegt, mit allen Geſchöpfen, ſo weit ſie reichen. So ſoll das ſichtbare Reich Gottes oder Ormuzds auf Erden im vollkommenſten Sinn ein Ganzes ausmachen, das überall lebt durch den allgemeinen Geiſt der Harmonie, und alle Glieder zu einem Körper einigt. Die Weite oder Enge dieſer Bande, wie die Anzahl der Gebete, die ein Parſe für den andern nach ſeinem Tode verrichten muß, beſtimmt ſich nach den nähern oder fernern Verhältniſſen des Standes,

der Ober- und Unterordnung, der natürlichen oder eingegangenen Verbindungen.

Die heiligſten Bande ſind die des Staats zum König, und das jeder Menſch durch die Geburt ſelbſt anknüpft. Zu jenem leitet den Parſen das Geſetz Ormuzds und dieſes gibt ihm die Natur durch die erſten Regungen der Dankbarkeit und Geſelligkeit zu fühlen. Im König ſieht er Ormuzds Repräſentanten, und das will nach Zend-Aveſta viel ſagen. Wenn der König iſt, was er nach dem Geſetz ſein ſoll, nämlich Wohlthäter und Vater von Allen und Jeden, reinſter Thäter des himmliſchen Geſetzes — ſo müß der Parſe nach dem, was er glaubt und hofft, zarte Liebe und Ehrfurcht gegen ihn fühlen. Hierin liegt der Trieb einer höhern als gewöhnlichen Vaterlandsliebe. Sein Vaterland ſieht er an als den beglückendſten Theil der Erde, worin er dem Schöpfer der Welt dienen kann, wie er ihm einſt mit himmliſcher Luſt und Freude im Gorotman dienen wird, als den Sitz des lebendigen Wortes und aller Segnungen Ormuzds; und in dieſem Lande der Ormuzds-Anbeter iſt der König das, was Ormuzd der Welt iſt, Sonne des Reiches. Darnach kommt die Verbindung zwiſchen Vater und Sohn, Bruder und Bruder u. ſ. w. Hierin folgte der Geſetzgeber der Natur. — Aeltern-Mord iſt bei den Parſen unbekannt. Auch bei den Römern, da ſie noch frei waren, ging die Liebe des Vaterlandes der Aeltern-Liebe vor.

Alsdann kommt die Verbindung durch Religion und Unterricht. Dieſe findet ſich zwiſchen den Mobedshäuptern und dem Lehrer und Schüler, oder dem, der Herbed werden will und dem Herbed, der den andern dazu tüchtig macht.

Nach dieſem unterſucht man die Bande, die zwar

noch der Natur eigen ſind, die der Menſch aber durch ſeine Entſchlieſſung ſo oder ſo bilden kann. Hieher gehören die Bande zwiſchen Mann und Frau, eines Gerechten mit den andern, der Großen des Staats und einzelner Häupter und aller guten Weſen unter ſich. Die letzte Art von Verbindung mit den Pflichten, die daraus entſpringen, nimmt ab und zu, nachdem ſie mehr oder weniger zu bedeuten hat. Die Verbindungsgrade Zend-Aveſta's ſind verſchieden.

Da die Parſen für alle großen Wohlthaten einen Ized annehmen und ſie Einigkeit und harmoniſchen Frieden für das Weſentlichſte des Karakters eines Volkes halten, das den Schöpfer alles Guten anbeten will, ſo rufen ſie zu dem Ende Mithra, den Schutzgeiſt aller Fruchtbarkeit der Erde, Liebe, Einigkeit, den Streiter gegen den Dewdrachen des Neides und Todes, an, daß er ſie zu dieſer Einigkeit und liebevollen Harmonie geneigt machen und dieſelbe auf immer unter ihnen erhalten wolle.

Auf die Frage: ob Zoroaſter gegen andere Religionsparteien intolerant geweſen ſei? kann Folgendes zur Antwort dienen. Daß er für ſein Syſtem ſehr eingenommen geweſen, iſt gewiß. Daher konnte ihm der Unterſchied zwiſchen Meheſtan und Nichtmeheſtan nicht gleichgültig ſein. Dies beweiſet ſein Geſetz in Abſicht des Arztes, der ſeine Heilungverſuche zuerſt an Unglaubigen machen ſoll. Unglaubige waren ihm aber Magiker, Dewsanbeter; hingegen erkannte er alle Verehrer des guten Schöpfers der Welt, ſie mochten vor oder zu ſeiner Zeit auf entfernten Erdtheilen wohnen, für reine Menſchen. Er bittet für alle Verehrer des guten Gottes auf allen ſieben Erdkeſchvars, und nennt ſie Glieder der lebendigen Geſellſchaft Ormuzds. Ueber alle Feinde

ſeines Geſetzes hingegen ſpricht er Wehen aus, weil er ſie für erklärte Feinde des Regierers der Lichtwelt und für Diener Ahrimans hält, deſſen Reich mit allen Gliedern, wodurch er wirkt, unterdrückt werden muß.

Nachdem Zoroaſter für die Bande des Zuſammenhangs und Harmonie in der Geſellſchaft geſorgt hatte, ſo war er auf Vermehrung und Bereicherung derſelben durch Bevölkerung und Landbau bedacht.

Bevölkerung und Ackerbau — dieſe allen alten Geſetzgebern ſo wichtige Theile der Politik — ſucht Zoroaſter ſeinen Bürgern nicht nur zu empfehlen, ſondern macht daraus das heiligſte Werk der Religion, und gibt ihnen die Kraft der Sündentilgung. Die Hand des Ackermannes ziehet allen Segen und führt den goldenen Dolch Djemſchids, der die Erde ſpaltet und Schätze ihres Ueberfluſſes hervorziebt. Wir haben oben ſchon geſehen, daß der Parſe nach ſeinem erſten Gefühl vom Lichtſchöpfer und Erhalter der Welt und ſeiner eigenen Beſtimmung und Seligkeit alles um ſich beleben ſoll und je mehr er belebt, je mehr er Leben hat. Hiezu gehört Vermehrung aller reinen Geſchöpfe, Menſchen, Thiere, Bäume. Die Erde freuet ſich in Sapandomad, ihrer Schutzheldin, wenn ſie fleißig umgearbeitet und mit reinen Samenkörnern und Keimen fruchtbarer Bäume befruchtet wird, wenn ihre öden Wüſten getränkt und Ueberſchwemmungen ausgetrocknet werden. Wie ſehr ſie ſich darüber freue, zeigt die That ihrer wohlthätigen Geſchenke *). Reine Samen-

*) Die Tartaren von Dageſtan (in der Nähe Georgiens und Irans) haben eine Gewohnheit, von der ſie nie abweichen. Es kann nämlich bei ihnen niemand heirathen, er muß vorher an einen beſtimmten Ort hundert Fruchtbäume gepflanzt haben. Daher finden ſich auf Dageſtans

körner ausſtreuen, heißt das Geſetz der Mazdeieſnans in ſeiner Weite erfüllen. Wer das thut, deſſen Verdienſt iſt groß, als hätte er hundert oder tauſend von ſich erzeugt, oder zehntauſend Izeſchnes geleſen. Zur Ausſöhnung gewiſſer Uebertretungen muß einem Gerechten ein Stück wohlgetränktes Land gegeben werden; Schlangen müſſen getödtet werden, die in gewiſſen Gegenden den Bau der Erde gefährlich machen; Inſekten zerfreſſen die Baumwurzeln und Bäume des Getreides, daher müſſen ſie ausgerottet werden; denn es ſind Ahrimans Geſchöpfe.

Die Sorgfalt zur Vermehrung des Viehes ſchärft Zoroaſter eben ſo dringend ein. Alle reine Thiere hat Ormuzd zum Heil und Segen der Menſchen geſchaffen und nimmt ſich noch täglich durch ſeine Izeds ihrer an. Je mehr der Menſch hierin Ormuzds Beiſpiele folgt, um ſo mehr liebt ihn der König des Himmels und der Erde. Die Sorge ſoll auf zahme und wilde Thiere gehen, zahmes und wildes ſoll auf einem Felde zuſammengefügt werden. Gelindigkeit und Darreichung aller Nothdurft, Nahrung und Decke wird heilig empfohlen.

Von der Ehe ſpricht Zoroaſters Geſetz mit gleicher Wärme. Nach Herodot und Strabo wurden die reichſten an Kindern alle Jahre vom König beſchenkt. Noch heute iſt die Fruchtbarkeit bei den Perſern Ruhm, und Fruchtloſigkeit verächtlich; denn ſie leben noch jetzt im Geiſt ihres Geſetzes, ſo weit ſie können und es verſtehen. Hochbegnadigt vom Himmel iſt der Kinderreiche: Zoroaſter richtet ſein Gebet an ihn, wie an alle diejenigen Menſchen, die ihm vorzügliches Verdienſt und vortreffliche Gaben in ſich zu haben ſcheinen. Daß leiblicher und geiſtiger Segen, Wirkſamkeit

Gebirgen überall große Wälder fruchttragender Bäume. (*Hist. genealog. des Tartares* p. 313 not. i).

und gute Kraft des Körpers und des Geiſtes ſo oft neben einander geſetzt und in einander gemiſcht werden, kommt daher, weil bei dem Urheber Zend-Aveſta's alles veredelt war, ſichtbares oder unſichtbares Geſchöpf, jede nützliche That mit Körper- oder Geiſteskraft verrichtet, alles dies ſah er mit Augen ſeines Lichtſyſtems als Lichtſamen, Keim zum Segen und zur Güte. — Die Geburt eines Menſchen, der einen Feruer hat, iſt den Parſen ſehr heilig, darum iſt der Tag ſeiner Geburt ein Feſt, an welchem Hom, dem Jzed der glanz- und verdienſtreichen Kinder, Daruns *) gebracht werden. Sobald Homs Gebet unterlaſſen wird, unterläßt er auch ſeine Bekämpfungen Ahrimans, und dieſer macht den Menſchen unvermögend zur Zeugung, welches große Verächtlichkeit begleitet. Keines kinderloſen Prieſters Gebet iſt Ormuzd lieblich anzuhören. — Man kann in Zend-Aveſta alles das ſelbſt ſehen. Hieraus wird man ſchon die Wichtigkeit der Ehe bei den Parſen ſehen; aber eben ſo heilig iſt ſie ihnen auch. Jeder unzüchtige Umgang wird aufs härteſte beſtraft, ſei das Frauenzimmer Perſerin oder fremd; darin ſucht nämlich das Geſetz den Quell alles phyſiſchen und moraliſchen Uebels; gewaltthätige Schändung iſt ein Verbrechen ohne Verzeihung, und Sodomiterei können bloß Dew's lehren, wenn ſie den Menſchen beſitzen. Aber nicht bloß ſolche Schandthaten, ſondern alles freche und üppige Leben verabſcheuet das Geſetz; weil dies die Schule der Thaten Ahrimans iſt.

*) Darun, ein Opfer kleiner Brode. — Montfaucon gibt uns Tom. II p. 402 Pl. 180, von La Chauſſe auf einem gegrabenen Stein das Opfer eines kleinen Brodes. Der Anzug des Prieſters iſt nicht perſiſch. Man vergleiche die Monumente in der Abhandlung IV, über die Ruinen Perſepolis.

Wie bei mehrern alten Völkern Heirathen mit Fremden verboten waren, damit ſie ein reines Volk bleiben ſollten, ſo iſt's auch bei den Parſen. Sie wollten den Ormuzddienſt nicht durch fremde Religion unrein machen. Darum knüpfte Zoroaſter von Kindheit an ein Eheband zwiſchen Geſchwiſterkind, und empfiehlt ſie als Etwas, das den Himmel verdient.

Iſt das Weib des Parſen unfruchtbar, ſo kann er noch bei ihren Lebzeiten fünferlei Frauen nehmen. Darauf ſcheinen ſich Herodots und Strabo's Nachrichten, als hätten die Perſer mehrere Frauen und Beiſchläferinnen gehalten, zu beziehen; denn auſſer der natürlichen Unfruchtbarkeit des Eheweibes war's ganz und gar unerlaubt. Kinder mußte der Parſe doch haben, wenigſtens adoptirte, weil ſie den Weg über die Brücke leicht machen.

Geſundheit und muntere Stärke waren Zoroaſters Lieblings-Eigenſchaften der Kinder, darum darf kein Mann ſich ſeiner Frau nahen, wenn ſie ihre Zeiten hat oder die Bruſt gibt.

Wir wollen noch einige Beiſpiele von bürgerlicher und geſellſchaftlicher Tugend geben, die eines Menſchen Zutrauen gegen den andern erwecken, die Bürger und Bürger feſt und zart mit einander verbinden, die den allgemeinen, lebendig wirkſamen Geiſt der Harmonie ausmachen, wodurch der ganze Körper Nahrung, Geſundheit und Dauer erhält.

Die allgemeine Bürgertreue gründet Zoroaſters Geſetz auf Wahrheit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit. Jeder ſoll das ihm Anvertraute wiedergeben, ſollte er auch wegen Macht und Reichthum davon Umgang nehmen können. Lügen und Schulden waren nach Herodot bei den Perſern ein bürgerlicher Schandfleck, und Xenophon (Cyrop. I, 4), auch Ammianus

Marcellinus (B. 23, Ende) zeigen, wie hart Undank bei ihnen beſtraft worden. Auf Alles, was der Menſchlichkeit und Bruderliebe der Ormuzddiener entgegenſteht, ſetzt das Geſetz Strafe *). Der Grad der Schuld mißt ſich nach dem Grade des Unheils des Verbrechens für die Geſellſchaft und der Perſon, ſo fern ſie wegen Stand und Würde mehr oder weniger Beiſpiel für's Volk ſein muß.

Sein Wort nicht halten, iſt Verbrechen; untreu werden, wenn Hand in Hand gelegt iſt, iſt noch ſtrafwürdiger; nicht geben, was man zu geben ſchuldig iſt, dem Lehrer, Feldarbeiter, das Vieh darben laſſen, iſt übergroßes Verbrechen. Für dieſelbe Hilfe zahlt der Reiche mehr als der Arme. Je nachdem einer begütert iſt, oder vom Staude, zahlt er dem Prieſter für die Reinigung und Ausſöhnung mit dem höchſten Weſen, dem Arzt. Der Athorne betet für ihn Izeſchne, denn dieſe Wohlthat iſt ohne Schätzung. Zoroaſter hatte ein zartes Gefühl gegen die Noth und das Elend der Armen und Betrübten, daher ſpricht er mit ſolcher Herzlichkeit von Almoſen, zeigt den Segen ihres Gebets zu Gott. Wohlthätigkeit zerſtört die Dews; wer ungern gibt, vermehrt Ahrimans Reich, ſein Aufenthalt iſt der Duzakh. Die Ausleger des Geſetzes verbieten im Geiſt Zoroaſters unter der Strafe der Verſündigung auf geliehenes Geld Zinſen auf Zinſen zu nehmen. Getreide aufkaufen und auf Theurung hoffen, iſt ein Verbrechen alles Abſcheues würdig; denn wer ſo handelt, ſagt das Geſetz, macht ſich aller Armuth, Elends und Jammers ſchuldig, der unter dem Himmel iſt. **)

*) Zend-Aveſta. Zoroaſters lebendiges Wort. III Theil, Seite 3. Leben Zoroaſters.

**) Der Armen-Freund, oder Wegweiſer in den Gebieten

Ein Mazdeieſnan muß den andern lieben, mit für ſeine Reinigkeit der Seele und des Leibes ſorgen; ſeinem Feinde gern vergeben. Zu dem Ende preiſet Zoroaſter ſein Beiſpiel an. Wenn, ſagt er, mein Freund, der ſich durch Gedanke oder Wort oder That, von, oder ohne Leidenſchaft hingeriſſen an mir verſündigt hat, demüthig ſeinen Fehler erkennt und mich bittet — ſo bin ich ihm gleich wieder Freund!

Aber bis auf die Feindesliebe gehen die Bücher des Geſetzes nicht. Vergeben will Zoroaſter jedem Feinde, lieben aber nicht eher, bis er ohne Sünde, d. i. Meheſtan iſt.

Zoroaſter iſt bemüht, den Gedanken, daß die bloße Luſt zu ſündigen, z. B. einen Andern zu beleidigen, auf irgend eine Art ſeine Rechte zu kränken, Sünde ſei, auch ohne Thatvollendung — dieſen Gedanken zum thätigen Grundſatz des alltäglichen Bürgerlebens zu machen, und ſo Kränkungen der Menſchheit zu verhüten. Grobe Verbrechen werden oft, als Verletzung der höchſten Gottheit Ormuzds, mit dem Tode beſtraft; die Strafen ſind alle nach dem allgemeinen Beſten abgemeſſen.

So fordert das Geſetz überhaupt vom Fürſten und den Häuptern des Volks Wohlthätigkeit, Gerechtigkeit, Standhaftigkeit; von den Unterthanen Gehorſam, Liebe gegen die Obern und Brüder; von dem Prieſter Reinigkeit und Wiſſenſchaft; und vom gemeinen Parſen Genauigkeit des Gehorſams gegen alle Vorſchriften des Geſetzes; Einigkeit und Friede macht es zum heiligſten

der Armen- und Krankenpflege für Stadt- und Landgemeinden, von Heinrich Seel, mit Kupfern. Augsburg und Leipzig, bei August Bäumer. 1821. — Preis 3 fl. R. W. (630 Seiten).

Bande der ganzen Geſellſchaft; Ernährung der Armen und Waiſen und Rettung der Unterdrückten, empfiehlt es als Ormuzds geliebteſte Thaten, wie Haltung ſeines Wortes und Belebung der Natur.

Man ſieht, daß alle dieſe Vorſchriften auf's allgemeine wie auf's einzelne Wohl deſſen, dem ſie gegeben ſind, abzwecken. Vorſchriften geben iſt nicht genug, man muß auch dafür ſorgen, daß ſie als wichtig und wahrhaftig heilſam, allgemein und einzeln gefühlt und geglaubt und vollendet werden; durch bloß politiſche Zwanggeſetze, Strafen und Belohnungen wird dieſes nie erreicht, denn Vieles iſt ſo, daß es weder beſtraft noch belohnt werden kann, oft auch nicht ſoll. Daher gebraucht Zoroaſter das Gewicht der Religion. Er macht ſeinen Staat zum Ideal des Reiches Ormuzds; er läßt den Parſen für edle und nützliche Thaten Belohnung im Gorotman hoffen; bürgerliche Pflichten und Religionspflichten ſind Eins; König und Häupter des Reichs und Prieſter, wie alle Stände und alle einzelnen Parſen arbeiten zum Wohl des Vaterlandes, das genieſſen ſie — und zugleich zur Verherrlichung Ormuzds und Lichtwerdung ſeiner Schöpfung, dafür hoffen ſie im Gorotman alles was ſich hoffen läßt.

Zur Befriedigung mancher Zweifelſucht, die bei jeder neuen Sache oft ſehr geſchäftig zu ſein pflegt, dient zur Nachricht, daß alles bisher Geſchriebene nicht als Roman anzuſehen iſt. — Sollte es Einigen auch als ſonderbar und zu viel vorkommen, ſo verſichert der Verfaſſer, doch nichts Romanhaftes geſchrieben zu haben; nachdem er durch das Leſen dieſer Bücher in den Stand geſetzt war, den innern Zuſammenhang des Syſtems Zend-Aveſta's zu faſſen und die Begriffe ſowohl an ſich als unter einander zu verſtehen. Kleuker ſchrieb

dieſen Entwurf hin, damit man das Ganze überſehen und von den weſentlichſten Jdeen dieſes Syſtems fruchtbare Bilder faſſen könnte. Er hätte hiebei die Stellen aus den Büchern ſelbſt gern angegeben, wenn's möglich geweſen wäre. Die bloß allgemeine Anzeige des Buchs oder Theils, worin Dies oder Jenes zu ſuchen ſei, war aber nicht zulänglich, darum unterließ er, die ausgedrückten Gedanken Zend-Aveſta's durch die Geſetzesſtellen nachzuweiſen, und ergänzte dieſen Mangel durch ein ſehr vollſtändiges Regiſter am Schluſſe des Werkes. *)

*) Jm Jahre 1822 wurde zu Paris eine aſiatiſche Geſellſchaft geſtiftet, die ſich vorzugsweiſe mit den orientaliſchen Sprachen und der Literatur des Morgenlandes beſchäftigt. Sie hielt am 1 April 1822 ihre erſte Sitzung. Ehren-Präſident dieſes gelehrten Konſeils iſt der Herzog von Orleans, Präſident de Sacy und Vicepräſidenten ſind die Grafen d'Hauterive und Laſteyrie. Viele der angeſehenſten Perſonen von Frankreich zählt die Geſellſchaft zu Mitgliedern. Viel des Lichtes über den Orient läßt ſich von dieſem herrlichen Vereine erwarten.

IV.

Die Ruinen von Perſepolis, nach Heeren und Montfaucon betrachtet. *)

Unter den Ländern von Ober-Aſien, zwiſchen dem Tigris und Indus, zieht Perſien (Fars, Farſiſtan) **) vorzugsweiſe unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Es machte eine eigene Satrapie (Statthalterſchaft) aus, ***) unabhängig von dem daranſtoßenden Suſiana (Chuſiſtan), wodurch es von Babylonien getrennt ward; ob man es gleich im Alterthume ſelbſt häufig damit verbunden findet. Ein Land von mäßigem Umfange, nicht viel größer als Ungarn; aber den-

*) Bibliothek hiſtoriſcher Klaſſiker aller Nationen. III Bd. Wien 1817. In der Härterſchen Buchhandlung. Enthält: „Ideen über Politik, den Verkehr und den Handel“, von A. H. L. Heeren. S. 160 bis 227. — Dieſe Abhandlung beſchreibt die wichtigſten alten ächtperſiſchen Denkmale, und wir erſehen daraus, daß ſie mit den Mithra-Abbildungen der Römer nicht in Uebereinſtimmung ſtehen.

**) Pars iſt perſiſche, Fars arabiſche Ausſprache. Die Endung ſtan iſt perſiſch und bedeutet Land. Daher die neuern Namen der Länder von Ober-Aſien, wo perſiſche Sprache herrſcht, ſich faſt alle auf ſtan endigen. Alſo Farſiſtan, Indoſtan, Churdiſtan, das Land der Perſer, der Inder, der Churden u. ſ. w.

***) Arrhian. III 18.

noch in ſeinem Innern ſich ſehr ungleich.*) Der ſüdlichſte Theil, oder die Küſte an dem Meerbuſen, der von ihm den Namen führt, iſt eine ſandige Ebene, die durch die Hitze und Dürre des Klima's, und die giftigen Winde, die aus den Wüſten von Kirman her wehen, faſt unbewohnbar gemacht wird. Auch von der See her bleibt das Land meiſt unzugänglich, weil das flache Ufer faſt ohne alle Buchten und Hafen iſt. Allein in einiger Entfernung vom Meere erhebt ſich das Land, die ſandige Ebene wechſelt mit reichen Fluren, von vielen kleinen Flüſſen bewäſſert, und mit zahlreichen Heerden bedeckt. Früchte aller Art werden hier im Ueberfluſſe erzeugt, und die übermäßige Hitze vermindert ſich. In dem nördlichen Theile endlich wechſeln die anmuthigſten Gegenden mit hohen und rauhen Gebirgen, welche ſich von der tauriſchen Bergkette herein ziehen, und, wenn ſie gleich einzelne fruchtbare Thäler einſchlieſſen, doch im Ganzen nur für Nomaden und Hirten bewohnbar ſind, weil ſie wenig oder gar keinen Ackerbau erlauben. Der Boden iſt hier ſehr trocken und unfruchtbar; und das milde Klima des Mittellandes wird hier ſo rauh und unfreundlich, daß man die Gebirge auch in der beſſern Jahreszeit noch mit Schnee bedeckt ſieht. Gleichwohl war dieſes Gebirgsland der urſprüngliche Wohnſitz der nachmaligen Herrſcher von Aſien. Abgehärtet durch ihr rauhes Klima ward es nicht ſchwer, die weichlichen Völker der Ebene zu beſiegen; allein ſo ſehr ſie auch die Politik an ihr rauhes Land zu knüpfen ſuchte,**) ſo erlagen ſie doch bald den Verſuchungen der Ueppigkeit und bereiteten ſich ſelbſt den Sturz ihrer Herrſchaft zu.

*) Man vergleiche für das folgende Strabo S. 1027 und mit ihm Chardin I. S. 6 u. ſ. w.

**) Herodot IX, 122.

Wenn das eigentliche alte Perſien ſchon an ſich hiſtoriſch merkwürdig iſt, ſo wird es dieſes noch weit mehr durch die Ueberreſte der perſiſchen Baukunſt, welche es noch gegenwärtig aufzuzeigen hat. Die Trümmer von Perſepolis ſind das einzige Denkmal, welches die Zeit aus der blühenden Periode jenes Volkes uns übrig ließ. Einſam und einzig in ihrer Art ragen ſie noch aus dem Meere der Vergangenheit hervor, das alle Denkmäler menſchlicher Herrlichkeit um ſie und neben ihnen, das Suſa und Babylon ſchon ſeit vielen Jahrhunderten bedeckt! Wenn ihr graues Alter und ihre majeſtätiſche Größe Ehrfurcht gebieten, ſo reizt ihre räthſelhafte Geſtalt die Neugier auch ſelbſt des ſtumpfern Beobachters. Jene Säulen, die zu keiner der bekannten Ordnungen gehören, jene räthſelhaften Alphabete und Inſchriften, jene Wunderthiere am Eingange, jene Menge von Vorſtellungen und Geſtalten, welche ihre Mauern bedecken, — Alles führt uns in's hohe Alterthum und in jene ferne Gegend zurück, wo durch den Schimmer der Sage des Orients nur ein ſchwaches Licht verbreitet wird. — Selbſt die erſte Frage: was Perſepolis eigentlich war? iſt noch nicht ſo beantwortet, daß die Kritik ſich damit begnügen könnte. Gleichwohl kann ſie mit vollem Rechte jetzt dieſe Antwort verlangen, da Reiſebeſchreiber und Zeichner bereits ihre Schuldigkeit gethan und den Geſchichtsforſchern reichlichen Stoff zu Unterſuchungen geliefert haben. *)

Nach der gewöhnlichen Meinung hielt man Perſe-

*) Unter den vielen Reiſebeſchreibungen, die von Perſepolis reden, will der Verfaſſer hier bloß die drei vornehmſten anführen, *Lebruyn* Voyage au Levant, Vol. IV. p. 301. *Chardin*, II p. 140, und Niebuhrs Reiſe nach Arabien, II S. 121.

polis für die Hauptſtadt und den Wohnſitz der perſiſchen Könige. Allein eine genauere Bekanntſchaft mit dem perſiſchen Alterthum muß bald den Verdacht erregen, daß dieſe Vorſtellungsart großen Unrichtigkeiten unterworfen ſei. Unter den gleichzeitigen Schriftſtellern, jüdiſchen ſowohl als griechiſchen, iſt kein einziger, der Perſepolis, auch nur dem Namen nach, erwähnte. Erſt bei dem Untergange des perſiſchen Reiches tritt es aus ſeinem Dunkel hervor, und die Epoche ſeiner Zerſtörung wird gleichſam erſt der Anfang ſeines Ruhmes. Gleichwohl ſind jene frühern Geſchichtſchreiber mit den übrigen Hauptſtädten des perſiſchen Reiches genau bekannt: Herodot, Cteſias, Nehemias, Xenophon und andere ſprechen oft von Suſa, Babylon und Ekbatana; ja es kann auch nicht einmal Zufall ſein, daß ſie Perſepolis neben ihnen nicht nennen, denn ſie beſtimmen genau die Zeit und die Monate, welche die perſiſchen Könige in jenen eigentlichen Reſidenzſtädten jährlich zuzubringen pflegten, ſo daß nach dieſer Eintheilung für einen Aufenthalt in Perſepolis keine Zeit übrig bleibt. *)

Es iſt alſo ſchon klar, daß Perſepolis in keine Parallele mit den übrigen Hauptſtädten des perſiſchen Reiches geſetzt werden kann. Es war zuverläſſig nicht eigentliche Reſidenz der perſiſchen Herrſcher. Aber dennoch wird es von den glaubwürdigſten Geſchichtſchreibern als Hauptſtadt des ganzen Reiches genannt. **)

*) *Brisson*, de Regno Pers. p. 88.

*) Es heißt: Caput regui; μητρόπολις τῆς τῶν Περσῶν βασιλείας, regia totius Orientis etc. — Brisson I c. p. 96. — Wenn das Treffliche, was Heeren über Perſepolis ſchrieb, hier ganz wiederholt wird, ſo gewinnt die Wahrheit durch die weitere Ausbreitung von Ideen, die von den Theorien über Mithra unzertrennlich ſind.

Dennoch zeigt das Betragen Alexanders, der Babylon und Suſa verſchonte, aber durch die Verwüſtung von Perſepolis ſich an Perſien zu rächen und hier erſt den vollkommenſten Triumph zu erhalten glaubte, daß eine höhere Beſtimmung dieſem Orte eigen war. Das räthſelhafte Dunkel, in welches daher Perſepolis ſich hüllt, gibt ihm nur noch ein höheres Intereſſe. Nur die Fackel der Kritik kann jene Finſterniß aufhellen; ſie leuchtet uns vielleicht auf ungebahnten Wegen zwiſchen Trümmern und Gräbern zu einem höhern Standpunkt, wo ſich der Nebel der Vorzeit ſenkt und eine freiere Ausſicht über jene Gefilde der Zerſtörung eröffnet.

Um die Frage zu beantworten, was Perſepolis war? muß man vorher wiſſen, was es gegenwärtig iſt: — Verfaſſer will daher ſeinen Leſern zuerſt einen allgemeinen Begriff von dieſen Ruinen zu geben ſuchen, ohne ſich jedoch in ein genaues Detail einzulaſſen, welches ohne die Abbildungen, die man bei Niebuhr, Chardin und Andern findet, nicht verſtändlich ſein würde. *)

Die ganze Gegend von Perſepolis iſt mit Alterthümern bedeckt, die aber aus ſehr verſchiedenen Zeitaltern, und um viele Jahrhunderte von einander entfernt ſind. Man findet dort Inſchriften in mancherlei Sprachen, und Kunſtwerke in ſehr verſchiedenem Geſchmacke; es iſt alſo ſchlechterdings nothwendig, die Klaſſen derſelben vorher genauer zu unterſcheiden, um alsdann

*) Um der Einbildungskraft zu Hilfe zu kommen, wurde hier unter Buchſtaben A ein Grundriß der Alterthümer von Perſepolis oder Tſchil-Minar beigefügt. — Man vergleiche damit die Zeichnungen Chardins und Niebuhrs II.

diejenige zu beſtimmen, von welcher hier eigentlich die Rede iſt.

Man muß drei ſolcher Klaſſen annehmen.

Zu der erſten gehören die altperſiſchen Monumente; die unbezweifelt aus der Periode des altperſiſchen Reiches ſelbſt, oder vielleicht noch älter, — gewiß aber nicht jünger — ſind.

Zu der zweiten rechnet Verfaſſer die Kunſtwerke und Inſchriften aus der Periode der Saſſaniden, oder des neuperſiſchen Reiches; das im dritten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung aus dem frühern parthiſchen entſtand.

Zu der dritten endlich die arabiſchen, neuperſiſchen und andere Inſchriften, die in der Periode des Kalifats und noch ſpäter hier eingegraben ſind; wovon man die Kopien und Erklärungen bei Niebuhr findet. *)

Dieſe letzte Klaſſe, in der man nichts weiter als moraliſche Betrachtungen über die Vergänglichkeit menſchlicher Dinge und dergleichen lieſet, kann man füglich mit Stillſchweigen übergehen, und auch von der zweiten braucht man nur wenige Worte zu ſagen. Die zu derſelben gehörenden Monumente beſtehen theils in Reliefs, theils in Inſchriften, die in der Entfernung von ungefähr einer Meile von den Ruinen des eigentlichen Perſepolis oder Tſchil-Minar in den Felſen gehauen ſind. **) Man nannte ſie Nackſchi Ruſtam (das Bild des Ruſtam), weil man glaubte, daß ſie die Thaten dieſes alten perſiſchen Heroen vorſtellten. Allein wir haben jetzt eine völlig befriedigende Erklärung derſelben, ſeit dem es einem franzöſiſchen

*) Niebuhr, S. 139 u. ſ. w.

**) Niebuhr. 154. Tab. XXXII.

Gelehrten geglückt iſt, *) die neben ihnen befindlichen Inſkriptionen zu entziffern, die zugleich in griechiſcher und perſiſcher Sprache eingehauen ſind. **) Sie beziehen ſich auf Könige aus dem Stamme der Saſſaniden; und daß die Reliefs neben ihnen nichts anders als Vorſtellungen eben dieſer Könige ſind, zeigt ſchon die Geſtalt ihres Kopfputzes, der ſtets auf ihren Münzen vorkommt. Weil ſie ihr Geſchlecht zu den altperſiſchen Fürſten hinauf leiten, deren Nachfolger ſie ſein wollten, ſo ſuchten ſie das Andenken ihrer Thaten neben den Denkmälern von dieſen zu verewigen und die Gegend von Perſepolis, welches damals den Namen Iſthakar trug, ward unter ihnen eben ſo klaſſiſch, als ſie es unter jenen geweſen war.

Gänzlich verſchieden nun von dieſen iſt die erſte Klaſſe

der altperſiſchen Denkmäler,

die uns von jetzt an allein beſchäftigen wird. Glücklicherweiſe zeichnet ſie ihr ganzer Karakter und die Art der Arbeit ſo auffallend von allen ſpätern aus, daß hier keine Verwechſelung zu beſorgen iſt.

*) *De Sacy*, Mémoires sur diverses antiquités de la *Perse*. — Paris 1793.

**) Das iſt in der alten Pehlvi-Sprache. Unter der Dynaſtie der Saſſaniden war dieſe Sprache zwar nicht mehr eigentlich lebende, aber doch wiſſenſchaftliche oder gelehrte Sprache, etwa, wie bei uns das Latein, weil in ihr die älteſten Ueberſetzungen der Zendſchriften verfertigt waren. Jetzt trifft man kaum noch unter den Parſen-Prieſtern einen an, der ſie verſteht und wir Europäer kennen ſie nur aus den kleinen Wörterbüchern, die Anquetil Duperron von ihr zu uns gebracht hat. Gänzlich verſchieden von ihnen ſind aber die altperſiſchen Inſchriften von der erſten Klaſſe.

Zu ihnen gehören nun

Erſtlich: die Ueberbleibſel des eigentlichen Palaſtes von Perſepolis, gegenwärtig von den Arabern Tſchil-Minar (die vierzig Säulen) genannt; und zwei gleich daneben befindliche große Grabmäler.

Zweitens: ungefähr eine Meile von da nach Nordoſten bei Nackſchi Ruſtam vier andere ähnliche Grabmäler, die man vorzugsweiſe die Gräber der Könige nennt, nebſt den Ueberreſten einiger alten Gebäude; und endlich

Drittens: zwiſchen Tſchil-Minar und Nackſchi Ruſtam mehrere einzelne Trümmer von Säulen, Pfeilern, auch einigen Grabmälern, die aber nicht ganz vollendet ſind. Es iſt alſo ſchon daraus klar, daß man ſeine Unterſuchungen nicht auf einen Fleck beſchränken darf, ſondern daß vielmehr dieſe ganze Strecke ſchon einſt im hohen Alterthume klaſſiſcher Grund und Boden war.

Die Haupt-Monumente ſind die von Tſchil-Minar. *) Es ſind offenbar die Ueberbleibſel eines großen herrlichen Gebäudes, das ſchon durch das Auſſerordentliche ſeiner Lage die Aufmerkſamkeit rege macht. Es liegt gerade da, wo das perſiſche Gebirgsland aufhört und die Ebene anfängt, ſo daß es ſelbſt noch den Fuß der Gebirge einnimmt, und gleichſam aus dem Gebirge hervorgeht. Die hohe felſigte Bergkette, die aus dem ſchönſten grauen Marmor beſteht, bildet eine Oeffnung in der Geſtalt eines halben Mondes, deſſen beide Arme den hintern Theil des Gebäudes noch einſchlieſſen,

*) Man ſehe von dieſen den Grundriß. Es ſind nicht gerade vierzig Säulen; allein die Perſer ſagen vierzig für viel, und nennen daher auch andere große Paläſte ſo. Der königliche Palaſt zu Iſpahan trägt bei ihnen denſelben Namen. Chardin II S. 33.

während der andere weit in die Ebene hervortritt. — Seiner Lage und der natürlichen Beſchaffenheit des Bodens gemäß, welche der Baumeiſter nutzte, hat das ganze Gebäude eine amphitheatraliſche Geſtalt; indem es aus drei Abſätzen oder Terraſſen beſteht, von denen die eine ſich über die andere erhebt. Das Ganze iſt aus dem Marmor gebaut, den die Gebirge ſelbſt hergaben; und die ungeheuern Blöcke ſind mit einer ſo bewundernswürdigen Kunſt ohne Kalk und Mörtel zuſammengefügt, daß man die Fugen oft kaum mit der angeſtrengteſten Aufmerkſamkeit entdecken kann. Von den untern Terraſſen zu den höhern führen Marmortreppen, die zugleich breit und bequem genug ſind, daß zehn Reiter neben einander würden hinaufreiten können. *) Die Treppe zu der erſten Terraſſe a b führte zu einem Portikus, von dem nur noch vier Pilaſter c und d übrig ſind, die je zwei und zwei in Norden und Süden den Eingang bildeten. Ein Paar fabelhafter Thiere, von koloſſaliſcher Geſtalt, ſind an jedem derſelben eingehauen, und ſcheinen gleichſam die Wächter der Thore zu ſein. Zwiſchen ihnen bei e ſtanden vier Säulen. Alles Uebrige liegt hier in Trümmern. — Von dieſer erſten Terraſſe ſteigt man auf ähnlichen, wenn gleich minder breiten, Treppen bei g und i zu der zweiten, die eine oder vielmehr vier verſchiedene Kolonnaden enthielt, von denen noch gegenwärtig eine Anzahl Säulen übrig iſt. Sie ſind canellirt, 48 bis 60 Fuß hoch, und von einer ſolchen Dicke, daß drei Männer kaum im Stande ſind, eine zu umſpannen. Es iſt ungewiß, ob ſie jemals ein Dach getragen haben, wenigſtens findet man keine Spur davon, und die meiſten haben oben als Zierrathen die Köpfe fabelhafter

*) Die drei Terraſſen ſind auf dem Grundriß durch die Buchſtaben A. B. C. angedeutet.

Thiere. Durch dieſen Säulengang gelangt man endlich zu mehrern einzeln ſtehenden Gebäuden, von denen das eine und größte r noch auf derſelben Terraſſe ſteht, die übrigen weiter zurückſtehenden s t x w liegen aber höher und bilden alſo zuſammen gleichſam eine dritte Terraſſe. Sie umfaſſen alle eine Menge Zimmer oder Kammern von verſchiedener Größe, und ſcheinen eigentliche Wohngebäude geweſen zu ſein. In ihrem Innern enthalten dieſe Monumente eine Menge bildlicher Vorſtellungen, die ſie dem Alterthumsforſcher doppelt intereſſant machen. Gleich bei dem Eingange c und d ſind ſchon oben die fabelhaften Thiere erwähnt, welche dieſelben gleichſam zu bewachen ſcheinen. Die Wände neben den Treppen g i, ſind mit einer Menge menſchlicher Figuren bedeckt, die eine Prozeſſion vorzuſtellen ſcheinen, und durch ihre Trachten und Attribute ſich auf mannigfaltige Art von einander unterſcheiden. Nicht weniger reich endlich an ſolchen Kunſtwerken ſind die Wände und Eingänge der hintern Gebäude, auf denen theils Perſonen von hohem Range mit ihren Begleitern und Ehrenzeichen, theils Gefechte wilder oder fabelhafter Thiere, ſowohl unter einander als mit Menſchen, vorgeſtellt ſind.

Gleich in der Felſenwand, *) aus der das Gebäude hervorgeht, ſieht man zwei große Grabmäler oder Todtenkammern bei D E. In einer beträchtlichen Höhe von dem Boden iſt in den Felſen ſelbſt eine Façade eingehauen, hinter der ſich eine viereckigte Kammer findet. Man kommt nur durch einen mit Gewalt geöffneten Zugang hinein; denn auch bei dem ſchärfſten Nachſuchen hat man bisher den alten Eingang nicht finden können. Der Felſen iſt unten ſenkrecht wegge-

*) Das Gebirge heißt jetzt der Berg Nachmed.

hauen, um das Monument gänzlich unzugänglich zu machen. Die Façaden von beiden ſind ſich übrigens beinahe völlig einander gleich, und dieſe ſonderbare Einrichtung haben noch vier andere Grabmäler zu Nackſchi Ruſtam, ungefähr eine Meile von jenen erſten, welche Gegend daher auch vorzugsweiſe die Gräber der Könige genannt wird.

Dies iſt ein allgemeiner Ueberblick jener berühmten Monumente, deren Erklärung nun folgen ſoll.

Unterſuchung der Grabmäler.

Durch die Unterſuchung der Grabmäler läßt ſich zuerſt feſter Fuß gewinnen, um einen Weg zu bahnen zu weitern Aufſchlüſſen über die Gebäude und Kunſtwerke. Es kommt hier zuerſt auf die beſtimmte Beantwortung der Fragen an, aus welchem Zeitalter dieſe Monumente ſind, und wem ſie gehören? Läßt es ſich beweiſen, daß ſie ächt perſiſch, daß ſie die Ruheſtätten der Nachfolger des Cyrus ſind, ſo iſt für die Enträthſelung der Denkmäler von Perſepolis ſchon ein großer Schritt gethan! Glücklicherweiſe haben ſich vorzüglich in den Fragmenten des Cteſias hinreichende Nachrichten erhalten, um dieſen Beweis bis zu einem hohen Grade der Evidenz zu führen.

Nach dem allgemeinen Zeugniſſe der alten Schriftſteller wurden die Leichname der perſiſchen Könige begraben, nicht verbrannt, *) welches gegen die Geſetze Zoroaſters war, weil dadurch das Feuer verunreinigt ſein würde; auch nicht vorher Thieren vorgeſetzt, wie es ſonſt die Sitte der Magier mit ſich brachte. **) —

*) *Briſſon* I. C. p. 320.

**) Herod. I 140. III 16. Kleukers Anhang zum Zend-Aveſta. B. II Theil III S. 21.

Der Ort aber, wo die Könige begraben wurden, war nicht gleichgültig, ſondern es war religiöſes Zeremoniel, daß ſie, wo ſie auch ſtarben, in dem väterlichen Lande, dem eigentlichen Perſien, beſtattet werden mußten. Von den meiſten der perſiſchen Fürſten wird dies ausdrücklich angeführt. Den Leichnam des Cyrus ließ Cambyſes durch den Verſchnittenen Bagapates nach Perſien bringen, wo noch Alexander ſein Grabmal ſah; *) der des Cambyſes ward durch Jxetas hingeführt. **) Darius, der Sohn des Hyſtaſpes, ließ ſich ſchon bei ſeinen Lebzeiten ſein Grabmal dort bauen. ***) Von Xerxes ſchweigt die Geſchichte. Der Leichnam ſeines Sohnes, Artaxerxes, ward aber zugleich mit dem ſeiner Gemalin hingebracht; †) und der ſeines Sohnes Xerxes II, der bereits nach fünfundvierzig Tagen ermordet wurde, holte ihn noch auf dem Wege ein. ††) Von Artaxerxes III ſagt die Geſchichte daſſelbe. †††) Auch dauerte dieſe Sitte bis an das Ende des perſiſchen Reiches, denn noch dem letzten Darius widerfuhr dieſelbe Ehre auf Alexanders Befehl. [1])

Es leidet alſo keinen Zweifel, daß es bei den perſiſchen Königen beſtändige Gewohnheit blieb, ſich in Perſien begraben zu laſſen. Wo aber hier ihre Grabmäler waren, lehrt uns Diodor. Nachdem er von dem Palaſte zu Perſepolis eine treffliche Beſchreibung gegeben hat, ſetzt er hinzu [2]): „An der Oſtſeite

*) *Ctes.* Pers. cap. 9.

**) Ebendaſelbſt cap. 13.

***) Ebendaſelbſt cap. 15.

†) Ebendaſelbſt cap. 44.

††) Ebendaſelbſt cap. 45.

†††) *Aelian.* V. H. VI. 8.

[1]) *Arrhian.* III 22. *Justin.* XI 15.

[2]) *Diod.* II p. 215.

der Burg, vierhundert Fuß davon, iſt ein Berg, den man den Königsberg nennt, in welchem die Gräber der Könige ſind. Der Fels iſt dort ausgehauen, und enthält mehrere Kammern. Es gibt aber zu ihnen gar keinen durch die Kunſt bereiteten Eingang, ſondern die Särge werden durch Maſchinen in die Höhe gewunden und hineingebracht.“ — Dieſe Beſchreibung paßt ſo genau auf die Grabmäler von Tſchil-Minar, ſowohl was die Entfernung als was die Art der Arbeit betrifft, daß ſie keinen Zweifel übrig läßt. Die Grabmäler ſind von den Ruinen der Gebäude gerade ſo weit entfernt, und daß die Art der Anlage der Nachricht des Schriftſtellers genau entſpricht, erhellt bereits aus den obigen Bemerkungen. Auch Cteſias gibt hierüber ein wichtiges Zeugniß. *).

In dieſem Königsberge nun finden ſich, wie ſchon vorher erinnert, zwei große Façaden von Grabmälern D und E, wovon man die Abbildung bei Chardin ſieht. **) Sie ſind ſich bis auf einige Nebenſachen einander gleich, und da nun nicht nur das Lokal genau beſtimmt iſt, ſondern auch die Beſchaffenheit der alten Beſchreibung entſpricht, ſo iſt es nicht mehr zweifelhaft, daß eines der beiden Grabmäler bei Tſchil-Minar das Grabmal des Darius Hyſtaſpis ſei, welches auf ſeinen Befehl noch während ſeiner Lebzeiten gebaut, und in welches er nach ſeinem Tode wirklich beigeſetzt worden. Welches von beiden ihm gehöre, bleibt ungewiß, allein daran iſt wenig gelegen, da ſie ſich beinahe völlig gleich ſind. Die Tradition ſchreibt das zweite bei Chardin dem Darab oder Darius zu;

*) *Ctes.* Pers. cap. 15.

**) *Chardin* Tab. LXVII. LXVIII. Bei Niebuhr ſind ſie nicht abgebildet.

allein darauf iſt nicht zu achten; denn wenn der Orientaler von Darab ſpricht, denkt er dabei gewöhnlich an den letzten Darius, der von Alexander beſiegt ward, von dem aber hier ganz und gar nicht die Rede ſein kann. Will man ſich aber mit dieſer Autorität begnügen, ſo iſt wenigſtens ein ſchwacher Entſcheidungsgrund für das Eine da.

Wie dem aber auch ſein mag, ſo iſt jetzt doch der Hauptſchritt zu der Aufklärung der Monumente von Perſepolis gethan, weil wir nun bereits ſicher ſein können, wenigſtens in einem jener beiden Grabmäler ein ächt perſiſches Denkmal, und zwar aus der Regierung des größten der perſiſchen Könige, vor uns zu haben.

Wir gehen nun zur Erklärung jener Reliefs über, welche die Façaden dieſer Grabmäler enthalten. Sie ſind der Hauptſache nach auf beiden völlig dieſelben; ich wähle zu der Erklärung die letztere, *) weil in Chardins Abbildung die Figuren von dieſer am deutlichſten angegeben ſind.

Das Ganze bildet die Façade eines Gebäudes von zwei Stockwerken. Das untere Stockwerk ſtellt bloß den fingirten Eingang vor, das obere hingegen enthält ein Gerüſt von mancherlei Verzierungen, auf dem man oben die Hauptvorſtellung erblickt. Eine bejahrte männliche Figur, mit einem ſtarken Bogen in der Hand, ſteht vor einem Altar, auf dem Feuer brennt. Ueber dem Altar ſchwebt eine Kugel, und über der männlichen Figur eine andere, ihr ganz ähnliche, aus-

*) *Chardin* Tab. LXVIII. Salomon, allgemein verehrt, als weiſer, reiner König ſeines Volkes, brachte bei dem Antritt ſeiner Regierung dem Herrn ſeinem Gott auf einmal tauſend Brandopfer.

genommen, daß ſie ſtatt des Bogens einen Ring hat, und nur der obere Theil ſichtbar iſt.

Die Vorſtellung iſt offenbar, wie man aus einem Grabmal nicht anders erwarten kann, religiös. Sie muß alſo auch ihr Licht aus der perſiſchen oder Staats-religion, d. i. der Religion Zoroaſters, erhalten.

Das ganze Bild iſt Vorſtellung des Königs, als Anhängers Zoroaſters, als Verehrers des Ormuzd. Die Erklärung der einzelnen Figuren wird die Beweiſe davon enthalten.

Die vor dem Feuer ſtehende männliche Figur iſt das Bild des Königs, nicht aber das Bild eines Prieſters oder dergleichen. Sie iſt kenntlich durch den Bogen in der Hand, mit dem ſich die perſiſchen Könige pflegten vorſtellen zu laſſen, weil er bei ihnen das Symbol der Tapferkeit und Geſchicklichkeit, ſowohl im Kriege als in der Jagd war. Die Inſchrift, die nach Strabo's Bericht auf dem Grabmal ſtand, und wovon er uns glücklicherweiſe eine Ueberſetzung erhalten hat, beſtätigt dies. „Ich war ein Freund meiner Freunde; der beſte Reiter und Bogenſchütze; ich hatte den Preis unter den Jägern; ich vermochte, was ich wollte.“ *) Auch der Umſtand, daß dem Bogen eine große Dicke oder Stärke gegeben iſt, darf nicht unbemerkt bleiben. Es war Beweis der Kraft, einen dicken Bogen ſpannen zu können. Als Darius gegen den ſcythiſchen König Scytarces ſtand, ſandten ſie ſich gleichſam als Herausforderung einander ihre Bogen zu; der des Scythen war aber der ſtärkſte, und darauf zog ſich Darius zurück. **)

Auf dem Altare brennt das heilige Feuer, der Hauptgegenſtand der Verehrung der altperſiſchen

*) *Strab.* pag. 1062.

**) *Ctes.* Pers. cap. 17.

Religion; das Symbol des Urfeuers, oder der ſchaffenden Kraft der Gottheit, aus der ſelbſt Ormuzd, der Urheber alles Guten, hervorging. *) Auf die Perſon des Königs aber hat es noch eine höhere Beziehung. Er ſelbſt, als lebendiges Bild des Ormuzd, iſt der erſte Diener deſſelben, und daher iſt es gleichſam von ihm unzertrennlich. Es ward vor ihm hergetragen, ſobald er ſich öffentlich zeigte. Er mußte ihm täglich ſeine Verehrung beweiſen, und es ward ausgelöſcht wenn er ſtarb. **) Wir erblicken ihn alſo in derjenigen Stellung, in der die Magier ihn täglich ſahen und in der ſie ihn am liebſten als Anhänger ihres Kultus vorgeſtellt ſehen mußten.

Die über dem Feuer ſchwebende Kugel iſt das Bild der Sonne, der zweiten National-Gottheit der Perſer, die unter dem Namen des Mithra bei ihnen verehrt ward. ***) Glanz, Licht, Sonne, ſind bei ihnen

*) Zend-Aveſta von Kleuker. Band I, S. 50.

**) *Brisson* I c. p. 350.

***) Khorſchid, in der Rangordnung der Izeds der zweite, hat den Namen der Sonne (Kohr). Mithra (auch Meher), der Höchſte aller Izeds, iſt nicht die Sonne; er hat auch ihren Namen nicht, ſondern läuft beſtändig zwiſchen Mond und Sonne, wie wir in der Darſtellung des Lehrbegriffes der alten Perſer vernahmen. Mithra übt das Wort Ormuzds, wacht über die Welt, iſt das Muſter der Oberhäupter der Völker, gibt den Provinzen reine Könige; daher betet auch der Parſe: „O Mithra, einige durch zehntauſend Bande und wohlthätige Neigungen das Land und ſeinen Fürſten.“ Durch dieſe Handlung vor dem Altar zeigt ſich der reine König würdig des Himmels, wo Ormuzd und die himmliſchen Geiſter wohnen. Mithra wacht über das Leben des Königs, iſt ewig ſein Helfer und macht ihn groß wie die Sonne. Dieſe Bilder zeigen ſich auch annehmbar für die geflügelte halbe Figur; welche demnach

die Begriffe, um welche ihre ganze Religion ſich dreht, weil ſie ihnen zugleich Symbole von Weisheit, Güte, Vortrefflichkeit ſind. Die Sonne ward von ihnen ſtets

alt perſiſch den Mithra vorſtellt. Der König will durch das Opfer dem Ormuzd gefallen, und Mithra, der den reinen König ewig mit Licht, Glanz, Muth und Kraft ſegnet, flehet Ormuzd an, des Königs Opfer gütig aufzunehmen. — Daß die Perſer den Ormuzd, ihre Gottheit, nicht unter einer menſchlichen Geſtalt vorſtellen wollten, iſt noch kein Beweis, daß ſie auf den Monumenten ihrer Heiligthümer Mithra nicht in menſchlicher Geſtalt abbildeten. Mithra, der höchſte der Izeds, hebt ſeine Hände auf zu Ormuzd und erkennt ihn für den Gebieter der Natur. — Nach dem Zend-Aveſta hat alſo Mithra (bildlich) Hände, die Vorſtellung der Perſer war demnach, daß die Izeds Aehnlichkeit mit dem Bilde des Menſchen haben. — Wir können hier nicht ganz umgehen, daß nach dem Talmud und zwar im Jalkut Rubeni, S. 40, die Engel, als Geſandte des Herrn, ſich mit der Luft bekleiden, um auf die Erde herunterzukommen, und von den Menſchen geſehen zu werden; darüber finden wir im alten, wie auch im neuen Teſtament mehrere Erzählungen, welche die Anſicht rechtfertigen, daß Engel in Menſchengeſtalt dem Orient nicht fremd waren. In der Geſellſchaft des Königs durfte ſein erſter Schutzwächter nicht weit entfernt ſein, und in den reinen edeln Theilen des menſchlichen Körpers ſichtbar hervortreten, um ein religiöſes Denkmal zu verherrlichen. Die Beſtimmungen der perſiſchen Izeds ſind mit den Verrichtungen der jüdiſchen und chriſtlichen Engel ſehr nahe verwandt; nach dem alten Teſtament und den Schriften der Rabbinen pflegten die Engel bisweilen menſchliche Leiber anzunehmen; was Abraham als Erſcheinung annahm, konnten die Perſer doch mindeſtens in einem andern Fall als bildliche Vorſtellung benutzen, ohne dadurch im Allgemeinen dem Bilderdienſt zu huldigen. Ferner wird bei den Juden, nach dem Jalkut Rubeni, S. 28, Metatron, der vornehmſte der Engel, der Alte und der Jüngling zugleich genannt, und zwar der Alte, wenn

mit gegen ſie gewandtem Antlitz, beſonders bei ihrem Aufgange, verehrt. In derſelben Stellung erblickt man daher auch hier den König.

Wir haben hier alſo die beiden Haupt-Gottheiten der Perſer, dieſelben, denen die Könige, wenn ſie nach Perſepolis kamen, auf den Höhen der benachbarten Berge, den Vorſchriften Zoroaſters gemäß, opfern mußten.

Am ſchwerſten ſcheint die geflügelte halbe Figur zu erklären, die über dem Bilde des Königs ſchwebt

er hinauf zu dem Thron der Herrlichkeit über die neunhundert Firmamente fährt, das Gebet der Iſraeliten hinaufzubringen; der Junge oder Jüngling dagegen wird er genannt, wenn er wieder zurück in die Welt der Formirung kommt Auch hier erſcheint der Genius, welcher des Königs Gebet dem Ormuzd vorträgt, als alter Mann; würde er nicht für den König am Throne des Ewigen reden, wäre er vielleicht in der Geſtalt des Jünglings. Mithra treibt die Darudjs ab, daher hat auch er einen Bogen und zwar auf allen Abbildungen, ſelbſt auf jenen, wo wir bei dem König keinen bemerken, und dieſe Waffe gebührt ihm um ſo mehr, da er es iſt, der Krieger ſchenkt, der Stärke und Muth gibt; er wird von allen Parſen noch mit der Sonne angerufen, ohne daß er deshalb die Sonne iſt; er läuft zwiſchen Mond und Sonne und wo letztere ſichtbar iſt, darf ſeine Vorſtellung nicht fehlen. Der Ring bedeutet ſeine ewige Dauer. Seine Flügel ſind Blätter der Bäume und zeigen in ewiger Grüne den Spender der Fruchtbarkeit im Getreide, der Weide und den Kindern. Die Tiara ziert ihn als den Oberſten der perſiſchen Prieſter. Man erblickt auch in den allegoriſchen Verzierungen (bei Chardin, Theil II, 181) die grünen Flügel mit dem Ring und Bogen, ohne Figur, über der Perſon des Königs angebracht, als Anſpielung auf die Gegenwart Mithra's. Durch dieſe Angaben rechtfertigt der Herausgeber ſeine Anſicht, daß uns die ſchwebende Luftfigur das Bild Mithra's nach rein perſiſchen Ideen zeigt.

und gleichſam eine genaue Wiederholung ſeiner eigenen Geſtalt zu ſein ſcheint. Man darf dabei keineswegs an das Bild der abgeſchiedenen Seele denken; denn wir werden unten ſehen, daß eben dieſe Figur auch den König in ſeinem Leben begleitet. Allein ſie iſt für den Erklärer um ſo viel intereſſanter, da ſie einen unwiderleglichen Beweis enthält, daß wir hier eine Vorſtellung vor uns haben, die ſich auf zoroaſtriſche Lehren und Religion bezieht. Denn das Bild iſt, um mit dem Zend-Aveſta zu ſprechen, der Feruer des Königs.

Nach Zoroaſters Lehre hat jeder Menſch nicht nur, ſondern auch jedes höhere Weſen, ſein Urbild, den reinſten Ausfluß des Gedankens von Ormuzd, durch den er die Reihe der Weſen hervorbrachte. Dieſer heißt ſein Feruer. *) Als Urbild denkt man ihn ſich in der Geſtalt dem Nachbilde völlig gleich, aber nur reiner, herrlicher und unvergänglich. Daher ſind auch die Feruers Gegenſtände der Verehrung; daher der Ring, das Symbol der ewigen Dauer. So wie aber die Weſen ſelbſt an Vortrefflichkeit verſchieden ſind, ſo auch ihre Urbilder. Die Feruers von Zoroaſter, von Bahman und andern, ſind die erſten unter allen, alſo auch natürlich die Feruers der Könige. Alle aber zuſammen machen das reine Volk von Ormuzd aus; und alſo iſt die beſtändige Begleitung, deren ſich der König von ſeinem Feruer zu erfreuen hat, auch wieder Symbol der Hauptvorſtellung, daß er Verehrer und Liebling von Ormuzd — daß er ein reiner guter König iſt.

*) Zend-Aveſta von Kleuker. I Band, S. 14. Jedes Denkmal des Alterthums iſt ein Gemeingut für die Nachwelt, deſſen Erklärung ſohin jeder nach eigener Meinung ausüben darf.

Nach der Erklärung der Hauptvorſtellung werden uns die Ornamente und Nebenſachen keine große Schwierigkeit mehr machen.

Zu beiden Seiten des Gerüſtes ſieht man die Vordertheile eines fabelhaften Thieres, des geflügelten Einhorns, welches unten ſeine Aufklärung finden wird. Das Gerüſt ſelbſt, auf dem der König und der Altar ſtehen, wird von zwei Reihen Männer übereinander, gleichſam als von Caryatiden getragen. Ich glaube nicht, daß dieſes bloße Ornamente ſind, ſie haben vielmehr eine Beziehung auf die Idee der Herrſchaft, wie unten bei einer bequemern Gelegenheit gezeigt werden wird. Unter ihnen, auf dem Balken, der das zweite Stockwerk zu tragen ſcheint, iſt eine Reihe von Hunden ausgeſchnitzt, woran man wieder zoroaſtriſchen Kultus erkennt; denn nach den Lehren der Magier iſt der Hund ein heiliges Thier, deſſen Wartung und Pflege in den Zendbüchern auf's ſchärfſte empfohlen wird. *)

Das untere Stockwerk, welches den Eingang vorſtellen ſoll, iſt bloß architektoniſch merkwürdig. Die Säulen an jeder Seite deſſelben tragen oben den Kopf des unbeflügelten Einhorns **) (wovon unten). Zu beiden Seiten ſind hier, ſo wie in der obern Etage,

*) Zend-Aveſta, Anhang II, III, 44.

**) Wenn es wirklich ein hirſch- oder pferdähnliches Einhorn gibt, wie man in neuern Zeiten zu glauben ſcheint, ſo müßte es ſich in Afrika finden; denn dorther hat man allein Nachricht davon, von Barthema bis Barrow herab. Das Thier aber, welches nach der Vorſtellung der Perſer von Cteſias beſchrieben und auf den Ruinen von Tſchil-Minar mehrmals abgebildet iſt, ſcheint nach allen weſentlichen Karaktern aus dem aſiatiſchen Rhinoceros entſtanden zu ſein; wenn auch nicht naturhiſtoriſche Treue in der Darſtellung beobachtet

Männer mit Spieſen ausgehauen, je zwei und zwei, welche zu der Leibwache des Königs gehören.

Die Erklärung dieſes einen Grabmals iſt nun auch zugleich der Schlüſſel zu allen übrigen; denn die Vorſtellungen auf den andern, ſowohl dem zu Tſchil-Minar, als denen zu Nackſchi Ruſtam, ſind der Hauptſache nach gänzlich dieſelben. Allenthalben erblickt man dieſelben vier Figuren; die zu Nackſchi Ruſtam ſcheinen nur, ſo weit man nach den ſehr unvollkommenen Abbildungen bei Chardin urtheilen kann, weniger Ornamente zu haben, auch iſt das Bild des Königs dort nicht ſtehend, ſondern knieend und ohne Bogen. *)

Vielleicht aber finden ſich dieſe Verſchiedenheiten im Original nicht einmal; denn weil Chardin den ganzen Berg mit allen Monumenten in einer Zeichnung vorſtellt, ſo ſind die Figuren ſo klein geworden, daß man ihre Stellungen und Attribute kaum andeuten konnte, und bei Le Bruyn iſt die Figur wirklich nicht knieend, ſondern ſtehend. **)

An dieſe Unterſuchung knüpft ſich nun aber unmittelbar eine andere, wodurch jene erſt ihr volles Licht erhalten kann.

iſt, ſo läßt ſich dieſer Abgang durch den Zweck der Mythe entſchuldigen.

a) Roſenmüllers altes und neues Morgenland. II, S. 247.

b) Die heilige Sage und das geſammte Religions-Syſtem der alten Baktrer, Meder und Perſer, oder des Zendvolks, von J. G. Rhode. Frankfurt am Main. Verlag der Hermannſchen Buchhandlung, 1820. Seite 489 — 501. Von den Grabmälern der Könige von Perſien.

*) Bei Chardin, Tab. LXXIV.

**) Lebruyn, IV, S. 362.

Was wollte man eigentlich mit jenen koſtbaren Grabmälern? Warum gab man ihnen dieſe ſonderbare Einrichtung? Welche Beziehung hatten ſie auf den benachbarten Palaſt?

Die Behandlung der Todten ſteht bei den Nationen gewöhnlich in Verbindung mit ihren Ideen von dem Zuſtande nach dem Tode. Nach Zoroaſters Lehre folgt dereinſt eine künftige Auferſtehung, die eine allgemeine Wiederkehr der Dinge zur Folge haben, die Ormuzds Reich, das Reich des Lichtes allgemein machen, und das Reich Ahrimans, des böſen Prinzips, vernichten wird. *) Daran ſchloß ſich ganz natürlich die ſorgfältige Aufbewahrung des Körpers, bis er dereinſt, wenn der Tod nicht mehr iſt, aus ſeiner Gruft wieder hervorgehen, und in neuer Herrlichkeit ſichtbar werden wird. **) Man betrachtete aber dieſen Zwiſchenzuſtand als eine Fortſetzung des gegenwärtigen Lebens, in der daher auch das Grabmal des Königs als eine Wohnung angeſehen ward, die mit allen den Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten verſehen ſein mußte, die er bei ſeinen Lebzeiten genoß. Den Beweis davon gibt uns die Beſchreibung von dem Grabmale des Cyrus zu Paſargada, die uns Arrhian erhalten hat, und die zu lehrreich iſt, als daß ich ſie nicht ganz hierher ſetzen ſollte.

„Zu Paſargada“, erzählt Arrhian ***) aus dem Berichte des Augenzeugens Ariſtobulus, „iſt in dem königlichen Paradieſe das Grabmal des Cyrus. Um daſſelbe iſt ein Hain von mancherlei Bäumen gepflanzt.

*) Zend-Aveſta, I, S. 27.

**) Anhang zum Zend-Aveſta, I. B. I, S. 140.

***) *Arrhian.* VI, cap. 29.

Er iſt reichlich gewäſſert, und auf der Wieſe wächſt tiefes Gras. Das Grabmal ſelbſt iſt unten von Quaderſteinen in viereckigter Form gebaut, oben iſt eine ſteinerne Wohnung, die eine Decke hat. In dieſelbe führt eine Thür, die ſehr eng iſt, ſo daß ein nicht großer Mann nur mit Mühe hineinkriechen kann. In der Kammer aber ſteht ein goldener Sarg, und ein Sitz neben dem Sarge. Der Sitz hat goldene Füße, und iſt mit purpurnen Decken und babyloniſchen Teppichen behangen. Auch ſind die Gewänder und Unterkleider von babyloniſcher und mediſcher Arbeit, prächtig gefärbt, violet, purpur und von andern Farben; ſo wie nicht weniger Ketten, Säbel und Ohrengehänge von Gold und mit Edelſteinen beſetzt. *) In der Nähe war ein

*) Es iſt gewiß ſehr merkwürdig, daß ein Monument, genau ſo wie das, was Arrhian beſchreibt, ſich noch gegenwärtig bei Nackſchi Ruſtam findet. Die Beſchreibung aus Niebuhr ſei hier beigefügt: „Vor dem Berge mit den Gräbern der Könige ſteht noch ein kleines Gebäude von weißem Steine. Dies iſt ganz von zwei großen Seiten bedeckt, denen es vermuthlich ſeine Erhaltung zu danken hat, weil man die untern Steine, ohne Gefahr von den obern erſchlagen zu werden, nicht wegbringen konnte. Die Thür deſſelben iſt ziemlich hoch von der Erde; indeß kann man leicht hinein klettern, weil das Gebäude beſchädigt iſt. Man findet aber nur eine Kammer, etwa zehn Fuß im Viereck. Inſchriften und Figuren trifft man hier gar nicht an. In dieſem Gebäude iſt kein Fenſter. Es kann alſo kein Licht hineinkommen, als durch die Thüröffnung, welche nach der Seite des nahe davorliegenden Felſens iſt. Der untere Theil des Gebäudes hat wohl kein Zimmer enthalten, ſondern ſcheint von jeher aufgefüllt geweſen zu ſein. Es iſt alſo wohl niemals zu einer Wohnung der Lebendigen, ſondern zu einem Begräbniſſe oder zu einer Kapelle beſtimmt geweſen, in welcher etwa die Todten, die in die großen Gräber gebracht werden ſollten, mußten beigeſetzt werden." — Niebuhrs Reiſe

kleines Haus für die Magier gebaut, denen noch von Cambyſes Zeiten her, von Vater auf Sohn, die Bewachung des Grabmals anvertraut war. Der König gab ihnen täglich ein Schaf, ein Maas Getreide und Wein, und monatlich ein Pferd zum Opfer für den Cyrus.“ *)

Dieſe Stelle zeigt, worin die den verſtorbenen Königen erwieſenen Ehren beſtehen, wovon wir ſo oft in der perſiſchen Geſchichte reden hören. **) So bald man aber einmal von dieſer Grundidee ausging, folgte ganz von ſelbſt, daß der Luxus bei den Grabmälern zu einem hohen Grade getrieben werden mußte, eben ſo wie er im wirklichen Leben ſtieg. Die verſtorbenen Könige hatten nicht bloß ihre Kleider und Geräthſchaft, ſondern auch ihren Schatz, und zwar, wie es ſcheint, hatte jeder ſeinen eigenen. ***) Dadurch wurden alſo zu Perſepolis unermeßliche Reichthümer aufgehäuft.

Band II, S. 159. Wenn man auch nicht annehmen will, daß jenes ehrwürdige Monument hier noch vorhanden ſei, ſo erhält dennoch Arrhians Erzählung durch die Vergleichung großes Gewicht.

*) Wohl nicht für Cyrus ſelbſt (denn die Perſer opferten keinem vergötterten Menſchen oder Heroen als ſolchen), ſondern den Feruer des Cyrus. Allein man kann auch ſo noch wohl zweifeln, ob hier nicht ein anderer Mißverſtand herrſcht. — Cyrus (Kohr) iſt bei den Perſern der Name der Sonne; und es iſt bekannt, daß der Sonne Pferde geopfert zu werden pflegten. Man ſehe die Stellen bei *Briſſon* p. 339.

**) *Briſſon* p. 321.

***) Der Schatz bei dem Grabe des Cyrus wird häufig erwähnt. Arrhian. l. c. Auch die großen Schätze der übrigen Könige, die zu Perſepolis niedergelegt waren; bei Diodor, Arrhian, Curtius und allen Geſchichtſchreibern Alexanders.

Daraus folgte ſchon von ſelbſt das Bedürfniß zahlreicher Wachen, die nicht allein den Palaſt ſelbſt beſetzten, ſondern auch auf den benachbarten Bergen ihre Poſten hatten. *) Auch das Harem und die angeſehenſten Hofbedienten mußten dem Leichname des Königs folgen, und bei ſeinem Grabe bleiben.

Das Reſultat alſo, was ſich aus den bisherigen Unterſuchungen ergibt, iſt dieſes: Perſepolis war gleichſam die Todten-Reſidenz der perſiſchen Herrſcher. Dieſe Beſtimmung wird aber noch um Vieles deutlicher, wenn man die erſtaunlichen unterirdiſchen Anlagen kennt, die bei Tſchil-Minar ſich befinden, und von Chardin und Della Valle beſchrieben ſind. Dieſe unterirdiſchen Gänge, von ſehr verſchiedener Höhe und Weite, ſind mit eben dem bewundernswürdigen Fleiße und Kunſt, wie die Gebäude oberhalb der Erde angelegt, und bilden ein Labyrinth, deſſen letzte Ausgänge man nicht kennt, und auch ſchwerlich jemals erforſchen wird. Nach der öſtlichen Richtung indeß, die ſie nehmen, ſcheinen ſie zu den Grabmälern der Könige zu führen; dies behauptet auch die Tradition, der zufolge ſie bis zu weiten Entfernungen unter der Erde fortgehen ſollen. Vermuthlich führen ſie zu den geheimen Eingängen der Begräbniſſe, welche bisher Niemand hat erforſchen können, und man bedurfte ſolcher verborgener Gänge zu der Sicherung der großen Schätze, welche hier aufgehäuft lagen. **)

*) Diod. l. c. Ueberbleibſel ſolcher alten Kaſtelle ſollen ſich noch auf mehrern der benachbarten Berge finden. *Chardin* II p. 141. *Ctes.* Pers. cap. 46 p. 14, 19. *Diod.* II p. 214.

**) Dies ſind wenigſtens die gewöhnlichen Gründe, die man von der Verheimlichung des Zugangs zu den Grabmälern anzugeben pflegt. Allein Heeren zweifelt, ob er der richtige iſt. Die Schätze waren wohl nicht in den Grabmälern ſelbſt niedergelegt. Vielmehr iſt jene Verheimli-

Wie ſehr übrigens ſolche Felſen-Gräber im perſiſchen Geſchmacke waren, zeigen auch die in dem Berge bei Telmiſſus in Lycien. Bereits der Graf Choiſeul-Gouffier erkannte in ihnen Nachbildungen derer von Tſchil-Minar; *) und ein neuerer Beob-

chung eine perſiſche National-Idee, die ſich bis auf die neueſten Zeiten erhalten hat. (Man ſehe *Chardin* II, p. 166.) Den wahren Grund findet man vielleicht in der Inſchrift auf dem Grabe des Cyrus; *Strab.* pag. 1062. „Hier liege ich Cyrus, der Herrſcher von Aſien. Störe mich nicht in meinem Grabe." Es war Religionspflicht, für die ungeſtörte Ruhe der Beerdigten zu ſorgen. Symbolik und Mythologie der alten Völker u. ſ. w. von Dr. Fried. Creuzer. 2 Ausg. Theil I, Seite 688 bis 691. — Creuzers Genius, an Tiefe der Forſchung und Reichthum der Ideen über viele der alten und neuen Zeiten hocherhaben, wandelte ebenfalls durch die Kunſtdarſtellungen des alten Perſepolis und der Umgegend, den heiligen National-Orten, von welchen der König ausging und wohin er wieder zurückkehrte. — Hier empfing, nach Creuzer, der König bei ſeiner Thronbeſteigung die höhern Weihen (*Plutarch.* Vit. Artax. p. 1012. D. Ed. Francof. cap. 3. pag. 282). Hier fand die religiöſe Verſammlung der Magier ſtatt. Hier hätten wir alſo die alte Licht-Stadt der Licht-Kinder (der Parſen), wo auch der Licht-Becher gefunden war, und wo die Licht-Kinder ſich vereinigten, das Heerlager des Stammes, eine heilige, geweihte Gegend, wie Jeruſalem dem Ebräer, wie Thebä und Memphis dem Aegyptier, den Krönungsort im religiöſen Sinne, wie Rom im Alterthum ein Haupt der Welt und noch im Mittelalter für die Könige und Kaiſer. Hier hätten wir endlich den heiligen Bezirk, wo die Könige von ihren Thaten bei den Vätern ausruhen, einen Wohnplatz der Seligen, einen Port der Guten, oder das große Lararium der Edeln von Iran.

*) *Choiseul-Gouffier Voyage pittoresque*, I pag. 118. Quelle analogie frappante entre les tombeaux de *Persepolis* et ceux de *Telmissa.* Abbildung Pl. LXVII.

achter beſtätigt dies. *) Sie lehren, daß nicht bloß die Könige, ſondern auch andere Große ſich in ſolchen Felſen-Kammern Ruheſtätten bereiteten, deren Lage und Einrichtung ihre Aſche vor jeder Störung ſichern ſollte.

Es iſt alſo klar aus dem Bisherigen, daß die Begräbniſſe nicht nur einen Hauptttheil der Alterthümer von Perſepolis ausmachen, ſondern auch mit dem Uebrigen in genauer Verbindung ſtehen. Gleichwohl iſt die Beſtimmung von Perſepolis damit noch nicht erſchöpft. Denn es war mehr als bloßer Begräbnißort: es war, wenn gleich nicht die Reſidenz, doch die eigentliche Heimath der perſiſchen Könige, und aus dieſem Geſichtspunkte müſſen wir es jetzt betrachten, ehe wir zu der Erläuterung der übrigen Ruinen von Tſchil-Minar uns wenden können.

*) v. Hammer, topographiſche Anſichten in der Levante. 1811, S. 109. „Der Gräber-Berg von Telmiſſus liegt fünfhundert Schritte von den alten Stadtmauern. Es könnte auch allenfalls der doppelte oder zweifache heißen, wenn man den Schloßberg und Gräberberg unter der Benennung eines einzigen begreifen will. Die Gräber hatten urſprünglich keinen Eingang; ſondern konnten nur mittelſt Gerüſten in die Felſen gearbeitet werden. Der offen gelaſſene Eingang ward, wenn die Reſte der Verſtorbenen hineingebracht waren, mittelſt der in den ſteinernen Leiſten laufenden Steintafel verſchloſſen. Nachdem der umgelegte Kitt zu Stein, und das Gerüſte abgebrochen war, ward Eingang und Aufgang bis zur Unmöglichkeit erſchwert. Aus Allem ſcheint hervorzugehen, daß Telmiſſus von Griechen bewohnt, von Perſern beherrſcht, der Sitz ihrer Satrapen geweſen, welche, um den Hofſtaat der Könige ſowohl im Leben als im Tode nachzuahmen, die Gräber von Perſepolis in ihre Provinz übertrugen und ſo wie die Könige in hohen Grabpaläſten ruhen wollten.“

Als Einleitung in dieſe Unterſuchung geben wir zuerſt die Namenserklärung. Woher kommt der griechiſche Name Perſepolis (Perſer-Stadt)? — Der gewöhnlichen Angabe nach ſagt man, der perſiſche Name von Perſepolis ſei Iſtakar oder Eſtakar, der alten Hauptſtadt Perſiens, die in der Gegend von Tſchil-Minar und Nackſchi Ruſtam gelegen haben ſoll. Aber erſtlich iſt es noch gar nicht erwieſen, daß dieſer Name wirklich altperſiſch ſei, wie die neuen orientaliſchen Hiſtoriker wollen; *) die jüdiſchen Schriftſteller z. B., die von Suſa und Ekbatana ſprechen, wiſſen nichts davon; und geſetzt, er wäre es auch, ſo iſt der Urſprung des griechiſchen Namens damit noch gar nicht erklärt. Es iſt aber gänzlich gegen die Sitte der Griechen, die Städtenamen auf dieſe Art ganz neu zu machen; Perſepolis wäre das einzige Beiſpiel davon, und das iſt ſchwer zu glauben! Verfaſſer hält Perſepolis für eine Ueberſetzung des Namens Paſargada. — Der Name Paſargada, ſagen uns griechiſche Schriftſteller, heißt ſo viel als das Lager der Perſer. Soll der Name dieſe Bedeutung haben, ſo muß man ſtatt Paſargada leſen Parſagad, und dieſe wahrſcheinlich richtigere Form hat ſich durchaus in der Erzählung des Curtius erhalten. Jene griechiſche Erklärung iſt alſo völlig gegründet. Für den Hiſtoriker iſt dieſelbe aber doppelt wichtig; weil ſie nicht bloß den Urſprung des Namens, ſondern auch den Urſprung der Stadt, der Gewohnheit des Orients völlig gemäß andeutet. Die großen Hauptörter erwuchſen dort gewöhnlich aus den Standlagern der nomadiſchen Horden, die erobernde Völker wurden, und zu feſten Wohnſitzen fortgingen.

*) *Herbelot* Bibl. Or. unter Iſthakar.

Aber, wird man einwenden, Perſepolis und Paſargada werden bei den griechiſchen Schriftſtellern als zwei verſchiedene Oerter angeführt, wie konnten ſie alſo einerlei geweſen ſein? Dies bedarf einer weitern Unterſuchung. Es kommt hier vor Allem auf genaue Beſtimmung des Gebrauchs der Namen an.

Die Begleiter Alexanders, oder die erſten griechiſchen Schriftſteller, bei denen der Name von Perſepolis vorkommt, reden, wenn ſie beſtimmt ſprechen, von dem königlichen Palaſte der Perſer, ohne der Stadt zu erwähnen; und die Beſchreibung, die ſie davon geben, läßt keinen Zweifel, daß dies das Gebäude zu Tſchil-Minar ſei. Wenn ſie aber unbeſtimmter ſprechen, ſo verwechſeln ſie auch die Namen der Stadt und des Palaſtes, und in dieſem Sinn wird die Benennung Perſepolis auch von beiden gebraucht. Paſargada hingegen heißt bei ihnen der Ort, wo das Grabmal des Cyrus war, und wo ſich nach andern Nachrichten auch ein königlicher Palaſt befand. Dieſen unterſcheiden ſie ſtets von dem erſten, und es iſt alſo allerdings ſo viel klar, das der alte Palaſt von Tſchil-Minar und Paſargada zwei verſchiedene Oerter geweſen ſind. — Allein konnte der Name Perſepolis im weitern Sinne, in ſo fern er nicht nur Name des Schloſſes zu Tſchil-Minar, ſondern auch der Stadt, oder vielmehr der ganzen Gegend, war, wo jene Reihe alter perſiſcher Denkmäler ſich fand, nicht auch das Grabmal des Cyrus in ſich ſchlieſſen? Nach den Nachrichten von Chardin erſtrecken ſich jene Ruinen auf zehn Lieues herum. Was kann in dieſem Umfange nicht Alles geweſen ſein! Paſargada konnte alſo ſchon ziemlich entfernt von Tſchil-Minar liegen, und doch in jenem Umkreiſe ſich befinden. Es ſcheint aber nicht, daß die Entfernungen beider ſehr

groß geweſen ſeien. Die Begleiter Alexanders, aus denen Arrhian ſchöpfte, ſetzen Perſepolis und Paſargada immer in eine ſolche Verbindung, daß man auf Nachbarſchaft zurück ſchlieſſen muß. Alexander geht von dem einen zum andern, beide werden ſtets neben einander erwähnt; und von der Einnahme von Perſepolis war auch die von Paſargada eine unmittelbare Folge. „Auf Perſepolis" ſagt Plinius, „folgt nach Oſten zu das Kaſtel Paſargada, das die Magier inne haben, und wo das Grabmal des Cyrus iſt." Muß man aus dieſem Allen nicht das wahrſcheinliche Reſultat ziehen, daß die Namen Parſagad und Paſargada und Perſepolis urſprünglich einerlei waren, und überhaupt die klaſſiſche Gegend, welche die Monumente des alten Perſiens zu Tſchil-Minar und in der Nachbarſchaft deſſelben enthält, bezeichneten; daß es aber ſpäterer Sprachgebrauch bei den Griechen ward, daß man Paſargada beſtimmt von dem Orte gebrauchte, wo das Grabmal des Cyrus war, und Perſepolis von den Aulagen und Gebäuden zu Tſchil-Minar?

Die Lage Parſagada's läßt ſich nicht genau beſtimmen; dieſen Punkt können nur künftige Reiſende ausmachen (ſiehe die Beilagen zu Heerens Jdeen, V, Seite 459).

Die Gegend um Perſepolis war den Perſern wichtig; ſie war die Todten-Reſidenz ſeiner Könige, der Hauptſitz ihrer Gottesverehrung. Mit dieſer Fackel in der Hand können wir jetzt ſichern Schritts unſere Wanderung durch dieſe Ruinen nach der Ordnung des Gebäudes beginnen.

Gleich auf der erſten Terraſſe A ziehen die Wunderthiere, welche den doppelten Portikus bei c

und d gleichſam zu bewachen ſcheinen, unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Es kommen mehrere ſolcher und andere Wunderthiere auf dieſen Ruinen vor; theils als architektoniſche Zierrathen, theils als bildliche Vorſtellungen, und ſie zuſammen bilden alſo eine ganz eigene Mythologie, aus welcher der alte Künſtler ſeine Vorſtellungen ſchöpfte. Sie laſſen ſich alle erklären; die Erklärung führt aber zu dem unbezweifelten Reſultat, daß dieſe Mythologie oſtperſiſchen, oder vielmehr baktriſch-indiſchen Urſprungs war.

Der Wohnſitz aller dieſer Fabelthiere iſt die hohe Gebirgskette von Badagſchan und Caſchmir, die Baktrien von Indien ſcheidet, und deren Nordſeite zugleich die Wüſte Cobi begrenzt. Berühmt durch ihren Reichthum an Gold und Edelſteinen, ward ſie zugleich das uralte Fabelland des Orients, wo ſich die Sagen von den Wundergeſtalten bildeten, die nicht nur die Dichter der aſiatiſchen Nationen nutzten, ſondern die ſich ſelbſt weit bis in's weſtliche Europa verbreitet haben.

Das erſte Paar dieſer Thiere, welches den weſtlichen Eingang bewacht, bei c, hat die Köpfe verloren; allein die Geſtalt ihres Körpers, in Vergleichung mit einer andern Abbildung, die ſich in dem Innern des Palaſtes findet (Niebuhr Tab. XXIII), läßt keinen Zweifel übrig, daß ſie das ungeflügelte Einhorn vorſtellten, welches ſo oft auf dieſen Ruinen vorkommt. *) Die Geſtalt ſowohl, als der Wohnſitz

*) Man muß die Zeichnung von Niebuhr Tab. XX, A mit der von Le Bruyn Tab. CXXII vergleichen, welche letztere Verfaſſer für die treueſte hält. In der bei Niebuhr ſcheint der Körper des Thieres zu leicht und geſtreckt. Die bei Chardin iſt ganz unrichtig. Er hat die Köpfe, die doch fehlen, nach Gutdünken, und zwar ganz falſch ergänzt.

dieſes Wunderthieres iſt uns von Cteſias beſchrieben: „In den indiſchen Gebirgen“ ſagt er uns (Kap. 25 worunter Nord-Indien und Oſt-Perſien zu verſtehen), „wohnt der wilde Eſel, der ſo groß und größer als ein Pferd iſt. Sein Körper iſt weiß, ſein Kopf roth und auf der Stirn trägt er ein ſpitzes Horn einer Elle lang, welches unten weiß, in der Mitte ſchwarz und oben roth iſt. Er iſt eines der ſtärkſten und der ſchnellſten Thiere; weder ein Pferd, noch ein anderes Thier kann ihn einholen. Er läuft anfangs langſam, dann aber immer ſchneller und ſchneller. Er wehrt ſich mit ſeinem Horn, mit ſeinem Gebiß und mit ſeinem Huf, und hat viele Pferde und Menſchen zu Grunde gerichtet.“ — Die Abbildung des Thieres drückt jeden Zug der Beſchreibung aus, und am auffallendſten wird die Aehnlichkeit, wenn man die ſchon erwähnte Vorſtellung in dem Innern des Gebäudes damit vergleichet, wo ein vollſtändig erhaltenes Thier dieſer Art von einem Löwen zerriſſen wird. Verſchieden von dieſem Einhorn iſt übrigens die Vorſtellung eines andern geflügelten Einhorns, welches in öſtlicher Lage vorkommt.

Das zweite Paar Wunderthiere an dem öſtlichen Eingang bei d iſt von ganz anderer Geſtalt. Es iſt geflügelt; hat den Leib eines Löwen, die Füße eines Pferdes und den Kopf eines Menſchen mit langem Bart, und iſt mit dem Diadem oder der Tiara geziert. *)

*) *Ctesias* ap. *Aelian.* IV, 21. *Aristoteles* Hist. Animal. II, 14 Abbildungen des perſiſchen Menſchenlöwen oder Martichoras findet man bei Niebuhr II, Tab. XX und nach einem Siegelabdruck des Biſchofs Münter in Creuzers Symbolik, Seite 11 Tab. I Nr. 14. Theil I Seite 722. Man vergleiche damit: Rhode, über Alter und Werth einiger morgenländ. Urkunden. Herder, in der Vorwelt S. 58, findet dagegen in dieſem Thiere die der ägyptiſchen

Dieſes Wunderthier iſt Martichoras, das Sinnbild der Tapferkeit und Weisheit. Martichoras (oder der Menſchenwürger) iſt mit dem Diadem geſchmückt, welches deutlich den Herrſcher, deſſen Muth und Weisheit bezeichnet; und wie das Einhorn im Orient das gewöhnliche Bild der Schnelligkeit und der Stärke iſt, ſo heißt noch jetzt der kühne Krieger bei den Perſern: Marden-Chor, der Menſchenwürger!

Der Platz zunächſt hinter dem Portikus bietet jetzt nichts mehr dar, als ein viereckigtes Baſſin bei f, dergleichen man häufig auf den Plätzen und in den Höfen der aſiatiſchen Paläſte findet. Deſto merkwürdiger aber ſind die Wände neben den Treppen h k, welche zu der zweiten Terraſſe B oder der großen Kolonnade bei I führen. Sie ſind an beiden Seiten mit Reliefs bedeckt, die Vorſtellungen menſchlicher Figuren enthalten.

An der Wand zur linken Hand für den, der durch den Portikus kommt, bei g, ſieht man in vier Reihen übereinander „eine Menge Perſonen, in einer gewiſſen natürlichen Unordnung, von denen die meiſten mit einander im Geſpräch begriffen ſind." Wenn man die alten Höfe des Orients kennt, ſo bietet ſowohl der Ort, wo man dieſe Figuren erblickt, als auch ihre Beſchaffenheit die Erklärung von ſelbſt an die Hand. Es ſind, um mit dem Orient zu reden, die Freunde, oder, wie ſie auch heißen, die — Knechte des Königs, die vor den Thoren des Palaſtes ſind; oder, wie wir es ausdrücken würden: die Hofleute und Hofbediente des Königs. Nach perſiſcher Sitte erfordert es die Majeſtät

ähnliche Idee: mächtige Weisheit, angedeutet. — Winkelmanns Geſchichte der Kunſt. Daß die Ueberſetzung des Ctesias mit der Bezeichnung Menſchenwürger richtig ſei, hat uns Tychſen gezeigt.

des Herrſchers, daß ſie ſich ſtets in zahlreicher Menge vor dem Thore, d. i. in den Vorſälen und in den Vorhöfen der Reſidenz, einfanden, um auf den erſten Wink bei der Hand zu ſein, wenn der König ſie verlangte. Daher waren dieſe Vorhöfe ſtets von ihnen angefüllt, und wenn der Künſtler ſie im Geſpräche unter einander vorſtellte, ſo iſt das bloße Kopie der Natur.

Eine nähere Anſicht des Einzelnen wird davon die deutlichſten Beweiſe enthalten.

Das Karakteriſtiſche dieſer Figuren beſteht in ihrer Kleidung, ihrem Schmuck, und ihren Attributen.

Die Kleidungen ſind doppelter Art. Einige tragen ein weites und vollſtändiges Gewand, andere hingegen eine leichtere und eng anſchlieſſende Kleidung. Verfaſſer hält die erſtern für diejenigen, welche bereits das mediſche Kleid vom Könige zum Geſchenke bekommen haben; die andern für die, welchen dieſer Vorzug noch nicht zu Theil ward, und die daher in der altperſiſchen Kleidung erſcheinen.

Alles, was von der mediſchen Kleidung geſagt wird, paßt auf die erſten. Es war ein weites und langes, bis auf die Füße herab gehendes Gewand, welches den Körper ſo einhüllte, daß man die Mängel deſſelben nicht wahrnehmen konnte. Es iſt aber eine falſche Meinung, wenn man glaubt, daß alle Perſer ſogleich dieſe Art Gewänder von den Medern angenommen hätten. Es war vielmehr Kleidung des Hofes; nämlich des Königs und aller derer, denen er dieſelbe als ein Ehrengeſchenk gab.

Die andere Kleidung hält Verfaſſer für die altperſiſche Tracht. Dieſe war von Leder und ſchloß ſich eng an. „Ihr werdet gegen ein Volk fechten", ſagt Sandanes zum Kröſus (Herod. I, 71), „das

lederne Kleider und Beinkleider trägt.“ Den Stoff konnte freilich der Künſtler nicht weiter andeuten, allein die Form der Kleidung paßt für jene Angabe. Auch der Dolch wird nach perſiſcher Sitte von ihnen auf der rechten Seite getragen.

Die Kopfbekleidung iſt verſchieden nach dem Uebrigen. Wer das mediſche Gewand trägt, hat auch den dazu gehörenden Kopfſchmuck, der dem königlichen ähnlich iſt, und mit dem Gewande ſelbſt zugleich geſchenkt ward. Gleichwohl entſteht hier die Schwierigkeit, daß die Form derſelben mit der der mediſchen Tiara, die oben ſpitz zuging, nicht übereinzukommen ſcheint. Es iſt aber auch noch nicht erwieſen, daß die Form des mediſch-perſiſchen Kopfputzes ſtets dieſelbe geweſen ſei. Die Moden des Orients, die ſonſt wenig wandelbar ſind, wechſeln gerade darin am meiſten. Selbſt die Saſſaniden, bei denen doch gewöhnlich ein und derſelbe Kopfputz Mode blieb, haben zuweilen geändert, wie man auf ihren Münzen ſieht; die mediſche Tiara kennen wir aber nicht aus bildlichen Vorſtellungen, ſondern nur aus Beſchreibungen. Ueber die altperſiſche Kopfbekleidung, die hier in einer bloßen flachen Kappe beſteht, hat ſich wohl gar keine Nachricht erhalten. *)

Der Schmuck dieſer Perſonen zeigt an, daß ſie vom hohen Range ſind; er iſt ganz ſo, wie ihn die

*) Man findet die meiſten hieher gehörigen Stellen geſammelt bei *Brisson* p. 61 etc. Wenn man alle unter einander vergleicht und nicht bloß aus einzelnen argumentirt, ſo wird man wahrſcheinlich zu dem Reſultat kommen, daß die Form der älteſten Tiara ſich nicht mit Gewißheit beſtimmen läßt. Sogar auf den Daricis kommen perſiſche Könige nicht mit der tiara recta vor; *Tychsen* Commentatio I, de nummis veterum Persarum, in Commentat. Rec. Soc. Gott. Vol. I.

vornehmen Perſer tragen: er beſteht in Halsketten, Armbändern und Ohrgehängen. Sowohl die in der mediſchen, als die in der perſiſchen Kleidung haben ihn; aber auch dies ſind Ehrengeſchenke des Königs, welche nur der tragen durfte, der ſie von ihm erhalten hatte.

In ihren Händen halten ſie verſchiedene Geräthſchaften. Einige ein Gefäß, andere einen kurzen Stab mit einem runden Knopfe, andere andere Dinge, die ſich nicht wohl erkennen laſſen. Das Gefäß iſt entweder ein goldener Becher, der auch Geſchenk war, und bezeichnet alsdann den Tiſchgenoß des Königs, eine der höchſten Ehren bei den Perſern; oder es dient auch zur Aufbewahrung wohlriechender Sachen, wie Myrrhen und dergleichen. Ein ähnliches Gefäß hält der König ſelbſt auf den folgenden Reliefs in der Hand.

Verfaſſer glaubt dieſemnach nicht, daß dadurch Mundſchenken bezeichnet werden ſollen, obgleich dieſe ſonſt auch an dem mediſch-perſiſchen Hofe zu den erſten Hofbedienten gehörten. Die andern mit den kurzen Stäben hält Verfaſſer für die ſogenannten Melophoren, eine Auswahl der ſchönſten und vornehmſten Perſer aus der Leibwache des Königs, die zunächſt um ſeine Perſon waren, und ſtatt der Lanze einen Stab trugen, der ſich oben in einem runden goldenen Knopfe, der die Geſtalt eines Apfels hatte, endigte. *)

Weil die meiſten dieſer Figuren bewaffnet ſind, ſo hat man geglaubt, daß ſie eine Leibwache vorſtellen ſollten, welches doch bereits die Verſchiedenheit der

*) Μηλοφόροι (Apfelträger). Sie wurden ausgeſucht aus den zehntauſend Unſterblichen (Brisson p. 270) und gleichen etwa unſern Kammerherrn.

Kleidung und die natürliche Unordnung ihrer Stellung widerlegt. Auch wird die Leibwache noch beſonders vorkommen. Es war perſiſche Sitte, bei Hofe bewaffnet zu erſcheinen. Auch ſind ſie nicht in voller Rüſtung, ihre Waffen beſtehen bloß in dem Dolche, den der Orientaler nie von ſich legt; und bei mehrern zugleich in dem Bogen, der aber in dem Futterale iſt. Man muß dieſe Futterale nicht etwa für Schilde halten; Niebuhr hat ſie bereits richtig erklärt. Der Perſer hatte ohnedem ſeinen Bogen ſtets zur Hand, wie man aus mehrern Vorfällen, z. B. aus der Erzählung der Ermordung des Smerdis, ſieht (Herod. III, 78).

Uebrigens iſt auch die Verſchiedenheit des Ranges unter den Perſonen durch ihr Betragen gegen einander nach perſiſcher Sitte angedeutet. Wenn diejenigen, die noch nicht den Kaftan haben, zu denen reden, die damit geſchmückt ſind, ſo halten ſie ihre Hand vor dem Munde, damit ihr Athem jene nicht anwehe. Andere haben ihre Hände mit dem Aermel ihres Gewandes bedeckt, welches gleichfalls zu den Ehrfurchtsbezeugungen der Perſer gehörte.

Eine ganz andere Vorſtellung ſieht man an der andern, d. i. an der Seite der Treppe rechter Hand, an der Wand bei i. Man erblickt hier „eine lange Prozeſſion vielfach gekleideter Menſchen, in mehrern Reihen über einander, welche zum Palaſte hinauf zu ſteigen ſcheinen, und mancherlei Dinge in ihren Händen tragen.“ Je fünf und ſechs, die immer gleichgekleidet ſind, bilden eine Abtheilung, die von der folgenden durch ein großes Blatt, als bloßes Unterſcheidungszeichen abgeſondert iſt. Der erſte von ihnen geht mit leeren Händen, und wird von einem der

oben beſchriebenen Hofbedienten bei der Hand geführt. *)

Wir haben zwar die Vorſtellung nur zur Hälfte, denn der obere Theil der Mauer, der auch noch damit angefüllt war, iſt nicht mehr vorhanden; aber der noch übrige iſt hinreichend, um dem Leſer die Erklärung von ſelbſt an die Hand zu geben. Es iſt eine Abbildung der Nationen des Reiches, die durch ihre Geſandten dem Könige ihre Geſchenke darbringen.

Nach dem Begriffe des Orients iſt der König nicht bloß Beherrſcher, ſondern auch Eigenthümer von Land und Leuten. Dies Eigenthumsrecht wird nicht bloß durch willkührlich aufgelegte Tribute, ſondern auch dadurch ausgeübt, daß das Beſte und Vorzüglichſte, was jedes Land erzeugt, dem Könige gebracht wird. **) Ohnehin iſt es ſchon Sache des Wohlſtandes im Orient, nie ohne Geſchenke vor dem Höhern zu erſcheinen. Der Künſtler konnte alſo ohne Verletzung des Anſtandes die Geſandten in keiner andern Stellung vorführen laſſen. So bald man dieſe Ideen zum Grunde legt, ergibt ſich die Erklärung von ſelbſt.

Daß hier verſchiedene Nationen auftreten, nicht etwa verſchiedene Zünfte oder dergleichen, iſt

*) Eine vollſtändige Abbildung ſieht man bei Chardin Tab. LVIII. Niebuhr Tab. XXII, XXIII hat nur einen Theil abgebildet.

**) *Cyrop.* VIII Op pag. 230. Dies geſchah beſonders am Geburtstage des Königs. *Plat.* Op. II, pag. 121. Steph. So auch am Neujahrstage bei den neuen Perſern *of Della Valle* II 66, 276. Die Idee dieſes Reliefs iſt offenbar von einer ſolchen Feierlichkeit hergenommen, ohne darum gerade Kopie davon zu ſein.

augenſcheinlich dadurch, daß ſich jede durch ihre eigenthümliche Tracht unterſcheidet. Wer eine anſchauliche Kenntniß der mancherlei Kleidungsarten und Kopfputze des Orients hätte, und damit Herodots Nachrichten in dem großen Völker-Verzeichniſſe in Xerxes Heere vergliche, würde vielleicht Manches aufklären können, was ohne beides nicht wohl möglich iſt, wenn man nicht zu leeren Vermuthungen ſeine Zuflucht nehmen will. Verfaſſer will ſich daher nicht in ein genaues Detail einlaſſen, ſondern nur einige allgemeine Anmerkungen beifügen, die jedoch hinreichen, die Richtigkeit der Erklärung im Ganzen auſſer Zweifel zu ſetzen.

Es ſind verſchiedene Völkerſchaften, die hier vorgeſtellt ſind; denn ihre Kleidungen zeigen ſchon an, daß ſie aus ganz verſchiedenen Himmelsgegenden, aus ſehr heißen und ſehr kalten Ländern ſind. Wir finden unter ihnen eins, das ſich in Pelzwerk gehüllt hat (Chardin T. LVIII, bei I II). Dann wieder ein anderes, das gar keine Bekleidung als einen leichten Schurz um den Unterleib trägt. *) Die meiſten haben weite Gewänder um ſich geworfen, andere aber tragen ſolche, die eng anſchlieſſen. Dieſelbe Bemerkung gilt auch von den Beinkleidern; denn bei mehrern ſieht man jene weiten langen Hoſen (ἀναξυρίδας), welche Herodot als gewöhnliche Tracht der Meder ſowohl als anderer Nationen beſchreibt. **) Die größte

*) Chardin bei F. S. Es verdient bemerkt zu werden, daß doch der Geſandte dieſes Volks gekleidet iſt, der ſich ſonſt von ſeinen Landsleuten in nichts zu unterſcheiden pflegt. Wahrſcheinlich weil der Wohlſtand dies erforderte.

**) Nach Niebuhr, S. 133, enthält die oberſte, halb vernichtete Reihe noch Ueberbleibſel von Figuren, die in Löwenhäute gekleidet waren. Es ſind das unverkennbar Herodots Aethiopier oberhalb Aegypten,

Verſchiedenheit trifft man aber in den Kopfbekleidungen, welche allgemein den Hauptſchmuck des Orientalers auszumachen pflegen. Der Mangel an Nachrichten über die mancherlei Moden, die darin im Alterthum herrſchten, macht es aber unmöglich, darüber etwas Genaueres zu beſtimmen. Herodot iſt zwar in ſeinem öfter erwähnten Völker-Verzeichniſſe ſehr genau in ſeinen Beſchreibungen auch in dieſem Stücke, allein wenn man in den Krieg zog, ſo trugen die meiſten Nationen Helme, welche auf dieſen Abbildungen nicht vorkommen können.

Die Geſchenke, welche die Völker tragen, laſſen ſich unter einige allgemeine Klaſſen bringen. Es gehören dahin theils Gefäße von mancherlei Form und Art, wie man ſie noch gegenwärtig im Orirnt ſieht; welche man ſich als angefüllt mit Spezereien und andern Koſtbarkeiten denken muß; theils mancherlei Kleidungsſtücke, ſelbſt Pelzwerk, theils Sachen zum Schmuck, wie Armbänder in Schlangenform und Halsbänder, theils koſtbare Früchte, beſonders eingemachte, wie die Form einiger Gefäße anzuzeigen ſcheint, worin man im Orient dergleichen aufzubewahren pflegt, theils endlich Thiere, Pferde, Kameele, Rinder, Mauleſel und Schafe. Die Reſte der oberſten Reihe enthalten nach Niebuhr auch noch das Bild einer Löwin. Alles dies iſt ganz der Sitte des Orients überhaupt, beſonders aber der perſiſchen, gemäß. Wilde ſowohl als zahme Thiere waren gewöhnliche Geſchenke für den König; jene wurden in den großen Thiergarten zur Jagd, oder auch als Seltenheiten aufbewahrt; dieſe wurden zur Zucht ſowohl, als auch zur Pracht gebraucht.

oder die wilden Völker aus Nubien, die noch in dem Heere des Xerxes in dieſem Aufzuge erſchienen. *Herod.* VII, 69.

Es gab Satrapien, wie z. B. Cilicien und andere, wo eine Anzahl Pferde einen Theil der jährlichen Tribute ausmachte. Daß die übrigen hier vorgeſtellten Gegenſtände auch jetzt allgemein als Geſchenke im Orient gegeben werden, iſt aus Reiſebeſchreibungen und Zeitungen bekannt.

Daß dieſe Geſchenke aber für den König, und nicht etwa, wie Chardin und andere glaubten, zu Opfern für Gottheiten beſtimmt ſind, zeigt die Einrichtung der Prozeſſion augenſcheinlich. Der erſte von jeder Nation iſt der Geſandte, der ſelbſt nichts trägt, ſondern die Geſchenke von andern ſeines Volkes hinter ſich hertragen läßt. So iſt bekanntlich noch jetzt das Zeremoniel in Konſtantinopel, und an allen orientaliſchen Höfen. Jeder Geſandte aber wird von einem Zeremonienmeiſter, der einen Stab trägt, an der Hand geführt. Auch iſt dies wieder ächt perſiſch! — Der Stab war bei ihnen das Unterſcheidungszeichen dieſer Klaſſe von Hofbedienten, und daher hießen ſie bei den Griechen die Stäbe- oder Zepiertragenden (σκηπτουχοι), und Niemand durfte nach ihrem Zeremoniel vor dem Könige erſcheinen, der nicht durch ſie eingeführt ward. Uebrigens iſt ihre Kleidung ganz die der übrigen Hofbedienten; einige haben die altperſiſche, andere bereits die mediſche Tracht, der Stab iſt das Einzige, was ſie auszeichnet.

Der Platz, den man jedem dieſer beiden großen Reliefs gegeben hat, ſcheint abſichtlich gewählt zu ſein. Die Vorſtellung des Hofes iſt dem, der hereinkommt, an der linken Seite; d. i. an der Ehrenſeite nach der Sitte des Orients; *) die Vorſtellung

*) *Xenoph. Cyrop. Op.* p. 220. Die Gewohnheit hatte ihren Grund darin, weil die linke Seite die unbewehrte, und alſo die des Zutrauens war.

der Geſchenke bringenden Unterthanen an der rechten, d. i. an der geringern. Es iſt nicht ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Anordnung bloßer Zufall wäre.

Neben den Stufen beider Treppen ſieht man eine Reihe bewaffneter Männer, ſo daß an jeder Stufe einer iſt. Ihre Stellung ſowohl als ihre Bewaffnung zeigt, daß ſie aus der Leibwache des Königs ſind. Die an der rechten Seite bei k, wo die Prozeſſion heraufkommt, ſcheinen ganz eigentlich in voller Parade zu ſtehen. Sie haben die volle mediſche Kleidung und Kopfputz (jedoch keinen Schmuck, wie Halsketten oder dergleichen, wie die Hofbedienten); in beiden Händen halten ſie einen langen Spieß vor ſich auf die Erde geſtemmt; auf ihrem Rücken hängt der Köcher, und der Bogen iſt bei ihnen nicht im Futteral, ſondern ſie haben ihn alle auf gleiche Weiſe über die linke Schulter gehängt. Die an der linken Seite bei g h, ſind in einfacherer Kleidung und Rüſtung. Sie haben nur den Spieß ohne Pfeil und Bogen, und um den Kopf bloß eine Schnur gebunden. Alles dieſes iſt dem perſiſchen Hofzeremoniel gemäß. Die Leibwächter des Königs bildeten ein eigenes ſehr zahlreiches Korps, das die Griechen unter dem Namen der Doryphoren (Spieß-Träger) begreifen, und das nach Einigen einerlei mit dem der zehntauſend Unſterblichen geweſen ſein ſoll; obgleich dies ungewiß iſt. Sie hielten ſtets alle Zugänge zu dem Palaſt bewacht; die mediſche Kleidung, in der ſie erſchienen, ſoll ſchon Cyrus ihnen ertheilt haben; denn ſie waren das erſte Korps dem Range nach.

An der obern Seite der Mauer ſieht man öfters die Vorſtellung wiederholt, von dem Löwen, der das Einhorn zerreißt. Es wird aus der Folge deutlich werden, daß dies wahrſcheinlich bloße Ver-

zierungen ſind, wie man ſie bei einem Volke erwarten kann, deſſen Hauptvergnügungen in Jagd und Thierhetzen beſtanden.

Die Treppe ſelbſt führt zu der zweiten großen Terraſſe B, welche von den vier prächtigen Kolonnaden II eingenommen iſt, von denen noch eine Anzahl Säulen übrig ſind. Die Säulen ſind canellirt, und haben oben Verzierungen, die wir ſchon kennen; ſie tragen die Vordertheile des Einhorns.

Was aber die eigentliche Beſtimmung des Platzes war, kann kein Räthſel mehr ſein; die Bildniſſe an den Mauern lehren es deutlich genug. Es war der Ort, „wo ſich die Knechte des Königs aufhielten, die vor dem Thor des Königs waren“ (Brisson pag. 270—280), die Hofleute und Hofbedienten, und über dieſen Ort mußten zugleich alle geführt werden, die zu dem Könige wollten. Die hohe Majeſtät dieſer Kolonnaden mußte Jeden in voraus mit Ehrfurcht erfüllen.

Die Reiſebeſchreiber laſſen es ungewiß, ob dieſe Säulen jemals ein Dach getragen haben. Es iſt allerdings zu vermuthen, da es der Sitte des Orients und der alten ſowohl als neuen Baukunſt der Perſer gemäß iſt, ſolche Kolonnaden nicht nur oben zu bedecken, ſondern auch an den Seiten mit koſtbaren Teppichen und Vorhängen zu verſehen (Chardin II Tab. XXXIX).

Durch ſie kommt man zu den eigentlichen Gebäuden, zu der Wohnung oder „dem Thore“ des Königs. Man ſieht hier die Ueberbleibſel vieler Gebäude, aber da alles in Trümmern liegt, ſo läßt ſich unmöglich eine Idee von dem Einzelnen geben. Nur die Reliefs an den Wänden können einige Aufklärung verſchaffen; und ſie geben treffliche Aufſchlüſſe, ſo bald man nur der

ſehr einfachen Vorſtellungsart folgt; wie wir bereits beſtätigt gefunden haben, daß ſie in genauerm Verhältniſſe mit den Oertern ſtehen, wo ſie ſich finden, und die eigentliche Beſtimmung von jedem Gebäude oder Saale bildlich darſtellen. Es iſt unſtreitig dies die natürlichſte Methode, von der die bildende Kunſt bei der Verzierung von Wohngebäuden ausgehen konnte; und ſie harmonirt daher auf's vollkommenſte mit der hohen Simplicität, die der herrſchende Karakter dieſer Anlagen iſt.

Das größte und ſchönſte jener Gebäude findet ſich noch auf der zweiten Terraſſe bei r, neben der Kolonnade, zwiſchen ihr und dem Berge mit den zwei Grabmälern. Es bildet ein Viereck, das an jeder Seite zwei Eingänge hat, welche mit Reliefs geziert ſind. Die großen Eingänge nach der Vorderſeite m m enthalten zweimal dieſelbe Vorſtellung, und geben Aufſchluß über ſeine Beſtimmung (Niebuhr Tab. XXIX, bei Chardin Tab. LXIII). Der König erſcheint hier in vollem Pompe, wie er einem Geſandten Audienz ertheilt. Er ſitzt auf dem königlichen Stuhle, zu ſeinen Füßen den goldenen Schemel, der ihm ſtets nachgetragen ward; *) in der rechten Hand den goldenen Zepter; in der linken das hei-

*) Der Sitz der perſiſchen Könige war kein Thron, nach unſerer Vorſtellungsart, ſondern ein einfacher Stuhl (δίφρος bei den Griechen), aber ſo hoch, daß man einen Schemel unterſetzen mußte. Er war von Gold, oder mit Gold ausgelegt und mit einem prächtigen Teppich bedeckt. Es ſtand Lebensſtrafe darauf, wenn ſich jemand auſſer dem Könige auf ihn ſetzte (*Brisson* pag. 102). Er kommt auf dieſen Monumenten öfters vor, immer in derſelben Geſtalt, und genau ſo wie er beſchrieben wird. Eſther 5, 1. 2.

lige Gefäß oder Becher Havan, *) zum Gebrauche bei Opfern beſtimmt; zunächſt hinter ihm ſteht ein Verſchnittener (kenntlich durch ſeine faſt weibliche Kleidung und Geſtalt) mit dem Fliegenwedel und verhülltem Munde, und hinter dieſem der Waffenträger des Königs, mit dem königlichen Dolche und Bogen im Futterale. **) Beiderlei Leibwachen erſcheinen hier zugleich in vollem Pomp. Zunächſt vor dem Könige ſtehen zwei koſtbare Gefäße, wahrſcheinlich zum Räuchern, und hinter dieſen der Geſandte. Er iſt vorgeſtellt im Geſpräche begriffen, aber in der ehrerbietigen Stellung, in der man ſich ſtets dem Könige nahte, mit der Hand gegen den Mund, damit ſein Athem dem Könige nicht nahe komme. Hinter ihm ſteht ein anderer Verſchnittener mit einem Gefäße. Alles kündigt hier Pracht und Größe an. Die Wandverzierungen über dem Thronhimmel ſtellen das Einhorn und den Hund vor.

Daß die auf dem Stuhle ſitzende Figur keine andere als der König ſei, bedarf nach den bisherigen Erläuterungen wohl kaum eines weitern Beweiſes. Könnte aber noch daran ein Zweifel ſein, ſo würde eine einzige Bemerkung hinreichen, dies darzuthun. Wir dürfen ſie um ſo weniger mit Stillſchweigen übergehen, da ſie uns zugleich wieder in das perſiſche Alterthum verſetzt. So oft auf dieſen Monumenten die Perſon des Königs vorkommt, wird ſie immer um ein beträchtliches größer vorgeſtellt als die übrigen. Ganz nach

*) Zend-Aveſta III, 204. Xerxes opferte daraus der Sonne und warf ihn als Sühnopfer in's Meer. Herod. VII, 54.

**) Daß es die Waffen des Königs ſind, iſt daraus deutlich, daß der Waffenträger ſeinen eigenen Dolch noch ohnedem hat.

perſiſchen Sitten! „Als Cyrus öffentlich erſchien, ſagt Xenophon (Cyrop. VIII Op. p. 215), „ward ſein Wagen von einem großen Fuhrmann gelenkt; er aber ragte dennoch über ihn hervor.“ Dies war alſo perſiſche National-Idee, daß die Könige eine eigene Art Fußbekleidung trugen, wodurch dieſe anſcheinende Größe erkünſtelt wurde. *) Uebrigens erblickt man hier den König in vollem Schmucke. An der Tiara und an ſeinen Armbändern finden ſich ſogar noch Spuren, daß ſie mit Gold ausgelegt waren.

Dieſe erſte Vorſtellung fand ſich an den Hauptthüren, durch welche der Geſandte eingeführt werden mußte, wenn er durch die Kolonnaden kam. An den hintern Thüren bei n n iſt eine andere, die aber auch ſehr leicht zu enträthſeln iſt (bei Niebuhr Tab. XXX, bei Chardin Tab. LXIV). In dieſer Vorſtellung erſcheint nicht mehr der Geſandte, ſondern das Bild des Königs auf ſeinem Throne allein, ſo wie vorher. Allein dieſer Thron oder königliche Stuhl wird hier gleichſam getragen von drei Reihen männlicher Figuren, die mit aufgehobenen Armen, gleich Karyatiden, über einander ſtehen. Jede hat eine andere Tracht und Kopfbekleidung; ſie ſollen daher ſichtbar wiederum eben ſo viele verſchiedene Nationen vorſtellen; und das Ganze iſt alſo Bild der Größe des

*) *Xenoph.* l. c. pag. 215. — P. S. Pallas Reiſe in die ſüdlichen Statthalterſchaften des ruſſiſchen Reichs, I Band, Leipzig, bei Gottfr. Martini, 1799, S. 381, Platte 18, und S. 508, Platte 24, gibt uns Abbildungen der weiblichen Trachten von vornehmen Frauenzimmern der Tſcherkaſſen; dann der Völker an der kaukaſiſchen Linie und an der Achtuba, nach welchen dort Stelzenſchuhe getragen werden, ähnlich der Fußbekleidung der alten perſiſchen Könige.

Reiches und der Herrſchaft des Königs. Die einzelnen Völker (es ſind ihrer vierzehn) wagt Verfaſſer nicht zu beſtimmen; doch zwei Bemerkungen will er nicht mit Stillſchweigen übergeben. Einmal: die erſte Figur hat die mediſch-perſiſche Kleidung; ein Beweis, daß dieſe zwar die erſte Nation dem Rang nach, aber dennoch, ſo gut als die übrigen, Knechte ihres Königs waren. Zweitens: Niebuhr II, S. 147, verſichert, man erkenne an einer der untern Figuren ganz deutlich das Negerprofil und krauſe Negerhaar. Es ſcheint alſo, man habe theils die fernſten, theils die vornehmſten Völker ausgewählt, um dadurch die Größe und Majeſtät des Beherrſchers zu verſinnlichen. Aber welche Ideen über älteſte Weltgeſchichte und älteſten Völkerverkehr müſſen ſich nicht dem Forſcher aufdringen, wenn er hier auf den früheſten Monumenten des öſtlichen Aſiens ſchon die Nationen des innern Afrika's abgebildet ſieht!

Ueber dem Bilde des Königs ſchwebt hier wiederum ſein Feruer. *) Ein ſicherer Beweis, daß hier an keine abgeſchiedene Seele zu denken iſt, weil er den König noch bei ſeinem Leben begleitet! Aber auch höchſt wichtig deshalb, weil wir hier an dem Gebäude, ſo wie an dem Grabmale, die gewiſſen Spuren von Zoroaſters Lehre erblicken.

Die vier Seiteneingänge, bei p p und o o (zwei an jeder Seite), haben andere Verzierungen. An jeder derſelben iſt der König im Kampfe mit einem wilden Thiere begriffen. Zwei dieſer Thiere bedürfen keiner weitern Erläuterung: das ungeflügelte

*) Bei Chardin Tab. LXIV. Bei Niebuhr fehlt er in der Abbildung, er erwähnt ſeiner aber in der Beſchreibung. Uebrigens wird ſich wegen der Meinung des königlichen Feruers auf die Note ***) Seite 161 berufen.

Einhorn (bei Chardin Tab. LXV c.), das ſchon oben erklärt iſt, und ein Löwe, in ſeiner natürlichen Geſtalt (bei Chardin Tab. LXV c, bei Niebuhr Tab. XXV d). Allein die beiden andern kamen bisher noch nicht vor; das eine ein Greif, das andere ein geflügeltes Einhorn.

Die Dichtung von dem Greif hat ſich über ganz Aſien nicht nur, ſondern auch bereits im Alterthume über Europa verbreitet. Hier erſcheint aber dies Wunderthier in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, und wir lernen zugleich das wahre Vaterland deſſelben kennen. Es gehört in eben den baktriſch-indiſchen Gebirgen und der daran ſtoßenden goldreichen Sandwüſte zu Hauſe, wo die andern Thiere herſtammen; denn glücklicherweiſe hat ſich dieſe Nachricht nicht nur, ſondern auch die Beſchreibung des Thieres, wie es auf dieſem Denkmal erſcheint, Zug vor Zug bei Cteſias erhalten. „Der Greif“ (berichtet Aelian *) aus dieſem Schriftſteller) „iſt ein vierfüßiges indiſches Thier; es hat die Füße und die Klauen eines Löwen; ſein Rücken aber iſt mit Flügeln bedeckt. Der Vordertheil iſt roth, die Flügel ſind weiß; der Hals iſt blau. Sein Kopf und ſein Schnabel ſind wie die des Adlers. Er niſtet auf den Bergen und wohnt in den Wüſten, wo er das Gold hütet.“ Die Beſchreibung des Cteſias

*) *Aelian.* Hist. Anim. IV, 26. Man findet die Abbildung nur bei Chardin, nicht bei Niebuhr. Ueber den Namen des Greif äuſſert ſich Tychſen dahin, daß das griechiſche γρύψ perſiſchen Urſprungs iſt. Geriften heißt greifen. Wenn man davon die Endung wegläßt, ſo bleibt Gerif, an Klang und Bedeutung γρύψ, Greif. Jetzt heißt der Greif im perſiſchen Simurg (dreißig Vögel), oder Sirenk (dreißig Farben), d. i. der große, der bunte. Beide Namen ſind eigentlich Epitheten. Daher auch das deutſche Greif.

iſt ſo genau, daß eine Vergleichung mit dem Bilde überflüſſig iſt. Man könnte glauben, er habe den Bildhauer, oder der Bildhauer ihn kopirt.

Das andere Thier, das geflügelte Einhorn, wird bei keinem Schriftſteller erwähnt, und iſt vielleicht nur eine bloße Idee des Künſtlers. Die Abbildung findet ſich nicht bei Chardin, ſondern nur bei Niebuhr Tab. XXV, aber auch bei Le Bruyn und Kämpfer. Dieſes Thier iſt ſichtbar aus den übrigen Fabelthieren zuſammengeſetzt, ohne daß irgend etwas Neues hinzugekommen wäre. Es hat den Kopf des Einhorns, den Hals, Flügel und Leib des Greifs, die Klauen des Löwen und den Schwanz des Skorpions. Daß dieſer letztere in den Kreis jener baktriſch-indiſchen Mythologie gehört, zeigt Cteſias, der denſelben dem Martichoras beilegte, der ihn auf unſern Kunſtwerken nicht hat. Man ſieht alſo daraus, daß der Künſtler entweder nach Gutdünken zuſammenſetzte, oder auch die Fabel, der er folgte, verſchieden war.

Was bedeuten nun aber dieſe Vorſtellungen? Sind ſie bloße Ornamente? Oder liegt ein geheimer allegoriſcher Sinn darin? Faſt alle Erklärer ſind der letztern Meinung. Die Thiere ſollen Symbole feindlicher Reiche, und ihre Beſiegung Bild ihres Untergangs ſein. Man beruft ſich zu dem Ende auf die Thiere beim Daniel, welche die vier Monarchien vorſtellen. An dieſe künſtlichen Deutungen glaubt Verfaſſer nicht, ſie ſcheinen ihm der hohen Simplicität des Ganzen zu widerſprechen. Daß einzelne dieſer Thiere, vielleicht urſprünglich alle, als Symbole moraliſcher Eigenſchaften gebraucht wurden, unterliegt keinem Zweifel, wie aus den obigen Erklärungen erhellt, wohl aber, daß ſie eine hiſtoriſche Bedeutung haben.

Iſt es wahrſcheinlich, daß auf Denkmälern, wo die verſchiedenen Nationen ſonſt ſorgfältig abgebildet werden, ſie auch zugleich allegoriſch dargeſtellt ſein ſollten? Waren ſolche Darſtellungen überhaupt im Geiſte des hohen Alterthums? Verfaſſer glaubt vielmehr, daß der Sinn um vieles näher liegt. Der Zweck des Künſtlers war kein anderer, als nur den König als kühnen und glücklichen Jäger darzuſtellen. Dies konnte auf keine mehr ſinnliche Weiſe geſchehen, als wenn er ihn nicht nur den Löwen, ſondern ſelbſt die Wunderthiere der Fabel beſiegen ließ.

Wenn dieſe Deutung vielleicht einigen Leſern zu einfach ſcheinen möchte, ſo iſt doch zuverläſſig keine mehr in dem Sinne des Orients. Jagd und Krieg ſind dort gleich ehrenvolle Beſchäftigungen, der große Jäger hat gleichen Ruhm mit dem Helden; die Jagd iſt Bild und Vorübung des Krieges, und erfordert bei den aſiatiſchen Fürſten oft nicht geringere Zurüſtungen. Vorzüglich aber iſt dies ganz der Denkart der Perſer gemäß, die auch bei ihrer höhern Kultur ihre frühere Lebensart niemals gänzlich verläugneten, indem ſie die Jagd zu einem Hauptgegenſtand des Luxus machten. Man ſehe nur die Beſchreibungen davon in der Cyropaedie. Man erinnere ſich an jene Grabſchrift des Darius Hyſtaſpis: „ich hatte den Preis unter den Jägern; was ich wollte, das vermochte ich.“

Uebrigens iſt die Art der Darſtellung eben ſo einfach, wie dieſe Erklärung. Keine Spur von künſtlichen und ſchweren Stellungen! Das Thier ſteht jedesmal aufrecht gegen den König, der es mit der einen Hand bei dem Ohr oder dem Horn packt, und mit der andern ihm den Dolch in die Bruſt ſtößt. Nur den Löwen hat er um den Hals gefaßt, und ſcheint ihn zu erwürgen.

Dabei iſt die Kleidung des Königs verſchieden von jeder Staatskleidung. Er hat weder die Tiara, noch das mediſche weite Obergewand; er iſt aber auch nicht in kriegeriſcher Rüſtung (und würde er dies nicht ſein, wenn er dargeſtellt wäre, wie er einen Feind beſiegt?) er iſt im Unterkleide mit entblößten Armen, wie die Geſchäfte der Jagd es mit ſich bringen mußten.

Alſo auch dieſe Nebenvorſtellungen harmoniren mit jenen Hauptheilen und dem ganzen Karakter des Gebäudes. Sie ſind, ſo wie jene, ſinnliche Vorſtellungen von der Größe des Königs, von einer andern Seite betrachtet.

Es bleiben jetzt noch die hintern Gebäude übrig, welche zuſammen die dritte Terraſſe C bilden, obgleich das eine höher liegt als das andere. Sowohl ihre Lage, als ihre innere Einrichtung und die Bildniſſe an den Wänden, laſſen keinen Zweifel übrig, daß dies die eigentlichen Wohngebäude waren. Man kam zu ihnen, wenn man gerade durch die Kolonnaden ging, ſie folgten alſo auf den Hof, wo die vornehmen Bedienten ihre Plätze hatten. Es iſt nicht ein, ſondern es ſind vier oder fünf Gebäude, nach keinem gemeinſchaftlichen Plan angelegt, und alſo wahrſcheinlich auch nicht zu gleicher Zeit gebaut, welches beſonders die Bauart des einen bei t, das um vieles älter zu ſein ſcheint, beſtätigen dürfte, wie Niebuhr bemerkte. — Da alle mehr oder weniger in Trümmern liegen, ſo iſt es nicht möglich, eine detaillirte Erklärung zu geben: wir müſſen uns auf einige einzelne Anmerkungen beſchränken. Daß es Gebäude für den König, nicht für Prieſter oder dergleichen waren, wie Einige geglaubt haben, zeigt deutlich die allenthalben und in verſchiedenen Stellungen vorkommende Perſon des Königs, die nicht nur durch ihre Attribute, ſondern auch

durch ihre hervorragende Größe kenntlich iſt. Man erblickt ſie an mehrern innern Thürpfoſten, aber nicht ſitzend, ſondern gehend; hinter ſich zwei Diener; einen mit dem Fliegenwedel, den andern mit dem Sonnenſchirm, als Bedürfniß des heißen Klima's (Xenoph. Cyrop. VIII p. 241); beide ungefähr um einen Kopf kleiner. Die Darſtellung iſt im Ganzen immer dieſelbe; nur die Geräthſchaften, welche der König in der Hand trägt, wechſeln; doch hält er faſt allenthalben das heilige Gefäß. *) Wenn man ſich erinnert, daß das ganze Privatleben des perſiſchen Königs nach einem ſtrengen Zeremoniel eingerichtet war, ſo iſt dem Geiſte dieſer Monumente im Ganzen wohl nichts gemäßer, als anzunehmen, daß ſie einſt eine vollſtändige Vorſtellung deſſelben, den Vorſchriften der Magier gemäß, enthielten; indem man den König darſtellte, wie er als Diener des Ormuzd zu dieſer oder jener heiligen Verrichtung ſich erhob. Wahrſcheinlich ſtand auch jede Abbildung hier wieder in dem Zimmer, wo ſie ſich fand, im richtigen Verhältniſſe. Die Treppe zu dem Gebäude h bei n hat neben jeder Stufe die Figur eines Hofbedienten, der Früchte oder andere Speiſen trägt, und führte alſo höchſt wahrſcheinlich zu einem Speiſeſaal. Neben den meiſten Eingängen ſieht man ein paar Leibwächter in mediſcher Kleidung, und Jagdſtücke von der oben beſchriebenen Art kommen öfters vor.

Nicht weniger als dieſe bildlichen Vorſtellungen haben die Inſchriften auf dieſen Denkmälern längſt die allgemeine Aufmerkſamkeit erregt. Wir verweiſen in dieſer Beziehung auf die beſondern Unter-

*) Man vergleiche Chardin Tab. LXII und Niebuhr Tab. XXV c, woſelbſt bei f g k auch die verſchiedenen Geräthſchaften einzeln abgebildet ſind.

ſuchungen des Verfaſſers in ſeinen Ideen über die Politik, den Verkehr und Handel der vornehmſten Völker der alten Welt, und fügen hier nur noch die allgemeinen Reſultate des berühmten Verfaſſers für dieſe älteſten Denkmäler Aſiens bei.

Einmal: die erklärten Monumente von Perſepolis ſind ächt perſiſche Denkmäler; eine Menge Beweiſe kommen zuſammen, wodurch man dieſes unwiderleglich darthun kann. Es iſt ſo ſcharf erwieſen, als ſich aus jenen frühern Zeiten irgend etwas hiſtoriſch erweiſen läßt, daß jene alten Grabmäler die Grabmäler perſiſcher Könige ſind, und ſo bald dies dargethan iſt, folgt auch von ſelbſt, daß die Gebäude von Tſchil-Minar denſelben Urſprung haben. Denn die Architektur, die religiöſen und mythologiſchen Vorſtellungen ſind nicht nur bei beiden völlig dieſelben, ſondern die Grabmäler gehören gewiſſermaßen zu den Gebäuden, mit denen ſie durch unterirdiſche Anlagen in Verbindung ſtehen. Es kommt ferner nichts auf dieſen Monumenten vor, das gegen perſiſches Koſtüm oder Sitte wäre, vielmehr iſt alles demſelben völlig angemeſſen. Die Kleidung iſt mediſch-perſiſch, wie wir ſie erwarten müſſen; die Religion iſt Zoroaſtriſch, denn wenn man auch den Feuerdienſt nicht als genugſamen Beweis dafür annehmen wollte, ſo würde doch die Vorſtellung des Feruers (Mithra's?) dies unwiderleglich beweiſen; die Einrichtung des Hofes iſt gerade ſo, wie ſie nach den vorhandenen Nachrichten bei den Perſern ſich fand. Und könnte noch irgend ein Zweifel übrig ſein, ſo wird derſelbe durch die Erklärung der Inſchriften gehoben, in denen man die Namen der perſiſchen Könige lieſet.

Zweitens: Ungeachtet aber das Zeitalter dieſer Denkmäler hinreichend erwieſen ſcheint, ſo iſt es doch

höchſt wahrſcheinlich, daß die Perſer ſie nicht ſowohl ſelbſt erbaut haben, als vielmehr durch Andere haben erbauen laſſen, und dieſe Vermuthung iſt dem gewöhnlichen Gange der Dinge im Orient völlig gemäß. Die rohen Völker, welche dort vom Nomadenleben als Eroberer zu feſten Wohnſitzen fortgehen, können ſich ſelbſt nicht ſogleich Städte und Paläſte erbauen; allein ſie bedienten ſich dazu der unterjochten Nationen, welche Baukunſt und bildende Künſte bereits zu einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit gebracht haben. So machten es die Mongolen in China, die Chaldäer in Babylon und mehrere andere. Von den Perſern meldet uns ausdrücklich die Geſchichte, daß ſie unter Cambyſes Baumeiſter aus Aegypten hieher kommen lieſſen, um die Schlöſſer in den Hauptſtädten ihres Reiches, in Suſa und Perſepolis, anzulegen (Diod. I, p. 55). Von ägyptiſcher Kunſt zeigen freilich die Monumente von Perſepolis keine Spur; ſo wenig in dem Karakter der Architektur im Ganzen, als in den bildlichen Vorſtellungen. Unmöglich konnten dieſe Ideen in den Köpfen ägyptiſcher Künſtler ſich erzeugen; ſo wenig, als die Erbauer unſerer ſogenannten gothiſchen Gebäude, in ein anderes Land verſetzt, auf einmal würden fähig geweſen ſein, Werke der Baukunſt in griechiſchem Geſchmack zu errichten. Der vorherrſchende Karakter jener Architektur, der ſich in den Terraſſenanlagen gefiel, die Aegypten ganz unbekannt blieben, war ſchon um Vieles älter, als Cambyſes Eroberung; war ächt aſiatiſch, wie die Nachrichten von den ſchwebenden Gärten der Semiramis in Babylon zeigen. Will man alſo dennoch jenem Bericht Glauben beimeſſen, ſo kann ſich die Arbeit jener ägyptiſchen Baukünſtler ſchwerlich weiter, als auf das Mechaniſche der Ausführung erſtreckt

haben. Daß man ſie dazu, beſonders zu der Behandlung und Bearbeitung großer Steinmaſſen, vielleicht auch zu der Ausführung der Reliefs nach vorgeſchriebener Zeichnung vortrefflich gebrauchen konnte, fällt in die Augen, ſobald man die ägyptiſchen Monumente kennt. Aber auch dies Alles zugegeben, bleibt doch immer die Frage übrig: wo denn dieſe Baukunſt eigentlich herſtammte, wer darin die Lehrer der Perſer und wo die Muſter waren?

Die natürlichſte Antwort iſt unſtreitig: dasjenige Volk, von dem die Perſer ihre übrige Kultur annahmen, die Meder. Nach allem dem, was von dem Luxus der Meder und des mediſchen Hofes, was von ihrer Hauptſtadt Ekbatana, auch urſprünglich einer ſich, wie es ſcheint, terraſſenartig erhebenden Burg (Herod. I, 98), erzählt wird, müſſen wir annehmen, daß auch die Baukunſt bei ihnen eine gewiſſe Ausbildung erhalten hatte, wenn wir gleich nicht mehr die Ueberbleibſel derſelben vor Augen haben. Alle Vorſtellungen auf dieſen Denkmälern aber ſind ſo offenbar aus der magiſchen Religion, die bei den Medern herrſchte, hergenommen, daß man ſchwerlich zweifeln kann, daß unter der Leitung dieſer Prieſterkaſte, und nach den von ihnen angegebenen Ideen, dieſe Gebäude aufgeführt ſind; denn jene bildlichen Vorſtellungen, die uns vielleicht als Verzierungen zuerſt erſcheinen, ſind offenbar weit mehr als bloße Verzierungen, ſtehen mit den Gebäuden ſelbſt in den engſten Beziehungen. Magiſche Religion aber und magiſche Prieſterkaſte beſchränkten ſich, ſo wie mediſche Herrſchaft, keineswegs bloß auf Medien, ſondern dehnten ſich auch über die öſtlichen Länder, vor allen am Oxus, bis zu den indiſchen Grenzgebirgen aus, alſo bis zu den Gegenden, aus welchen, wie oben gezeigt iſt, die Sagen jener Wunder-

thiere herſtammen, welche wir auf dieſen Denkmälern abgebildet ſehen. Hier lag Baktrien, durch ſeine Fruchtbarkeit, durch ſeine Lage zwiſchen dem Oxus und Indus, und durch ſeine Verbindung mit Indien immer eines der reichſten Länder; und ein Haupttheil des großen mediſchen Reiches, deſſen Könige nicht weniger zu Baktra als zu Ekbatana verweilt zu haben ſcheinen, aber auch das Land, wo Zoroaſters Religion und Geſetzgebung eigentlich zuerſt Wurzel faßte und ſich verbreitete, alſo auch das eigentliche Vaterland der mediſchen Kultur. Wenn alſo die Perſer von daher ihre Baukunſt erhielten, ſo heißt dies dennoch nichts anders, als daß ſie die Schüler der Meder wurden.

Die Nachrichten der Alten übrigens ſchreiben die Anlagen von Paſargada und Perſepolis den beiden erſten perſiſchen Herrſchern, dem Cyrus und Cambyſes, zu (Diod. II, p. 215). Es kann dieſes aber mit der Meinung, daß Darius und Xerxes als die Haupterbauer genannt werden, ſehr gut beſtehen. Schon Niebuhr hat bemerkt, daß die Gebäude von Perſepolis nicht von gleichem Alter, und auch nicht nach einem Plane angelegt zu ſein ſcheinen, welches letztere beſonders von denen auf der dritten Terraſſe gilt. Gewiß ſind, wie es bei den ägyptiſchen Tempeln noch deutlicher wird, die meiſten großen Denkmäler der Baukunſt, welche uns das hohe Alterthum hinterlaſſen hat, viel langſamer entſtanden, als man gewöhnlich glaubt. Nichts iſt alſo wahrſcheinlicher, als daß an den Anlagen von Perſepolis auch mehrere der perſiſchen Könige gebauet haben, um ſo mehr, wenn es zugleich Religionspflicht war, oder auch das Bedürfniß allmälig Erweiterungen nothwendig machte.

Drittens: Auch die Beſtimmung von Perſepolis iſt für jetzt uns kein Räthſel mehr. Es war ſo

wenig ein Tempel (dergleichen die Perſer überhaupt nicht hatten), als eigentliche Reſidenz, wenigſtens nicht in den blühenden Zeiten des perſiſchen Reiches. Es erwuchs, wie die meiſten Hauptſtädte Aſiens, aus dem Hoflager der erſten perſiſchen Eroberer; und war alſo auch allerdings ihr erſter Wohnſitz. Nachmals aber hörte es auf, dies zu ſein; allein die Ideen von Vaterland, Herrſchaft, Religion, die man daran knüpfte, machten es zur Heimath und Todten-Reſidenz der Könige; nicht zum Tempel, aber zum Heiligthume der Nation, erbauet auf väterlichem Boden und Wohnſitz des väterlichen Gottes; ja endlich durch ſeine Einrichtung und ſeine Kunſtwerke zum Sinnbilde des Reiches und ſeines Glückes unter dem Schatten eines milden Despotismus nach dem Ideal des Orients, wo alle Stände des Reiches, wo der König, die Großen und das Volk, ihre Pflichten nicht weniger als ihre Vorzüge ſich in bildlichen Vorſtellungen näher vor Augen gerückt ſahen. So wurde es alſo ganz das, wofür das Alterthum es ausgibt, das Haupt des Reiches, das perſiſche Kapitol (caput regni, metropolis Persarum), und ſo erklärt es ſich von ſelbſt, wie der macedoniſche Eroberer durch die Zerſtörung dieſer Monumente ſeiner Rachſucht ein Opfer bringen konnte. Dieſe Verwüſtung von Perſepolis ſollte ganz Aſien zeigen, daß Perſiens Herrſchaft zertrümmert und ein neues Geſtirn den Ländern des Orients aufgegangen ſei.

Zum Schluſſe ſeien noch einige Bemerkungen über die alte Kunſt des Orients, wie ſie hier erſcheint, beigefügt. Auch von dieſer Seite ſind dieſe Ueberbleibſel von dem höchſten Intereſſe, weil ſie uns in ganz fremde Regionen und einen ganz fremden Ideenkreis verſetzen. Die Baukunſt zeigt ſich hier, in allem

was ihren mechaniſchen Theil betrifft, auf einem wunderbaren Grad der Vollendung. Kein Fleck der Erde, Aegypten vielleicht ausgenommen, hat ſolches Mauerwerk aufzuzeigen, als die Trümmer von Perſepolis. Es war zwar eine große Erleichterung für den Baumeiſter, daß das angrenzende Gebirge ſelbſt gleich an Ort und Stelle ihm die Materialien darbot; allein die Bearbeitung und genauere Zuſammenfügung der ungeheuern Marmorblöcke iſt von keinem andern Volke zu einem ſolchen Grade der Vollkommenheit gebracht. Aber faſt noch mehr Aufmerkſamkeit verdient der ganze Karakter dieſer Architektur, der gerade das Gegentheil der ägyptiſchen zu ſein ſcheint, womit man ihn ſo unſchicklich verglichen hat. Nach des Verfaſſers Meinung blickt aus beiden die urſprüngliche Lebensart beider Völker deutlich hervor. Bei der Betrachtung der ägyptiſchen Gebäude dringt ſich dem Beobachter gleichſam von ſelbſt die Bemerkung auf, daß Alles nach Grotten und Höhlen geformt iſt, und ein Troglodytenvolk, das aus dieſen hervorging, Erbauer davon war. Die koloſſaliſchen Tempel von Theben und Syene ſind unverkennbar gleichſam Ideale ausgehöhlter Felſen; ihre dicken und kurzen Säulen erwuchſen aus den Stützen, die man von dem Gebirge ſelbſt in jenen Höhlen ſtehen laſſen mußte; Alles iſt Bild von niedergedrückter Schwere und mächtigem Widerſtande. Dagegen ſcheint die Anlage von Perſepolis ein Volk zu verrathen, das nicht in den Höhlen ſeiner Gebirge lebte, ſondern frei und ungebunden auf ſeinen Höhen und in ſeinen Wäldern herumzog; und ſelbſt als es ſich feſte Wohnſitze wählte, in ſeinen Gebäuden ſeine urſprüngliche Freiheit ſo wenig als möglich beſchränken wollte. Jene Terraſſenanlage, die gleichſam eine Fortſetzung des Gebirges

zu ſein ſcheint, mit jenem Walde von Säulen, mit jenen Baſſins, wo ohne Zweifel einſt kühlende Ströme künſtlicher Waſſer ſprangen, mit jenen Treppen, die noch jetzt das belaſtete Kameel des Arabers ſo bequem, als ſein Führer erſteigt (Le Bruyn IV, p. 358) — gleichſam den Heerſtraßen für die Nationen, die neben ihnen abgebildet ſind, — nähert ſich eben ſo ſehr dem Karakter der lachenden Landſchaft, die der Kunſtfleiß des Perſers in Paradieſe umſchuf, als die Koloſſaltempel Aegyptens den Felſenhöhlen ihrer Gebirge gleichen. Die Felſen von Perſepolis ſtreben ſchlank und doch feſt empor, und zeigen noch das Bild der Palme, von dem ſie wahrſcheinlich hergenommen waren. So wie bei den Aegyptern alles bedeckt und oft niedergedrückt erſcheint, ſo iſt hier alles offen und frei; in ſchöner Harmonie mit dem Karakter des Volkes, das die Sonne, die Elemente und das offene Gewölbe des Himmels zu den Gegenſtänden ſeiner Verehrung machte!

Auch die bildende Kunſt ſteht bei dieſen Monumenten mit der Architektur in dem richtigſten Verhältniſſe. Hohe Einfachheit iſt das Eigenthümliche von beiden. Es war die einfachſte und zugleich die natürlichſte Idee, von der der Künſtler ausgehen konnte, die erſte zur Dolmetſcherin der andern zu machen. So boten ſich beide wechſelſeitig die Hand, und der Bildhauer belebte gleichſam das Werk des Baumeiſters, indem er es unternahm, die Beſtimmung jedes Theiles ſinnlich darzuſtellen. Seine ſehr mannigfaltigen Vorſtellungen wurden dadurch zu einem großen Ganzen, ſo wie die Theile des Gebäudes ein Ganzes ausmachten. An dieſe Hauptidee, verbunden mit den religiöſen Begriffen des Volkes, ſchlieſſen ſich alle Nebenvorſtellungen, ſchlieſſen ſich ſelbſt die kleinſten Verzierungen an. Alles bis auf die fabelhaften Thiere iſt treue Kopie

der Natür. Von den Theilen dieſer Thiere entlehnte er die meiſten Verzierungen, die ſich faſt allein auf den Kopf des Einhorns, die Klauen des Greifes, und wenige andere beſchränken. Und wie abentheuerlich auch die Geſtalten dieſer Geſchöpfe der Fabel anfangs erſcheinen, ſo zeigt ſich doch, ſobald man ſie in ihre einzelnen Beſtandtheile auflöſet, daß ſie aus nicht mehr als vier oder fünf wirklichen Thieren züſammengeſetzt ſind, dem Pferde, dem Löwen, dem Adler, dem Skorpion, und vielleicht dem Rhinoceros. Aber ſo beſchränkt dieſe Mythologie *) des Künſtlers iſt, ſo weit iſt ſein Geſichtskreis, in ſo fern er die wirkliche Welt darſtellt. Er kennt die Nationen von mehr als Einem Welttheile, er unterſcheidet auf's genaueſte ihre Profile und ihre Trachten. Der Neger mit ſeinen aufgeworfenen Lippen und ſeinem Wollhaare wird ſo getreu von ihm abgebildet, als der halbnackte Inder; und derſelbe mechaniſche Fleiß und die hohe Vollendung, welche die Architektur auszeichnet, iſt auch den Werken ſeines Meiſſels eigen. Man zählt noch die Nägel in den Wagenrädern auf dem großen Relief; und das Haar des Negers iſt ſo ſorgfältig ausgearbeitet, daß man es unmöglich mit dem des Aſiaten

*) Die Ueberbleibſel dieſer älteſten Mythologie des Orients liegen in den Fragmenten des Cteſias zerſtreut. Ohne Zweifel gehört auch das Meiſte, was er von den übrigen Wundern Indiens uns erzählt, in dieſelbe Klaſſe. Man ſei alſo minder freigebig mit den Benennungen von Mährenerzähler, Lügenſchmied u. ſ. w. Cteſias ſchrieb von Indien die Sagen nieder, die bei den Perſern davon herumgingen. Waren dieſe auch zum Theile fabelhaft, ſo war er darum doch nicht der Erfinder. Die Autorität des Cteſias vertheidigen, heißt nicht ſeine fabelhaften Sagen vertheidigen, ſondern ſie nur für das anſehen, was ſie ſind.

verwechſeln kann (Niebuhr II, S. 130, 147). Dieſe faſt ängſtliche Vollendung, die man auch in den Inſchriften wiederfindet, die noch dazu meiſt zweimal wiederholt ſind, war vielleicht die beſtändige Gefährtin der Kindheit der Kunſt. Sie folgte von ſelbſt, ſo lange der Künſtler auf nichts weiter Anſprüche machte, als auf treue Kopie der Natur; allein ſie mußte ſich auch verlieren, ſobald er ſich über dieſe Ideen hinaus zu Idealen erhoben. Die mechaniſche Geſchicklichkeit der Hand bleibt aber darum immer nicht minder bewundernswürdig; und damit verlaſſen wir die Ruinen des alten Perſepolis, dieſe dürftigen Trümmer geweſener großer Königsſtädte. *)

Geiſtesbildung von Religioſität unzertrennlich, findet ihre Nahrung in der Prüfung aller Anſichten, die über ſo wichtige Denkmäler beſtehen, wie jene des alten Perſepolis, auf welchen uns das perſiſche Religions-Syſtem bildlich erſcheint und vieles Dunkele hierüber ins Licht ſetzt. Die Urreligion der Menſchheit war im erſten Anfang unſers Geſchlechts die reine Erkenntniß und Verehrung Eines Gottes und zu dieſem einfachen Urglauben verhalten ſich, nach den Worten des hochgefeierten Gelehrten, Doktor Friedrich Creuzer, die nachherigen Religionen, wie die gebrochenen und verblaßten Lichtſtrahlen zu dem vollen Lichtquell der Sonne. In der Forſchung des Einzelnen können wir nicht wohl die Beſchreibung und Erklärung einiger Denkmäler von Perſepolis umgehen, welche uns Montfaucon in ſeinem berühmten Werke hinterließ. Wenn wir auch über Vieles gegenwärtig eine beſſere Belehrung haben, ſo bleibt uns doch noch immer

*) *Lettre de M. Sylvestre de Sacy à M. Millin*, sur les inscriptions des monumens Persepolitains. Extrait du Magasin Encyclopédique, année VIII. T. V, p. 438.

achtbar, was in frühern Zeiten einſichtvolle Männer von hohen wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen über die wichtigſten Monumente von Perſepolis für Anſichten hatten, unter denen Montfaucon mit voller Würde auftreten darf. Urkündlich fügen wir daher einen Auszug ſeiner Betrachtungen nebſt den Abbildungen bei.

„Wir geben hier Monumente der alten Perſer, die noch bis auf uns gekommen ſind, in welchen die Sonne und das Feuer auf keine Art unter menſchlichen Figuren vorgeſtellt ſind: *)

Das hier beigefügte Bildniß entnahmen wir von einem gegrabenen Stein, den wir von de la Chauſſe erhielten. Auf einem Altar dieſes auſſerordentlichen Bildes iſt eine Art kleiner Säule mit ihrem Boden, an der Höhe dieſer Säule iſt die ſtrahlende Sonne angebracht. Hinter der Sonne iſt eine Scheibe, welche den Aufgang des Mondes vorſtellen könnte. Vor dem Altar ſteht ein Prieſter, welcher der Sonne einen Kuchen (Darun) anbietet. **) Man ſieht hier nichts als die

*) *L'Antiquité* expliquée par *Bernard de Montfaucon*, Religieux Bénédictin de la Congrégation de S. Maur. A Paris, 1719. Tom. II. Seconde Partie, pag. 400, 403. Chapitre VII. Pl. CLXXX, CLXXXI, CLXXXIII. Images de *Perſepole*, tirée du voyage de *Chardin*.

**) Dieſes Bildniß von La Chauſſe gehört wohl nicht zu den Merkwürdigkeiten von Perſepolis. Es ſtellt vielmehr einen celtiſchen oder griechiſchen Prieſter, aber keinen perſiſchen Magier vor, der der Sonne opfert. Die Czeremiſſen haben noch jetzt den Gebrauch, daß ſie bei ihrem Gottesdienſt Brod und Fleiſch in das Feuer werfen, und wünſchen, daß der Geruch davon der Gottheit angenehm ſein möge; ſie ſingen dabei: „Gott erbarme dich meiner!“ — Maximus von Tyrus machte ſchon die Anmerkung, daß die Pöonier, ein celtiſches Volk in der Nachbarſchaft von Macedonien,

Sonne, und vielleicht den Mond; aber unter den Bildniſſen von Perſepolis bemerkt man gleichzeitig die Verehrung der Sonne und des Feuers. Die Sonne zeigt ſich in der Luft, in welcher auch einer der Prieſter zu ſein ſcheint. Auf einer Erhöhung iſt in dieſer Vorſtellung ein viereckiger Altar, auf welchem eine große Flamme wehet. Der andere Prieſter ſteht dem Altar gegenüber, und hebt ſeine rechte Hand auf, während er mit der linken einen Bogen gegen die Erde ſtützt; ſeine Kopfzierde iſt jener Figur gleich, welche ihr Opfer in der Luft verrichtet, beinahe in der Form einer Ziermütze (Mortier), wie ſie unſere Ober-Präſidenten tragen, welches bei einigen Gelehrten den Glauben erregte, daß es der König ſei; da deſſen Kopfzierde der bezeichneten beinahe ganz ähnlich wäre.*)

Dieſe Zeichnung gab Chardin; ſie bildet den Vordertheil eines Tempels, auf deſſen Obertheil die vorbezeichneten Figuren angebracht ſind. In der zweiten und dritten Reihe unterhalb ſtehen Menſchen, welche ihre Arme ausſtrecken und erheben, um der Architektur als Stütze zu dienen. An jeder Seite ſind zwei Männer in Kleidungen wie die beiden obern Prieſter, jeder der-

ein Bild der Sonne gehabt hätten. Es war dieſes eine kleine Scheibe, die an einer langen Stange befeſtigt war. Ehemals war das Bild des Apollo zu Delphi gleichfalls nichts anders, als eine bloße Säule, da ſie die Gottheit durchaus nicht unter einer menſchlichen Geſtalt vorſtellen wollten.

*) Mortier, eine Art Mütze von ſchwarzem Sammet, mit einer breiten goldenen Treſſe, ſo die Ober-Präſidenten im franzöſiſchen Parlament bei auſſerordentlichen Zeremonien auf dem Kopfe, ſonſt aber in der Hand trugen; ſie führten ſie auch auf ihrem Schilde. *Président à mortier*, Präſident, der eine ſolche Mütze zu tragen befugt war — Ober-Präſident.

ſelben hält eine Lanze in der Hand. Den vierten Rang nach unten nehmen acht Thiere ein, welche Wölfen ähnlich ſind und ihre Rachen weit offen haben.

Den übrigen Theil des Denkmals beobachtet man leicht ſelbſt.

Ein anderes Monument, entnommen aus den verfallenen Gemäuern des alten Perſepolis, und herausgegeben von Chardin, ſtellt den König oder einen Prieſter dar, der am Throne ſitzt, mit einem langen Bart, nach Art der Parther-Könige. In der nämlichen Reihe befinden ſich noch fünf andere Perſonen, zwei vor und drei im Rücken des Königs; man unterlaſſe nicht, einen Blick auf dieſe Figuren und ihre Kleidungen zu werfen, wie auch auf die andern Kleinigkeiten, welche ohne Beſchreibung leicht kennbar ſind. Unter dem erſten Rang ſieht man fünf geſonderte oder in den zwei Abtheilungen zehn Figuren. Sie ſind bedeckt mit einer Ziermütze wie die obern, und jeder trägt eine Lanze in der Hand. Die letztern drei auf jeder Seite tragen Schilde, welche die Form der römiſchen Ancilien *) haben. In den folgenden vier Reihen ſind die zwei Figuren in der Mitte gleich gekleidet mit jenen des erſten Ranges unter dem König; die übrigen tragen eine runde Mütze, halten in der Hand die Lanze und haben an einem Gurt ein Muſik-Inſtrument hängen, oder vielleicht ein Futteral, in welches die Bogenſchützen ihre Bogen einlegen, welche ſich für bewaffnete Leute beſſer ſchicken.

In der folgenden Abbildung ſieht man drei menſchliche Figuren mit langen Bärten auf einer Tafel zu-

*) Ancilien ſind die zu Rom vom Himmel gefallenen heiligen Schilde. Man leſe hierüber *Francesco Cancellieri* le sette cose fatali di Roma antica. *Roma* 1812. § VI pag. 40.

ſammengefügt, wovon jeder ein Ungeheuer mit einem Dolch durchbohrt. Von dieſen drei Ungeheuern ſcheint das eine ein Löwe, das zweite ein geflügelter Greif, und das dritte ein anderes wildes Thier zu ſein. Die übrigen Eigenthümlichkeiten bemerkt man bei einem einzigen Blicke auf das Bild. *)

Ferner ſehen wir auf einer Abbildung nach Chardin einen Prieſter mit einem langen Bart, welcher vielleicht den König vorſtellt; er hält in der einen Hand einen Stock oder Zepter, in der andern eine Art Lilie; zwei andere Männer, welche ihm folgen, halten über ſeinen Kopf ein großes Sonnendach, über welchem eine nur zur Hälfte ſichtbare Menſchengeſtalt in der Luft ſchwebt, welche lange Flügel hat, die ſich rechts und links ausdehnen. Die zwei nachfolgenden Figuren ſind aus dem feierlichen Zuge entnommen, welchen wir hier nicht beifügen können, wegen ſeiner zu großen Länge; bei Chardin iſt auch noch die Abbildung eines zweiten noch längern Zuges, den wir daher noch weniger aufzunehmen vermögen, als erſtern. Es wird genügen, im Allgemeinen anzugeben, daß alle die verſchiedenen Trachten, welche wir bei dem Zuſammenfluſſe des Zuges beobachten, ſich auf den vier Abbildungen zeigen, die wir hier geben. Wir fügen zugleich noch Chardins Aeuſſerung über dieſe Züge wörtlich an: „Die Figuren, welche hier dargeſtellt ſind, haben etwas weniger als vier Fuß in der Höhe, und der Vorſprung oder das Relief ungefähr einen und einen halben Zoll. . . . . .

*) Neuere Schriftſteller haben dieſe Abbildung irrig mit jenem Stier-Opfer in Vergleich geſtellt, das wir auf den römiſchen Mithra-Monumenten gewöhnlich erblicken, und das Bild des Königs im Jagdkampfe mit wilden Thieren als das perſiſche Bild des Mithra genommen.

Dieſe beiden Zeichnungen, und beſonders erſtere, ſtellen einen Zug vor, wahrſcheinlich jenen, der bei feierlichen Opfern veranſtaltet wurde. Dies führt mich auf die Meinung, daß die einzelnen Figuren irgend Etwas bringen oder tragen, was zu den heidniſchen Opfern gebraucht wurde. Die Vorſtellung kann ſich folglich nur auf die Pracht eines großen Opfers beziehen, und nicht auf einen militäriſchen Triumph, wie ſich Einige einbilden. Ich habe nicht Muth, die einzelnen Sachen genau zu erklären, denn mir mangelt die Gewißheit, da der Feuerdienſt, deſſen Kultus und Zeremonien dieſer Zug darſtellt, in aller Welt abgewürdigt iſt, aus Achtung gegen die Gottesverehrung."

Corneille Brun, der erfahrne und genaue Reiſebeſchreiber, behauptet, daß ſich Chardin in vielen Sachen täuſchte, daher des Erſtern Beſchreibung der Figuren und Gegenſtände von jener des Letztern wohl abweicht. Da wir indeß eine bedeutende Veränderung in den religiöſen Figuren nicht wahrnehmen, ſo wollten wir es bei Chardins Angaben bewenden laſſen. Und ſomit ſchließt Montfaucon ſeine Beſchreibung der Monumente von Perſepolis.

V.

Beſchreibung und Erklärung Mithra's von Montfaucon,

mit Anmerkungen und Allegaten nach Hyde, Anquetil, Kleuker, Schöpflin, Zoega, Banier, Creuzer, von Hammer, Rhode und Andern.

Nebſt Anhang.

Bernhard von Montfaucon, der berühmte Alterthumsforſcher, geboren 1655 zu Roquetaillade in Frankreich, ließ aus Drang für die Wiſſenſchaften ſich im einundzwanzigſten Jahre von den Benediktinern von der Kongregation des heiligen Maurus, damals den gelehrteſten, aufnehmen und ſtudierte nun vorzüglich die Alterthümer mit ſolchem Eifer, daß er bald Aufſehen machte. Er trat auch 1698 eine Reiſe nach Italien an, wurde hier von den anſehnlichſten Gelehrten, vorzüglich von Philipp a Turre, und von fürſtlichen Mäcenaten unterſtützt, um die erſten wichtigſten Handſchriften aufzuſuchen, und alle Alterthümer ſelbſt näher zu beſehen. Nach drei Jahren nach Paris zurückgekehrt, gab er nun die wichtigſten und gelehrteſten Werke aus ſeinen geſammelten Schätzen heraus, worunter man vierundvierzig Folianten rechnet. Er ſtarb 1741 in der Abtei St. Germain des Prés zu Paris.

Aus ſeinem Werke: über die Alterthümer, geben wir hier von jenen Abhandlungen eine deutſche Ueberſetzung nebſt den dazu gehörigen Abbildungen, die Mithra zum Gegenſtande der Unterſuchung haben.

Erſtes Kapitel.

1.

Der Kultus des Mithra hat ſeinen Urſprung von den Perſern. *)

Mithra, gleichbedeutend (?) mit der Sonne, wurde als eine Gottheit der Perſer von den Römern, wie von andern Nationen angenommen; ſie räumten ihm aber eine vom Sonnendienſt ganz abweichende Verehrung ein, ähnlich mit jener des Apollo. Sie nannten dieſe Verehrung die natürliche, welche indeß doch nichts anders als die Sonne war, und nach heidniſchem Prieſterthum ihre beſondern Tempel, ihre Prieſter und Liturgie hatte, wornach ſie mit der einfachen perſiſchen Verehrung der Sonne und des Mithra wenig gemein haben konnten.

*) 1. *L'Antiquité* expliquée et représentée en figures. T. I, par *Dom. Bernard de Montfaucon*, Religieux Bénédictin de la Congrégation de S. Maur. II Edit. Revue et corrigée, à *Paris*, 1722, avec privilege du roi. Pag. 367.

2. *Iacob. Bruckeri* Historia critica Philosophiae a mundi incunabulis ad nostram usque aetatem deducta. Ed. II. *Lipsiae*, imp. haered. *Weidemanni* et *Reichii*, 1767. I Tom. pag. 143 — 189. De Philosoph. Persarum.

3. Anton Baniers Erläuterungen der Götterlehre und Fabeln aus der Geſchichte, überſetzt von Joh. Adolph Schlegel. V Band, S. 159 — 218 und S. 549 — 561. Wien, bei Franz Anton Schrämbl. 1791.

Die alten Perſer verehrten unter dem Namen Mithra die Sonne und das Feuer, als ihre große Gottheit. Dies gibt uns auch den wahren Anlaß, über die Religion der alten Perſer zu ſprechen. Wie andere Nationen, ſo führten die Römer die Verehrung Mithra's im Jahre 6:7 nach Roms Erbauung ein, bauten ihm göttliche Tempel, und errichteten ihm Altäre, ſo daß ſein Kultus im dritten Jahrhundert nach Chriſtus vorzüglich berühmt war. Wir haben daher für gut befunden, hierüber Meldung zu machen, und alle Bildnisſe einzuſchalten, unter welchen die Römer ihn anbeteten.

Anmerkungen.

Die Frage: War Mithra nach der perſiſchen Theologie unter dem höchſten Weſen? war er ein von der Sonne unterſchiedener Genius? — beantwortete Anquetil nach den tiefſten Unterſuchungen der Zendbücher. — Die griechiſchen, lateiniſchen und neuern Schriftſteller haben Mithra ganz entſtellt, ihn zum Gott der Perſer erhoben, gleichbedeutend theils mit Ormuzd, theils mit der Sonne genommen, und ihm die geſchmackloſeſten Ungereimtheiten angedichtet, ſo abgöttiſch, wie das ganze Syſtem der groben Götzendiener war. Die Anhänger des Mithra-Dienſtes, in Griechenland, Italien und Gallien, konnten wohl glauben, Mithra ſei die Sonne, ohne daß dies darum die Meinung der alten perſiſchen Nation geweſen wäre; die Myſterien des Mithra enthalten daher Vieles, das der Religion der Perſer gerade entgegen iſt. Die Art ſeiner Verehrung, ſeine Attribute, wie auch die Inſkriptionen zeigen, daß die Religion dieſes Genius von den Abendländern mit dem Dienſt und den Attributen ihrer eigenen Götter verbunden

und der perſiſche Schutzgeiſt in ein heidniſches Götterbild (Idol) umgewandelt wurde. Der Iſisdienſt begünſtigte dieſe Fabeln und Modifikationen noch weiter, daher kann über Mithra ſo wenig als über andere Punkte der perſiſchen Religion nach den Inſchriften der abgöttiſchen Abendländer, bei welchen die Attribute Jupiters, Serapis, Apollo's, Mithra's, Veſta u. ſ. w. immer zuſammenflieſſen, entſchieden werden. Als gültiges Zeugniß für Mithra ſprechen nur die Zendbücher der Perſer, und nach dieſem reinen Urbilde iſt Mithra kein Gott, ſondern nach den Amſhaſpands der erſte, unüberwindlichſte und vornehmſte aller guten Genien (Izeds); er hat theils beſondere, theils Wirkungen durch die Sonne: er bekämpft unabläſſig den Ahriman und das Heer der böſen Geiſter; er beſchützt die Natur gegen die Produktionen der Dews, gibt ferner der Erde das Licht, die Sonne; er zeichnet dem Waſſer den Weg, dem Menſchen gibt er das Getreide, Futter, die Kinder; der Welt die Krieger, die reinen Könige, und erhält darin die Harmonie, wacht über das Geſetz; nach dem Tode ſchützt er die Seele gegen die Angriffe des unreinen Geiſtes, und in der Höhe gibt er dem Gerechten den Beheſcht. Alles Weitere, was Geſchichtſchreiber, Inſchriften und Dichter dem Mithra zulegen, iſt Abweichung von den älteſten Religions-Urkunden der Perſer, eine Zugabe neuerer Zeiten und Völker, und darnach möge in den vorkommenden Anſichten und Meinungen durchaus das Reine von dem Unlautern geſchieden werden. Creuzers Symbolik der alten Völker, zweite Ausg. I Theil. (Leipzig und Darmſtadt, bei Heyer und Leske). 1819. Seite 650, 700, 718, 799.

2.

Die Verehrung Mithra's kommt nach Rom zur Zeit des Pompejus.

Es hat den Anſchein, daß die Römer nur theilweiſe kennen lernten, was die Perſer von Mithra ſagten. Daher kommt in einer Inſchrift die Benennung Mithra Persidicus (der perſiſche Mithra). Dieſe Kenntniß erhielten ſie, ſagt Plutarch, nach erfolgtem Siege des Pompejus über die Piraten (Seeräuber), welche den Kultus des Mithra nach Rom überbrachten, der ununterbrochen bis auf das Jahr 378 nach Chriſtus an dauerte. Er wurde in dem zweiten und dritten Jahrhundert ſehr berühmt. Der gelehrte Vandale iſt der Meinung, daß Mithra's Verehrung weder bei den Griechen noch Römern vor der chriſtlichen Zeitrechnung Eingang hatte; er hat nicht Acht genommen auf die Stelle Plutarchs, aber er war nicht ſo gewandt, daß ihm in dieſer Anſicht nichts entkommen wäre. *)

*) Freiherr von Hammer erklärt die Mithriaca perſiſchen Urſprungs, jedoch mit indiſchen Zuthaten. De Sacy dagegen, der Ferets Beweisgründe gegen den perſiſchen Urſprung der Mithriaca anerkennt, führt doch auch wieder Vieles auf, welches in dieſem Kultus für perſiſchen Urſprung zeugt. Da aber in Perſien ſelbſt gar keine Mithra-Monumente gefunden werden, bei andern Ueberreſten der alten Religion Perſiens; da ferner auf denſelben Monumenten nur Feuer und Altäre, keine Stieropfer erſcheinen: ſo ſchließt Creuzer daraus, daß die Symbole des Mithradienſtes, bevor er zu den Griechen und Römern überging, von einer Nation angenommen worden ſeien, welche die Sonne und die Sterne anbetete, und bei welcher die Verehrung des Feuers gar nicht verbreitet, oder doch nur ſehr unbedeutend war. Und dieſes Volk habe mit jenem Kultus die dem perſiſchen Religions-

Anmerkungen.

Plutarch ſetzte mit Tiefſinn und Fleiß die Grundſätze der alten Theologie auseinander. Um das erſte Jahrhundert des Chriſtenthums waren die Perſer im römiſchen Reiche ſchon ſehr ausgebreitet. Der Mithradienſt, der unter dem Pompejus in Italien eingeführt war, mußte ihre Lehre daſelbſt bekannt machen. Nach Plutarch nahmen die Weiſen und Völker, geſittete und rohe, an, daß wenigſtens in dieſer niedern Welt die Weſen zwei Prinzipien haben und zwei Urſachen, woraus die Handlungen dieſer Weſen folgen, ohne zu behaupten, daß dieſe Prinzipien und Urſachen ewig wären. Er gedenkt hierbei der Griechen, welche den guten Theil der Welt dem Jupiter und dem Pluto den böſen zueigneten. Bei den Aegyptern fügt er hinzu, daß nach dieſen alles Ordnungsloſe dem Typho zukomme, alles Wohlgeordnete hingegen, alles Gute und Nützliche für das Werk der Iſis, für das Bild, Muſter und Grund des Oſiris gehalten werden müſſe; der Iſis, die ihre Kraft auf die Materie anwende (und des Oſiris), als der verſtändigen und geiſtigen Grundurſache. „Da aber Oſiris und Typhon Söhne der Rhea ſind, ſo können ſie nur Mittelprinzipien ſein. Historia

Syſteme ganz fremden Gebräuche und Einrichtungen, welche ſich auf Enthaltſamkeit, Faſten u. dgl. bezogen, verbunden. So gehöre alſo der Mithradienſt im eigentlichen Sinne nicht nach Perſien, ſondern letzteres habe bloß einen Theil der Symbole jenes myſteriöſen Kultus geliehen. Auf dieſe Weiſe, glaubt auch de Sacy, lieſſen ſich alle Schwierigkeiten heben. Dieſe Anſicht iſt die einfachſte, natürlichſte, und daher die annehmbarſte, und demnach iſt die Mithriaca der Römer nur in einigen Theilen und Symbolen perſiſchen Urſprungs, eine Pflanze der Religion des Orients.

Philosophiae Thoma Stanleio. Lipsiae apud Thomam Fritsch. 1711. pag. 1166. Dii Persarum.

3.

Mithra wurde aus einem Stein geboren. — Deſſen Verehrung in Gallien und Rhätien.

Mithra war, nach Sagen der Perſer (?), aus einem Stein geboren; deſſen erwähnt Alexander in einem Manuſkripte der Bibliothek Barberine. Del Torre bemerkt hierüber: das Feuer entwickelt ſich aus dem Stein durch den Schlag. Wirklich, wenn das Feuer in einem Hauſe erloſchen, ſo iſt das ſicherſte Mittel, um es wieder aufleben zu machen, an einen Stein zu ſchlagen, der Feuer gibt. Mithra, von dem Stein geboren, wünſchte einen Sohn zu erhalten; er hatte aber eine Abneigung gegen die Weiber, und übte den Beiſchlaf mit einem Stein, ſagt Plutarch (der mitunter Alles erzählt, was die alten Weiſen Fabelhaftes von den Göttern redeten), woraus ein Sohn ward, der den Namen Diorphus erhielt.

Anmerkungen.

Chriſt. Fried. Mylius *) beſchreibt in ſeinen Reiſen durch Frankreich gleichfalls ein antikes Monument, bei dem Städtchen Bourg St. Andeol an der Rhone, welches dem Gotte Mithra geweiht war; um es zu ſehen, muß man den Weg durch genanntes Städtchen nehmen, man kommt alsdann auf eine Art von Eſplanade, von Felſen umringt, aus welchen eine

*) Maleriſche Fußreiſe durch das ſüdliche Frankreich und einen Theil von Ober-Italien, von Ch. Fr. Mylius. Karlsruhe. Zweit. Band, I Abth. S. 82. *Caylus* Recueil III, pl. 93.

reiche und ſchöne Quelle hervorbricht, an der einſt ein Tempel des Mithra war. Ein Loch im Felſen, einen bis zwei Schuh hoch, ſoll der Eingang geweſen ſein; mühſelig waren die Zugänge zu den Höhlen des Mithra, angemeſſen den Heiligthümern dieſer myſteriöſen Gottheit. Dieſe Oeffnung im Felſen iſt lange ſchon mit Steinen verſtopft, welche die Kinder hineingeworfen haben. Einige Fuß hoch über der Oeffnung ſieht man ein Relief, deſſen Figuren faſt nicht mehr zu erkennen ſind. Auf mehrern in Rom erhaltenen Reliefs ſieht man den Mithra eben ſo wie hier, durch ein mit Strahlen umgebenes Geſicht, dargeſtellt.

Die Quelle, welche aus dem Felſen hervorbricht, nennt man Grand Goul, ſie bildet ein ovales Baſſin; nebenan iſt eine andere, deren Waſſer ſich in einem zirkelförmigen Baſſin ſammelt. *)

An der Kalkfelſenwand hinter dem Baſſin, acht bis neun Fuß über der Eſplanade, iſt das Monument; es beſteht aus einem vierſeitigen Basrelief, das vier Fuß hoch und ſechs Fuß breit iſt.

Mit Mühe erkennt man noch, wie auf allen Monumenten dieſer Art, einen jungen Mann mit einer Chlamis bekleidet, und mit einer phrygiſchen Mütze auf dem Kopfe; er will einen Stier opfern, den ein Skorpion in die Geſchlechtstheile ſticht, und dem ein Hund nach dem Halſe fährt; unten kriecht eine Schlange, die auch Abſichten auf das arme Thier zu haben ſcheint. In der obern linken Ecke iſt das Bild der ſtrahlenden Sonne, in der Ecke zur Rechten iſt der wachſende Mond zu ſehen.

Unten iſt ein Täfelchen, auf dem man nur noch wenige Spuren einer Inſchrift entdeckt. Alle Vor-

*) Hinſichtlich der Lage, der Kalkfelſenwand und Größe hat dieſes Monument viel Aehnlichkeit mit dem *Mithra in* [illegible] *Bipontino*.

ſtellungen ſind durchaus den bekannten Denkmälern Mithra's ganz ähnlich. Dieſes merkwürdige Basrelief iſt ganz ohne Schutz den Mißhandlungen der Kinder ausgeſetzt, die es bei ihren Spielen zum Ziele ihrer Steinwürfe machen. Die Felſen in der Nähe enthalten mehrere Höhlen.

Schade, daß Mylius dieſe hier aufgezeichneten Beobachtungen nicht einer tiefern Forſchung würdigte.

Aufwärts der Rhone findet man bei Mereuer, Vogue, Chaumeyrac, Virac, Vagnas, Largentiere, Vivarais mehrere ähnliche Höhlen, unter welchen die Stalaktiten-Grotte von Valon in letztgenannter Gegend beſonders merkwürdig iſt, wegen der ſchönen Naturerſcheinungen, die ſie darſtellt; man muß ſie mit einem Führer, mit Fackeln, Feuer und Laterne beſuchen. Vom Schloſſe Valon hat man bis zum Berge, auf deſſen Höhe man die Grotte findet, eine Stunde, ſie liegt in einer Höhe von fünfzig Toiſen. Der Eingang iſt ziemlich enge; doch iſt man einige Toiſen weit hineingekrochen, ſo erweitert ſich auf einmal die Oeffnung und man ſieht einen ungeheuer langen, majeſtätiſchen, geräumigen Gang vor ſich, der zwanzig bis dreißig Schuh breit iſt. Weiter hinein erblickt man nach allen Seiten eine Menge gigantiſcher, pyramidenförmiger Steinbilder der Natur, die in der Ferne wie weiße Geiſtergeſtalten ausſehen. Man erblickt überall die ſonderbarſten Figuren. Es ſenken ſich da und dort pyramidenähnliche Stalaktiten von der Decke herab und ſtoßen mit ihren Spitzen auf die der untern; dann ſieht man wieder Säulen ſo hoch als die ganze Grotte, mit kleinern umringt, wie man ſie bei gothiſchen Kirchen ſieht. Zur Mitte der Grotte hat man etwa eine halbe Viertelſtunde zu gehen. Gegen Ende des Jahres ſammelt ſich in dem Eingange derſelben, ſo weit noch etwas

Licht hinein fällt, eine Menge Inſekten, Fledermäuſe, Schlangen, die hier ihr Winterquartier haben. Nicht bloß Gallien und Rom, auch Rhätien hatte Verehrungsorte des Mithra, welche nicht die Vandalen, ſondern mehr die Prieſter in den erſten Zeiten des Chriſtenthums zerſtörten, um dieſe Geheimniſſe mit allen Spuren in ewige Dunkelheit zu verſenken.

Zu Großaitingen, vier Stunden von Augsburg, im Landgericht Schwabmünchen, wo die fünfte römiſche Heerſtraße vorbeizog, wurden 1820 drei römiſche Münzen gefunden, wovon eine für die Verehrung der Sonne ſpricht.

Kopfſeite: (IMP) CONSTANTINVS
P(ius) F(elix) AVG(ustus)

mit dem lorbeergekrönten Haupte des Kaiſers Konſtantins (des Großen);

Kehrſeite: Soli INVICTO COMITI.

Eine männliche Figur, die Sonne vorſtellend *), (figura solis), welche die rechte Hand empor, in der linken aber eine Kugel hält. Zur Seite derſelben ſind die beiden Buchſtaben C S, welche nach dem Münzlexikon als: Claritas Saeculi (berühmte Zeit), erklärt werden.

*) Nach *Eckhel* (in doctrina veter. numismaticum, B. VIII S. 78) verehrte K. Konſtantin auſſer dem Jupiter und Herkules beſonders auch die Sonne (Mithra), als ſeine Schutz-Gottheiten, die man wegen ihrer jährlichen Wiederkehr die Unbezwingliche nannte. Merkwürdig iſt, daß, obgleich Konſtantin ſich ſchon im Jahre 311 zum Chriſtenthum bekannte, er ſolche Erinnerungen an ſeinen frühern Kultus doch erſt nach der Beſiegung des Licinius (323 nach Chr.) aus ſeinen Münzen wegließ.

Als Ueberreſt aus den Zeiten der römiſchen Landesinhabung ſind auch noch zwei in den Inſchriften und Vorſtellungen gleiche Münzen zu betrachten, die man 1821 beim Kieswerfen in der Wertach und in einem Gärtchen bei der Domkirche zu Augsburg fand; ſie unterſcheiden ſich von der vorbeſchriebenen bloß dadurch, daß die beiden Buchſtaben zur Seite des Bildes N und T ſind, die wahrſcheinlich den Namen des Münzmeiſters bezeichnen (Occo ad ann. 306). Durch den Unwerth, den Viele meiſtens auf einen ſolchen Fund legen, erlitten ſchon viele köſtliche hiſtoriſche Beweiſe des Alterthums ihren Untergang. Es iſt auffallend, daß Augsburg, dieſe ehrwürdige, römiſche Handels-Kolonie, die ihre ganze Religionsübung nach dem Mythos der Eroberer richtete, nach welcher ſechs römiſche Heer- und Handels-Straßen führten, und die Tacitus: Rhätiens glänzendſte Kolonie (Splendidissimam Rhaetiae Coloniam, Cap. 41 de situ, moribus et populis Germaniae) nennt, durch keine beſondern Denkmäler beurkundet, daß hier Mithra, wie in den rhätiſchen Alpen, verehrt worden wäre. Eine aufmerkſamere Betrachtung verdient in dieſer Beziehung unter den Alterthümern Augsburgs jene große bronzene Thür auf der Südſeite des Langhauſes am Dom, die, wie hiſtoriſch bekannt, Biſchof Heinrich I in Augsburg im J. 1048 gieſſen ließ, zur Zeit der Vereinigung der Kirche des Gertruden-Stifts mit der Domkirche (des jetzigen Chors mit dem Hochaltar). Beim Abbruche der Johannis-Kirche wurde dieſe Thür wiederholt verſetzt. Eine Abbildung derſelben hat Guaglio in München lithographirt. In mehrern Figurenfeldern zeigt dieſelbe theils heidniſche, theils chriſtliche Bilder. Der vorzügliche hiſtoriſche Werth dürfte in den Löwen- und Schlangenbildern liegen, den Sinn-

bildern des Sonnendienſtes. Auch die beiden Thürgriffe bilden zwei nicht plump, ſondern wohl gearbeitete Löwenköpfe, welche ein höheres Alterthum anzeigen, als die Thür ſelbſt. Es dürften bei dem Umguß (1048) die Bildniſſe einer ältern Tempel-Thür, nach Anleitung des gelehrten Biſchofs, benutzt und in die neuen Figurenfelder, mit den chriſtlichen Bildniſſen vermengt, wieder aufgenommen worden ſein; zum bleibenden Andenken für die Nachwelt an die Urgeſchichte des Landes und jene Zeit, wo den Götzenbildern in Rhätien geopfert wurde. Die Schnörkelgepräge und das Deforme der Figuren zeigt den gothiſchen Geſchmack des Bildners. Aber wozu die Vermengung der heidniſchen Löwen, wozu der Kampf des Menſchen mit Schlangen; erinnern dieſe Figurenfelder nicht, nur mehr mit chriſtlicher Mythe vermengt, an jene Täfelchen des Mithra-Steines in Tirol? — Die Thür ſelbſt iſt zwar nicht römiſch, entſchieden gehören aber einzelne Bildniſſe der Erinnerung an das Römerthum zu, an die Tempel-Verhältniſſe des Alterthums, an die Zeit, wo der chriſtliche einfache Urglaube durch hebräiſche Formen und Feſte, durch heidniſche Gebräuche, durch oberprieſterliche Einflüſſe ein Kirchenthum erhielt, das das Alte mit dem Neuen in phariſäiſchem Gepränge vereinigte. Und darin liegt die Wichtigkeit dieſes bronzenen Monuments des eilften Jahrhunderts. Vielleicht verbreitet ein ſpäteres Auffinden römiſcher Monumente in dieſer Gegend noch verläſſigere Beiträge über den Mithradienſt in Augusta Vindelicorum, um zu zeigen, ob auch hier die Politik des Tempelthums Einen Gott geheim nur für ſich wollte, und den Götzendienſt, die Vielgötterei, die Finſterniß und den Aberglauben dagegen für das liebe Volk!

4.

Mithra wird in verſchiedenartigen Geſtalten vorgeſtellt.

Die Perſer *) ſagten, daß Mithra ein Räuber der Ochſen wäre. Sie gaben ihm auch die Ehre, ihn als einen Dieb abzumalen, ſagt Commodian, und ſetzt weiter unten bei, daß dieſe Ochſen, welche er geſtohlen hat, in den Höhlen verborgen waren. Darauf ſtützen Viele die Beſchreibung der Abbildungen Mithra's in einer tiefen Höhle, wo er einen Dolch in den Hals eines Stieres ſtößt.

Dem Mithra iſt auch die Eigenſchaft der Unüberwindlichkeit eigen, wie aus der Inſchrift hervorgeht: Deo soli invicto Mithrae. Dem Gott der Sonne, dem unüberwindlichen Mithra.

Die Eigenheit der Unüberwindlichkeit iſt der Sonne auf alten Denkmälern ſehr oft gegeben, und vorzüglich in den Medaillen von Konſtantin dem Großen, wo nichts allgemeiner iſt, als die Inſchrift: „Soli invicto comiti“, oder die Sonne mit der Unüberwindlichkeit vergeſellſchaftet. Die Eigenſchaft der Unüberwindlichkeit kommt der Sonne ſehr wohl zu. Nichts kann ſie aufhalten, weder in ihrem Laufe, noch in ihrem Einfluſſe.

Die wahrhaften Abbildungen Mithra's ſind zwar verſchieden, jedoch ſehr einfach. Man ſieht ihn mit einem Löwenkopf, einem menſchlichen Körper und vier Flügeln, von welchen zwei aufwärts dem Himmel zugewendet ſind, und die zwei andern ſich der Erde abwärts zuſenken. Geſchnittene Steine, welche wir

*) Die Perſer, die in Italien wohnten, nahmen Vieles von dem Heidenthum an; daher die verſchiedenen Sagen, die dem Urbilde Mithra's ganz fremd ſind.

Abraxas nennen, *) ſtellen Mithra ganz gewöhnlich unter dem Bilde eines Löwen, oder eines Menſchen mit einem Löwenkopfe vor. Dieſe Figuren auf den geſchnittenen Steinen ſind auch eben ſo auf den Denkmälern gewiſſer Ketzer (Kopten), welche halb Chriſten und halb Heiden waren, die ſich vorzüglich in Aegypten aufhielten; wo ihr gemiſchter Kultus ſeinen Urſprung nahm.

Eine andere ſehr gewöhnliche Art der Vorſtellung Mithra's war in Rom, die Abbildung eines jungen Menſchen, eine phrygiſche Mütze **) auf dem Haupte in einer Höhle, wo er einen Dolch in den Hals eines Stieres hineinſtößt.

*) Abraxas, heißen bei den Antiquaren kleine Statuen, Metallplatten, auch beſonders eine Art geſchnittener Steine, welche mit ägyptiſchen Gottheiten und einem Gemiſch von allerhand Karaktern überladen ſind.

**) Die Kleidung der Parſen beſteht in Hoſen, die über das Knie hinunter gehen, Pantoffeln, deren Spitze oberwärts gekrümmt iſt, einem langen Rock, der wie ein Wamms an den Hüften Falten hat und über den Sadere hergezogen wird, und den man mit einem langen, einigemal um den Leib gehenden Gürtel befeſtigt. Auf dem Haupte tragen ſie eine Art Turban, welcher nach den bürgerlichen und religiöſen Beſtimmungen beſondere Verſchiedenheiten und Eintheilungen hat. 1) Sadere, 2) Koſti und 3) Penom ſind die Unterſcheidungsſtücke der Parſen von andern Völkern Aſiens. 1) Sadere (d. i. nützliches Tuch), eine Art weißen Hemdes mit kurzen Aermeln, oben offen, und geht gewöhnlich nicht über die Hüften. Unten an der Oeffnung, die bis zum Magen geht, iſt ein kleiner Beutel, Zoroaſters Merkzeichen, wodurch es von allen Hemden der übrigen Völker ſich unterſcheidet, die ſonſt, wie ſie ſagen, das ibrige ihnen ähnlich machen könnten. Man macht die Saderen von baumwollenen und wollenen Tüchern, auch wohl von Leinwand

5.

Mithra abgebildet mit einem Löwenkopf.

Wir ſchreiten vorwärts und beginnen bei der erſtern Vorſtellungsart des Mithra mit dem Löwen-Kopf.

Dieſe zwei Figuren, welche wir in dieſem Buche geben, wurden zu Rom vor dem Ende des ſechszehnten Jahrhunderts ausgegraben. Flaminius Vacca, ein römiſcher Bildhauer, welcher ſie beſah, ließ hievon die Beſchreibung im Journal Italiens, nebſt andern Bemerkungen über römiſche Monumente, abdrucken.

Die erſte wurde in einem Weinberge des Horaz Mutti vor St. Vital gefunden, das iſt zwiſchen den Bergen Viminal und Quirinal. Es war eine Statue von weißem Marmor fünf Palme *) hoch, das iſt

oder ungeſtickten Seidenſtoffen. Einige Parſen in Kirman tragen den Sadere ſo lang, wie wir das Hemd. Zoroaſter ſoll der Erfinder des Sadere ſein. 2) Koſti, der Parſen Gürtel. Sie winden ihn über den Sadere, der die Haut unmittelbar berührt, und dürfen ihn weder Tag noch Nacht ablegen. Der Koſti muß wenigſtens zweimal um den Leib gewunden werden können; er iſt aus Wolle oder Kameelhaaren; zu Kirman ſieht man goldgeſtickte Koſtis. Dieſer Gürtel iſt das Vornehmſte in der Parſen Kleidung. Die Frauen der Mobeds machen ihn. Penom oder Padom iſt ein leinener Beutel von 6 bis 7 Zoll ins Gevierte, den die Parſen über den Untertheil des Geſichts ziehen (Kinnmaske). Ohne Penom verrichten die Prieſter weder Gebet noch irgend eine Handlung ihres Dienſtes. Die Magi Kappadoziens trugen zur Zeit Strabo's Etwas dieſen Penom Aehnliches. Von ihrem Turban hingen zu beiden Seiten Binden herab, welche Wangen und Lippen bedeckten. Bei den Parſen ſind durch den Penom die Naſenöffnungen noch bedeckt.

*) Palme (v. lat. Palma, die flache Hand), ital. Palmo, ein italieniſches Längenmaas, eine Hand lang, Spanne.

etwas weniger als vier franzöſiſche Fuß. I Abbildung (CCXV Pl. à la 378 page (1) Diar. Italicum). Man fand ſie in einem gewölbten Zimmer, oder in einem kleinen Tempel. Am Rand der Statue waren Lampen von Ziegelerde, zirkelförmig gereihet, wovon die Seite, welche das Licht verbreitete, gegen das Idol zugekehrt war. Dieſes Bildniß zeigt hier den menſchlichen Körper und den Kopf des Löwens. Die Füße des Idols ruhen auf einer Kugel, aus welcher eine Schlange herausgeht, die den ganzen Körper in mehrern Windungen umgibt, und welche ihm ihren Kopf in den Mund ſetzt. Das Idol hält über die Bruſt ſeine Hände; in jeder derſelben iſt ein Schlüſſel. Es hat auf den Schultern vier Flügel, deren zwei gegen den Himmel ſich zuwenden und die zwei andern kehren ſich der Erde zu.

Montfaucon ſah eine ähnliche Figur in den Schriften des Pietro S. Bartoli, eines berühmten römiſchen Graveurs, der ungefähr 1704 ſtarb. Zu dieſer Zeichnung haben die römiſchen Monumente den Grund gelegt. Man ſagt auch, daß er ſie nach Flaminius Vacca's Erzählung machte, von dem er das Manuſkript hatte. Allein wenn letztere Behauptung auch wirklich wahr iſt, woran wenig gelegen, war Vacca's Beſchreibung ſo umſtändlich, daß es leicht wurde, nach ſeinem Vortrag das Bild auszuarbeiten, und zwar ohne Furcht, ſich zu irren. *).

Die zweite Abbildung Mithra's (II Abbildung CCXV Pl. à la 378 page (2) Diar. Italicum) war über einem Basrelief. Dieſes Idol hat, wie das vorhergehende, einen menſchlichen Körper mit dem Kopfe

*) *C. F. Chr. Hoeck* Veteris Mediae et Persiae Monumenta. Gottingae 1818. — v. Hammers Fundgruben des Orients. V Band. — Beck, Grundriß der Archäologie, S. 31. — Journal des Savans. Paris 1818. März und April.

eines Löwen. Vom Gürtel abwärts trägt es einen ſehr zarten Schleier; es ſtreckt ſeine Arme aus, hält in jeder Hand eine Fackel, und hat in gleicher Richtung vier Flügel, wie das vorbeſchriebene. Eine Schlange windet ſich unter ſeinen Flügeln heraus; zur rechten Seite des Basreliefs iſt ein flammender Altar; aus dem Munde des Idols wehet ein Band hervor, welches hin und her flieget, und über der Flamme ſchwebet.

6.

Beweiſe verſchiedener Schriftſteller, daß Mithra in dieſen Geſtalten vorgeſtellt wurde.

Es gibt keine Urſache zu zweifeln, daß dieſe zwei Idole den Gott Mithra nicht vorſtellen ſollten. Viele Schriftſteller ſprechen für die alte Abbildung Mithra's mit einem Löwenkopf, wie z. B. Lucatius, der Ausleger der Tebaid von Stace; dann Tertullian, in ſeiner Apologetik; der heilige Hieronimus in ſeinem Brief an Läta, — zu welchen man noch Minutius Felix beiſetzen kann, der in ſeinem Oktavian ſagt: daß die Heiden Götter mit Köpfen von Löwen und Hunden anbeteten. Wir ſehen oft in den Steinen, die man Abraxas nennt, Löwen mit der Inſchrift Mithra, bisweilen auch Menſchen mit Löwenköpfen, und Löwenköpfe am Ende des Leibes einer Schlange. Man gab ihm (bei den Griechen und Römern) die Geſtalt des Löwens, ſagt Lucatius, um darzuſtellen, daß die Sonne hervorleuchte über alle Geſtirne, wie der Löwe ſich auszeichnet vor allen Thieren. *)

*) 1. Abbildungen Mithra's mit Löwenköpfen findet man, von den geheimnißvollſten Sinnbildern umgeben, vielfältig bei Montfauçon, Tom. II. *Livre* III. *Les*

7.

Mithra umwickelt von einer Schlange, welches Umwinden wir auch an einer andern Figur bemerken.

Eine Schlange umgibt den Körper von einem dieſer Mithra's und eine zweite Schlange windet ſich zwiſchen den Flügeln des andern hervor. Die Schlange iſt ein gewöhnliches Symbol der Sonne; Macrob ſagt: wir ſahen ſie in der That an allen Abbildungen des Mithra, welche uns noch übrig ſind. Nichts iſt auch an den Abraxas allgemeiner, als die Schlange als das Symbol der Sonne zu ſehen. Bei einigen beißt ſie ſich in den Schweif, macht einen Zirkel mit ihrem Körper und ſcheint den Zirkellauf der Sonne zu bezeichnen. Es iſt wohl ſehr ſchwierig zu ſagen, warum die Schlange bei einem dieſer Idole den Mithra in mehrern Kreiſen umwindet (berührt). Wir ſehen dieſes auf gleiche Art zweimal in dem folgenden Monument, an zwei menſchlichen Figuren, wovon die eine geflügelt, die andere ohne Flügel iſt; ſie ſind von einer Schlange von oben bis unten umwickelt. Flaminius Vacca, berichtet, im franzöſiſchen Journal Italiens, von einer andern ähnlichen Figur, die eine Schlange umgiebt, welche zu Rom im ſechszehnten Jahrhundert bei der Kirche des heiligen Petrus und Marcellin gefunden wurde. Man bemerkt auch vor dieſen in den Bildniſſen der Göttin Hygiäa, eine Figur, welche

Abraxas, pag. 353 — 379. Welche geiſtreichere Erörterungen könnte Deutſchland über dieſe Bildniſſe von unſern hochgefeierten Alterthumsforſchern Creuzer und v. Hammer erhalten!

2. *Rerum Persicarum Historia Petro Bizaro.* Francofurti. Typ. Wechelianis apud Claudium Marnium, et heredes Joan. Aubrii. 1601.

gleichfalls von einer Schlange umgeben iſt. Der Verfaſſer will nichts wagen in einer ſo auſſerordentlichen Sache, wenn für ein Monument, welches ihm erſt kurz von Avignon durch den Marquis von Caumont, geſendet wurde, ihm nicht einige Tage gegönnt werden, es zu erklären.

Dieſes Bruchſtück der Statue, welches wir hier geben (III Abbildung CCXV Pl. à la 378 page (3) Mr. de Graveson d'Arles), hat ungefähr drei Fuß und die Hälfte der Höhe des Originals. Es wurde im Jahr 1698 bei Arles gefunden, und iſt dermalen bei Herrn von Graveſon. Die Schlange umwickelt dieſen Körper und macht vier Kreiſe darüber, wovon nur drei von vorne erſcheinen. In den Zwiſchenräumen der Umkreiſe ſind die Zeichen des Thierkreiſes. In dem erſten Raum ſind der Widder, der Stier und die Zwillinge, in dem zweiten der Krebs, der Löwe und die Jungfrau, in dem dritten die Wage, der Skorpion und der Schütz; die Statue war an den Füßen verſtümmelt; der vierte Raum fehlt, in welchem der Steinbock, der Waſſermann und die Fiſche waren. Verfaſſer hat immer geglaubt, daß dieſer Umkreis der Schlange, welche wir an vielen Statuen als ſehr gewöhnlich ſehen, den Lauf der Sonne im Allgemeinen bedeute. Aber dieſes Monument ſcheint uns zu beſtimmen, den Glauben anzunehmen, daß dieſe von der Schlange umwundenen Figuren die Richtung bezeichnen, welche die Sonne im Durchlauf des Thierkreiſes macht; was uns hierin noch mehr beſtärkt, iſt, daß in der großen Abbildung Mithra's, welche wir noch geben, man in der Höhe des Bildes ſieben Altäre ſieht, welche die ſieben Planeten bezeichnen, und auf der nämlichen Linie zwei menſchliche Figuren, gleichmäßig mit Schlangen umwunden, wovon die eine am Ende, die andere in der Mitte der ſieben

Altäre iſt. Es ſcheint das Verhältniß der Sonne vorzuſtellen, nicht nur allein mit den ſieben Planeten, ſondern zugleich mit den zwölf Zeichen des Thierkreiſes, welcher während des Jahres ſeinen Lauf vollendet.

Das dünkt dem Verfaſſer ungefähr das Wahrſcheinlichſte über die von der Schlange umwundenen Figuren.

Anmerkungen.

In den Religionsgeſchichten der alten Völker iſt die Schlange meiſtens das Symbol des Böſen (Schlangendew). Die Dews hüllen ſich in Schlangenkörper. — Im Vendidad der Glaubens- und Sittenlehre der Perſer ſpricht Ormuzd: „Gleichwie der Froſch ſtirbt und verdorret, und nach einem Jahre neu lebt, ſo miſcht ſich die alte Höllenſchlange mit zwei Füßen, dieſer garſtige Aſchmogh, in die Welt des in Herrlichkeit verſchlungenen Weſens; als immer lebendig miſcht er ſich in alle Weſen. Lebendig ſchlägt er die Waſſer, lebendig dringt er in's Feuer, lebendig beſitzt er zerſtückte Thiere, lebendig ſchlägt er den reinen Menſchen in ſeinen Fugen und Gelenken, löſet ſie ab, tödtet ihn. Er ſelbſt ſtirbt nicht. So kommt dieſe alte Höllenſchlange über den reinen Menſchen in der Welt, über Speiſe und Kleidung, Bäume, Grünes und Metalle, ohne je zu ſterben (und ohne zu verunreinigen). Das was ſie unmittelbar berührt, wird nicht unrein, ſonſt wäre die Natur in einer immer fortwährenden und unvermeidlichen Unreinigkeit. Nach dem Bun-Deheſch, der Perſer älteſten Schrift, drang Ahriman, bei dem Verſuch den Himmel zu ſtürzen, allein in den Himmel als König der Dews; er lief von Süden aus, in Schlangengeſtalt ſprang er vom Himmel auf Erden, durchſtreifte unter Fliegengeſtalt alles Geſchaffene, verheerte gegen Süden die Erde ganz, überzog

alles mit Nacht, und ſchickte giftige Inſekten, Schlangen, Skorpionen, Kröten, gluthheißes Waſſer und tödtenden Gluthwind, der alle Wurzeln verbrannte, auf die Erde. Zur Reinigung der Seele und Ausſöhnung der Schuld muß der Parſe zehn Tauſende von Schlangen, die ſich in ſich ſelbſt krümmen und auf dem Bauche wallen, erſchlagen; denn alle Hauptdews kleiden ſich in Schlangengeſtalt. Die Schlange iſt Erzeugerin des Winters, verheert die Provinzen als Drache und wird von Mithra geſchlagen. Bei der Auferſtehung wird ſie in geſchmolzenen Metallen durchgebrannt werden. Andere Bedeutungen der Schlange liegen auſſer dem Syſtem der Perſer. Damit vergleiche man noch Creuzers Anſichten über die Vermiſchung der Mithriaca mit den phrygiſchen Sabazien, in der Erklärung des Mithra-Monuments von Ladenburg am Neckar.

8.

Warum werden dem Mithra Flügel und Schlüſſel gegeben?

Die Flügel bezeichnen die Schnelligkeit der Sonne, und dies iſt es, warum man ihn öfter mit Flügeln vorſtellt. Man ſieht dies ſogleich in den folgenden und weitern Monumenten. Hiezu kommt noch die Verſicherung mehrerer Schriftſteller. Und der Hauptbeweis, welcher aus den Monumenten genommen iſt, läßt an keinem Ort einen Zweifel übrig, daß die Flügel der Sonne und dem Mithra nicht zukommen. *)

*) *Johan. Eundii* Jüdiſche Heiligthümer und Beſchreibung des levitiſchen Prieſterthums (Hamburg, bei Fickweiler, 1722), enthalten Seite 1 die Abbildung des Heiligen und Allerheiligſten der Stiftshütte. Engel zwiſchen hohen Palmen beten vor der Bundes-Lade, aus welcher ſich die Wolken-Säule erhebt. Die auffallende Aehnlichkeit

Aber warum vier, wovon ſich zwei gegen den Himmel erheben, und die beiden andern abwärts der Erde zugekehrt ſind? Das iſt es, was ohne Leitfaden, ohne Führer auszulegen, Verfaſſer ſich nicht unterſteht. Der Eine wird vielleicht ſagen, daß dieſe vier Flügel die Sendung der Sonnenſtrahlen gegen Himmel und Erde bedeuten. Man bemerkt die vier Elemente, über welche die Sonne ihre Einflüſſe behauptet; die beiden aufwärts bedeuten nach dieſer Anſicht die Luft und das Feuer, die zwei abwärts die Erde und das Waſſer; aber dies Alles bleibt gewagt. In einer großen Sammlung von ſolchen Steinen, welche man Abraxas nennt, findet ſich einer darunter, welcher uns einen Menſchen mit ſechs Flügeln zeigt. Verfaſſer glaubt, daß dieſer Menſch die Sonne vorſtellt. Aber die große Anzahl Flügel verhindert uns eher, als daß ſie uns helfen würde, diejenigen der beiden Mithra's auszulegen. *)

mit unſern geflügelten Mithra-Bildern veranlaßt, zum Vergleiche, die Beigabe einer Abbildung, nur daß die jüdiſchen Engel durchaus im Heiligthume Ochſenfüße haben, und ihre vordern Schenkeltheile durch die abwärts ſtehenden Flügel bedeckt ſind.

*) Wir bemerken hier auch zwei intereſſante Inſchriften aus dem Werke: *Musae Lapidariae* antiquorum etc. Notis historicis *Joanne Baptista Ferretio. Veronae* 1672. Typ. A. *de Rubeis*; pag. 14, 15.

1)

SOLI. INVICTO

MITHRAE. FL. SEPTIMIVS. ZOSIMVS

V. P. SACERDOS. DEI.

BRONTONTIS

ET. AECATE. HOC. SPELEUM

CONSTITVIT.

Einer der beiden Mithra's hält einen Schlüſſel in jeder Hand, vielleicht, weil er ein Dieb und Straßenräuber war, wie ihn Commodian nach früherer An-

Alter Lapis

2)

DEO

INVICTO

MITHRAE

C. LVCRETIVS. MNESTER

M. AEMILIVS. PHILETVS

SVM. MAG. ANNI. PRIMI

M. AEMILI CHRYSANTI

D. S. D. D.

ANTISTES. BABILONE. Templi solis Primus sacerdos, et si triplicem fuisse inquiunt Babylonem, scilicet unam Assyriam, aliam Lybicam, et tertiam Aegyptiacam, ibi Sol varimode colebatur, si per hoc intelligendum. Forsan dicendum Antistitem fuisse Templi Solis Heliogabali, ab Imperat. Antonino Vero, nomen Heliogabali defumendo, conditi in Palatino Monte, ubi Aedes Orci prius steterat, cuius instituit cultum ita sacrum, et venerabilem, ut omnium aliorum Deorum *Festa*, et sacra ad hoc unum voluerit transferri. In *Syria* colebatur iste *Heliogabalus*, et verus princeps, illius Numinis Sacerdos fuit, qui postea ad Imperium evectus cultum, venerationemque praecepit in Urbe. Vide *Lampridium* in ejusdem Vita. In numis Antonini Veri habemus figuram stolatam, pateram super ara tenentem, et supra Ara Solem cum epigraphe SACERDOS. DEI. SOLIS. ELAGAB. in alio, cum ipso Imperatore Syriaco more cooperto, patera, et ramo Palmae, cum: SVMMVS. SACERDOS. AVG. Item cum Sole, et figura stolata INVICTVS SACERDOS. Et pariter cum ipsius simulacro tit. SANCT. DEO. SOLI. ELAGAB.

Beide Inſchriften findet man auch bei Gruter, Seite XXXIV Nr. 5 und XXXIII Nr. 10. Letztere hat dort Ornamente, rechts ſechs Getreide-Aehren und links drei Blumen-Knoſpen.

gabe nennt. Dieſe Schlüſſel könnten die Gewohnheit bezeichnen, in verſchloſſene Orte einzugehen, um ſeine Diebereien auszuüben. Andere ſagen, ſie bedeuten vielleicht, daß die Sonne den Schlüſſel zu allen Sachen hat, und mit ihrer Kraft, ihren Strahlen und ihrem Einfluſſe überall durchdringt.

Einer der beiden Mithra's hält zwei brennende Fackeln, der andere iſt mit angezündeten Lampen umgeben, woraus zu betrachten kommt, daß Mithra theils wie das Feuer, theils wie die Sonne betrachtet wurde, und aus dieſer Urſache iſt das Feuer da, um die Natur dieſes Gottes anzuzeigen; daher wurde auch ununterbrochen das Feuer im Tempel der Veſta erhalten, weil nach der Meinung der Alten dieſe Göttin für das Feuer gehalten wurde.

Einer der Mithra's hat ſeine Füße auf einer Kugel, um zu bezeichnen, daß die Sonne es iſt, welche ſo zu ſagen den ganzen Erdball belebt, ihn erhält und durch ihren beſtändigen Einfluß Fruchtbarkeit gibt. Es wird ſchwer ſein, zu errathen, was das Band bedeutet, welches aus dem Munde des einen Mithra hervorkommt, und welches über das Feuer des Altars wehet. Das iſt es, was wir über den Mithra mit dem Löwenkopf zu ſagen haben. *)

*) Da nach der Sündfluth die erſte Zerſtreuung der Völker in der Ebene Sinear ſich zutrug und daher die Länder, welche derſelben am nächſten lagen, zuerſt bevölkert wurden, folglich auch in dieſen Ländern die Abgötterei ihren Anfang nahm, ſo iſt es nöthig, über die Götterverehrung der Morgenländer im Allgemeinen Folgendes zu bemerken.

Zum Unglück fehlt es uns an einer zuſammenhängenden Geſchichte von der Religion dieſer alten Völker. Einige Fragmente ihrer Geſchichtſchreiber, welche in verſchiedenen Schriftſtellern zerſtreut ſind, und einige

Zweites Kapitel.

1.

Eine andere Art der Abbildung Mithra's, unter der Vorſtellung eines jungen Mannes, welcher einen Stier erwürgt.

Eine andere Abbildung Mithra's, viel allgemeiner, als die vorhergehenden, findet ſich in mehrern Stellen der heil. Schrift, wo der Götter Meldung geſchieht, welche von den Völkern, die in der Nähe von Paläſtina wohnten, angebetet wurden, ſind nebſt dem Zend-Aveſta die Hilfsmittel alle, die wir zur Kenntniß derſelben haben. Zwar wurde durch mehrere Gelehrte des verfloſſenen Jahrhunderts ſowohl, als des jetzigen, das Chaos der alten morgenländiſchen Gottheiten auseinander zu wickeln geſucht, demungeachtet wurden viele Muthmaßungen nur gewagt und viele Materien umhüllt noch tiefe Dunkelheit.

Die morgenländiſchen Völker hatten, überhaupt zu reden, faſt keine andern Götter als die Sonne, den Mond und die Planeten, und mit der Verehrung der Geſtirne nahm die Abgötterei ihren Anfang. Dieſe Religion dauerte bei den Morgenländern ſehr lange, und wenn man Aegypten ausnimmt, ſo findet man anderwärts faſt keine andern Götter, als die Sonne und den Mond. — Die Sonne war der Oſiris der Aegypter, der Ammon der Lybier, der Saturn der Karthaginenſer, der Adonis der Phönizier, der Baal oder Belus der Aſſyrer, der Moloch der Ammoniter, der Dionyſus oder Urotal der Araber, der Mithra der Perſer, der Bellenus der Gallier, der Apollo und Bacchus bei den Griechen. Makrobius beweiſet ſolches (lib. I. Sat. c. 17 et 18 edit. Gronov. Lugd. Bat. 1670 p. 272 et 286) auf eine ganz unwiderlegbare Art. Dieſes Geſtirn iſt die Gottheit faſt aller Völker ſowohl der alten als der neuen Welt geweſen.

Desgleichen war auch der Mond in Aegypten die

Marmorn. Es iſt eine gänzliche ſymboliſche Beſchreibung der Eigenſchaften und Wirkungen der Sonne.

Iſis, in Phönizien die Aſtarte, bei den Arabern Alilat, bei den Perſern Mylitta (die himmliſche Venus), Artemis, Diana Dictynna und ſo weiter in Griechenland, auf der Inſel Kreta, auf der Inſel Delos und anderwärts. — Makrobius geht noch weiter, indem er behauptet, daß alle Götter, welche das Heidenthum angebetet, ihren Urſprung der Sonne und dem Monde zu danken gehabt.

Als Alexander Aſien eroberte, waren dies die vornehmſten Gottheiten, die man in dieſem Welttheile anbetete, und die Götter der Griechen waren darin noch unbekannt. Die Griechen hatten von den Morgenländern, und beſonders den Aegyptern, ihren ganzen feierlichen Gottesdienſt überkommen, folglich waren ihre Gottheiten und die Gottheiten der Morgenländer nicht ſehr verſchieden. Aber die Griechen hatten neue Fabeln hinzugethan, die alten nach ihrem Gutdünken verändert, und beſonders ihre Götterlehre mit der Geſchichte ihrer älteſten Helden und Könige zuſammengeſchmolzen; die Morgenländer hatten es auch nicht daran mangeln laſſen, die Religion ihrer Vorfahren nach ihren Gedanken zu verſchönern, und daher waren die Götter der Griechen nach der Zeit im Oriente ſo gut als unbekannte Götter. Gleichwohl ſollten dieſe Gottheiten mit einander einerlei ſein; man ſtellte Vergleichungen an und ſchloß beſonders aus der Aehnlichkeit der Vorſtellung der Gottheiten und ihres Dienſtes; wollte die erſte nicht glücken, ſo verſuchte man eine neue; und daher kommen die verſchiedenen Berichte der Schriftſteller darüber, und die ganz griechiſchen Vorſtellungen, die ſie uns zuweilen von der Götterverehrung dieſes oder jenes Volkes machen. Da die Griechen z. B. zwiſchen dem, was man von dem Baal der Phönizier ſagte, und dem, was ſie ſelbſt von ihrem Saturn erzählten, einige Aehnlichkeit wahrnahmen, ſo ſtanden ſie im geringſten nicht an, vorzugeben, die große Gottheit der Phönizier ſei der Saturn. Gleiches Loos traf den perſiſchen Mithra in Rom; auch dieſer Genius des Orients wurde ein Gegenſtand roher Abgötterei.

Mehrere gleichartige Monumente, welche man fand, laſſen muthmaßen, daß der Kultus des Mithra nach dieſer Darſtellung in vorzüglicher Achtung bei den Römern war: welches ſich noch mehr durch die große Anzahl der Inſchriften beſtätigt, welche man mit den Ausdrücken findet: DEO, SOLI, INVICTO, MITHRAE. Dem Gott der Sonne, dem unüberwindlichen Mithra.

Man findet dieſe Inſchrift in einem Monument, welches wir weiter unten geben werden. Alle dieſe Bildniſſe gleichen ſich bis auf die nahen Unterſchiede, daß das eine mehr Figuren, das andere weniger hat; die übrigen Abweichungen ſind minder wichtig.

2.

Mithra's großes Bildniß.

Wir machen den Anfang mit jenem, in welchem die meiſten Symbole zuſammengeſetzt ſind (IV Abbildung CCXV Pl. à la 378 page (4) Lafreri). Es wurde zu Rom im J. 1564 durch Antonio Lafreri Franc-Comtois geſtochen, und zwar nach einem alten Marmorbilde, welches im Hauſe des Ottavio Zeno, nahe am Theater des Pompejus und des Flora-Feldes war. Es iſt ein junger Mann in einer Höhle*)

*) Die Vorſtellung Mithra's in einer Höhle (der Weltgrotte) iſt eine römiſch-griechiſche Idee; auf den Monumenten von Perſepolis ſehen wir Mithra über dem Könige in der Luft ſchweben und mit keinem Stieropfer beſchäftigt. Die Höhle bleibt übrigens auf den römiſchen Monumenten immer bedeutungsvoll, als Dämmerung, als Uebergang aus Finſterniß in Licht. Der Fels war die Materie. Warum erwähnt denn Eubulus nur Zoroaſters und nicht des Zend-Aveſta's; das Lehrbuch iſt für den Forſcher doch wichtiger, als Anekdoten aus dem Leben des Lehrers!

welcher eine phrygiſche Mütze trägt, mit einer Tunika und über die Schultern einen Mantel. Lucien nennt den Mantel Candys und die Mütze Tiare.

Dieſer Mithra aus Medien, der weder griechiſch zu ſprechen weiß, noch es verſteht, wenn man ihm Geſundheit trinkt, *) hat ein Knie auf einen Stier geſtützt, hält deſſen Schnauze mit der linken Hand und ſenkt ihm mit der rechten einen Dolch in den Hals. Auf der rechten Seite des Marmors ſind zwei junge Knaben, deren Kleidung und Mütze jener des Mithra gleicht, welcher über dem Stier iſt. **) Jeder der

*) Die Gewohnheit der Alten, ein Gaſtmahl mit Trankopfer zu ſchlieſſen, findet ſich in jedem Klaſſiker, und dabei wurde die Gottheit der Gaſtfreundſchaft angerufen, während einer auf des andern Wohl Trankopfer ausgoß. Die Anwendung dieſer Sitte umringte die Urchriſten bei Gaſtmählern mit hölliſchen Schlingen; ſie hätten hier im Kreiſe ihrer Freunde die heidniſchen Gottheiten anrufeen ſollen, während Abſcheu gegen Abgötterei, und Entziehung von jener Ausübung derſelben die erſte Pflicht des Chriſten, und jedes Achtungszeichen des Politheismus als Huldigung der Dämonen, als Empörung gegen die Majeſtät Gottes betrachtet wurde.

**) Rhode, in ſeinem Religions-Syſtem der alten Perſer, bemerkt S. 360 Folgendes: „Daß die Lehre vom Urſtier nach der Zendſage in den ſpätern Mithrageheimniſſen eine bedeutende Rolle ſpielte, iſt aus den vielen Bildwerken in Marmor, die unter dem Namen der Stieropfer des Mithra bekannt ſind, erweislich. Der Zuſammenhang dieſer Lehre vom Urſtier mit der Verehrung des Mithra ergibt ſich aus der heiligen Sage von ſelbſt. Mithra war der Begrüner, Befruchter der Erde, der Aufſeher über alle Feruers und über ihre Vereinigung mit irdiſchen Körpern. Aber dieſe Körper und das geſammte organiſche Leben lagen in jenem Urſtier als Keime verborgen, und fingen erſt mit dem Tode deſſelben an, ſich zu entwickeln. Der Tod des Stieres war alſo der Anfang

Beiden hält eine Fackel; eine erhebt ſich in die Höhe, die andere ſenkt ſich gegen die Erde, gleichſam um zu erlöſchen. Ein Hund rückt gegen den Hals des Stieres zu, um das Blut abzulecken, welches der Wunde entquillt. Neben dem Hunde iſt eine Schlange der Länge nach ausgeſtreckt auf ihrem Rücken. In dem folgenden Bildniſſe leckt dieſe Schlange das Blut des Stieres ebenſo wie der Hund. *) Ein Löwe liegt der Schlange ganz nahe, hält ſeinen Rachen verſchloſſen

der Wirkſamkeit des Mithra in Bezug ſeines Hauptgeſchäftes für die Erde. Daher gehörte, wie aus jenen Bildwerken hervorgeht, zu den Gebräuchen in den Mithrageheimniſſen das Stieropfer, wodurch man unſtreitig jene große Epoche in der Natur, den Anfang der unter Mithra's Leitung ſtehenden Organiſation, ſymboliſch darzuſtellen ſuchte. Dieſe Opfer ſind nun in den bekannten Marmorn abgebildet, und alle ſymboliſchen und allegoriſchen Nebenwerke dieſer Bildungen, wie der Prieſter ſelbſt, der das Opfer verrichtet, ſind nach dieſer Anſicht erklärlich. Alle bisherigen Erklärer dieſer Werke verfehlen dadurch den rechten Geſichtspunkt, daß ſie den Opfer-Stier für den Urſtier ſelbſt halten, den er nur vorſtellen ſoll. Der Urſtier erkrankte durch die Wirkungen Ahrimans und der Dews, und ſtarb durch Krankheit; der Stier auf dem Marmor wird durch einen Prieſter mit dem Opfermeſſer geopfert." — Man findet in den Schriften der Alten Griechenlands und Roms keine Stelle, wodurch dieſe Anſicht für die Mithrageheimniſſe Autorität gewinnen könnte, und die Perſer verfertigten bekanntlich die mithraiſchen Marmorn nicht.

*) Der Hund iſt das Geſchöpf Ormuzds, der Wolf, ſein natürlicher Feind, Ahrimans, des böſen Prinzips. Jener iſt daher Bild der Wachſamkeit und des Kampfes gegen Ahriman. Zend-Aveſta, Anh. II, III, 44. Der Hund findet ſich auch auf den altperſiſchen Denkmälern in Perſepolis. Auch der Löwe iſt auf den Monumenten der alten Perſer in Perſepolis ſichtbar.

und iſt ohne Handlung. Unter dem Bauch des Stieres iſt ein Skorpion, welcher mit ſeinen beiden Zangen die Geſchlechtstheile des Thieres hält. Dem Kopf des Stieres gegenüber iſt ein kleiner Baum, an welchem eine brennende Fackel angeheftet iſt; unter derſelben iſt ein anderer Kopf eines Stieres. Hinter dem Mithra ſieht man einen andern Baum mit Früchten beladen, an welchen weiter eine Fackel gelehnt iſt; die leuchtende Spitze derſelben wendet ſich gegen die Erde. Neben der Fackel iſt noch ein Skorpion. Mehr in der Höhe, dem Kopf des Mithra gegenüber, erblickt man einen Raben, welcher aufmerkſam auf die Handlung iſt. Sieh da: dieſe Symbole ſind ſehr auſſerordentlich. Jene, welche in der Höhe des Bildniſſes gleichſam die Krönung des ganzen Basreliefs machen, ſind aber noch ſonderbarer. Sie ſind alle auf die nämliche rechte Linie geſetzt. Die erſte Figur iſt eine Sonne mit ſtrahlendem Haupt. Sie hat Flügel und iſt auf einen Wagen hinaufgeſtellt, welcher von vier Pferden gezogen wird, die ſich lebhaft hin und her bewegen und beinahe ganz auf ihren Füßen ſtehen. Sie beobachten alle vier die vier verſchiedenen Welt-Seiten. Neben dem Wagen iſt ein entblößter Menſch, vom Kopf bis zu den Füßen von einer Schlange umwunden; die Schlange macht vier Krümmungen um den nackten Leib, und in der Folge erhebt ſie ihren Kopf auf die Seite des Menſchen. Darauf kommen drei brennende Altäre, und zwiſchen den Altären eben ſo viele viereckige Flaſchen. Einer der nackten Menſchen, der von einer Schlange wie der Andere umwickelt iſt, hat Flügel, und hält in der linken Hand einen Stab. Hierauf kommen weiter vier flammende Altäre auf derſelben Linie, und zwiſchen den Altären ſind gleich große Flaſchen, wie vorne; ſo zwar, daß das Ganze ſieben Altäre und

ſechs Flaſchen bildet. Alles iſt auf dieſer Seite durch den Mond beendet, der ſich über ſeinem Wagen mit zwei Pferden zeigt. Der Mond hat die Figur eines Weibes, der Kopf und die Flügel gehen über einander; er hält die Zügel ſeiner Pferde, die niederfallen und nicht mehr weiter vorwärts können. Dies ſind die Myſterien und Symbole, welche ſo kurz als möglich ihre Auslegung erhalten ſollen.

3.

Die Bezeichnung des Stieres.

Man kann nicht zweifeln, daß alle dieſe Bildniſſe und Symbole die Sonne und ihre Wirkungen vorſtellen. *)

*) Die Bilder des Stieropfers werden erſt durch römiſches Medium reflektirt. Winkelmann bemerkt, daß dieſer Mithra eine von römiſchen Künſtlern gebildete Geſtalt iſt, die jene phrygiſche Mütze und die lange Fußbekleidung als konventionelles Zeichen ausländiſcher Tracht eingeführt hatten. Daſſelbe gilt nun auch von dieſen Monumenten im Ganzen; in ihnen ſpiegelt ſich der Geiſt ab, in welchem damals die Römer dieſes Gebilde des alten Magismus auffaßten, mit allen den Zuthaten der damit verwebten myſtiſchen Dogmen anderer Religionen, beſonders der chriſtlichen. Der Stier, den Mithra am Eingange der Höhle würget, iſt einmal die Erde ſelbſt, die einſt der große Djemſchid (als das perſonifizirte Sonnenjahr) mit dem goldenen Dolche geſpaltet. Höher gefaßt nach Porphyrius, iſt der Stier die keimtragende Materie und Mithra ihr Eröffner, der den Schoos ihrer befruchteten Gewäſſer demiurgiſch löſet. Aſtronomiſch gefaßt iſt Mithra die zeugende Sonne, getragen von dem Aequinoktial-Stier, dem Samen-Bewahrer. Dieſer iſt das Haus der Venus und die Exaltation des Mondes. In der Frühlingsgleiche tritt die Sonne in das Zeichen des Stiers ein; ſie ſpaltet ihn, und ſein Blut fließt warm und fruchtbar zur Erde nieder. Mit der Herbſtgleiche geht die Sonne in den Skorpion.

Der griechiſch-römiſche Mithra über dem Stier, wie ſchon der gelehrte Biſchof von Hadria trefflich bemerkte, iſt ausgedrückt durch den Vers des Statius, welcher bei ſeinem Anruf an die Sonne, am Ende des erſten Buches Thebaidos, ſingt:

Adsis, o memor hospitii, Junoniaque arva
Dexter ames, seu te roseum Titana vocari
Gentis Achemeniæ ritu; seu præstat Osirim
Frugiferum, seu Persei sub rupibus antri
Indignata sequi torquentem cornua *Mithram.*

Jetzt verſiegt die gebärende Kraft der Erde. Der Skorpion nagt an den Teſtikeln des Stiers. Dahin deuten auch die übrigen Attribute, der grünende Baum, das Frühlingsbild, der Jüngling mit gehobener Fackel u. ſ. w. Hinwieder der Herbſt in ſeinen Bildern im fruchttragenden Baume mit dem Skorpion, im Greiſe mit geſenkter Fackel, in der Schlange. Sodann oben über der Höhle, Sonne und Mond und die ſieben Pyreen als Symbole der ſieben Planeten. In der Kosmologie erhalten, wie bemerkt, Mithra und der Stier eine höhere Bedeutung. Im Zend-Aveſta hat Abudad, der Urſtier, aus dem die Keime aller Weſen quellen, ganz ungezweifelt dieſen höhern Sinn. Dort iſt er der weiſſagende Stier, der den Untergang der Hölle verkündet. Dort ſind Schlange, Skorpion u. dgl. Bilder Ahrimans und ſeiner Dews aus der Finſterniß, die den Stier der Welt erwürgen. Hier erhält auch der Hund, der den ſterbenden Stier anſieht, eine höhere Bedeutung. Er gehört dem guten Geiſte an. Er iſt der Hund des Troſtes, der den Sterbenden an den Taſchter erinnert, an die Wiedergeburt nach Ablauf des großen Weltjahres. Die erhabenſte Vorſtellungsart hat Freiherr v. Hammer: „Das Opfer des Stiers iſt zugleich ein blutiges Menſchenopfer, von Mithra, dem Vermittler, zur Sühne Gottes und des Menſchen, zur Vernichtung der Ahrimaniſchen Erbſünde, dargebracht.“

Creuzers Symbolik, zweite Ausg. 1819. I Theil, Seite 747 — 752.

— „Sonne ſei mir günſtig — — ich mag dich nun unter dem Namen des Titans, oder unter dem Namen des Oſiris, oder auch unter dem Namen des Mithra anrufen, wenn du in den Höhlen Perſiens die Hörner eines widerſpenſtigen Stieres feſthältſt, der alle ſeine Kräfte anwendet, um dir nicht folgen zu dürfen.“

Luctatius, der Ausleger des Statius, erklärt es alſo: „Man ſagt, daß es die Perſer ſind, welche zuerſt die Art einführten, die Sonne in Höhlen zu verehren. Die Sonne auf ſolche Art verehrt, wird Mithra genannt. Wegen der Verfinſterung, die dieſes Geſtirn manchmal leidet, wird der Kultus des Mithra in eine Höhle verlegt. Mithra iſt vorgeſtellt in einem perſiſchen Kleide mit einem Löwenkopf, geziert mit einer Tiare, mit beiden Händen die Hörner eines Stiers haltend, worunter der Mond zu verſtehen, welcher, unwürdig ſeinem Bruder zu folgen, vor ihm hergeht und ſein Licht bedeckt; denn die Sonne zeiget auf den Mond, welcher weit unter ihr iſt; um ihm eine Probe ihrer Stärke zu geben, ſetzt ſie ſich auf einen Stier, faßt mit der Fauſt ſeine Hörner, und wendet ihn mit Gewalt um.“ Statius macht uns verſtändig, daß er da von dem Mond mit zwei Hörnern redet. Nach dieſer Auslegung der Sonne, welche die Hörner des Stiers ergreift (zwar nicht in dem Bildniſſe, wovon wir jetzt reden, doch mindeſtens in dem andern, welches hierauf folgt, wo Mithra den Stier bei einem Horn anfaßt, oder an der Stelle, wo er ihn an der Schnauze hält), bemerkt man die Kraft, welche ſie über den Mond, wie über alle andern Geſtirne hat. *) Andere behaupten

*) Der hochverehrte große Mithra-Jzed wird von einigen als Stern und zwar als Planet bezeichnet (*Porphyrios de Nymph. antr. p. 265, edit. Amstel. 1707*), doch ohne wahren Grund; denn ſo wie die Sonne am Tage Or-

dagegen, daß der Stier die Erde bezeichnet, welche die Sonne mit ihren Strahlen anſticht, gleich wie mit einem Meſſer, um ihr Fruchtbarkeit zu verſchaffen und dadurch eigentlich die Thiere zu ernähren. Dieſe Auslegung hat auch ihr Wahrſcheinliches; wir wollen aber die andere nicht verlaſſen, welche will, daß Mithra über dem Stier, von welchem er die Hörner hält, die Macht der Sonne über den Mond und die Geſtirne bezeichnet. Dieſe Macht der Sonne über die Geſtirne bezeichnet ein Vers Claudians:

Et vaga testatur volventem sidera Mithram.

Lib. I. de laudibus Stiliconis.

worin er ſagt: daß ſie den Lauf der Geſtirne ordne. Auch Martian Capella (de nupt. Philologiae lib. 2, ed. Grotii p. 43) gibt eine ähnliche Aeuſſerung hierüber:

Nam medium tu curris iter, dans solus amicam
Temperiem superis, compellens atque coercens
Sidera sacra deum, cum legem cursibus addis.

— „Denn du durchſtreicheſt die mittelſte Bahn, die du es allein biſt,
Welche gefällige Witterung ſchenkt, und am Himmel herauffübrt,
Welche die heiligen Sterne der Götter, als Herrſcher, im Saum hält,
Da du die Bahn ihnen ordneſt und nach Geſetzen ſie einſchränkſt.“

Die Sonne iſt es, wie man ſich dieſelbe gewöhnlich denkt, welche den Lauf aller andern Geſtirne leitet; welche beſtimmt iſt, über alle zu herrſchen; welche ihr Licht allen Planeten mittheilt und ſelbſt den Mond ihrer

muzds Auge genannt wird, ſo heißen die Sterne bei Nacht Mithra's Augen; wie können alle Sterne die Augen eines Planeten ſein?

Macht unterſtellt, wie Mithra den Stier durch ſeine Hörner niederdrückt, welche, nach dieſer Meinung, das Bild des Mondes ſind. *) In der That, in dem Bildniſſe, welches wir hier beſchrieben haben, ſehen wir in der Höhe den Mond, mit ſeinem Wagen in weiblicher Geſtalt, welche auf dem Kopf einen Halbmond hat, mit ſeinen Hörnern, welche auszugehen ſcheinen.

4.

Die drei Mithra in dieſem Basrelief.

Was die zwei jungen Menſchen anbelangt, ſind dieſelben wie Mithra gekleidet, mit ihrer phrygiſchen oder perſiſchen Mütze; wir ſagen im Zwiſchenſatz, daß dieſe Mütze gewöhnlich von den Alten allen Nationen des Orients gegeben wird, wie wir in verſchiedenen Werken ſehen. Dieſe zwei jungen Menſchen ſind zwei Mithra's, worin Verfaſſer nicht zu irren glaubt. Folgendes iſt die Auslegung dieſer Muthmaßung. Die zwei Jünglinge, welche hier ſind, der eine unten, der andere auf der nämlichen Seite, ſind beinahe auf allen folgenden Bildern; der eine dieſer Mithra's zeigt ſich vor dem andern hinter dem Stier. Verfaſſer glaubt daher, daß der von vorne die aufgehende Sonne bedeutet, und der Mithra des Orients iſt; der auf dem Stier aber der Mithra des Mittags, dagegen der rückwärts auf die untergehende Sonne zeigende der Mithra des Abends iſt. Dieſe Muthmaßung iſt geſtützt auf den Mithra, welchen man zu Nettuno (Antium) gefunden hat, oder auf die zwei Knaben, wovon einer vor dem Mithra iſt und ſeine Fackel auf-

*) Worüber vorzüglich das Monument Mithra's aus Zweibrücken zu vergleichen iſt, auf welchem der Kopf des Stieres links an der gewöhnlichen Stelle des Mondes iſt.

recht hält, während der andere, welcher hinter ihm iſt, ſeine Fackel gegen die Erde neigt, gleichſam um ſie auszulöſchen. Eine erlöſchende Fackel iſt das Zeichen der untergehenden Sonne. Noch ein weiterer Grund beſtimmt den Verfaſſer, dieſen zwei jungen Knaben, mit ihren Fackeln, die Bedeutung des Aufgangs und Untergangs der Sonne zu geben. Und dieſer liegt in dem Monument, welches wir auslegten. Auf demſelben iſt jenem Mithra, welcher über einem Stier kniet, gegenüber an einem Baume eine Fackel angeheftet, und in die Höhe gewendet; an der andern Seite, bei dem untern Mithra, iſt eine Fackel an einen Baum gelehnt, welche der Erde zugewendet erlöſcht. Es dünkt den Verfaſſer, daß dieſes nichts bedeuten kann, als das Auf- und Untergehen der Sonne, den Orient und Abend.

In einem marmornen Denkmal, das Gruter beſchreibt, ohne ſich über die Figuren anders als ganz gewöhnlich auszudrücken, hat jeder dieſer zwei jungen Menſchen einen Stern auf dem Kopfe; der eine bezeichnet den Morgen-, der andere den Abendſtern. Das iſt es auch, was des Verfaſſers Gedanken über die drei Mithra's beſtätigt; wovon der eine den Morgen, der andere den Mittag, der dritte den Abend bezeichnet. Es gibt auch einige kleine Schwierigkeiten bei dieſen zwei jungen Knaben, hinſichtlich der Art, wie ſie die Fackeln heben, deren Erläuterung in der Folge vorkommen wird. *)

*) Den glänzenden, beſtimmten und zuſammenhängenden Religionsdienſt, die wahren Glaubenslehren Zoroaſters lernten weder die Griechen noch die Römer kennen, ſonſt könnten ihre Schriften dem Geſetz der alten Perſer nicht ſo widerſprechen. Die Römer und Griechen waren Schüler der Magiker, der Zauberer, die Zo-

5.

Bedeutung der Thiere im Monument des Mithra.

Nach den Schilderungen des Luctatius, die wir oben flüchtig anführten, wurde Mithra, nebſt den Sinnbildern, welche wir beſchrieben, auch mit einem Löwenkopf vorgeſtellt. Bis auf die Gegenwart haben wir aber keineswegs einen Mithra über dem Stier, mit dem Kopfe oder dem Antlitze eines Löwen geſehen. Was die übrigen Thiere betrifft, welche wir auf dieſem Bildniſſe finden, ſo ſcheint der Löwe nur da zu ſein, als das eigenthümliche Sinnbild des Gottes Mithra, welchen man einzeln nicht ſelten mit einem menſchlichen Körper und einem Löwenkopf, bisweilen auch ganz und völlig unter der Geſtalt eines Löwen dargeſtellt ſieht. Der Löwe war in den mithraiſchen Myſterien gewöhnlich, welche man bisweilen in den römiſchen Inſchriften Leontica *) genannt findet. Demun-

roaſter die Feinde ſeines Geſetzes nannte; auch politiſche Beweggründe mochten die Länder des Heidenthums beſtimmen, die Verehrung Ormuzds und das lebendige Wort nicht allgemein geltend zu machen.

*) Paulus, im zweiten Sendſchreiben an Timotheus, Kap. 4, V. 17, danket Gott, daß er ihn dem Rachen des Löwen entriſſen, daß alle Heiden es hörten, und vollkommenen Beifall erhielt, was er verkündigte. Unter den böſen Getrieben mag der große Apoſtel wohl die Leontica verſtehen, die Myſterien der Prieſter des Heidenthums und insbeſondere jene des Mithra. Da alles Unrecht, das Paulus erlitten, auf Nero's Befehl geſchehen; ſo verſtehen einige Ausleger unter der Errettung aus des Löwen Rachen, den Kaiſer Nero, weil Nero zu derſelben Zeit, als Paulus dieſes ſchrieb, in Griechenland war. Paulus, ehe ihm die Gnade des Herrn durch Glauben und Liebe an Jeſum zuging, war ein harter Verfolger der Chriſten. Als Saulus von Tarſus

geachtet wollen einige den Löwen hier für ein Zeichen des Thierkreiſes annehmen, ſo wie die andern Thiere nach ihren Namen für die Himmelszeichen. Dieſe Anſichten veranlaßten die mannigfaltigſten Betrachtungen und Verbindungen. Wenn man hierüber nicht zu gewagt urtheilen will, und wo es leicht wäre, das Irrige anzunehmen; ſo möchte man lieber im Allgemeinen ſagen: daß der Hund, welcher das Blut des Stieres leckt, die Schlange, welche ein Gleiches thut, der Skorpion, welcher des Stieres Geſchlechtstheile umklammert, ſo wie der Rabe, welcher die Handlung des Mithra betrachtet, und überhaupt alle Thiere, von welcher Gattung ſie ſeien, von der Gunſt, den Wirkungen und dem Einfluſſe der Sonne leben. Wir haben aus dem Vorhergehenden ſchon geſehen, daß die Schlange ſich gewöhnlich bei den Bildniſſen der Sonne und des Mithra einfindet. Apollo wird öfter auch für die Sonne genommen, und hat viele gleiche Eigenſchaften mit Mithra; ſie unterſcheiden aber immer ſeinen Kultus von dem des Mithra. Es zeigt ſich, daß dem Apollo der Rabe geweiht war, und daß ſich derſelbe öfter unter ſeinen Bildniſſen findet. Die zwei Bäume, welche ſich nahe bei Mithra ſehen laſſen, zeigen uns, daß alle Pflanzen durch die Macht der Sonne treiben, zunehmen und Frucht bringen. Auſſer dieſem, was wir von dem Raben ſagen konnten, finden wir auch, daß die

und hebräiſcher Jude, ſchnaubte Paulus Wuth und Mord gegen die Chriſten. Er war ein Diener des Oberprieſters, und durch griechiſche Gelehrſamkeit auch in den Myſterien der Heiden zweifellos eingeweiht. Die Errettung aus dem Rachen des Löwen dürfte daher mehr auf ſeine wunderbare Bekehrung, als auf Nero hindeuten. Paulus war der größte und glücklichſte Lehrer der chriſtlichen Religion unter den Juden und vielen heidniſchen Völkern.

Raben dem Mithra beſonders geweiht waren. Daher kommt es auch, daß die Diener in den Myſterien des Mithra Coraces genannt wurden, das ſoviel ſagen will, als Raben. Wir ſehen auch mehrere Inſchriften, wo dieſelben Diener Hierocoraces genannt ſind oder dem Gott Mithra geheiligte Raben. Dieſe myſteriöſen Feſte wurden auch Coraciken, vom Namen des Raben genannt, oder Leontiken (Löwen- oder Raben-Feſte). Wir werden am geeigneten Orte von den Dienern und den Einweihungen des Mithra (in den Staaten der Griechen und Römer) ſprechen.

Anmerkungen.

Der Prieſter-Stand iſt der erſte bei den Parſen. Seine Dienſte und Verrichtungen ſollen Nachahmungen Ormuzds und Zoroaſters ſein. Der Prieſter muß zu Mitternacht, beim Aufgang der Sonne, zu Mittag und beim Untergang der Sonne beten. Er wird von dem belohnt, für welchen er bittet, bezahlt aber ſeinen Arzt mit Gebeten. Der Prieſterſtand hat drei Stufen der Würde: Herbed, Mobed und Deſtur Mobed. Die Mobeds müſſen Tag und Nacht beim heiligen Feuer wachen. Alle Prieſter waſchen ſich um Mitternacht, und nur ſie dürfen Liturgiendienſt thun, der viele Zeremonien in ſich ſchließt. Obwohl alle Prieſter menſchlicher Religionen den Fanatism des Volks unterhalten, ſo waren dennoch die Feſte des Mithra, wie ſie die Griechen und Römer feierten, den alten Perſern ganz fremd. Die Prieſter der Perſer waren weder als Raben noch als Löwen gekleidet. Dies ſind Auswüchſe des heidniſchen Prieſterthums, die man bei den Perſern weder damals noch jetzt finden kann. Bei den Perſern war Volksglaube, was bei den Römern und Griechen nur geheime

Religion der Prieſter war. Die Löwen- und Raben-Feſte gehören daher auch nur in die heidniſche Römer-, nicht aber in die reine Perſer-Welt.

6.

Auslegung der myſteriöſen Einfaſſung dieſer Tafel nach Celſus.

Der obere Theil der Diele, welcher einer Krönung gleich darüber gemacht iſt, enthält mehrere ſonderbare Figuren von ſchwieriger Auslegung. Man ſieht ſie auf einer Linie; zuerſt die Sonne über einem Wagen,*) der, mit vier Pferden beſpannt, auſſerordentlich lebhaft hin und her bewegt wird; die Pferde ſtehen ganz

*) Nach Dion Chryſoſtomus beſingen die Magier den höchſten Gott als den erſten Regierer des vollkommenſten Wagens (d. i. des ganzen Weltalls); denn ſie ſagen, daß der Wagen der Sonne, ſo glänzend er auch ſei, tief unter Jupiters Wagen gehe, weil ihn die Blicke der Sterblichen erreichen und ſein Lauf von allen Menſchen geſehen werde. Weder Homer noch Heſiodus haben den Wagen Jupiters würdig beſungen. Dieſer Ruhm war dem Zoroaſter vorbehalten und den Schülern, die er gebildet hat, — ſie wiſſen das Verfahren dieſer, eben ſo weiſen als gewaltigen, Vorſehung zu erklären, die in den langen Zeiträumen vor der Entſtehung der Welt dasjenige Triebwerk angelegt hat, welches dazu dient, dieſes große All in Bewegung zu ſetzen, welches ſie in der Folge hat ſpielen laſſen. Dieſe allgemeine Bewegung iſt es, dieſe Harmonie des Alls, wovon das Volk nichts weiß, dahingegen jeder Menſch mit ſeinen Augen den Lauf der Sonne ſiehet, und des Mondes, die doch nur einen Theil des Weltalls regieren. Dies iſt eine ſehr gute Erklärung der Myſterien des Mithra, die Eubulus nicht begriffen hatte. Es iſt alſo dadurch auch ausgemacht, daß die Perſer eine Gottheit über der Sonne erkannt haben.

auf ihren hintern Füßen, welches die Sonne in der ſtärkſten und größten Hitze ihres Laufes bezeichnet. — Neben der Sonne iſt ein Mann oder ein Weib, von einer Schlange umwunden, eben ſo, wie Mithra mit dem Löwenkopfe, deſſen Abbildung wir ſchon früher gaben. In der Mitte auf derſelben Linie, erſcheint noch die Figur eines Mannes oder einer Frau mit Flügeln; ſie hält eine Pike in der linken Hand, und iſt gleichfalls von einer Schlange umwickelt. Wir ſprachen früher ſchon von der Art, wie dieſe von einer Schlange umwundenen Figuren auszulegen ſind. *) Sie gründen ſich auf ein neu entdecktes Monument. Wir haben dabei geſagt, daß ſie den Umkreis bezeichnen, welchen die Sonne macht, während ſie den Zeichen des Thierkreiſes folgt. Der Mond zeigt ſich an der andern Spitze; daß die ihm beigegebenen Pferde niederfallen, dürfte die Sonne bedeuten, welche in der Stärke ihres Umlaufes genöthigt iſt, ſich zu verbergen. Merkwürdig iſt der Halbmond, von welchem zwei Hörner aus dem Kopf hervorzugehen ſcheinen; wir haben davon ſchon geſprochen. Aber was ſagen wir von den ſieben Dadgahs oder Flammen-Altären, welche auf derſelben Linie, zwiſchen die Sonne und den Mond geſetzt ſind, und von welchen der Zuſammenhang durch die beflügelte, von einer Schlange umwundene Figur

*) Skorpione und Schlangen, als Symbole überhaupt von ſchädlichen, verderblichen Dingen, beſonders aber von ſchlauen gefährlichen Gegnern, kommen auch in den chriſtlichen Religions-Urkunden vor; ſo z. B. Luk. X, 19. wo man vergleiche: *Kuinoel* Comment. in N. T. Tom. II, p. 449, welcher die nöthigen Nachweiſungen hierüber in Kürze gibt. So werden auch in der Apocalypſe IX, 3, 5, 10 die verderbenbringenden Heuſchrecken vorgeſtellt mit Skorpions-Theilen, oder überhaupt den Skorpionen ähnlich. Creuzer.

getheilt iſt, welche drei Altäre auf der einen und vier auf der andern Seite hat? Was ſagen wir ferner von jenen länglichten Flaſchen, viereckig und ſechs an der Zahl, welche zwiſchen die Altäre geſetzt ſind? Verfaſſer findet nichts, was uns in dieſer Auslegung helfen kann, als folgende Stelle des Celſus, die Origenes in ſeinem ſechsten Buch wider dieſen Philoſophen erzählt: „Wir finden“ ſagt Celſus, „einigen Schatten, einige Spuren von allem dieſem hier in der Lehre der Perſer und in ihren Myſterien des Mithra. Man ſieht hier ein Sinnbild der beiden Himmelsziele: von jenem der unwandelbaren Sterne, dann von jenem der Planeten, und von dem Uebergange der Seele in dieſelben. Dieſes Sinnbild iſt eine hohe Treppe, welche bis zur achten Stufe hinaufſteigt. Die erſte Stufe iſt von Blei; die zweite von Zinn; die dritte von Erz; die vierte von Eiſen; die fünfte von gemiſchtem Erz; die ſechste von Silber; die ſiebente von Gold. Sie haben folgende Zueignungen: Die erſte dem Saturn, welche durch das Blei die Langſamkeit dieſes Geſtirns in ſeinem Laufe bezeichnet; die zweite der Venus, mit welcher ſie die Pracht und Zartheit des Zinns vergleichen; die dritte, welche feſt iſt und verſchloſſen (ſtandhaft) wie das Erz, dem Jupiter; die vierte dem Merkur, weil das Eiſen und der Merkur gut ſind, als Beiſätze an allen Werken und Sachen, welche zum Handel dienen und unter den Menſchen berühmt ſind; die fünfte, wegen gemiſchter Zuſammenſetzung ungleicher Natur, dem Mars; die ſechste, welche Silber iſt, dem Monde; die ſiebente als Gold, der Sonne; und noch aus der beſondern Urſache, weil dieſe beiden letzten Geſtirne von der nämlichen Farbe ſind, wie das Silber und Gold.“ — Wir ſehen in den Myſterien des Mithra, nach Celſus, ein

zunehmendes Steigen von ſieben Stufen, welche ſich auf die ſieben Geſtirne beziehen, wovon das letzte und größte die Sonne iſt. Die ſieben flammenden Altäre, welche in der Höhe unſerer Platte ſind, ſollen zur Ehre dieſer ſieben Geſtirne geſetzt ſein, welche ſo ſehr dem Göttlichen entſprechen. Die Zahl von ſieben beſtimmt dieſe Auslegung am annehmbarſten. Was die Flaſchen betrifft, ſind dieſelben vielleicht da, zum Ausgieſſen des Trankopfers zu dienen, welche man bei dieſem heiligen Feuer brauchte. Das iſt es, was wir unverfälſcht und gleichartig über dieſe große Abbildung Mithra's und ſeiner Myſterien zu ſagen hatten. Vielleicht, daß die Zeit hierüber weitere Entdeckungen macht. Wir gehen nun zu andern Bildniſſen über. *)

*) Eichhorn iſt der Meinung, daß die Mithra-Monumente aus der ſpätern Periode der guten Künſte ſeien, daß ſie auch nicht perſiſchen Muſtern nachgebildet, im Gegentheil, daß ſich Vieles auf denſelben finde, das mit der Lehre und den Gebräuchen der Magier in geradem Widerſpruche ſtehe. Jedoch lieſſe ſich nicht bezweifeln, daß die Römer durch ihre Symbole daſſelbe hätten andeuten wollen, was die Magier von Mithra gelehrt hätten; ſo fern ihnen die Lehre der Magier verſtändlich wurde. Die römiſchen Künſtler verbanden aber nur zu gern mit den einfachen ausländiſchen Bildern vorzüglich über die ſchaffende Naturkraft die eigenen heimiſchen, und hieraus ſei jene Miſchung von Attributen und Symbolen in den meiſten Mithra-Monumenten zu erklären. Da nun daſſelbe, was die Magier ihrem Mithra beigelegt, Griechen und Römer der Sonne beilegten, ſo habe die Vergleichung beider ſehr nahe gelegen — (wie die Vergleichung Chriſtus mit Mithra) — zumal da Mithra, wie Apollo, als ein Jüngling dargeſtellt wurde und beiderſeits der Stier ſeine Bedeutung gehabt, und ſo ſei von jener Zeit an Mithra als Sonne genommen und mit allen ihren Attributen ausgeſchmückt worden.

Drittes Kapitel.

1.

Andere Abbildungen Mithra's.

Ein anderes Basrelief des Mithra wurde zu Antium, heutzutage Nettuno, gefunden (V Abbildung, CCXVI Pl. à la 380 page (2) M. del Torre). *) Mithra iſt wie gewöhnlich über dem Stier; ein Jüngling iſt vor dem Stier, er hält eine brennende Fackel; ein anderer befindet ſich rückwärts, welcher ſeine Fackel gegen die Erde zukehrt, um ſie auszulöſchen. Verfaſſer ruft hier ſeine Muthmaßung zurück, welche ihm die wahrſcheinlichſte dünkt, nämlich: daß dieſe beiden Jünglinge, welche in der Kleidung, wie in allem Uebrigen, vollkommen dem Mithra ähnlich ſind, wovon die Fackel des einen brennt, die des andern erlöſcht, die aufgehende und untergehende Sonne bezeichnen, und daß Mithra über dem Stier, welcher zwiſchen beiden iſt, den Mittag bedeutet. Eine beſondere Eigenheit dieſes Bildniſſes, welches mehr Symbole als das vorhergehende hat, iſt, daß der Hund und die Schlange gegen den Stier anzuſpringen ſcheinen. Hier erblicken wir zwei Raben, welche ſich zu ſtreiten ſcheinen; über dieſen Raben ſieht man den Kopf der umſtrahlten Sonne, welcher hergeſetzt ſein mag, um anzuzeigen, daß Mithra über dem Stier die Sonne iſt; rückwärts hinter dem Jüngling, welcher die Flamme auslöſcht, iſt eine Schale, man weiß nicht zu welchem Gebrauche.

*) Monumenta veteris *Antii*, von della Torre, nachmaligem Biſchof zu Hadria. — Vergleiche die folgende Abhandlung VI.

Die heilige Schale (Feuerfaß) iſt ein liturgiſches Gefäß. In dem Izeſchne, das die Größe und Erhabenheit Gottes lobpreiſet, ſagt (X Ha) Zoroaſter: „Ich thue heiligen Dienſt in Silber- und Goldſchalen,“ und nach Izeſchne XI (Hom, d. i. Ized und Schützer der Orte, Städte, Provinzen), reicht in den gottesdienſtlichen Gebräuchen der Parſen der Raſpi dem Djuti das Hom-Gefäß in die Rechte, und ſpricht: „Hom! Geſchöpf des Himmels, gib mir in Himmels-Höhen die Wohnungen der Heiligen, der Seligkeiten Lichtkreis!“ — Baumwurzeln und Holz von guter Art opfern die Parſen zum Ormuzdsfeuer in Gefäßen; ſo wird auch das reine Waſſer, Zurwaſſer, Waſſer des Lebens, in Gefäßen verwahrt und dem betenden Parſen mitgetheilt, als Helm und Rüſtung gegen die argen Dews, damit ſie keine Höllen-Gewalt über die Diener Ormuzds, die Sieges-Helden der Reinheit, haben; darnach erläutert ſich die Beifügung der Schale.

2.

Mithra mit der Inſchrift Nama sebesio.

Das Basrelief, deſſen Bild wir hier geben (VI Abbildung, CCXVII Pl. à la 382 page, Villa Borghese), iſt durch ſeine Umgebungen merkwürdig. Die zwei Jünglinge, welche vor- und rückwärts dem Mithra ihre Fackeln erheben, halten uns nicht ab, zu behaupten, daß ſie demungeachtet die aufgehende, und untergehende Sonne vorſtellen; denn wenn auch eine der Fackeln nicht umgekehrt iſt, ſo kommt dies dem Eigenſinn des Verfertigers zu. Man ſieht darauf, wie in dem vorhergehenden, den Hund und die Schlange. Schwierig bleibt das Urtheil, ob das Inſekt, welches

mit ſeinen Scheeren die Geſchlechtstheile des Stiers ergreift, ein Skorpion oder ein Krebs iſt. Mithra wird hier in einer Höhle vorgeſtellt, wie wir ihn in mehrern Abbildungen ſehen. *) Er iſt meiſtens in dunkle, unterirdiſche Gemächer hingeſtellt. —

*) Die Parſen haben keine Tempel und es gehörte auch zu dem Unterſchied der erſten Chriſten, bis auf die Zeiten Konſtantins des Großen, in Bezug auf die übrigen Religionen des Alterthums, ſo wie zur wahren Chriſtenwürde und Hoheit, daß die öffentlichen Merkmale der Geſinnungen und Pflichten gegen Gott, welche das Urchriſtenthum vorſchrieb, nicht nothwendig in gewiſſe Oerter und Gebäude eingeſchränkt ſein mußten. Juden und Heiden kam dieſes unbegreiflich vor, aber die Chriſten wußten es wohl, daß ſie Gott mit ihrem Geiſte und Leben überall auf eine gleich gefällige Art dienen könnten, und daß die Vereinigung einiger aufrichtigen Diener Chriſti der feierlichen Verſammlung einer zahlreichen Gemeinde gleich zu ſchätzen ſei. Zwar forderte ihre gemeinſchaftliche Verbindung zum Lobe Gottes, zur Dankſagung gegen ihn, zur Erinnerung an ihre Verbindlichkeiten, ihre einmüthige Befeſtigung im unverfälſchten Glauben und in der brüderlichen Liebe untereinander, die Beſtimmung der Lehrer ſelbſt, welche ſie von den Apoſteln erhalten hatten — alles dieſes erforderte einen Ort zu einer nicht ſeltenen Zuſammenkunft. Doch dieſer konnte gar wohl veränderlich und willkührlich ſein; er war es auch in den erſten Zeiten. Dieſe oder jene Wohnung eines Mitgliedes der Gemeinde mußte dazu dienen, ſo lange ſie vor ihren Feinden Sicherheit genoß. Brachen Verfolgungen der Obrigkeiten ein, oder mußte man Gewaltthätigkeiten des Pöbels befürchten, ſo waren es Felder und Wälder, ſelbſt Höhlen, Grabſtätten und unterirdiſche Begräbnißplätze (unter denen man die römiſchen Katakomben als die berühmteſten kennt), wo die Chriſten oft vor Anbruch des Tages oder zur Nachtzeit ſich verſammelten. — Schröckhs Kirchengeſchichte, IV Theil Seite 16.

Der Rabe ſcheint hier auſſerhalb der Mithrahöhle zu ſein; man ſieht auf einer Seite die Sonne in ihrem Wagen mit vier Pferden, auf der andern dagegen den Mond von zwei Pferden gezogen; ein nackter Menſch geht voraus. *) Der Mond iſt mit einem großen Schleier umgeben. In der Mitte zwiſchen der Sonne und dem Monde ſind drei Bäume und ein nackter Menſch, welcher ſie zu reinigen ſcheint. Was dieſes Basrelief beſonders merkwürdig macht, iſt eine Inſchrift über dem Leibe des Stieres: „Deo soli invicto Mithrae.“ („Dem Sonnen-Gott, dem unüberwindlichen Mithra.“) Eine zweite Inſchrift über dem Hals des Stieres lautet: „Nama sebesio.“ Die Auslegung dieſes Räthſels war bis zur Gegenwart das Bemühen von mehrern gelehrten Männern. Verfaſſer ſieht aber nicht, daß ihre Erläuterungen genügten; ſie ſind alle zu gewagt und von ſo wenig Haltbarkeit, daß man ſich mit Sicherheit auf Keinen zu ſtützen weiß. Wir erwarten, daß andere Denkmäler uns beiſtehen, das mit mehr Zuverſicht zu entwickeln, was wir bisher nicht errathen konnten. Ein Umſtand iſt zu bemerken, daß dieſes Basrelief des Mithra, wovon wir hier reden (dermal in dem Weinberg Borgheſe), ehemals in einem unterirdiſchen Tempel des Kapitols war, — wie Gruter, Seite 34, ſagt; — und welches mit dem übereinſtimmt, was Flaminius Vacca, S. 170, in dem Journal Italiens erzählt: „daß der Bildner Vincent Roſſi, welcher in dieſes unterirdiſche Gemach hineinging, darin die Geſchichte Jupi-

*) *Roma subterranea* etc. T. II pag. 494 — 662. T. I. pag. 383, 308, 305. — *Eichhorn, de Deo Soli invicto Mithra* pag. 7 not. d. — *Joh. Andreae Quenstedii* Antiquitates Biblicae et Ecclesiasticae. Wittenbergae. Sumt. Joh. Ludolph. Quenstedii, Autor. Filii. A. 1699.

ters und Europens auf einem marmornen Basrelief vorgeſtellt ſah. Roſſi nahm ohne Zweifel den jungen Mithra für die Europa, und den Stier für Jupiter, welcher dieſe Verwandlung annahm, um die Europa zu rauben. Es war ihm dabei ſehr leicht, ſich zu irren, als in dieſer Zeit Mithra's Denkmale noch nicht wohl auszulegen waren, und man ſie gewöhnlich für ganz etwas anders nahm.

Anmerkungen.

Philipp a Turre, Gruter, Zoega und Mehrere beſchäftigten ſich in ernſten Forſchungen mit den Denkmälern Mithra's und der Mithriaca. Auch Kleuker gibt eine Beſchreibung des Mithra-Monuments im Borgheſiſchen Weingarten. Wir können ſie hier füglich übergehen, da ſie nichts neues abweichendes von frühern enthält. Intereſſanter aber wird dem Leſer die Erläuterung ſein, welche Kleuker über die räthſelhafte Inſchrift auf dieſem Denkmale gibt; denn auf dem Bauche des Stieres ſtehen die Worte: „Deo soli invicto Mithrae" und auf dem Halſe:

„NAMA SEBESIO."

Das Basrelief iſt bis auf das Frontiſpicium ſehr gut erhalten, das nach dem Muſter anderer Denkmäler Mithra's in den neuern Zeiten umgebildet zu ſein ſcheint.

Bei den verſchiedenen Deutungen will Kleuker nicht verweilen. Philipp de la Torre ſchließt ſehr wohl, daß die Symbole Mithra's die Erzeugung der Natur mittelſt der Sonne ausdrücken; aber er findet ſich genöthigt, um dieſen Stern in der Inſchrift nama sebesio zu finden, nama in hamma (Sonne) und sebesio in semes zu verwandeln.

Giorgio Giraldi hat mit vielem Fleiß in ſeiner alten Mythologie den Urſprung und Sinn des Wortes

sabazius aufgeſucht (Hist. Deor. Synt. 8 ed. 1580 pag. 266). Weil alle dieſe Leute Mithra für die Sonne und den Stier für die Erde oder Natur nahmen, ſo richteten ſich darnach ihre Erklärungen, die ungewiß und unbeſtimmt waren, weil ſie weder aus der Kenntniß der Theologie, noch der Sprache der Perſer geſchöpft wurden.

Freret, in dem Mém. de Liter. T. XVI pag. 280, hat dagegen durch Hilfe des Neuperſiſchen die Inſchrift nama sèbesio ſehr glücklich erklärt. Er ſetzt, daß nama von nam ros, benedictio, und sebesio von sepas, gratiarum actio, kommt.

Aus der Inſchrift ſieht man, daß dieſes Monument Mithra geheiligt war.

„Deo soli invicto Mithrae."

„Gott der unüberwindlichen Sonne Mithra."

Anquetil überſetzt Soli ſo wegen einer Inſchrift des vierten Jahrhunderts im Cappacius (Hist. Neapol. l. I, c. 4, p. 196) wo daſſelbe Wort im Genitiv ſteht:

Dei solis invicti
Mithrae Hierophanta . . .

Das eigenthümliche Amt Mithra's iſt, Ueberfluß und Fruchtbarkeit zu ſchenken, beſonders unbebauten Gegenden.

Mithra erfüllt ſeinen Dienſt:

1) indem er den Gerechten ſchützt und des ſittlichen Uebels weniger macht, welches der Gewalt Ahrimans auf Erden Gedeihen gibt;
2) durch Bekämpfung dieſes unreinen Geiſtes, der die Welt zu verheeren und die Menſchen unſelig zu machen trachtet. Dieſer letzte Karakter hat eine unmittelbare Beziehung auf die Inſchrift.

Ueber die Bedeutung der Höhle kann Eubulus beim Porphyr (De Nimph. antr. ed. Cand. pag. 253)

zum Leitfaden dienen. Nach ihm hat Zoroaſter zuerſt in den benachbarten Gebirgen Perſiens Mithra, dem Schöpfer und Vater alles deſſen, was iſt, eine Höhle geheiligt. „Dieſe Höhle ſollte dem Zoroaſter, ſagt Eubulus, die Welt — durch Mithra geſchaffen — abbilden und die Gegenſtände in derſelben ſollten durch beſtimmte Entfernungen von einander Symbole der Elemente und Klimate ſein.“

Der Schauplatz iſt alſo in der Welt, unter den Elementen und Klimaten; laßt uns die Analogie verfolgen.

Wie das Kirchenjahr der Parſen *) keine Einſchaltungen leidet, ſo müſſen die Monate durch alle Jahres-

*) Parſen ſind die Anhänger der Lehre Zoroaſters (Zeratuſch), ein Völkerſtamm von hundert und fünfzigtauſend Familien im weſtlichen Theile von Oſtindien, von Diu bis nach Bombay. Als die Muhamedaner im ſiebenten Jahrhundert nach Chriſto Perſien eroberten, wanderten einige perſiſche Völkerſtämme nach Oſtindien und ſiedelten ſich an der weſtlichen Küſte an, bei Danoo und Kap Sejan, vorzüglich in dem Dorfe Urdwara, das auch jetzt der Hauptaufenthalt ihrer Prieſter und der Bewahrungsort ihres heiligen, aus Perſien mitgebrachten, Feuers iſt. In Bombay allein leben jetzt gegen vierundzwanzigtauſend Parſen. Dieſe friedlichen Menſchen haben mit der Hindu-Kleidung viele indiſche Gewohnheiten, auch die Sprache der Guzerat angenommen. Sie ſind Kaufleute, Mäckler, Landbauer und Handwerker, nur treiben ſie kein Gewerbe, das mit Feuer zu thun hat, folglich keine Metallarbeiten. Auch dienen ſie nicht als Soldaten. Des Handels wegen halten ſich viele Parſen in China, Bengalen, Pegu, Madras und Ceilon auf. Ueberall bewahren ſie die Tugenden und Sittlichkeit ihrer Väter. Sie befolgen ſo viel möglich die Lehren Zoroaſters, glauben an Einen Gott, verehren das Feuer als ein Sinnbild ſeiner Reinheit und die Sonne als das vollkommenſte ſeiner Werke; auch glauben ſie an Belohnun-

zeiten gehen. Anquetil glaubt daher, daß die von einander abweichenden Basreliefs Mithra's zu den Erſcheinungen dieſes Geiſtes in allen vier Jahreszeiten ſich verhalten und daß ſie zugleich eine beſondere Beziehung auf die Nacht- und Tagesgleiche des Frühlings und Herbſtes, als die Zeitpunkte der Wiederauflebung und Fruchtbarkeit der Natur, haben, welche den Triumph Mithra's ankündigt.

Das Basrelief der juſtinianiſchen Galerie z. B. ſtellt Mithra herbſtlich vor; und darum führt vielleicht Bacchus bei den Thraziern ſo gut als die Sonne den Namen Sebasius oder Sebadius. *)

Das ſo eben Beſchriebene bezieht ſich auf den Frühling. **) Hier beginnt die Sonne ihre Laufbahn, dar-

gen und Beſtrafungen in einem künftigen Zuſtande, ſo wie es ihnen die Offenbarungen des Ardai Viruf verkündigen. Jeder Parſe iſt ein Streiter Ormuzds wider Ahriman; ſeine Waffen, ſein Muth werden geſtärkt durch den Grundſatz, daß alles Gute von Ormuzd geſchaffen ſei und werde. Er muß rein ſein, unterrichtet nach der Wahrheit, wohlthätig gegen die Dürftigen und keuſch in der Ehe. Die Parſen reden in ihren neuern Schriften frei wider Muhamed. Ihre milden Anſtalten nehmen die Armen aller Stämme auf; unter ihnen ſelbſt findet man faſt keinen Bettler. Die Ehre des Weibes iſt ihnen heilig; daher ſind ihre Sitten rein. Ihre Prieſter unterſcheiden ſich von den Laien durch einen weißen Turban. Kaſten-Abſonderungen finden bei ihnen nicht Statt. (Vergl. Reiſebeſchreib. Anquetils.)

*) *Montfaucon*, Ant. T. II p. 2 p. 384 pl. 218. f. 1. *Macrob.* l. I Saturn. c. 18.

**) Zur Zeit Zoroaſters war des Jahres Anfang wohl um das Frühlingsäquinoctium, oder doch nicht über einen Monat früher, weil nach den Parſen die Einſchaltung eines Monats alle hundert und zwanzig Jahre bis auf dieſen Geſetzgeber gedauert hat und weil Diemſchid,

um trägt ſie das Antlitz eines Jünglings und des Vorläufers Fackel iſt erhaben.

Auch die Bücher Zend geben ihr vier Pferde (Jeſcht Favard Kap. 27); Mithra wird auch vom Monde begleitet (Neaeſch der Sonne).

Bei der Heiligung dieſes Monuments war der Mond wahrſcheinlich in der Abnahme; daher die geſenkte Fackel und die eilenden zwei Pferde; in andern Denkmälern trägt er wachſende Hörner; dies kann auch noch auf den ihm anvertrauten Samen des Stieres, als des Keims aller Thierkeime, des Univerſal-Samens aller Thier-Schöpfung, ſeine Beziehung haben. Daher der Name Maonghe gaotschethre, d. i. Mond, Keim des Stieres.

Die grünenden Bäume bezeichnen die Erneuerung der Natur. Die Schlange, des Winters Schöpferin, durch Mithra zu Boden geworfen, liegt ohnmächtig. Darum heißt es: „Wenn Mithra's Feind, der Schlangendrache, verheert die Länder, die mir gehören, der ich Ormuzd bin, ſo ſchlage ſie, o Sapetman (Zor) wenn er Armuth daſelbſt erzeugt; es ſchlage ſie der reine Mithra ſchnell, wie auch Mazendrans Dews."

Mithra's Waffen ſind beſonders Bogen, Pfeil, Lanze, Dolch und Keule.

Unter den Himmelsvögeln, die Begleiter dieſes Geiſtes ſind, ſieht man auch Hahn und Rabe.

Das Thier unten iſt der Hund Sura, wovon die pehlviſche Kosmogonie ſich erklärt, wie folget: „Es ſtehet geſchrieben, daß ein Hund an den Sethor pah (Sternenhimmel) geſtellt iſt zur Wache über die Menſchen, und auch zum Schutz der Thiere. Wenn

der Gründer, den Anfang des Jahres auch um das Frühlingsäquinoctium ſetzte.

Thier und Menſchen zuſammentreten, ſo findet ſich der Hund Sura in der Welt; er iſt es, der aus Einem Menſchen die große Zahl hat werden laſſen.“

Eine ſeiner Verrichtungen iſt alſo Wache über Bevölkerung; und im Basrelief hilft er der Natur zur ſchnellern Geburt. Die Handlung dieſes Thieres oder ſein Herfallen über den Stier, bezeichnet die ungeduldige Erwartung nach der verwandelten Natur, durch Mithra, die aus der Wunde des Stiers zu kommen ſcheint, und durch den Aehrenſchwanz bezeichnet wird.

Dies letzte Emblem erklärt Bundeheſch: „Wie der erſte Stier todt war, kamen aus ſeinem Schwanze fünfundfünfzig Arten Stauden (Pflanzen) des Getreides und zwölf Arten heilſamer Bäume, gut zur Geſundheit auf Erden.“

Der Schaft des Dolches geht auf einen Hahnenkopf aus; dieſer Vogel iſt nach Seroſch der Wächter der Welt.

Alles wird in der Natur zu gleicher Zeit von neuem geboren; Bäume, Thiere und die Gleichheit der Tage wird durch die beiden erhobenen Fackeln vor und hinter Mithra bezeichnet. Auch die Ehen vollzog man um das Frühlingsäquinoctium. (Strabo l. XV, p. 733.)

In der erſten Inſchrift heißt Mithra Gott und unüberwindlich, weil ihm nichts zu widerſtehen ſcheint; er ſelbſt kämpft für die Natur, triumphirt über ihren Feind und ſchenkt ihr durch das ſinnlichſte Wunder ihre Kräfte und Fruchtbarkeit wieder.

Nama sebesio iſt Parſi Lobpreis der Grüne. Nama oder namas Lob, Gebet und Denkmal des Gebets.*)

*) In den Oposcoli scientifici (Vol. XIX, pag. 39) und in Muratori (Thesaur. Inscript. Vol. I pag. 138) wird einer

Sebesio oder sabsio grüne, von sabz grün, davon das Subſtantiv sabsi, Grüne, d. i. dieſes Denkmal iſt der Wiederauflebung der Natur gewidmet, deren Symbol die Grüne iſt; o iſt die lateiniſche Endung, welche die Römer bei Annehmung des Mithradienſtes hinzufügten.

Nach Plutarch (Vit. Pomp.) führten die vom Pompejus überwundenen Piraten den Mithradienſt in

Inſchrift gedacht, die bei Tivoli gefunden worden, worin das Wort Nama vorkommt:

SOLI. INVICTO. MITHRAE.
SICVT. IPSE. SE. INVISV.
IVSSIT. REFICI.
VICTORINVS. CAES. N.
VERNA. DISPENSATOR.
NVMINI. PRAESENTI. SVIS. IN.
PENDIS. REFICIENDVM.
CVRAVIT. DEDICAVITQVE.
NAMA. CVNCTIS.

Hier kann Nama, wie Freret bemerkt, weder das Fluentum des Reineſius (l. III, var. lect. pag. 603) und Maffei, noch das Fidelis des Fourmont bedeuten (Mém. de Liter. T. XVI p. 280); es paßt ſehr gut Anquetils Erklärung von nama sebesio: ein dem Mithra geheiligtes Denkmal des Gebets und Lobes. — Es könnte noch von nam, Name, auf ein Buch oder erklärendes Denkmal gehen, wie Schah-namah, d. i. Buch der Geſchichte, Lob der Könige: alsdann waren nama sebesio, Monument oder Inſchrift zur Verkündigung und Bezeichnung der Grüne oder ein der Grüne geweihtes Denkmal. Der Sinn wäre derſelbe; aber wegen der Wortſetzung zieht Anquetil ſeine Erklärung vor. Nama hat bisweilen auch ein h und dieſer Buchſtabe wurde von Auswärtigen durch g oder kh ausgedrückt, avesta abestogo, meher meχer. Auf römiſch hätte die Inſchrift alſo namag sebesio lauten müſſen. Monum. vel. Ant. ubi supra. Mém. de Lit. T. XVI p. 271.

Italien ein; daher die ſtolzen Titel: Gott, Allmächtiger (Grut. p. 33, 10 und 34, 1. Capaccius Hist. Neapol. l. 1, c. 14, p. 196), welche Mithra in verſchiedenen Inſchriften führt, und die kein reiner Schüler Zoroaſters ihm gegeben haben würde.

Jeſcht Mithra, das vornehmſte Gebet der Parſen, welches die Haupteigenſchaften der himmliſchen Geiſter erhebt, würde nur ſehr unvollkommen alle Verhältniſſe Mithra's im Basrelief erklären; wenn man vergäße, daß dieſe Symbole durch ihren Uebergang aus den Händen der Perſer in die Hände der Piraten (Seeräuber) und von dieſen zu den Römern, einem Volke der gröbſten Idolatrie (Götzenverehrung), ſehr verbildet werden mußte.

M. Du Pin, dissert. prélimin. sur la Bible.

Brissonius, de Regno Persarum Lib. III, p. 160.

Philipp a Turre, diss. de Mithra, in monumentis veteris Antii.

Fabricii, Bibliographia antiquaria, C. VIII, § 12. p. 250. C. X, § 10. p. 322.

Extrait du Diction. histor. et critique de Bayle, T. II, p. 436, à Berlin chez Chr. Fréd. Voss. 1767.

Journ. de Trevoux, 1761. Jan. Second Vol.

Der Abt Mosheim führt Zeugniſſe der Alten an zum Beweis, daß ſie über die Sonne noch eine höhere Gottheit geſetzt und folglich durch Mithra, welcher die höchſte Gottheit bedeutete, die Sonne nicht haben verſtehen können. Mosheim unterſucht weitläufig, wie Mithra unter die Gottheiten gekommen, und bemüht ſich zu zeigen, daß Mithra wahrſcheinlich in den älteſten Zeiten ein gewaltiger König geweſen, welcher das Land von den wilden Thieren gereinigt, wohnbar gemacht und dem dann nach ſeinem Tode gött-

liche Ehre erwieſen worden, weil man glaubte, ſeine Seele ſei zu den Göttern in die Sonne verſetzt worden. Zoroaſter reformirte aber dieſen Glauben des grauen Alterthums und verſtand nach Mosheim unter Mithra ein allerreinſtes Natur- und Intellektual-Feuer, wie es die Stoiker und Platoniker benennen, aus deſſen Ausfluß er ſodann die Prinzipien der geiſtigen und materiellen Weſen herleitete. Die Geſchichte der Philoſophie des Orients beſtätigt nach Mosheims Dafürhalten, dieſe Anſicht als richtig und verläſſig; denn 1) nahm Zoroaſter mit andern Philoſophen den Grundſatz an: aus Nichts wird Nichts, und zwar unbedingt als eine angeborne Wahrheit; 2) wollte er ſein Syſtem in eine philoſophiſche Gleichheit ſetzen; 3) hielten die Vernünftigern unter den Perſern mit Zoroaſter die Sonne zwar nicht für das allerhöchſte Weſen ſelbſt, aber doch für deſſen weſentliches Bild, das deſſen Eigenſchaften in ſich habe. Was konnte aber nach dieſen Meinungen das allerhöchſte Weſen anders ſein, als ein ſolches allerreinſtes Feuer, das Alles in ſich begreift, beſtändig quillet und alſo Alles bewegt? 4) Damit trat auch Zoroaſter der damals herrſchenden Religion bei und konnte zulaſſen, der Sonne göttliche Ehre anzuthun; weil er ſie doch für ein weſentliches Bild des höchſten Weſens, als deſſen Ausfluß und vielleicht als den edelſten Theil dieſer Ausflüſſe anſah.

Viertes Kapitel.

1.

Einfache Abbildung Mithra's und ſeiner Sinnbilder aus einem gegrabenen Stein.

Wir ſehen hier einen andern Mithra abgezogen von einem geſchnitzten Stein, viel einfacher, als wir ihn eben geſehen haben (VII Abbildung CCXVII Pl. à la 382 page (2) Maffei). Er wurde zuerſt durch Leonard Auguſtin und ſeitdem durch den Ritter Maffei bekannt gemacht. Die drei Mithra's hier ſind wie die vorhergehenden Bildniſſe.*) Einige glaubten, daß jener, welcher ſeine Fackel auslöſcht, ganz andere Sachen mache. Aber der Biſchof von Hadria, welcher einen Abdruck des Steines hatte, verſichert in der folgenden Abhandlung VI, daß er nur ſeine Fackel umwendet, wie in den andern Bildniſſen, die wir ſahen, welche faſt ganz damit übereinſtimmen; auch in dieſen,

*) *B. Ugolini*, *Thesaurus Antiq. Sacrarum* etc. *Venetiis.* 1769. Apud Joannem Gabrielem Hertz et Sebastianum Coletti. Tom. XXIV, p. 1205, Kal. Ianuariis Romae celebrabatur dies solis invicti. — T. II, *Mithram* Aethiopes coluere. Cur in ejus mysteriis panis, et aquae poculum apponeretur 205. — *Mithra*, seu *Mythra* est sol adoratus tamquam idolum, T. XXIII, 119. 260. Mithrae Romani in inscriptionibus adjungebant solem, 261. — Portae septem Mithrae pro numero planetarum erant pro consecrandis huic idolo, 383. — In ingressu per dies quadraginta initiandos cruciabant, 384. — Per biduum caedebant eos flagris, *ibid.* Per dies viginti volutabant in nive; tum quaedam ignita stigmata imprimebant, *ibid.* Demum perveniebant ad mysteria iniquitatum, ib. — Sacra ejus dicebantur Leonsinica, Coracica, Patrica, Persica, Eliaca, ib. — Specus sacerdotum erat tenebricosa et horrida, ib. — Hic Deus dicebatur ab eis Occultus κρύφιος, ibid.

daß die beiden Jünglinge, wovon der eine vor, der andere rückwärts dem Stier iſt, die Fackel aufwärts, der andere abwärts gegen die Erde hält, doch dergeſtalt, daß der eine bald vorn der andere rückwärts iſt. Der Hund und der Skorpion zeigen ſich wie gewöhnlich; aber an dem Platz der Schlange ſieht man einen Delphin, vielleicht um anzuzeigen, daß die Sonne den Waſſer- wie den Landthieren das Leben gibt. *) Gegen den Schweif des Stieres iſt eine Schildkröte, welche ein Sinnbild des Merkurs iſt. Dadurch wollen wir aber nicht beſtätigen, daß eine Verbindung mit Merkur beſteht; obwohl dieſes nicht unmöglich wäre. In der Höhe dieſes Bildniſſes iſt der Kopf der ſtrahlenden Sonne. Hinter derſelben iſt eine Ruthe, jener ähnlich, welche man der Sonne in der Darſtellung des Wagens mit vier Pferden gibt. Auf der andern Seite des Bildniſſes ſieht man den Kopf des Mondes, auf welchem die Hörner ſind. Der Raum zwiſchen der Sonne und dem Mond iſt angefüllt von den Sinnbildern der Götter und der ſieben Geſtirne. Das bei der Sonne viel größere, als die andern, iſt vermuthlich, um die Sonne zu bezeichnen, und das bei dem Mond, um den Mond zu bezeichnen; die fünf andern ſind Mars, Merkur, Jupiter, Venus, Saturn. Die Sinnbilder dieſer Gottheiten ſtellen ſich alſo dar: der Pfeil für den Mars, der Heroldsſtab für den Merkur, der

*) Delphine finden ſich auch als myſteriöſe Symbole auf den Sarkophagen und Epitaphien der erſten Chriſten in den Katakomben Roms, wie auch ſehr häufig und beinahe auf allen Monumenten Vögel aller Arten, z. B. Columba innocentiae ac simplicitatis imago. *Roma subterranea* T. II, p. 706. P. 658 piscis incertitudinem vitae humanae denotat. P. 621 — 625 Delphinus inter pisces principatum obtinet, musicae amans, cum homine amicitia, cum crocodilis bellum exercet.

Donnerkeil für den Jupiter, einer der beiden Vögel iſt vermuthbar eine Taube für die Venus, und die Senſe für den Saturn ſcheint bei den Hörnern des Stieres zu ſein.

2.

Die verſchiedenen Meinungen über dieſe Sinnbilder.

Es iſt zu bemerken, daß die Figuren auf dieſen gegrabenen Steinen gewöhnlich ſo klein ſind, daß man die Gegenſtände zur Unterſcheidung vergrößern muß; alsdann vermengt ſich gar zu oft das Vorurtheil damit. Ein Alterthumsforſcher bildet ſich leicht ein Syſtem über einen Stein, bei welchem er alles auf dieſes Syſtem zurückführen will. Nach dieſer Eintheilung findet er in dieſen kleinen Figuren dann eher das, was ſeinem Vorurtheile dienlich, als was hier das Wirkliche und Wahrhafte iſt. Dies traf auch in Rückſicht dieſes Steines zu. Der Eine ſah einen Gegenſtand, der Andere einen andern, und behält ſich über gewiſſe größere Figuren noch etwas vor, in welchen Einige ſchon übereingekommen ſind. Der Delphin läßt ſich auf unſerm Abdruck ſehen. Del Torre, deſſen Betrachtungen Mithra's ausführlich nachfolgen werden, ſagt dagegen, daß es eine Schlange ſei. Der Mithra, welcher vorhergeht, wendet ſeine Fackel gegen die Erde, um ſie auszulöſchen. Andere glauben, ganz andere Verrichtungen machen zu ſehen. Die Kleidung, welche dieſer gelehrte Biſchof an Mithra ſah, beſtimmte ihn, das aufzudecken, was es war. Ein runder Kopf, umſtrahlt von der Sonne, iſt unter dem Monde. Del Torre nahm es für eine Krone, wie wir noch näher von dieſem geiſtvollen, tiefdringenden Alterthumsforſcher vernehmen werden. Einige fanden hier ſieben Geſtirne; del Torre entdeckte aber acht. Die zwei

Vögel, wovon der eine in Montfaucons Abdruck ein Rabe zu ſein ſcheint, der andere ein Adler, ſind bei del Torre ganz einfach Vögel genannt. Es iſt hier unmöglich über die Verſchiedenheit der Meinungen ſich zu vereinigen, da man Gegenſtände zu unterſcheiden hat, welche im Original nicht größer als der Kopf einer Stecknadel ſind. Wir können daher nicht durchaus auf die Augen Anderer vertrauen, und ſehen ſieben Geſtirne, wovon das größte unbezweifelt die Sonne bedeutet, und die andern, nach der Auslegung der Myſterien des Mithra, welche wir vorher gaben, den Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Saturn und die Venus. Ein Theil der Sinnbilder dieſer Gottheiten iſt deutlich ausgedrückt; daher wir andere Muthmaßungen genommen, weil uns die frühern dunkel ſchienen, bemerken aber dabei nichts deſto weniger unſere Zweifel und unterſtellen ſie immer dem Urtheil des unterrichteten Leſers. *)

Ein anderes Mithra-Bildniß, bekannt durch Abbé Vignoli, hat das Eigene, daß die zwei Jünglinge, der eine vor, der andere nach Mithra gehen, wovon der vordere ſeine Fackel erlöſcht, der rückwärts

*) *Joannis Seldeni* I. C. *De DIs Syris* Syntagmata II. Lugduni Batavorum. Ex Officina Bonaventurae et Abrahami Elsevir. Acad. Typogr. Anno 1629. — *Lactantius:* „Primus Sapientiae gradus est, *Falsa* intelligere." *Walaeus*, de Sabbatho. Huic adjunctae sunt duae Orationes ejusdem Authoris, in quarum prima describitur *Politicus Christianus*, in altera, *Officium veri Studiosi*. — *Joannis Seldeni*. De Jure Naturali et Gentium juxta Disciplinam Ebraeorum. L. VII. *Argentorati*. Anno 1665. — *Lilius Gregorius Geraldus*. De Deis Gentium. *Basileae*, per Joannem Oporinum. 1548. *Zoroaster*, p. 152 b, 319 b, 320 a, 482 b, 613 b. *Mithra dea*, 535 b. *Mithras deus*, 319 a, 747 a, 740 b, 320 a, 321 b, 9 b.

dagegen dieſelbe erhebt. Dies dürfte von keiner beſonders wichtigen Bedeutung ſein, der Bildner verwechſelte den ruhenden mit den aufrechtſtehenden, nach ſeinem Belieben. Man ſieht auch in dieſem Bildniſſe den Kopf der Sonne auf einer Seite und an der andern den Mond auf der halben Sichel. Dies beſtätigt unſere Auslegung, welche wir vorher gaben, und die dahin ging, daß der eine wie der andere hier vorgeſtellt ſind: die Sonne durch den jungen Mithra, und der Mond durch den Stier.

3.

Der ungewöhnliche Mithra im Juſtinianeiſchen Muſeum.

Ein anderer Mithra (VIII Abbildung, CCXVIII Pl. à la 384 page, Galerie Justinienne) iſt aus der Galerie Juſtinians entnommen. Er iſt der auſſerordentlichſte von allen, ein (römiſch) bacchanaliſcher Mithra, nackend, *) ohne Waffen, eine phrygiſche oder perſiſche Mütze tragend, hält Trauben, nach welchen er hinblickt. Er ſcheint zur Mittagszeit angekommen zu ſein und ſeinen Lauf vergeſſen zu haben, um ſeine Mahlzeit zu nehmen, und im Ueberfluß Wein zu trinken. Vor dieſem Mithra des Mittags iſt ein anderer Mithra, welcher ſeine Fackel gegen die Erde hält; dieſer iſt der Mithra des Abends. Auf der andern Seite erhebt der Mithra des Morgens ſeine Fackel, wie gewöhnlich. Zu den Füßen des ſüdlichen oder mittägigen Mithra ſieht man einen Bogen, einen Pfeil, einen Köcher und überdies noch einen Dolch oder Meſſer, deſſen er ſich gewöhnlich bedient,

*) Man vergleiche damit den Mithra-Stein von Ladenburg am Neckar. Abbildung XIV.

um den Stier zu erwürgen. *) Neben dem Dolch iſt die Inſchrift: NAMA. Ein Wort, welches wir ſchon ſehr oft ſahen. Eine andere Inſchrift iſt von auſſen angebracht mit den Worten:

L. F. L. HERMADION
HOC MIHI LIBENS
DON. DEDIT.

„Lucius Flavius Hermadion brachte mir dieſes Opfer freiwillig.“

4.

Verſchiedene Meinungen von der geflügelten Frau über dem Stier.

Die Bildniſſe welche hier folgen (IX Abbildung. Mithras ailé, CCXIX Pl. à la 384 page, T. I. M. Del Torre. No. 1. X Abbildung, No. 2. Beger, T. I. 219 Montfaucon), wurden von gelehrten Männern in die Zahl der Mithra's geſetzt, jedoch einzig nur aus Muthmaßungen. Andere glauben dagegen, daß ſie Siege vorſtellten. **) Die Figur iſt auſſergewöhnlich, die Sinnbilder ſind den andern Mithra's gleich,

*) Nach dem Jeſcht-Sades 89, Card. 9 werden an dem Schutzwächter Mithra, dem König der Könige, folgende Waffen geprieſen: Mithra jagt nach den Darudjs mit Pfeil und kurzer Lanze; zerſtäubt wird Eſchem durch den großen, lebendigen Körper des ſtarken Mithra, der öde Wüſten befruchtet und wacht als Schutzmittler wider das Böſe über die Städte. Hold iſt Mithra mit ſeinem Dolch dieſen Städten, wenn er als Mittler mit ſeiner langen, hohen Lanze, durch ſeinen langen Arm Eſchem zernichtet, wider das Böſe ſchützt und dürre Wüſten fruchtreich macht.

**) Thesauri Reg. Elect. Brand. Antiq. *L. Begero.* Coloniae Marchicae. Tom. III, p. 285. — *Freret*, sur la fête de Mithra.

vorzüglich dem Bildniſſe der Juſtinianiſchen Galerie. Eine geflügelte Frau iſt über einen Stier geſetzt, mit einer Hand faßt ſie ein Horn, und mit der andern rückwärts deckt ſie das Horn des Stieres zu. In letzterer hält ſie vermuthlich den Dolch. Die Handlung geht in einer Höhle vor, eben ſo wie bei den andern Figuren des Mithra. Der Mithra des Morgens und Abends findet ſich hier eben ſo wie in dem vorhergehenden Bilde, es iſt der eine vor, der andere hinter dem Stier; aber was man hier beſonders und anderswo nicht beobachten kann, iſt, daß hier beide ihre Fackeln umgekehrt haben, um ſie auszulöſchen, welches aber den Verfaſſer nicht abhält, den Mithra des Morgens und des Abends zu entdecken. Oben iſt von jedem ein Bruſtbild; jener von beiden, welcher dem Stier rückwärts iſt, hat ein Horn über der Stirne: das zeigt die Ankunft der Nacht, das Niederſinken der Sonne an, wie man auf der Kehrſeite einer Konſul-Medaille ſieht, mit der Inſchrift: „Armenia capta." Eine Figur, ganz dieſer ähnlich. Daraus kann man nun die Muthmaßung ziehen, daß es eine armeniſche Gottheit war.

In jenem Bildniſſe, welches der gelehrte Biſchof von Hadria bekannt machte, hält eine geflügelte Frau einen Stier bei den Hörnern feſt und erhebt das Meſſer, um es ihm in die Gurgel zu tauchen. Rückwärts dieſer Frau iſt eine andere mit Flügeln, wie die vorgehende, welche eine Fackel aufrecht hält. Der Marmor iſt auf der andern Seite bis zu dem Stier hin ein Bruchſtück, und del Torre glaubt, daß er hier eine andere Figur mit einer Fackel hatte, wie die andern Bildniſſe Mithra's, welches ſehr glaubwürdig ſcheint. Aber wie kann man glauben, daß dieſes ein Mithra iſt, nachdem es die Geſtalt eines Weibes nicht bloß in

dieſer, ſondern auch in der folgenden Abbildung hat? Wenn es aber eine opfernde Siegerin ſein ſollte, wie Andere wollen: hat man jemals eine Siegerin in ſolch einem Aufzuge geſehen? Und was macht die andere Figur, welche der Siegerin eine Fackel nachträgt? — Beger, welcher ein ähnliches Bildniß gegeben hat, glaubt, daß es eine Siegerin iſt, welche einen Stier opfert, und daß der Altar, auf welchem Etwas Holz angelegt iſt, den Beweis für das Schlachtopfer abgebe. Dieſes Bildniß ſchließt keineswegs die Myſterien des Mithra aus, die bei andern Abbildungen, welche die juſtinianiſche Galerie verwahrt, vorgeſtellt wurden. An dieſen ſieht man alle Zurüſtungen Mithra's, die zwei Jünglinge mit der phrygiſchen Mütze, die Sonne auf der einen, den Mond auf der andern Seite, an der Höhe des Bildniſſes angebracht. Wir finden in den Autoren Nichts, was dieſe Schwierigkeiten aufhebet. Man ſieht auch eine geflügelte Frau über einem Stier auf einer Lampe, im fünften Theil der Alterthümer von Montfaucon, Seite 228.

Die Perſer, ſagt Herodot (irrig), beten die himmliſche Venus an, welche ſie in ihrer Sprache Mithra nennen. Soll dies die himmliſche Venus ſein, welche man mit Flügeln abbildet und auf dieſe Art verehrt? *)

*) Die Nacht war bei den Griechen kein Gegenſtand des Schreckens, ſondern die Mutter der Götter, und wurde daher durch Hymnen beſungen. Sie war die uralte Venus, Mutter und Gemalin der Urliebe. Man vergleiche: Die heilige Sage des Zendvolks, von Rhode. Seite 277 u. f., und *Montfaucon*, Seconde Partie Tom. II, pag. 391. Mithra qui est la Venus des Perses. Wenn auch Mithra mit den Eigenſchaften der himmliſchen Venus der Griechen in naher Verwandtſchaft ſteht, ſo iſt er mit derſelben doch nicht zu vermengen und

Anmerkungen.

Ormuzd unterweiſet den Menſchen theils durch das Licht der Natur, theils durch die natürliche Verſtandeskraft. Ormuzd gab dem Zoroaſter beſondere Inſtruktionen, worunter nach Zend-Aveſta die Lehre gehört, daß die Thierwelt ein Abbild der Geiſterwelt ſei, und nach dieſer Symboliſirung die Vögel in der Höhe wirken. Auf den Monumenten Mithra's ſind die Vögel immer in der Höhe, über der Höhle angebracht. In den geſetzlichen Vorſchriften und theologiſchen Lehrſätzen Zoroaſters (Vendidad XIX Fargard) ſpricht Ormuzd: „Rufe an, die Zeit ohne Grenzen, die in den Höhen wirkſamen Vögel, um reine Menſchen zu heiligen.“ Unter dieſen, in der Höhe wirkſamen Vögeln werden die ſchützenden Izeds

eben ſo wenig als eine weibliche Gottheit nach römiſcher Mythe zu betrachten. Es gab nur einen Mithra oder Mithras. Wer bei der biſchöflichen Weihe des heiligen Salb-Oels in der katholiſchen Symbolik und Liturgie das „Ave Sanctum Chrisma“ kennt, wird unſchwer den Namen Mithra auch im männlichen Geſchlecht annehmen; welche Anſicht zugleich Zend-Aveſta für die Perſer, und die römiſchen Steinſchriften durch „invicto Mithrae“ für das Abendland als richtig beſtätigen.

Gyraldus de Deis Gentium. Basileae. 1548, p. 535 b. ſchreibt dagegen: *Herodotus* in Thalia, Vraniam ait ab Arabibus vocari ἀλιλάτ; quare considerandum apud eundem in primo, an Alilat, an Alytta legendum, quo loco scribit: Mylitta Venus ab Assyriis nuncupata, ab Arabibus Alytta, à Persis *Mitra* (*dea*). Desgleichen *Seldenus* de Diis Syris Cap. II, Astarte. — Mithra war dem Perſer kein Gott, ſondern ein Izeds; denn groß und unentſchieden war bei den Griechen der Streit, ob Sonne und Mond männlich, weiblich oder beides zugleich ſind.

verſtanden. (I Jz. H. LXIV.) — Beſchreibung der vier Himmels-Vögel. 1) Seroſch bereitet einen erhabenen Ort für gerechte Männer und Frauen. Nach ihm entkräftet 2) Hufraſchmodad (der glanzvolle Himmelshahn) den Eſchem (Dew des Neides u. ſ. w.), ſchlägt dieſen grauſamen Würger, der ſich frech erhebt und ſogar den Menſchen freſſen will. Seroſch iſt Lebenskeim, groß, ſtark, weit, ſehr erhaben, Wachhalter alles Reinen, tritt in die Geſellſchaft der Amſhaſpands; er iſt der Erhabenſte, Wirkſamſte, Demüthig-ehrfurchtvollſte, Lebendigſte und Vielthätigſte aller Izeds. Seroſch ſchwebt wie ein Vogel in den Höhen über den Städten, durchzieht ſie, um zu ſehen, wo es ihnen fehle. Wo er iſt, da ſchwindet aus Orten, Straßen, Häuſern, Städten, Ländern der grundarge Verderber alles Keimenden, Wachſenden. Wo der Siegesheld Seroſch iſt, da gedeiht der reine Menſch, da ſind heilige Gedanken, heilige Worte, heilige Thaten. Nach ihm iſt Hufraſchmodad; dieſer Vogel (Ized) iſt reiner Weltwächter. Nie verläßt ihn Siegeshoffnung, nie ergreift ihn Schrecken, wenn er Dews in Schaaren erblickt; durch ihn ſind alle Dews unmuthig und fliehen mit Furcht geſchlagen verzweiflungsvoll in Finſterniſſe zurück. 3) Hom iſt der Urheber der Geſundheit, er ſegnet Waſſer und Heerden, er führt das Lebens-Wort immer im Munde, er wohnt am Orte des Sieges, iſt ganz Glanz, ganz Licht in ſich ſelbſt, ſein Kleid ſtellt Heiligkeit dar. 4) Eoroſch iſt der Rabe des Himmels. Die übrigen himmliſchen Vögel werden im Feſcht, den Segenswünſchen der Parſen, Mithra genannt. Eoroſchs Flug ſchießt vor ſich ohne Wendung auf die Dews los; er iſt lichtglänzend, ſein Haupt und ſeine Füße ſind Gold. Nach Zoroaſters

Syſtem kann man daher in den Vögeln der mithraiſchen Monumente keine maskirte Prieſter, ſondern eine Darſtellungsart der Izeds erkennen.

Hinſichtlich des Dolches und ſeiner Bedeutung ſei nach dem Zend-Aveſta Folgendes bemerkt: Djemſchid, der heilige Feruer, war der erſte reine Menſch, der Ormuzd ſuchte, wie Zoroaſter ſpäter that; er erhielt von Ormuzd Befehl, das Geſetz zu ſtudiren und es unter die Menſchen zu bringen, und hält ſich nicht für gerecht genug dazu. Er ſoll die Welt beglücken, und für die Menſchen ſorgen; willigt ein unter der Bedingung, daß unter ſeiner Regierung weder kalter noch brennender Wind, noch Fäulniß, noch Tod, noch Alter, noch Leidenſchaften ſeien, welches ihm bewilligt wird. Er empfängt von Ormuzd Nahrung, Verſtand, langes Leben und einen goldenen Dolch, womit er das Erdreich ſpaltete, wobei er das heilige Wort mit Gebet an das zahme Vieh, an das Wild und an die Menſchen ſprach. Während er die Erde mit dem goldenen Dolche ſpaltete, rief er den Ized an, der ihn ſchützt. Er geht weiter vor gegen Mittag (in das Lichtland) in dreihundert Theile der unbewohnten Erde und bedeckt ſie mit Thieren aller Art; ſein Durchzug bringt Glück und Segen. Er vertrieb die Dews aus der Welt, welche im Ueberfluß da waren. Er iſt Urheber oder Vater des Ackerbaues. Der Ausgang ſeiner Regierung harmonirt aber nicht mit dem Anfang, denn er vermählte ſich mit der Tochter eines Dews, lebte ſiebenhundert und ſechszehn Jahre, regierte ſechshundert und ſechszehn Jahre, und iſt nach einigen Parſen in der Hölle, weil er ſich wollte anbeten laſſen. Er gab einer Dynaſtie den Namen.

Die Griechen wie die Römer ſind ſehr flüchtige Beobachter der orientaliſchen Gebräuche und falſche Angeber der orientaliſchen Lehren, daher die Vermiſchung ihres Kultus mit jenem der Perſer in den Monumenten Mithra's, die noch bis auf unſere neueſten Zeiten kommen. Unter dieſer Vorausſetzung ſei bemerkt, daß der Hund auf dieſen Denkmälern dem Syſtem der Perſer zugehört; denn er iſt nach dem Zend-Aveſta geſchaffen, als ein beſonders nützliches Thier zum Schutz des Viehes, vorzüglich wider den Wolf, wider die Raubthiere, die Räuber, welche die Welt ſonſt verheeren würden. Ein Hund muß bei den Parſen den Leichnam eines Menſchen dreimal anſehen, ehe man ſich dem Orte, wo er liegt, nähern darf; dieſe Zeremonie war ſchon vor Zoroaſter. Der Hund der Heerden ſchützt die Gerechten beim Uebergang über die Brücke Tſchinevad. Seine Haut war die erſte Kleidung des Menſchen. Man muß ihm gute Nahrung geben und ſorgen, daß er nicht raſend werde; wer ihn hungern läßt aus böſer Abſicht, verdient die Hölle; wenn er oft beißt, muß er getödtet werden. Man ſieht daraus, wie ſehr dieſe nützlichen Geſchöpfe bei den Perſern geachtet waren, daher deren Abbildung auf den mithraiſchen Tafeln. Die Römer, als ſie mit den Perſern bekannt wurden, fingen an, Mithra, den alten Schutz-Genius dieſes Volkes, zu verehren und in der Sonne als ſichtbaren Gegenſtand zu vergöttern. Die Römer ergriffen dieſe für ſie neue Religion mit einer Art von Raſerei, ſie kannten aber meiſt nur das Aeuſſere derſelben, wie wir aus allen römiſchen und ſelbſt griechiſchen Schriftſtellern entnehmen. Sie bildeten ſich mit heidniſchem Sinne beſondere Myſterien, in welchen man, wie die Kirchen-Väter oft rügen,

zuweilen die ärgſten Ausſchweifungen in nächtlichen Zuſammenkünften beging. Der Kaiſer Comodus befleckte die darin vorgeſtellten Gegenkämpfe mit Blut. Bald verbreiteten ſich dieſe Myſterien weit in Europa bis unter die Gallier, wovon die aufgegrabenen Denkmäler zeugen. Man hatte eine hohe Idee von der Sonne, und Mithra wurde, durch die abgeſchmackteſten Fabeln entſtellt, eine Quelle der Täuſchung. — Die Römer verwandelten dieſen fremden perſiſchen Genius in einen Menſchen, erhoben ihn ganz irrig im Bild der Sonne zur Gottheit, wozu die Sinnbilder des Mithra und ihr heidniſches Tempelthum ſie verleitete.

Anhang

zu Montfaucons Beſchreibungen Mithra's.

Der Mithra-Tempel in den Vogeſen.

Einen Beweis, eine anſchauliche Ueberzeugung, daß der Kultus des Mithra durch die römiſchen Legionen nicht nur in das ſüdliche Deutſchland kam, ſondern in demſelben auch in allen Provinzen verbreitet war, bringen wir durch folgende Monumente, welche wir den Beſchreibungen der Mithra-Denkmale des franzöſiſchen Antiquars Montfaucon hiermit anreihen. *) Dieſe weitere Betrachtung der Mithriaca ſoll, nach Creuzers Anſicht, der mit hoher Gelehrtheit und tiefem religiöſen Gemüth die Symbole der alten Religionen entzifferte, zugleich zeigen, wie in dem reiſſenden Strome der Zeiten, unter dem wunderbarſten Wechſel äuſſerer Weltbegebenheiten, manche naive kindliche Anſchauungen bleiben, ſich ſelbſt im Chriſtenthume fortpflanzen, zum Lebenselemente aller Völker werden und ihrem religiöſen Ahnen oder Denken zur Stütze dienen.

Gehen wir von der öſtlichen Seite der Vogeſen zur weſtlichen, ſo zeigt ſich im Gebiete des ehemaligen Herzogthums Zweibrücken ein Felſen, auf welchem ein

*) *Alsatia* illustrata celtica, romana, francica, Auctor *Joan. Daniel Schoepflinus.* Colmariae, 1751. Tom. I, Cap. IX. § CXX, pag. 501. Tabula IX. No. I, pag. 491. Ducat. Bipont.

Denkmal des perſiſch-römiſchen Kultus eingegraben und dem Mithra geweiht iſt. Die erhabene Ausarbeitung dieſes Monuments hätte nicht leicht Jemand in den Gegenden der Vogeſen geſucht (XI Abbildung Mithra in Bipontino). In der vormaligen Präfektur Pfeffelbach, im Herzogthum Zweibrücken, in der Gegend des Dorfes Schwarzerd, welches zwei Lieues vom Flecken Lichtenberg, acht Lieues aber von Zweibrücken entfernt iſt, findet ſich eine Tafel in erhabener Arbeit mit Figuren in den Felſen eingehauen, aber durch die Länge der Zeit ſchon ſehr verdorben. Die bis jetzt noch ſichtbaren Spuren laſſen keinen Zweifel übrig, daß auſſer dem Monument auch eine Kapelle oder eine künſtliche Höhle, dem Mithra geheiligt, an jenem Felſen errichtet und eingehauen war.

Bei der Unterſuchung dieſes herrlichen Denkmals heben wir beſonders zwei Punkte heraus. Der erſte betrifft die Form oder den Bau der Kapelle; der zweite die in der Kapelle ſichtbaren und in den Felſen eingegrabenen hieroglyphiſchen Figuren. Die zur gottesdienſtlichen Verehrung beſtimmte Kapelle war nach den Spuren wohl einer Höhle ähnlicher als einem Gebäude. Wie die Ausdehnung, die innere und äuſſere Form dieſer Höhle vor Zeiten ungefähr beſchaffen war, darüber geben uns noch bis jetzt die beträchtlichen Oeffnungen deutliche und hinlängliche Auskunft. *)

*) Wir können bei dem Mithra-Monument in den Vogeſen nicht unbemerkt laſſen, daß ſich bei dem zu Tournay in Flandern im J. 1653 entdeckten Grabmale des fränkiſchen Königs Childerich des Erſten Sinnbilder der Mithriaca fanden. In dem Grabe waren unter andern Ueberbleibſeln auch ein Stierkopf mit dem Bilde der Sonne und dabei eine Zahl von mehr als dreihundert goldenen Bienen in ihrer natürlichen Größe.

1. Beſchreibung der äuſſern Höhle.

Die Höhe C E des Innern dieſes Gebäudes oder der Höhle, die in Form eines Gewölbes (einer Kammer) erbaut war, betrug neun Fuß drei Zoll. Die Breite G F ſechs Fuß vier Zoll; und dahinein wurden, gleichſam als den heiligſten Ort, nur ſolche gelaſſen, die in die Myſterien des Mithra eingeweiht waren. Im innern Theil der Höhle erblickte man die erwähnte Tafel in Fels eingegraben, deren Höhe I K drei Fuß ſieben Zoll betrug; die Breite H I aber neun Fuß vier Zoll. Von auſſen umgab die Höhle eine Mauer, die einen Vorhof bildete; innerhalb dieſe hinein konnten vielleicht die Novizen oder Einzuweihenden treten, mit Ausſchluß der Profanen. Die Höhe C A dieſer Mauer war zehn Fuß vier Zoll, die Breite D B neun Fuß zwei Zoll.

I. I. Chifflet beſchreibt den Fund in einem eigenen Buche: „Anastasis Childerici regis, Antverp. 1655.“ Das Grabmal dieſes Merovingers erhielt verſchiedene Auslegungen, unter welchen Creuzer in ſeiner Symbolik (2 Ausgabe 1821. IV Theil, Seite 416 — 418) die richtigſte in den Mithragebräuchen findet. In demſelben traten Stier, Sonne und Biene ſehr bedeutend hervor. Es iſt bekannt, daß die Mithriaca unter chriſtlichen Völkern und namentlich unter den Franken Eingang gefunden, daß ſie ſich auch mit den galliſchen Religionen vermiſcht habe. Hieraus ergibt ſich nun die natürliche Folgerung, daß auch jene Merovinger ihnen angehängt und daß von daher Childerich I den Stierkopf, die Sonne und die Bienen entlehnen konnte. Für ihn, den König und Heerführer, waren ſie auch ganz geeignet. Stier und Biene waren von jeher königliche Thiere. Dieſe Bienen auf Childerichs Grabmal, ſollen auch veranlaßt haben, ſtatt der ehemaligen und jetzigen franzöſiſchen Lilien, goldene Bienen auf den Kaiſermantel Napoleons I zu ſticken. Man vergleiche noch damit auch Creuzers Symbolik, IV Band, S. 365.

Aus den Spuren alſo, die ſich im Felſen zeigten, erkennt man die Höhe und Breite der Kapelle augenſcheinlich, ihre Länge aber nicht. Wollte man die Sache nach dem Verhältniſſe der Ausdehnung entſcheiden, ſo müßte die Länge der Breite gleich geweſen ſein; oder man kann das Gebäude, welches nur eine kleine Anzahl Menſchen faßte und mehr den Namen einer Höhle als eines Tempels verdient, für ein gänzliches Quadrat anſehen.

2. Beſchreibung der Tafel des Mithra.

Von der Kapelle kommen wir nun auf die Tafel des Mithra, welche die Form eines Vierecks hat, auch nicht, wie die übrigen uns bekannten, abgeſondert, ſondern vielmehr im Innern der Kapelle oder Höhle in den Felſen ſelbſt hineingehauen war. Man ſieht darauf Mithra als Jüngling, wie er den Hals eines Stiers mit einem Meſſer oder Dolch durchſtößt. Mithra iſt in eine leichte aufgeſchürzte Tunika, bis zum Ellenbogen beärmelt, gehüllt; um den Hals hängt ihm ein perſiſcher Mantel, oder ein Oberkleid, das in der Luft flattert; auch ein perſiſcher Hut, ähnlich dem phrygiſchen, bedeckt ſein Haupt. Zur rechten und linken Seite ſtehen zwei Knaben, leicht mit der Tunika angethan, und wie Mithra ſelbſt mit Hüten verſehen; nur mit dem Unterſchiede, daß der Hut des linksſtehenden vorne zurückgebogen, jener des rechtsſtehenden Fackelträgers mit der Spitze rückwärts gebogen iſt. Jeder der beiden Jünglinge hält eine angezündete Fackel, der rechts eine aufrechte, der links eine geſenkte. Beide ſtehen auf Stierköpfen. An den obern Ecken der Tafel erſcheint zur Linken gleichfalls der Kopf eines Stieres, nebſt einem gehörnten halben Frauenkopf, rechts aber eine ſtrahlende Sonne mit dem ſichtbaren halben Kopfe eines

Mannes, der am Bogen des Gewölbes ruht. Gegen den Leib des verwundeten und allmälig dahinſinkenden Stiers ſpringt ein Hund, ein Skorpion zwickt mit ſeinen Scheeren die Hoden des Stieres und eine Schlange kriecht unten am Boden. Auf den andern Mithratafeln, die wir ſammelten, liegt der Stier, mit dem Dolch durchſtochen, auf dem Boden, während er auf dieſem Monument fliehend zu ſinken beginnt. Die Sinnbilder des Löwens und der Vögel finden ſich hier nicht; den Dolchgriff zieren jedoch zwei Vögel-Köpfe. Der Schweif des Stieres hängt abwärts und iſt ohne Getreide-Aehren.

Die Hörner des Stiers zeigen das Bild des Mondes an, daher dürfte jener im Würtembergiſchen gefundene Stein ein Denkmal Mithra's ſein, den Sattler in ſeiner Geſchichte Würtembergs (Tübingen bei Schramm, 1757, Seite 229 und 231, Tab. XXIII fig. 3) beſchreibt. Der Körper des Idols iſt zwar menſchlich, doch ungeſtaltet, mit einem gehörnten Stierkopf. Von den Hörnern bis zur Hüfte flattern zwei Theile eines Mantels, welche die Arme bedecken; die Kleidung iſt mediſch, wonach dieſes Bildniß mit den Denkmälern Mithra's und den phrygiſchen Sabazien näher verwandt zu ſein ſcheint, als mit jenen des Oſiris; obwohl die Götterlehre Aegyptens dieſen Gegenden keineswegs fremd war, wie Schöpflins berühmtes Elſaß (Seite 440 § 14) beweiſet. *) Von größerer Bedeutung iſt das nachfolgende Denkmal.

*) Wir müſſen in dem Zeitraum, aus welchem vorzüglich die in deutſchen Gegenden aufgefundenen Monumente Mithra's ſind, nicht bloß die heidniſche Götterlehre, ſondern wohl auch den Zuſtand der chriſtlichen Religion vor Augen haben. Aller Wahrſcheinlichkeit nach faßte in den Gegenden Tirols, des Rheins und Neckars die

Das Mithra-Monument bei Fehlbach, im Königreich Würtemberg.

Sattler in ſeiner Geſchichte Würtembergs beſchreibt Seite 192 ein Monument des Mithradienſtes, das bei Fehlbach, einem zwiſchen Kanſtatt und Waiblingen

chriſtliche Lehre bald nach ihrer urſprünglichen Verbreitung ſchon einige Wurzeln. Der Apoſtel Paulus — (Epiſtel an die Römer, Kap. 10, V. 18, und an die Koloſſer, Kap. 1, V. 23) — ſagt, daß der Schall des Evangeliums in alle Lande ausgegangen und in alle Welt ihr Wort. Wie auch, daß es gepredigt worden unter allen Kreaturen, die unter dem Himmel ſind. Er redet als von einer vergangenen Sache. Die Römer wurden mit dem Chriſtenthume in den erſten Zeiten ſeiner Stiftung bekannt; ſo dunkel auch das Gewölk iſt, welches über die Ur-Kirche ſchwebt, ſo ärmlich und verdächtig die hiſtoriſchen Materialien über den Anfang der Kirche ſind, ſo bekannt iſt der Eifer vieler Römer, trotz allen Verfolgungen ihrer Kaiſer, die Fortſchritte des Chriſtenthums im Kampfe mit allen Schwierigkeiten zu erweitern und die göttliche Lehre in allen Orten feſtzuſtellen. Vermittelſt der römiſchen Pflanzſtädte verbreitete ſich das Chriſtenthum mit ſanfter Milde in den Seelen der Menſchen; es wuchs auf in Stille und Dunkelheit weit auſſer den Grenzen der römiſchen Stammlande, in Germanien, Gallien, Helvetien und Hiberien. Dabei darf man aber nicht denken, daß die Chriſten in den römiſchen Provinzen ſich auch damals ſchon in eine Gemeinde zuſammengethan. Dies geſchah allem Vermuthen nach erſt im zweiten Jahrhundert, wo der berühmte Irenäus, Biſchof zu Lyon, ſich auf die chriſtlichen Gemeinden in Deutſchland, Hiberien und Gallien beruft. [1]) In den

[1]) *Ironaeus*, in lib. adv. haeret. lib. I, c. 20. Quanquam enim dispares inter se mundi loquelae sint, una tamen et eadem traditionis vis est. Ac neque hae, quae in *Germaniis sitae* sunt, ecclesiae aliter credunt, aut aliter tradunt, nec quae in Hispaniis aut Galliis etc. — Serar. rer. Mogunt. lib. 2, c 2. *Henr. Spondanus* Epit. annal. Baron. part. I ad ann. 59, pag. 135.

liegenden Flecken, in einer Weinbergs-Mauer an einem Hügel auf dem Wege nach Eßlingen gefunden worden.

Wenn wir das hier abgebildete Denkmal von Fehlbach (Nro. XII) mit den andern Bildern Mithra's vergleichen; ſo finden wir an demſelben folgende Eigenthümlichkeiten:

1) Die brennende Lampe (als Sinnbild des Feuerdienſtes) in der Höhle über dem Kopf des Stieres.

2) Der Opferaltar vor der Bruſt des Stiers; ein römiſches Symbol.

3) Die Schlange windet ſich in die Opfer-Schale, das Symbol des Urwaſſers, hinein, vor welcher ein vorwärts gebogener Löwe ſichtbar iſt, ähnlich der Vorſtellung auf dem Zweibrücker Denkmal. Mithra's Bekleidung iſt unten in runden Zacken ausgeſchnitten.

Gegenden von Mainz, Speier und Trier zeigen ſich die entfernteſten Spuren des Urchriſtenthums; das Licht der göttlichen Lehre erloſch aber wieder bei den Einfällen der Barbaren und ging erſt in ſpätern Jahrhunderten wieder im erneuerten Glanze auf. So lange die Römer ihre Herrſchaft in Deutſchland behaupteten, finden ſich auch Spuren von dem moſaiſchen Geſetz, und wie einzelne Juden, ſo waren auch viele einzelne Chriſtenfamilien im Volke; letztere aber verehrten meiſt äuſſerlich die Götzenbilder, um Druck, Elend und Verfolgung von ſich abzuwenden, bekannten aber heimlich im Herzen Chriſtus Religion; ſie verehrten nicht unwahrſcheinlich unter den geduldeten Sinnbildern Mithra's den Sohn Gottes und die Geheimniſſe der chriſtlichen Lehre. Sie waren gläubige Chriſten im Verborgenen, und zu furchtſam, das Bekenntniß öffentlich zu zeigen, verrichteten ſie die Opfer und Gebräuche der heidniſchen Staats-Religion. — Nach dieſen Anſichten ſprechen Mithra's Monumente und Sinnbilder auch für den geheimen Glauben der erſten chriſtlichen Römer.

4) Pregizer, in ſeiner Suevia Sacra pag. 221, behauptet unrichtig, Mithra habe auf dieſer Tafel einen Löwenkopf; die phrygiſche Mütze iſt deutlich zu erkennen und die Züge des Geſichts haben durch die böſe Witterung, welcher der Stein während Jahrhunderten ausgeſetzt war, jede Unterſcheidungs-Spur verloren. Doch zeigt der Umriß des Kopfes die menſchliche Geſtalt.

5) Das Horn des Stiers iſt niedergeſenkt, hinten platt und vorwärts zugeſpitzt gewunden, ſohin vom Auerochſen entnommen, jenem unbändigen Ur-Stier, welchen man ehemals in Kämpfen mit Löwen und Bären durch ſeine Stärke ſiegen ſah.

In dieſem Mithra-Stein zeigen ſich nicht ſo viele Vermiſchungen mit dem heidniſchen Kultus der Römer; er enthält mehr die Einfalt der uralten Religion der Perſer, deren Symbolik ſich auch in der beigefügten Lampe, dem Urfeuer, ausſpricht. Der Hauptzweck des ganzen Parſen-Glaubens iſt ja zur Stunde noch Lichtwerdung, Verklärung der Finſterniß in Licht.

Mithra-Steine zu Beckingen und Murrhart in Würtemberg.

In dieſer Sammlung der Denkmäler des römiſchen Sonnendienſtes verdienen noch zwei Mithra-Steine einer beſondern Erwähnung.

a) Der erſte, gegenwärtig im Bücherſaal der Stadt Heilbronn aufgehoben, wurde 1615 bei Beckingen von einem Bauer auf einem Ackerfeld in der Nähe Heilbronns entdeckt. Er iſt vermuthlich aus der Regierungs-Epoche Antonius Pius, und dem Soli invicto Mithrae gewidmet. Rektor Seuffert theilt die Form des Steines nebſt der Aufſchrift in folgender Art mit:

SOLI INVIC.
MI 'AE
SA
PNIO
VSI
ANV
VIII. AVG.

Auch Reineſius gab von dieſem Steine eine Abbildung mit folgender Inſchrift:

SOLI INVICTO
MITHRAE
P. NACELLI
VS PROCLI
ANVS LEG
VIII AVGVST
L L M

Man findet ſie in Sattlers Geſchichte Würtembergs, Seite 132, Tab. II fig. 2. Nach dem genommenen Augenſchein des Rektors Seuffert ergab ſich, daß Reineſius Abriß ganz willkührliche Verſchönerungen erhielt und auf dem Stein der Name eines Naſellius Proclianus gar nicht zu finden iſt. Bei dem Abgang der vielen Buchſtaben und ſelbſt Worte, läßt ſich der volle Inhalt der Denkſchrift ſchwer entziffern.

b) Der zweite Mithra-Stein befindet ſich gegenwärtig zu Stuttgart. Er zeigt, daß Sextus Iulius und Horatius Florus Victorinus dem Soli Invicto Mithrae einen Tempel, welcher entweder eingefallen oder von den Feinden zerſtört war, von Grund aus wieder auferbaut haben. Dieſer Stein iſt ehemals zu Murrhart geſtanden, in einer Gegend, wo die Römer

ſtarke Beſatzungen hatten. Das Denkmal hat die gewöhnliche Form der römiſchen Opferſteine; oben iſt es durch eine auf beiden Seiten entwickelte Pergament-Rolle einfach verziert. Die Inſchrift, welche wir hier beifügen, hat ſich noch ſehr gut erhalten.

S. I. M.
SEX· IVLIVS.
D· TF HOR· FLO
RVS VICTORI
NVS TRIB· COH
XXIIII· VC· RTEMP
A SOLO RESTITV
TO VOTVM PRO
SEAC SVIS SOLVIT.

Der Weinbau befriedigte die Bedürfniſſe der Römer am Rhein, der alten Grenze Deutſchlands, und am Neckar günſtiger, als in jenen Gegenden Germaniens, wo der Boden nur die Früchte des Ackerbaues gewährte; ſie bezeigten ſich daher im mildern Klima auch dankbarer gegen die Wärme und Fruchtbarkeit der Sonne. Die Germanen kauften zu Tacitus Zeiten ihren Wein von den Römern, welche den Weinbau in ihren neuen Pflanzungen, wo nicht zuerſt einführten, doch ſehr erweiterten und veredelten. *) Von dem Bier der Germanen waren die Römer keine Liebhaber; Kaiſer Julians Verſe auf dieſes Getränk der nördlichen Gegenden Europens ſind bekannt. **)

*) *Tac. de Mor. Germ.* c. 23. „Potui humor ex hordeo aut frumento in quandam similitudinem vini corruptus. Proximi ripae et vinum mercantur.“

**) *Bacche!* quis aut unde es? tibi Bacchum juro per ipsum
Te minime novi: sed Iove nosco satum.
Tu hircum, non Nectar oles, nimirum Gallia tellus
Te Flava è spica vitis inops genuit.

Auch Münzen, welche in der Gegend von Heilbronn ausgeackert worden, bezeugen, wie ſehr geheiligt Mithra den Römern war. Wir bemerken hier nur zwei von Silber. Auf beiden iſt Kaiſer Konſtantins Haupt mit der Aufſchrift: IMP. CONSTANTINVS AVG.; die andere Seite zeigt einen Mann mit einem geſtrahlten Haupt und der Aufſchrift: SOLI INVICTO COMITI. Sie ſind nur darin von einander unterſchieden, daß eine unter dem Invicto Comiti die Buchſtaben zeigt: A.T.R. d. i. prima Treverensis, und die andere B.T.R. d. i. secunda Treverensis. Schade, daß oft ſo köſtliche Alterthümer in unglückliche Hände kommen!

Mithra-Monument von Ladenburg am Neckar.

Auch das römiſche Lupodunum, jetzt Ladenburg am Neckar, hatte den berühmten Mithradienſt. Ein dort gefundenes Relief zeigt das bekannte Stieropfer unter ganz eigenthümlichen Umgebungen und Attributen. Doktor und Profeſſor Friedrich Creuzer gibt in ſeiner Symbolik der alten Völker eine Beſchreibung nach Sainte-Croix und Lamey.

Dicamus te igitur Cerealem, non Dionysum
Spicigenam potius, et Bromon, haut Bromium.

Dieſe Verſe überſetzt Lehmann (Chron. Spir. L. I, c. 24, pag. 40) alſo in das Deutſche:

„Was biſt du Wein? Wo kommſt du her?
Dich kenn' ich nicht, beim Wein ich ſchwör.
Der Wein ſchmeckt wie der Götter Trank
Du ſchmeckſt nach eines Bocks Geſtank.
Die Deutſchen, ſo der Trauben entbehren,
Dich han geſotten aus Gerſten-Aehren.
Ein Gerſtenbrüh du heißen magſt,
Nicht Rebenſaft, denn du auch plagſt
Den Leib mit unlüſt'gem Krachen
Nicht wie Wein fröhlich Leut kannſt machen.“

Das Bild, welches wir hier (Nro. XIII) in ſehr treuer Kopie vor uns ſehen, hat zwei Abtheilungen. Auf dem obern Plane ſieht man den liegenden Stier, über deſſen Hörnern der gewöhnliche heilige Vogel ſchwebt. Mithra, mit entblößtem Haupte und ohne Spur von phrygiſcher Mütze, kniet auf dem Stier; und indem er ihn bei einem Horne faßt, ſcheint er erſt den Todesſtreich vollziehen zu wollen. Er hält die Spitze des Dolches gegen das Schlachtopfer hin. Den Schweif des Stieres, der keine Aehrenbüſchel hat,*) hält eine faſt ganz nackte Perſon, gleichfalls ohne phrygiſche Mütze (und ohne männliche Geſchlechtstheile), mit der Linken gefaßt. In der Rechten hält ſie etwas wie ein Pedum. Dieſe Figur nimmt den Platz der ſonſt bei Mithra angebrachten Fackelträger ein. Hinter ihr, — abgewendet vom Stier, — ſieht man einen Löwen. Auf dem untern Plane, unter den Vorderfüßen des Stieres, ſitzt ein Hund, rückwärts zum Stier aufblickend. Zunächſt an ihm, gerade unter dem Stier, erſcheint eine andere männliche Figur, die in der linken Hand ein Gefäß hält und mit der rechten aus einem andern Gefäße auf eine kleine Ara das Trankopfer ausgießt. Daneben ſteht ein großes Gefäß, größer als die Ara. Eine mächtige Schlange, welche über die Hälfte des untern Raumes einnimmt, umringelt den obern Rand des Gefäßes, ſieht von oben hinein und iſt überhaupt dem Schlangenbilde der Fehlbacher Mithratafel ſehr ähnlich. Dieſe ſeltenern und vielleicht einzigen Umgebungen des Mithraopfers verdienen alle Aufmerkſamkeit.

*) Das Denkmal iſt aus einer Gegend, wo zur Zeit ſeiner Errichtung Weinberge geweſen und noch ſind. Es dürfte zugleich ein Dankopfer für Einführung des Weinbaues und deſſen fruchtbares Gedeihen mit vorſtellen, daher fehlen die Aehren der Ackerfrüchte.

Nach Lamey's Meinung ſoll die den Schweif des Stiers haltende Figur der Mond ſein. Schicklich ſteht er neben Mithra, doch auf einer beſondern Erhöhung, welche ſehr kennbar jene ſieben allegoriſchen Altäre oder Stufen verjüngt in ſich ſchließt, die wir im großen Mithra-Bilde von Lafreri (IV Abbildung) bereits in erhabener Darſtellung vor Augen hatten. Ihre Bedeutung gaben Montfaucon und de Turre. Die Parſen-Lehre denkt ſich den Mond weiblich; auch dieſe Figur iſt zum Gegenſatze vom Mithra ohne männliche Geſchlechtstheile, ſohin weiblich in Uebereinſtimmung mit dem Bundehesch XVII u. ſ. w. Wir kennen den Mond auch als Empfängerin und Bewahrerin des Stierkeimes. Dazu paßt, wie Creuzer ſehr trefflich bemerkt, das Halten des Schweifes im Augenblicke des Opfers; denn mit dem Tode des Stieres geht ja von ſeinem Samen ein Theil in den Mond über. (Man vergleiche damit die Mithra-Tafel aus Mauls in Tirol und zwar das zwölfte und letzte Täfelchen). Der Bildner dieſer Tafel behauptete viele Eigenthümlichkeiten, welchen nicht durchaus perſiſche Vorſtellungen zum Grunde liegen. Schon der Stab, den wir in der Hand des Mondes ſehen, weiſet auf andere Religionen hin. Die Schlange erſcheint hier, nach Creuzer, gar nicht als die verhaßte Ahrimans-Schlange, am Stiere hängend und ihn vergiftend, ſondern wie in andern mythiſchen Bildwerken um ein Opfergefäß gewunden und darüber bedeutſam ſich erhebend, als eine Vermiſchung der Mithriaca mit den phrygiſchen Sabazien. (Man vergleiche damit die von Schlangen umwundenen Mithra's in den Abbildungen I, II und III und die Erklärungen Montfaucons und de Turre.) In den Sabazien war alter Magismus mit vorderaſiatiſchem Kultus früh vermiſcht. Wie im perſiſchen Vispered

der Mond mit Mithra angerufen wird (z. B. Neäſch des Mondes II Nro. 9), ſo in den Sabazien der Mond neben der Sonne. Beide theilten auch als männliche Potenzen denſelben Ehrennamen, Beherrſcher des Mondes (Menotyrannus). Das war der große Σάβος oder Σαβάζιος, deſſen Wundergeburt die phrygiſchen Myſterien mit der Formel bezeichneten: „Taurus draconem genuit et taurum draco.“ In einem ſolchen Wechſel-Verhältniß erſchien dort Stier und Schlange. Dem erſtern war auch hier die alte Bedeutung des Aequinoktial-Stiers und der Fruchtbarkeit geblieben. Die Schlange hingegen war, ganz gegen die perſiſche Lehre, ein Bild des befruchtenden Zeus und ſomit auch ein Sinnbild des Segens geworden. *) Hier ſei nur vorläufig auf die Hauptſtelle des Clemens Alexandrinus in Protrept. p. 14 ed. Potter. verwieſen. Der Stab des Ochſenhirten (βουκόλος) war hier gleichfalls in einer heiligen Formel niedergelegt, deren Sinn nur die Geweihten erfuhren. Dieſer Stab heißt bald Treibſtachel (κέντρον), bald ward er zur bacchiſchen Ruthe (νάρθηξ), bald erſchien er als einfacher Hirten-Stab (λαγωβόλον oder pedum). So hat ihn die den Stierſchweif faſſende Figur auf unſerm Bilde. Beide Hauptperſonen erſcheinen alſo in ihrem Amte. Mithra opfert den Stier, Sabos, in weiblicher Bildung, ſchlägt ihn mit dem Stabe. Mithin auf dem obern Plane eine göttliche Opferhandlung. Daneben Löwe und Vogel, als Andeutung der zwei Mithra-Grade, der Leontica und Coracia. Unten das prieſterliche Opfergeſchäft. Ein Verehrer beider römiſchen Gottheiten, eingeweiht in beide Myſterien, alſo ein Perſes

*) Das Nähere über die Sabazien findet man in Creuzers Symbolik. Zweite Aufl. I Theil, Seite 776.

und Sabos (Prieſter des Mithra und Sabazios) zugleich, opfert ſeinen großen Gottheiten, die ſo eben ſelbſt das große Naturopfer verrichten. Der Hirtenſtab iſt aufgehoben, der Dolch gezückt, die Opferſchale ausgegoſſen, der Hund ſieht zum Stier auf und die geheimnißvolle Schlange blickt in das myſtiſche Gefäß. Dieſen Moment hat der Bildner des Reliefs nicht ohne Einſicht ergriffen. So verbreitete ſich der Glaube von Indien und Perſien freilich in ſehr veränderter Geſtalt durch römiſche Krieger bis in die entfernteſten Provinzen der weltbeherrſchenden Roma.

Das merkwürdige Monument wurde in das vormals kurpfälziſche Antiken-Kabinet nach Mannheim verpflanzt, wo es auch der Baron von St. Croix ſah *) und befindet ſich noch jetzt in der dortigen Sammlung. Freher, in den Origg. Palat. I, cap. 4, gedenkt dieſes Monuments. Darauf ließ es Cullman im Spicilegium praecipuorum Monument. in terris Cisrhenan. Palat. Heidelberg. 1764 abbilden. Der gelehrte Andreas Lamey theilte es gleichfalls mit (in den Act. Acad. Theodor. Palatin. Tom. I, Tab. II. Nro. 3) und erinnerte dabei an andere Mithra-Denkmale, beſonders in Deutſchland. (Siehe daſelbſt Seite 205.) Der Stein hat etwas gelitten, wodurch der Löwe, zum Theil auch die Figur des Mithra und mehr noch die zweite, oben einigermaßen unkenntlich geworden ſind.

Die Arbeit daran iſt ziemlich regelmäßig, doch in der Ausführung roh, und das auffallendſte daran iſt die nackte Darſtellung der menſchlichen Figuren, welches vorzüglich die Sabaziſchen Symbole veranlaßten. Man vergleiche damit die Abbildung VIII aus der

*) *Rech.* sur les *myst.* du *Pag.* II, p. 123, sec. ed. *de St. Croix.*

Galerie Juſtinians; nach derſelben iſt Mithra ebenfalls nackend, doch ziert ihn die phrygiſche Mütze. Hier aber ſcheint er das dem Perſer angemeſſene Aeuſſere im Koſtüm ganz aufgegeben zu haben. Die griechiſche Kunſt wählte die nackte Menſchengeſtalt und ſetzte darein die vorzüglichſte Regung des Gemüths in allen ſymboliſchen und allegoriſchen Handlungen. Dadurch haben ſie auch die höchſte Vollkommenheit erreicht. Ein Blick auf das Mithra-Monument von Ladenburg zeigt uns, daß in dieſen Vorſtellungen jene bekannte Schamhaftigkeit der Perſer nicht beachtet iſt, welche ſo ſtreng auf die Bekleidung der Körper hielt, dadurch ſich aber auch von der höchſten Schönheit in der Kunſt ſehr entfernte. Bei den Nicht-Griechen durfte ſelbſt der Mann nicht nackt geſehen werden; und auf dieſem Denkmal erſcheinen die Hauptfiguren, mit Ausnahme des perſiſchen kurzen Schulter-Mantels, ganz entblößt, und der ſittſame Fackelträger ſcheint hier ſich in eine Buhlerin verwandelt zu haben. Die Seiten-Reliefs des Monuments von Mauls in Tirol zeigen zwar auch nackte Figuren, doch ſtehen dieſe nicht in unmittelbarer Verbindung mit der Haupthandlung mit dem göttlichen Stier-Opfer. — Die Etruriſchen Denkmale zeigen eine große Menge nackter männlicher und weiblicher Figuren, oft in ſehr ausſchweifenden Stellungen. Zu dem bisherigen Geheimniß, wie ähnliche Gebilde auf eine Mithratafel in der Haupthandlung des Stier-Opfers kommen konnten, fand der erleuchtete Creuzer den Schlüſſel, und gab durch die phrygiſchen Sabazien die befriedigendſte Erklärung, mit welchen Sinnbildern griechiſcher Kunſtſinn ſich verband; denn wie das Krokodil an Aegypten erinnert, ſo führen unbekleidete Menſchenbilder den Alterthumsforſcher in die Kunſt-

Schule der Griechen. Auch Eichhorn*) behauptet, daß die Mithra-Monumente aus der ſpätern Periode der guten Künſte ſeien, daß ſie auch nicht perſiſchen Muſtern nachgebildet, im Gegentheil, daß ſich Vieles auf denſelben finde, das mit der Lehre und den Gebräuchen der Magier in geradem Widerſpruche ſtehe. Jedoch lieſſe ſich nicht bezweifeln, daß die Römer durch ihre Symbole daſſelbe hätten andeuten wollen, was die Magier von Mithra gelehrt hätten. Die Erneuerung des Natur-Lebens, die neugeborne Natur, wurde zwar durch treffende Symbole nach den Lehren der Magier angedeutet; ſie waren jedoch nur denen verſtändlich, die magiſche Bildung und Lehre genoſſen. Den Griechen und Römern, die unter einem ganz andern Himmel lebten, und deren Karakter und Denkweiſe von denen der Magier verſchieden war, mußte vieles Perſiſche unverſtändig bleiben; auch haben wir bisher noch keine Ueberzeugung ſchöpfen können, daß Zend-Aveſta zu den Römern wie zu den kultivirten Völkern Europens unſerer Zeit gekommen wäre. Darum hatten die römiſchen Künſtler mit den ausländiſchen Bildern die eigenen, ihnen hinlänglich bekannten, von der ſchaffenden Naturkraft verbunden, und hieraus erklärt ſich demnach jene Miſchung von Attributen und Symbolen in den meiſten Mithra-Monumenten. Da nun daſſelbe, was die Magier ihrem Mithra beigelegt, Griechen und Römer der Sonne beilegten, ſo lag die Vergleichung beider ſehr nahe, zumal, da Mithra wie Apollo, als ein Jüngling dargeſtellt wurde, auch beiderſeits der Stier ſeine Bedeutung gehabt; wonach von jenen Zeiten Mithra

*) *Eichhorn*, de deo Sole invicto Mithra pag. 14. In dieſer Schrift findet ſich auch eine vollſtändige Nachweiſung über Mithra-Abbildungen und Inſchriften.

als Sonne genommen und mit allen ihren Attributen ausgeſchmückt worden iſt. *)

Mithra-Inſchriften aus Gruter.

1.

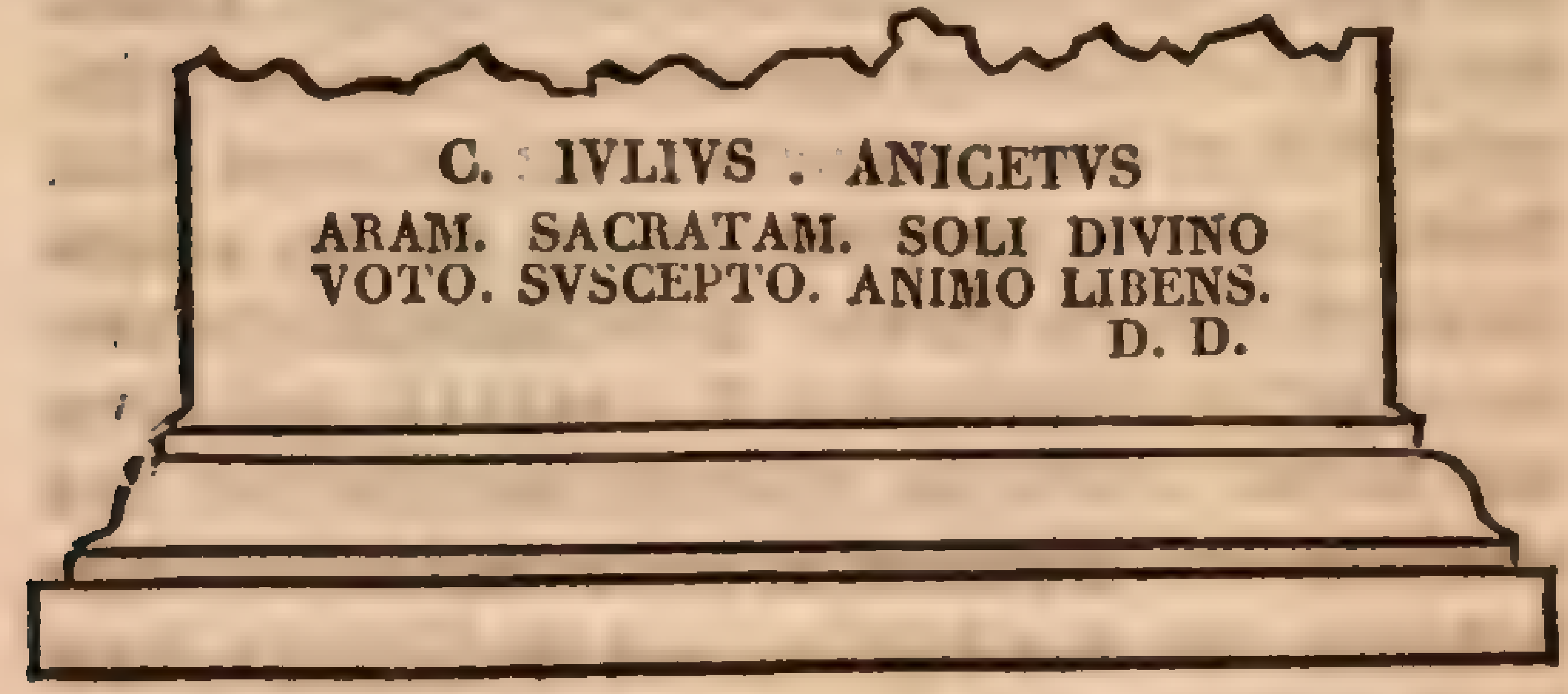
Romae, in aedibus custodis Cancellariae.

SOLIS
ARA
L. SPEDIVS
QVADRATVS
D. D.

E Marochio.

2.

Romae in porticu Sanctae Caeciliae, trans Tiberim, arae marm. pars inferior.

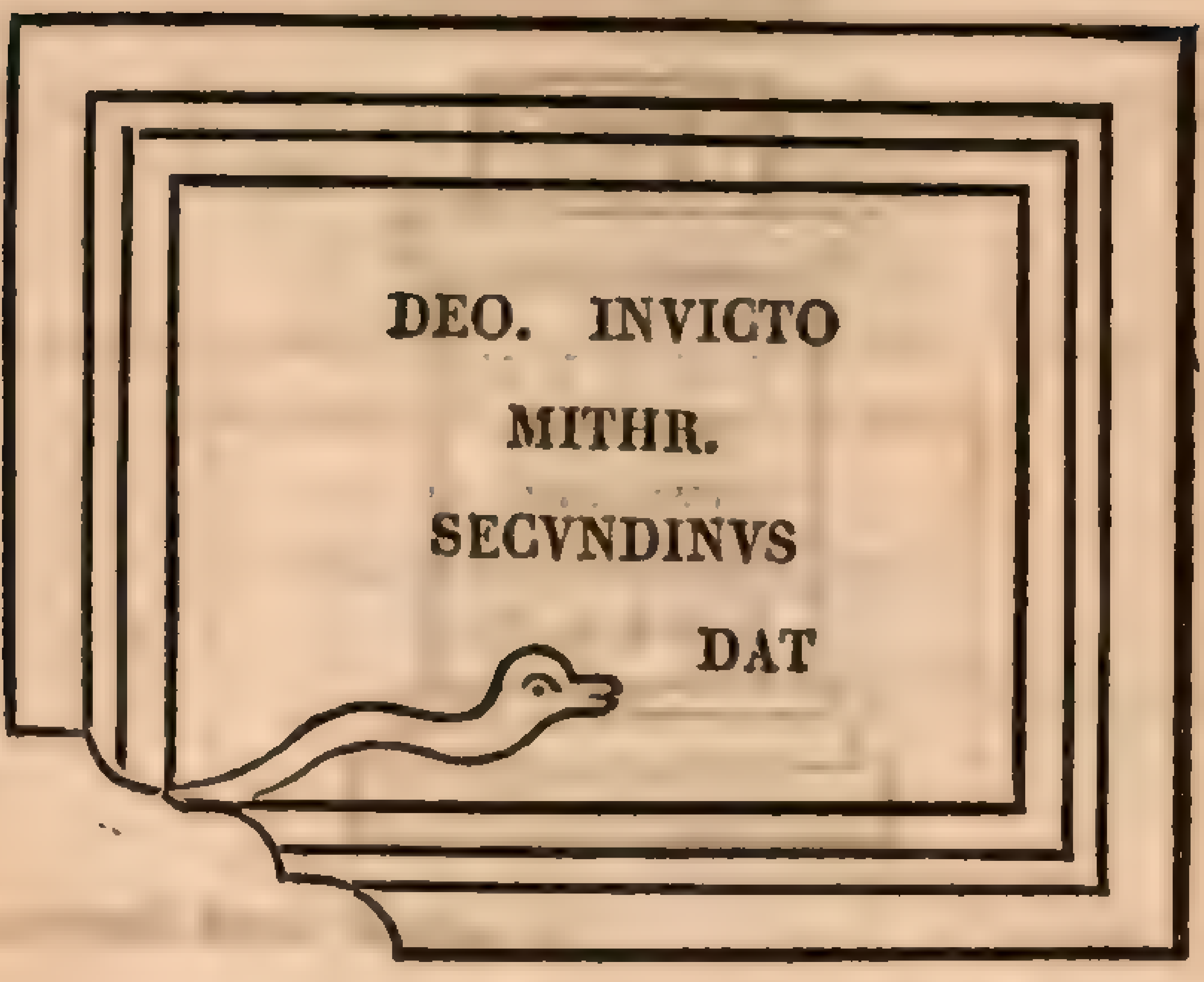


vidit *Smetius*.

*) *Thesaurus Antiq. Beneventanarum.* Romae 1754. Classis prima V, a. 26. In dieſem Werke findet ſich ein Monument mit den Buchſtaben M. S. S. (*Mithrae Soli Sacrum*), daſſelbe hat auch einige Symbole, als: die Bruchſtücke von einer Schlange, eine Scheibe mit Ringen, einen grünen Zweig und einen Leuchter, der auf einem Dreifuß ruht. Man vergleiche damit Muratori, Seite 196. Nr. 5. (Abbildung XIV.)

3.

Lugduni, in monte Sancto.



A Clusio Smetius.

4.

Albae Iuliae, in domo Principis.

DEO . SOL
HIEROBO . L
A V R . BAS
SINVS . DEC
COL . AEQVENS
SACERDOS . NV
MINVM . V. S. L. M.

E schedis Scaligeri.

5.

Romae, retro Palatium Senense, in basi praegrandi.

S O L I
M I T H R A E.

Smetius vidit.

6.

Sabariae in S. Martini, cippus in cujus lateribus patera et ampulla.

E schedis Clusii Gruterus.

7.

Cumis.

SOLI . INVICTO
ET . LVNAE
AETERNAE
Q. MINVCIV . . .
PARATV . . . DED

E Scip. Mazella.

8.

Romae, infra S. Caeciliam, trans Tib. in ara grandi.

SOLI . INVIC
TO. ET. LVNAE
AETERNAE
C . METTI . GER
MANI . LIB
DVO . PARA
TVS . ET . HER
MES. DEDERVNT

Vidit Smetius.

9.

Romae.

SOLI . AETERNO
SACR
PRO SALVTE. P. VALERI
CRISPI SEPTEMTRION
SACERD. DEI. INVICTI
M. ANTONIVS. M. F. LIBER
MESOPYLVS
AEDITVVS . LOCAVIT.

Ex Onufrii Roma.

10.

Veronae, in coemeterio Sancti Sylvestri.

SOLI
L. CASSIVS. L. L.
IANVARIVS
V. S. L. M.
L. IↃ. IↃ. IↃ.

Ex Apiano et ms. Panuinii.

11.

Romae.

SOLI. SACR. PRO. SAL
CL. IVLIANI. P. V.
PRAEF. ANNONAE
TI. IVLIVS. BALBILLVS
S. SOL. DED. XIII KAL
FEB. L. ANNIO. FABIANO
M. NONIO. MVCIANO. CoS

Ex Panuinio.

12.

Romae, in domo Mattheiorum trans Tiberim, in basi exigua.

SOLI
ALAGABALO
IVLIVS. BALBILLVS
AQVILA

Smetius vidit.

13.

Romae, in ascensu Capitolii, in domo Lucii Boccha-bellae, ara marm.

SOLI . SACR
C. DVCENIVS
C. LIB. PHOEBVS
FILIVS. ZENONIS
NATVS. IN. SVRIA
NISIBYN. LIBER
FACTVS. ROMAE
EX. VISV
V. S. L. M.

Descripsit Smetius.

14.

Ad montem Lunae prope Sintriam in Lusitania.

SOLI . AETERNO . LVNAE
PRO . AETERNITATE . IMPERII
ET. SALVTE. IMP. CA... SEPTIMI. SEVERI
AVG . PII
ET. IMP. AVG. CAES. M. AVR. ANTONINI
AVG . PII
. . . . CAES
ET. IVLIAE. AVG. MATRIS. CAES
DRVSVS. VALERIVS. COELIANVS
. . . VIATI. VSI . . . . AVGVSTORVM
CVM . V . . . . SVA . LE . . . . . . NI . . . . . SVA
ET . Q. IVLIVS. SATVR. Q. VAL . . . . .
ET . ANTONIVS . . . .

E Schotti schedis et Resendio.

15.

Romae, sub Capitolio.

IVLIVS . CAESAR
DEO . SOLI
INVICTO
A L T A R E
. . . .

E Mazochio.

16.

Romae, in aedibus custodis Cancellariae Apostolicae.

SOLI . SACR
C. IVLIVS . HELIVS
FERRARIVS
VOTO . SVSCEPTO
D. D.

Ex Mazochio.

17.

Neapoli, in villa Bernardini Martirani, 3° ab urbe miliari sub monte Vesuvio.

OMNIPOTENTI
DEO . MITHRAE
APPIVS . CLAVDIVS
TARRONIVS . DEXTER
V. C. DICAT

A Clusio Smetius.

18.

Romae, in Sanct. Iohan. de Mercato.

SANCTO . INVICTO
MITHRAE
TVLLIVS . TROPHIMIANVS

E Mazochio.

19.

In castello Wincz Transsilvaniae.

INVICTO . MITHRAE
L. OCTAVIVS. GRATVS
V. S. L. M.

E Clusii schedis.

20.

Romae, in domo Andreae Cinquinae Mithra est, fusa chlamyde, succinctus veste breviori, bracchatus et manicatus, curva tiara, respiciens coruum. Taurum figit cultro parazonio, extremum pedem ei suo premens, altera nares tenet. Adsilit ad vulnus Canis, et serpens toto bovis spacio porrectus. Testes bovis, chelis suis apprehendit scorpius. Cauda bovis, in quatuor aristas subrecta est. Subest inscriptio.

D . DEO . INVICTO . D

MARCI .	MATTI
FORTVNA.	ET. ALEXANDER
TVS	ET. PARDVS
	ET. EFICAX.

PER. FL. ALEXANDRO. PATRE
sic

Anton. Morill. vidit, item Joh. Metellus.

21.

Romae, sub ara coeli, in ea Capitolii parte, quae Aquilonem spectat, templum subterraneum est, ubi Mithrae simulacrum perelogans est et magnificum, superiori non absimile, licet infinito maius et alicubi mutilum capiteque truncatum. Stant utrinque viri duo, supra quos stellae singulae, Oriens scilicet et Occidens.

In collo tauri leguntur haec.

NAMA . SEBESIO

(Lingua Persica ut opinor.)

In ventere autem haec.

DEO . SOLI . INVICTO . MITHRE

In infimo solo maiuscularum literarum fragmenta.

:::: NAR :::: NE.CS ::::

Smetius exscripsit.

22.

Mediolani, in ianua Sancti Ambrosii, porta Vercellensi.

D. S. I. M.
P. ACIL. PISONIANVS
PATER. PATRATVS
QVI. HOC. SPELEVM. VIOL
IGNIS. ABSVMPTVM
COMPARATA. AREA. A REPVBL
MEDIOL. PECVNIA. SVA
RESTITVIT.

Ex Apiano.

23.

Albae Iuliae, in aedibus Principis.

S. I. M. TVRRANVS. MARCELLINVS
ET. ANT. SENECIO. IVNIOR. CONDVCTORES. ARMAMEN
EX. VOTO POSVERVNT

Subtus exprimitur vir chlamide reducta sub brachium, Tauri jacentis tergum premit genu dextro; pede sinistro ejus pedem manu dextra complecitur rictum tauri, sinistram admovet parazonio. Canis erectus invadit taurinam gulam; serpens ventrem.

Bongarsius Grutero.

24.

In opido Ticuli, dioec. Vrbevetanae.

SOLI . INVICTO . MITHRAE
TIBERIVS. CLAVDIVS. TIBERI. F. THERMODORVS
SPELEVM, CVM. SIGNIS. ET....... CETERISQ.
VOTI. COMPOS. DEDIT

Ex Manutio.

25.

Romae, in aedibus Maphaei.

ARA POSITA ASSTANTE SACERDOTES EX
CREVSYNA. SECVNDO VT VOVERANT MAX
IMVS ET MAXIMINVS. FILI. IMP. COM
MODO. AVG. PIO. FELICE. IIII. ET
VICTORINO. II. COS.

---

sic

SOLI INBICTO MITRE
M . VLP . MAXIMVS . PRAE
POSITVS TABELLARI
ORVM . ARAM . CVM
SVIS . ORNAMENTIS
sic
ET . BELA . DOMINI
INSIGNIA . HABENTES
N. IIII.
VT VOVERAT. D. D.

Vidit Lipsius et Knibbius.

26.

Romae.

SOLI . INVICTO
MITHRAE
T . ANTISTIVS
T . F . STELLATINA
SEVERIANVS
DEDICAVIT

Ex Onufrio et Fulvio.

27.

*

DEO . SOLI
MITHRAE . ET
CONSERVAT
C . IVNIVS . C . F
TROM
NENINIANVS
VIR . CLAR
ET . C . NEN . VIA
TOR . QVAESTORI
CVRAVER
DEDIC . KAL . MART
M'. VLPIO . TRAIANO . IIII
SEX . ARTICVLEIO . PAETO
CoS

E Manutio.

28.

In Rohicz repertum primo, deinde Petovionem transtat.

TEMPLVM . DEI . SOL . INV.
MIT . AVREL . IVSTINIANVS
V . P . DVX . LABEFACTATVM
RESTITVIT

E Lazio.

29.

Romae, in domo Luciae de Branchis, ad Tiberim, ad Sanctam Mariam Monticelli, in arula marmorea.

SOLI
INVICTO
M . AEMILIVS
M . M . L . CHRYSANTVS
MAG . ANNI . PRIMI . ET
M. LIMBRICIVS. POLIDES
DEC. ET. SODALICIO. EIVS
D. S. D. D.

Smetius vidit.

30.

Romae, in Hospitali Sancti Thomae, in Coeliomonte, in basi.

SOLI
INVICTO
L . ARRIVS
RVFINVS
D. D.

Smetius vidit.

31.

Romae, in Quirinali, in vinea propè S. Susannam.

SOLI INVICTO
SACRVM
CORNELIVS . MAX
COS . X . ER
EX . VOTO

E Mazochio.

32.

Brixiae, in aedibus Andrioli à Gambaro.

SOLI . DEO
INVICTO
EX . VOTO
SEX . DVGIVS
VALENTIO
VIVIR . AVG

E Verderii schedis Gruterus.

33.

Romae, sub Capitolio, forsan idem cum priore.

DEO . SOLI
INVICTO
ARAM

C. IVLIVS. CÆSAR
D. D...

Metellus describebat è ms. Cod. Card. Carpensis.

34.

Romae, in S. Severa in basi.

SOLI . IVVANTI
L . VOLVMNIVS
MVNATIANVS
SODAL . AVG . PRAEF . VRBI

Smetio traditum: habetque item Verderius in schedis, sed ibi est HORATIANVS, item PRAET. VRB.

35.

Romae, in domo Porcariorum, in parva basi.

D E O .
SOLI . INVICTO
P . POMPONIVS
CLITVS
EX VOTO

Vidit Smetius.

36.

Romae, in aedibus de la Valle, basis seu ara, cui tympanum seu pars coronae superior deest.

SOLI . INVICTO
SACRVM
T . POMPONIVS
REPENTINVS
NOMENCLATOR
TENSAR . IVGARIS
S. P. D. D.
DEDIC. XV. K. IVL
MARVLLO. ET. AELIANO. CoS
OB. DEDIC. SPORTVLAS
DEDIT. SINGVL ✶. II

Vidit Smetius.

37.

Romae, apud Mathaeos, in basi sub imagine Solis.

SOLI . SANCTISSIMO . SACRVM
TI . CLAVDIVS . FELIX . ET
CLAVDIA . HELPIS . ET
TI . CLAVDIVS . ALYPVS . FIL . EORVM
VOTVM. SOLVERVNT. LIBENS. MERITO
CALBIENSES . DE . COH . III.

Altero latere basis, erat currus Solis, et subscriptum.

L . VMBRICIVS
PRISCVS
LIBENS . ANIMO
D. D.

E Mazochio et Knibbii schedis Gruterus.

38.

Apud Caerites.

SOLI . SANCTISSIMO
C . AEMILIVS
C . F . SCAPT
PROCVLEIANVS
SECVNDVS . DECVRIO
MVNICIP . CAES

Ex Panvinio.

39.

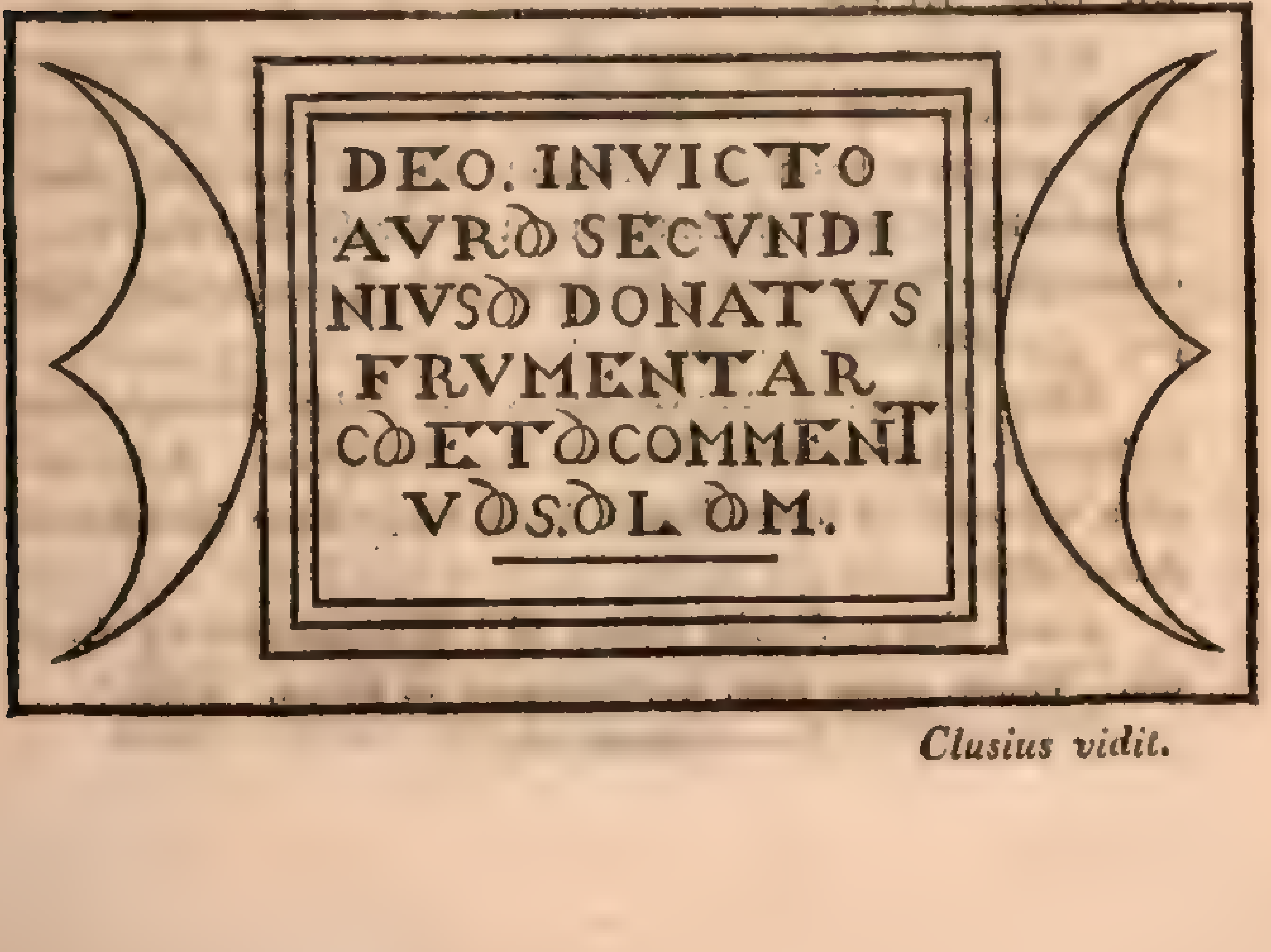
Romae, regione transtiberina, in S. Bonosia.

S. S. S
ASTVS . VILLICVS
D. D.

E Mazochio.

40.

Lugduni, in domo Claudii Curtii equitis, in lamina aerea parva, literis inauratis.



Clusius vidit.

Das Mithra-Denkmal in Lyon.

Schon Symeoni *) führt das Mithra-Denkmal von Lyon in ſeiner ſehr ſeltenen Schrift über die Epitaphien auf, und gibt hiervon eine kurze Beſchreibung, nur mit der irrigen Anſicht, daß dieſer Stein dem Aeskulap gewidmet ſein ſoll, wozu ihn das Bild der Schlange verleitete, während die Inſchrift mit aller Entſcheidung den Beweis gibt, daß hier die Schlange die Mithriaca anzeige, welche durch das ganze ſüdliche Gallien weit verbreitet war. Wir fügen dem Leſer zum Gefallen die Abbildung bei und bemerken hiezu nur, daß der Kopf des Jünglings nicht minder für Mithra ſpricht, wie die Inſchrift ſelbſt. **)

*) Illustratione de gli Epitaffi e Medaglie antiche, di *M. Gabriel Symeoni* Fiorentino. In Lione, per Giovan di Tournes, pag. 139. 1558.

**) *Romanae urbis Topographiae et Antiquitatum*, qua succincte et breviter describuntur omnia quae tam publice quam privatim videntur anim-adversione digna. *Jano Jacobo Boissardo* Vesuntino autore Tabula chorographica totius Italiae Figurae aliquot eleganter in aere incisae. Artifice Theodoro de Bry Leod. Cive fra. oia. foras recens edita. Ao. 1597. III Par.

Spicilegium Antiquitatis sive variarum ex Antiquitate Elegantiarum vel novis luminibus illustratarum vel recens etiam editarum Fasciculi, Exhibente *Begero*, sereniss. Elect. Brandenbg. Consil. ab Antiquit. et Biblioth Coloniae Brandenburgicae Typis *Ulrici Liebperti* Elec. Typogr. Ao. 1692 pag. 97. Mithra-Stein.

Eliae Schedii de DIs Germanis sive Veteri Germanorum, Gallorum, Britanorum, Vandalorum Religione, Syngrammata quatuor. Amsterodami; Apud Ludovicum Elzevirium. Anno 1648.

Joan. Georg. Frickii (Joan. fil.) Commentatio de *Druidis*. Vlmae. apud Dan. Bartholomaei et filium. 1744.

Mithra-Monument von Stix-Neuſiedel, nebſt einigen Inſchrift-Steinen aus Oeſterreich.

Als ein nicht unwichtiger Beitrag für die nähere Kenntniß dieſes Zeitraumes unſerer vaterländiſchen Geſchichte dürfen auch die in Stix-Neuſiedel und Petronell theils erſt jetzt aufgegrabenen, theils ſchon länger über der Erde beſtehenden, aber bisher nur wenig zur öffentlichen Sprache gebrachten alten Denkmäler betrachtet werden. *)

Die Auffindung einer antiken Gruppe und anderer römiſchen Ueberreſte auf den Weinbergen bei Stix-Neuſiedel im Sommer 1816 gab die Gelegenheit, daß durch den dahin abgeſandten Direktors-Adjunkten des k. k. Münz- und Antiken-Kabinets zugleich die angrenzende höchſt klaſſiſche Gegend von Petronell (das alte Karnuntum) neu unterſucht wurde, und die nächſte Folge davon war eine Bereicherung der k. k. Münz- und Antiken-Sammlung mit mehrern ſehr ſchätzbaren römiſchen Denkmälern, welche von den reſpekt. Beſitzern, dem Fürſten Batthyany und dem Grafen Traun, dem allerhöchſten Hofe zum Behufe des genannten k. k. Kabinets mit der edelſten Uneigennützigkeit übergeben wurden.

Dieſe Gegenſtände liegen nun der öffentlichen Betrachtung offen da, und es dürfte alſo geſtattet ſein, darüber einige Worte zu wagen. Zuerſt von:

Stix-Neuſiedel.

Stix- oder auch Stüchs-Neuſiedel, auf der Straße von Wien nach Bruck an der Leytha, ſo ge-

*) Archiv für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegs-Kunſt. Wien, bei A. Strauß. Dezember 1816.

nannt von dem alten Geſchlechte der Stüchſe von Trautmannsdorf,*) dürfte ſchon durch ſeinen Namen hiſtoriſch merkwürdig ſcheinen; wenigſtens gehört es zu jener Reihe von Neuſiedeln, welche unter abwechſelnden Benennungen (Roth-Neuſiedel, Gramet-Neuſiedel, Klein-Neuſiedel, Abts-Neuſiedel u. ſ. w.) über das Erzherzogthum Oeſterreich ausgebreitet, ein anziehendes Gemälde der Anpflanzungen bilden, denen Oeſterreich ſeine jetzige Bevölkerung verdankt, und die wohl eine nähere Zuſammenſtellung unter einem hiſtoriſchen Berührungspunkte verdienten; ſo hat Weiskerns Topographie deren allein fünfzehn, ohne die andern von Neu anfangenden Orte, Märkte, Städte zu zählen.

In jenen alten Zeiten der Beſetzung unſers Landes durch die Römer zog ſich höchſt wahrſcheinlich ſchon damals, wie noch jetzt, eine Straße rechts an den Weinbergen hin, welche hier in der Richtung nach Bruck an der Leytha hinablaufen, damals aber wohl nur mit Waldung bedeckt waren. Ganz in der Nähe des heutigen Ortes (man nennt den Platz das Steinviertel) mußte in der Mitte des Berges eine Kapelle mit der Bildſäule Mithra's ſich erhoben haben, ſo viel zeigten die erwäbnten Ausgrabungen im Sommer 1816 mit ziemlicher Gewißheit; aber freilich hatte der Ver-

*) Das Geſchlecht der Stüchſe gehörte unter den vornehmſten Adel von Oeſterreich. Albert Stuchs wird in einer Urkunde Herzog Alberts I vom Jahre 1292 Strenuus vir genannt. Ein anderer Albert war 1362 Zeuge bei dem Vergleiche Herzog Nudolpbs IV mit den Königen Ludwig und Kaſimir von Ungarn und Polen; und ein Mert Stuchs wird in eben dieſem Jahre, in einem Freiheitsbriefe des Stiftes St. Pölten, von gedachtem Herzoge Rudolph IV angeführt. Hoheneck, Steyrer und Weiskern Topogr. II, S. 239.

lauf von Jahrhunderten hier gewaltig geändert! Erde, die ſich allmälig von der Höhe herabſenkte, überdeckte völlig das eingeſtürzte Gebäude, an die Stelle des Waldgeſtrüppes waren Weinreben getreten, und als ſich die alte Bildſäule der Gottheit unter den Händen der Arbeiter wieder neu aus dem bergenden Schooſe der Erde hob, *) ſtand ſie allein immer dieſelbe noch da in der ganz veränderten Umgebung, wo der ehemalige Barbar, jetzt unter dem Schutze väterlicher Herrſcher, alle Segnungen des Friedens in einem höhern Grade genießt, als es der rauhe römiſche Sieger je gefühlt, oder ihm je zu geben vermocht hatte. Gewiß dieſer Augenblick der Auffindung hatte manches Anziehende, aber der Fund ſelbſt iſt ſehr merkwürdig. Die Statue der Gottheit, von einer inländiſchen Steinart gearbeitet, fünf und einen halben Schuh lang, drei Schuh Wiener Maas hoch, Mithra in ſeiner gewöhnlichen Vorſtellung, wie er dem niedergedrückten Stier den Dolch in die Seite ſtößt, während Hund und Schlange die Bluts-tropfen auffangen, ſteht auf einem ſteinernen Unterſatze mit folgender Inſchrift in drei Zeilen:

D. N. M. S. PRO. S. AVG. NN. L. SEP
VALERIVS. ET. VALERIANVS. SEX. COL K
V. S. L. M.

Man ſieht hier zwei Magiſtratsperſonen der Kolonie Karnuntum (Lucius Septimus Valerius et Valerianus Sexviri Coloniae Karnunti), **) welche für die Wohl-

*) Man kann den vollkommen zweckmäßigen Anſtalten, welche von dem fürſtlich Batthyanyſchen Herrſchaftsperſonale bei dieſer Gelegenheit getroffen wurden, nicht Lob genug ertheilen.

**) Wie bei Gruter CCCCXVI 8. ein Sexvir coloniae Juliae Fanestris vorkommt.

fahrt ihrer Kaiſer einem gethanen Gelübde gemäß dieſe Bildſäule dem unbeſiegbaren Gotte Mithra (Deo invicto Mithrae sacrum, pro salute Augustorum nostrorum) geweiht hatten. Die Formel Votum Solverunt Libenter Merito iſt ſehr gewöhnlich, und eben ſo häufig finden ſich die Verſchränkungen mehrerer Buchſtaben in einen, wie hier des I und N, I und R, A und N, E und T, auf alten Steinſchriften, beſonders den auſſeritaliſchen. Ueber die Erklärung des COL K durch Colonia Karnuntum können für den keine Zweifel ſein, der gewohnt iſt den Namen dieſer Stadt, auf den römiſchen Ziegeln derſelben, in der Regel mit K (bald KAR bald bloß K) bezeichnet zu ſehen. Den Titel einer Colonia führte Karnuntum wirklich: in einer herrlichen Steinſchrift, die Lazius de Rep. Rom. pag. 963 unrichtig und auch nicht vollſtändig anführt, und welche jetzt den Eingang des k. k. Münz- und Antiken-Kabinets ziert, heißt Karnuntum auch Colonia. Wer aber die ungenannten Augusti ſind, das iſt hart zu beſtimmen; vielleicht könnte man mit einigem Grunde auf den Kaiſer Sept. Severus und ſeinen Sohn, den Caracalla, rathen, welcher mit dem Vater zugleich Augustus war. Noch verdient bemerkt zu werden, der Eigenheit wegen, daß mehrere unläugbare Spuren es ſehr wahrſcheinlich machen, der ganze Stein mit der Bildſäule des Mithra ſei bemalt geweſen, und zwar roth, blau und weiß. Eine Abbildung dieſer Bildſäule und etwas über den Mythus des Mithra enthält die Wiener Modezeitung, und Zeitung für ſchöne Literatur und Kunſt, 1816. Nr. 25.

Nebſt der beſchriebenen Mithragruppe und einigen kleinen unbedeutenden Bildwerken in Thon und Stein fanden ſich noch zwei große ſteinerne Altäre (ſogenannte Cippi) und eine große, ſehr dicke viereckige

Steinplatte, alle drei mit Inſchriften, an dem nämlichen Orte; und zwar enthält der große Cippus folgende Aufſchrift:

INVIC. DEO S
PRO. S. IMP. L. SEP (E und P vereiniget.)
VALERIVS. ET. VA
LERIANVS. TEMP.
VETVST. CONL
INP. SVO REST

Invicto Deo sacrum. Pro salute imperii Lucius Septimius Valerius et Valerianus templum vetustate conlapsum inpendio suo restituerunt.

Man ſieht, an dieſem Orte mußte ein kleiner Tempel geſtanden haben, obſchon ſich davon auſſer der Grundmauer, welche der Bildſäule des Mithra zum Stützpunkte diente, ſonſt keine Spur mehr vorfand. Die hier vorkommenden L. Sept. Valerius und Valerianus ſind die nämlichen wie oben, und ſie hatten alſo der Gottheit des Mithra nicht allein eine Statue errichtet, ſondern überhaupt das ganze durch die Alterslänge zerfallene Gebäude auf ihre Koſten wieder hergeſtellt.

Der andere Cippus enthält folgende leicht verſtändliche Inſchrift:

INVICTO
DEO. SAC
LONGINVS
SECVMDI (nius)
V. S. L. L. M (Votum solvit lubens libenter merito)

und der letzte Schriftſtein hat Folgendes:

D. I. M (Deo invicto Mithrae)
VITALIS. ET
SILVANVS
V. S. L. M (Votum solverunt libenter merito)

Karnuntum.

Karnuntum, einſt unter den Römern Oeſterreichs wichtigſte Stadt, der große Waffenplatz in dem Kriege gegen die Markomanen, der Ort, wo der Ruf der Heere der römiſchen Welt einen Kaiſer gab, *) wo einer der größten wie der beſten römiſchen Herrſcher die Reihe öſterreichiſcher Schriftſteller mit einem kaiſerlichen Namen eröffnet, **) beſteht heutzutage nicht einmal mehr ſeinem Namen nach. Treu ſeiner Beſtimmung, einen Damm zu bilden gegen das Andringen der barbariſchen Völkerſchaften, hörte Karnuntum auf zu ſein, ſobald eine Stadt dem Strome allenthalben eindringender Völker nicht mehr gewachſen war. Aber es verſchwand nicht ſo, daß keine Spur uns ſein ehemaliges Daſein verkündigte. Jener noch jetzt vor Petronell mitten unter Ackerfeldern beſtehende römiſche Thorbogen, von dem man in der Entfernung einer Viertelſtunde beiläufig gegen die Gebirge hin, die Reſte eines zweiten erblickt, bezeichnet uns genau die Lage, ja den Umfang der alten Stadt, von Petronell bis gegen Deutſch-Altenburg. Die große Menge der in dem gräflichen Schloßgarten zu Petronell beinahe täglich zum Vorſchein kommenden Monumente und Grundgemäuer zeigt, wie ſehr ſich der Ort hier den Ufern der Donau näherte. ***)

*) Den Sept. Severus.

**) Marc Aurel, das zweite Buch ſeiner Betrachtungen iſt geſchrieben: εν Καρνυντῳ.

***) Auſſer dem erwähnten römiſchen Thorbogen ſpricht ſonſt niemand von andern in dieſer Gegend beſtehenden römiſchen Gebäuden, und doch ſcheint es, als dürfte das kleine runde Gebäude, die Familiengruft der Grafen von Traun zu Petronell, dem ein anderes auf dem Berge von Deutſch-Altenburg, neben der großen Kirche daſelbſt, vollkommen gleich kommt, dazu gerechnet werden; man vergleiche nur z. B. die 42 Tafel der Colonna Trajana von Bartoli.

Ptolomäus ſchreibt den Namen unſerer Stadt nicht wie gewöhnlich Karnuntum, ſondern Karnus, — untis, andere ſagen: Karnutum; für Karnuntum ſtimmt unter andern auch eine Steinſchrift bei Gruter MXXXII 2, die uns das Andenken eines gebornen Karnuntiners im römiſchen Heere erhält:

S. D. M
SAVINIVS. VALENTI
NVS. MIL. LEG. X. GEM
OPT. VIX. ANN. XXX
MIL. AN. XIII. NATVS
CARNVNTO. SEPTI
MIVS. VALES CAN
DIDA. TVS. LEG. EIVS
DEM. B. M. F (Bene merenti fecit)

Zum letzten Male, ſcheint es, wird der Name Karnuntums erwähnt in den Ann. Franc. Fuld. ad annum 805. Der Hunnenfürſt Capranus ſoll nämlich den Kaiſer um die Strecke Landes zwiſchen Sabaria (Stein am Anger) und Karnuntum angefleht haben. Karl der Große, der in Wien dem heiligen Peter eine Kirche geweiht hatte, baute an der Stelle des alten Karnuntums der heiligen Petronilla eine andere; ſeit dieſer Zeit verlor ſich der alte Name Karnuntums gänzlich, weil es nur immer ad Sanctam Petronillam hieß, ſo wie die Beſitzer ſich de Sancta Petronilla nannten. *)

*) Eigen iſt es, daß ſich bei den jetzigen Bewohnern dieſer Gegend keine Spur der alten Benennung dieſes Ortes findet, wenn ſchon die Ueberlieferung von dem ehemaligen Daſein einer großen Stadt allgemein verbreitet iſt; nur — ſonderbar genug — nennen ſie die Stadt, welche daſelbſt ſoll geſtanden haben, die große Stadt Troja! Wie muß es den Bewohner Oeſterreichs nicht freuen, die herrlichen Szenen der Iliade an die Ufer der Donau ver-

Der Boden unſers alten Karnuntums iſt ſehr reich an alten Monumenten, und dieſe beurkunden eben ſo wohl einen hohen Grad von Reichthum und Wohlhabenheit, der hier herrſchend ſein mußte, als ſie uns von dem Geſchmacke und der Eleganz der alten Koloniſten einen vortheilhaften Begriff geben. So fand man Bruchſtücke von Statuen aus Marmor, Säulen und ſchön verzierte Kapitäler von Säulen; ſo unter andern das koloſſale Bruchſtück eines Fußes aus Bronze, der zu einer ſehr vorzüglichen Statue aus demſelben Metalle gehörte; ſo trifft man hier öfter ſehr niedlich verzierte Terracotta's.

Bei weitem der größte Theil aber der aufgefundenen Monumente ſind kleinere und größere Altäre zu Ehren verſchiedener Gottheiten, am häufigſten dem Silvanus geweiht, und dann Grabſteine, und zwar beſtehen dieſe letztern aus großen, aber ziemlich ſchmalen, oben abgerundeten Steinmaſſen, welche mit Schrift oder auch mit Bruſtbildern en relief verziert ſind.

Wenn man ja über die Bewohner Karnuntums, oder über die eigentlich militäriſche Wichtigkeit dieſes

ſetzt zu wiſſen! — Doch iſt es auffallend, daß bei Stephan von Byzanz die Taurisker, Bewohner Oeſterreichs, auch Troier heißen, daß man Trojanerberge bei Cilley und in Krain hat, ja die ganze Kette der Gebirge bei Marburg in Steyermark dieſen Namen führt. Taurisci, Tauristae, Troi, Norici, ſind alles Namen deſſelben Volkes, welches in unſern Gegenden einheimiſch war. Unter dieſen ſtammen die Benennungen Taurisci, Tauristae und Troi wahrſcheinlich von dem Worte Taur, was überhaupt einen Berg bedeutet, und ohne alſo bei jener vox populi, welche Troja ſo ſehr in unſere Nähe verſetzen möchte, an die Bewohner Aſiens zu denken, könnte man vielleicht darin eine Spur der erſten Bewohner unſers Karnuntums vermuthen.

Platzes einen Zweifel hegen könnte, ſo würden ſchon dieſe letztern Monumente allein hinreichen, ihn zu berichtigen, denn beinahe alle ſind ſie verſtorbenen Kriegern von ihren Gefährten geſetzt. — Man muß geſtehen, der Anblick dieſer vielen Grab-Monumente mit der einfachen Erwähnung deſſen, der ſich das Denkmal von ſeinen Freunden errichten ließ, *) höchſtens noch mit Beigabe ſeines Bruſtbildes, oder deſſen ſeines Weibes und noch eines Kindes; die Anſpruchloſigkeit, mit der ſie, auſſer der möglichſt längſten Erhaltung was immer für einer Verbindung mit unſerer Halbkugel und der möglichſten Ausdehnung des gewohnten Daſeins auf derſelben, ſogar keine Forderung an uns ſtellen, — bewegt das Gemüth mit einer eigenen, unwillkührlich rührenden Empfindung. So viel Liebe für das Daſein hienieden! — Aber freilich der Alte, der nur mit düſtern ſchwankenden Begriffen in jene Ewigkeit hinüber trat, hatte wirklich nichts Theureres als dieſe Welt; an dieſe ſuchte er ſich alſo durch jedes Band der Erinnerung zu ketten, und er hat ſeinen Zweck größtentheils erreicht, denn nach Jahrhunderten noch ſind ſein Name, ſein Stand, ja ſein Bildniß der Gegenſtand häufiger, mit allem Feuer der Neuheit durchgeführter Unterſuchungen.

Auch große ſteinerne Särge, übrigens ohne alle Verzierung und Aufſchriften, findet man ziemlich häufig; nur ſonderbar genug, wie über den ganzen Orient, dienen ſie auch hier, einſt die Ruheſtätten entſeelter Körper, jetzt als Waſſerbehälter zur Aufbewahrung des erſten Lebensprinzips; aber ſo dienen die ſchönſten antiken Marmor-Altäre den neuen Bewohnern Aſiens als

*) Häufig findet man dies auf folgende Art ausgedrückt: Adauctus z. B., oder was immer für ein Name, Testamento Fieri Jussit und dann Callidius oder ſonſt ein anderer Name Fecit.

Mörſer zum Zerſtampfen des Getreides, und ſo mußte auch ſchon mancher von den vorerwähnten großen römiſchen Grabſteinen dem Inwohner Petronells eine Familienbank vor dem Hausthore abgeben, etwa noch ſtatt der Füße auf ein Paar kleine Cippi geſtützt. Doch iſt dieſes wirklich ſelten der Fall, der bei weitem größte Theil deſſen, was in Petronell von den Ueberreſten des Alterthums ſchon aufgefunden wurde und noch aufgefunden wird, iſt in dem großen Hofe des herrlichen gräflich Traunſchen Schloſſes, wenigſtens geſchützt vor muthwilliger Zerſtörung, oder eingemauert in dem ſogenannten Schüttkaſten, einem ſehr großen Gebäude in dem Garten deſſelben Schloſſes zu ſehen.

So viel von Karnuntum im Allgemeinen; jetzt zu ſeinen Denkmälern.

Unſtreitig eines der merkwürdigſten iſt folgende von dem unermüdeten Spon, Misc. Erud. Ant. p. 84, XXVI ſchon bekannt gemachte, bisher nur wenig beachtete Inſchrift, welche vermöge der genannten Konſulen Gentianus und Baſſus im Jahr der Gründung Roms 964, nach Chr. Geb. 211, geſetzt worden, im letzten Regierungsjahre des Kaiſers Sept. Severus; ſie lautet:

SILVANAB. ET
QVADRIBIS. AVG. SACRVM
C. ANTONIVS. VALENTINVS
VET. LEG. XIIII. G. MVRVM. A. FV
NDAMENTIS. CVM. SVO. INT
ROITO. ET. PORTICVM. CVM
ACCVBITO. VETVSTATE. CONLA
BSVM. IMPENDIO. SVO. RESTITV
IT. GENTIANO. ET. BASSO. COS.

Das räthſelhafte Quadribis, welches ſich wirklich ſo auf dem Steine angegeben vorfindet, verſchwindet, ſo-

bald man ſich der bivia, trivia, quadrivia erinnert, die auf römiſchen Steinſchriften vorkommen. Das B auf unſerm Steine drängte ſich, wie dies der Fall oft iſt, an die Stelle des V, und Quadribis ſteht hier alſo ſtatt Quadriviis. Der Stein iſt unvergleichlich erhalten.

Nun kommt ein herrlicher, bisher noch nicht bekannt gemachter Stein; es iſt eine Baſis von weißem Marmor und vermöge der Inſchrift von den Cornicularïis, den Commentariensibus und den Speculatoribus dreier Legionen dem Kaiſer Caracalla im J. Roms 965, 212 Jahre nach Chriſti Geburt geſetzt. *) Der Stein war offenbar beſtimmt eine Statue zu tragen, und befindet ſich auch mit dieſer, glücklicherweiſe aufgefundenen, doch leider beſchädigten Statue von gleichem Marmor in dem k. k. Münz- und Antiken-Kabinete. Die Inſchrift lautet:

IMP. CAES
M. AVR. ANTONINO
PIO. FELICI. AVGVST
PART. MAX. BRITT. MAX
PONTIF. MAX. TRIB. POT
XVI. IMP. II. COS. III. DESIG
IIII. P. P. PRO. COS
CORNICVLARI
COMMENTARIENS
SPECVLATORES
LEGIONVM. III
ANTONINIANAR
P. S. DEVOTISSIMI
NVMINI. EIVS

*) Sonderbar iſt es, daß die Aufſchrift dieſes Steines: TRIB. POT. XVI. — COS. III. DES. IIII. nach der neueſten, unſtreitig von Eckhel am glücklichſten, aufgeſtellten Idee über die Zählung der tribunicia potestas der Kaiſer einen Widerſpruch enthält — trib. pot. XVI und COS. III

und nun kommen mit äuſſerſt kleinen Buchſtaben eingehauen die Nomina Cornicularioruim Commentariensium Speculatorum auf die Art, wie Gruter MLXX eine ähnliche Steinſchrift hat. Der Stein iſt äuſſerſt merkwürdig; nicht leicht dürfte man die Commentarienses auf einem andern angegeben finden, aber zu einem weitläufigen Kommentar iſt hier weder der Ort noch die Zeit.

Ein dritter Stein, ein ſehr großer Cippus, jetzt auch in dem k. k. Münz- und Antiken-Kabinete aufgeſtellt, iſt für die Geſchichte des alten Mithra-Dienſtes überhaupt und in Oeſterreich insbeſondere von hoher Wichtigkeit; er hat auf jedem der beiden Seitentheile eine ſtehende Figur, die den Mithra begleitenden Genien mit erhobener und geſenkter Fackel, und auf der Vorderſeite folgende Inſchrift:

D. S. I. M (Deo soli invicto Mithrae)
FAVTORI. IMPERII. SVI
IOVII. ET. HERCVLII
RELIGIOSISSIMI
AVGVSTI. ET. CAESARES
SACRARIVM
RESTITVERVNT

Der Stein iſt aus den Zeiten Diocletians, wie dieſes die Jovii und Herculii, Augusti und Caesares vollkommen bezeichnen.

Wir verbinden mit dieſem Aufſatze jenen oben belobten aus der Wiener Modezeitung vom 19 Juni 1816, Nr. 25, unter der Aufſchrift: Entdeckung römiſcher Denkmäler.

gehen nicht zuſammen, es ſollte COS. IIII ſein. Doch der Fall iſt nicht der einzige; man vergleiche Eckhel D. N. V. VIII, p. 425.

Das bei Stix-Neuſiedel vor wenigen Monden nebſt mehrern Inſchrift-Steinen aufgefundene römiſche Monument leitet den Blick unwillkührlich in jene Jahrhunderte unſerer Geſchichte zurück, wo römiſche Legionen beinahe die einzigen Bewohner Oeſterreichs waren. Der römiſche Soldat glaubte in jeder Gegend, unter jedem Himmelsſtriche ſeine Heimath zu finden, und ſtrebte daher, den ihm fremden Umgebungen bald jene Geſtaltung zu geben, an welche er in ſeinem Vaterlande gewohnt geweſen; und wo er auch immer ſein mochte, — er trug ſeine Bedürfniſſe, ſeine Sitten, ſeine Denk- und Handlungsweiſe, ſeine Altäre wie ſeine Götter mit ſich.

Das Monument gehörte der Verehrung des Mithra an, und die Bildſäule des jugendlichen Gottes in ſeiner gewöhnlichen Vorſtellung, wie er den Stier erlegt, iſt auf beiliegender Platte geſtochen. Es lohnt wohl über dieſen Mithra, vor deſſen Bildniß ein ehemaliger Bewohner Troſt und Hilfe in Widerwärtigkeiten ſuchte, und der Vorſehung für empfangene Wohlthaten ſeinen glühenden Dank darbrachte, etwas Näheres zu ſagen.

Die Verehrung des Mithra ſtammt urſprünglich von den Parſen. Zu den Römern gelangte ſie erſt zur Zeit des Pompejus, beiläufig 70 Jahre vor Chriſti Geburt. Die Seeräuber aus der Landſchaft Cilicien in Klein-Aſien, gegen welche Pompejus den Vertilgungskrieg führte, hatten ſolche über die Küſten von Griechenland und Italien verbreitet. Bald gewann ſie in Rom ſelbſt immer mehr Ausdehnung, vereinigte ſich dann mit dem Dienſte der Cybele oder der idäiſchen Mutter, und umfaßte ſo auch die entferntern Provinzen des römiſchen Reiches, ganz Gallien, Rhätien, ja ſogar unſer Noricum. Sie erhielt ſich bis um die Zeit, wo, etwa

400 Jahre nach Chriſti Geburt, unter Theodoſius dem Großen und ſeinen Söhnen der alte heidniſche Gottesdienſt ſich nach und nach ganz verlor, und ſchon im Jahre 377 Gracchus, Präfekt von Rom, die Mithra-Grotte in dieſer Stadt zerſtören ließ.

Der Römer, wie es die Inſchriften der meiſten dieſer Monumente (Deo Soli invicto Mithrae u. dgl.) unwiderleglich zeigen, verehrte in dem Mithra vorzüglich die Sonne. Die Vorſtellung, nach welcher er mit dem Schwerte den Stier durchbohrt, von deſſen aus der Wunde herabrollenden Blutstropfen ſich ein aufſpringender Hund und die ſich aufrichtende Schlange nähren, war ihm das Bild dieſes wohlthätigen Geſtirns, das mit mächtigem Strahle den Schoos der Erde durchdringt und Nahrung für die Geſchöpfe der Erde fördert; — aber die wahre Bedeutung muß man an der Quelle und dem Urſprunge dieſes Glaubens ſelbſt, das iſt, bei den Parſen ſuchen, wenn anders ein glücklicher Zufall uns Urkunden erhielt, aus denen wir mit Sicherheit ſchöpfen dürfen.

Und das hat er. Griechiſche und römiſche Schriftſteller geben uns ſchon die nöthigen Winke, aber das ganze Syſtem parſiſcher Glaubenslehre und der Weisheit der Magier finden wir im Zend-Aveſta aufgeſtellt.

Nach dieſem erſcheint nun Mithra unſtreitig als eine mächtige, gefeierte Gottheit; denn an dem Tage ſeines Feſtes allein, im Kreislaufe eines Jahres, waren dem parſiſchen Könige Vergnügungen mancher Art geſtattet; bei dem Namen Mithra's laſſen perſiſche Prinzen und Könige ſchwören, und dieſer Name, dieſe Gottheit iſt es, welche Darius, der letzte König von Perſien ſeines Stammes, der unglückliche Gegner Alexanders des Großen, anrief, wenn er, jedem menſchlichen Zeugniſſe mißtrauend, ſich Beruhigung über einen qual-

vollen Gedanken verſchaffen wollte, der ſein Innerſtes ergriff. *)

Aber die parſiſche Lehre von dem Weltall zeigt uns auch die Beſtimmung und die Natur dieſer ſo ſehr gefeierten Gottheit.

Der Parſe ſah nämlich bei genauerer Betrachtung der Natur überall Schöpfungen zum Guten und zur Wohlfahrt der ſie bewohnenden und benutzenden Weſen. Deſto ſchmerzlicher war es ihm, zugleich ein heimtückiſches, immer raſtloſes Prinzip bemerken zu müſſen, was gleichſam eine Welt voll Friedens, voll Anlagen zum ungetrübten, ruhig frohen Genuſſe, in jedem Reiche der Natur verfolgend zu ſtören und jeder Luſt ſo gern ein Leid beizufügen ſtrebte. Sein Verſtand konnte ſich zu der Anſicht eines Willens, der auch das ſcheinbar Widerſtreitende zu einem Zwecke führt, noch nicht erheben; er blieb vielmehr bei zwei Grundurſachen und

*) Die Gemalin des Darius, welche ſich nebſt ſeiner Mutter und Töchtern als Gefangene in dem Lager Alexanders befand, ſtarb in Folge einer unglücklichen Niederkunft; ihre Leiche wurde von Alexander mit allen ihrem erhabenen Range gebührenden Feierlichkeiten auf das Prachtvollſte beſtattet. Dieſe Nachricht brachte einer der perſiſchen Diener, dem es gelungen war, aus dem macedoniſchen Lager zu entfliehen, dem Darius, mit vielen Lobeserhebungen des edelmüthigen Benehmens von Alexander gegen die verſtorbene Fürſtin. Allein eben dieſe Ehrenbezeugungen gegen die Gemalin eines beſiegten Feindes füllten die Seele des Darius mit finſterm Argwohn. „Bei Mithra's erhabenem Glanze“ ruft er dem Sklaven zu, „wenn du die königlichen Rechte ehreſt, wenn dir Darius noch ein Gebieter iſt, und du nicht Partei mit den Macedoniern nahmſt, wie das Glück der Parſen, ſage: beweine ich in ihrem Tode nicht vielleicht das kleinſte Uebel; hatte ihr Leben vielleicht . . .“ Wir wiſſen wie ungerecht ſein Argwohn war.

Grundprinzipien aller Dinge ſtehen. Der Geber alles Guten, jeglicher Freude und jeglichen Vergnügens, war ihm Ormuzd; alles Ungemach, jegliches Leid und jegliche Beſchwerde ſchrieb er dem Ahriman zu. — So theilten ſich Ormuzd und Ahriman in das weite Gebiet der Natur. Alles Schädliche, Giftige, in Pflanzen und Geſchöpfen, war das Werk Ahrimans; jegliche wohlthätige, heilbringende Erſcheinung ging von Ormuzd aus; von ihm kam das belebende Licht, das ſegenverbreitende Geſtirn der Sonne; — Nacht und Finſterniß waren das Erbtheil Ahrimans.

Ihrer Regierung ſetzte der Parſe kein Ziel. In gleicher Macht ſollten beide fortherrſchen, jeder unzerſtört von ſeinem Gegner. Nur eine dunkle Mahnung belehrte ihn, daß nach Verlauf von Jahrtauſenden doch endlich Ormuzd ſiegen und das Reich Ahrimans ganz unterliegen werde. Dann würde Ormuzd vom Kampfe ruhen, und die Welt voll Seligkeit und harmoniſcher Eintracht ſein.

Der Parſe fand jedoch in ſeinem Glauben noch einen beſondern Troſtgrund, der ihn bei dem Gedanken an den gefahrvollen Kampf der beiden Ur-Elemente, und über den verderblichen Einfluß Ahrimans beruhigte. — Unter der Schaar von Weſen nämlich, welche er dem Ormuzd ſowohl wie dem Ahriman, als dienſtbare Geiſter und Ausführer ihrer Gebote, an die Seite ſetzte, war beſonders ein Name, der ihm durch ſeine Beſtimmung theuer wurde: der Dämon Methre, unſer Mithra (ſchon nach der Bedeutung des Wortes: der Milde und Barmherzige), einer von den guten Geiſtern Ormuzds. Ihm ſchrieb der Parſe eine ausgezeichnete Macht und zugleich eine beſondere Vorliebe für das Geſchlecht der Menſchen zu, und ſtellte ihn als Mittler zwiſchen die zwei großen Elemente auf, um

den Menſchen von Ormuzd die Fülle des Guten zu erbitten und Ahrimans verderbliche Wirkungen von ihnen abzuwenden, oder ſie wenigſtens zu mildern. Daher mußte nun der Parſe, gewohnt, beiden großen Weſen ſeine Opfer zu bringen (jenem aus dankbarer Liebe, dieſem aus Furcht), mit dem unbegrenzteſten Vertrauen, mit der vollſten Hingebung am öfterſten ſich zu Mithra wenden, weil er dieſen ſich um ſo vieles näher glaubte und in ihm ſeinen unmittelbaren Vertreter bei jenen beiden mächtigen Weſen erkannte.

Die Anführung dieſes Mythus ſchien uns nöthig, um ſeine Anwendung auf die beſtehenden Mithra-Monumente darzuthun. Regelmäßig iſt es der Jüngling mit der phrygiſchen Kopfbekleidung und dem fliegenden Gewande, der auf einem Stiere knieend ihn mit Macht zu Boden drückt, und, während er mit der linken Hand den Kopf deſſelben in die Höhe zieht, mit der rechten ein kurzes Schwert in das rechte Vorderfußgelenk einſtößt; der Schweif des Stieres endigt ſich oft in einem Büſchel Getreideähren. Rückwärts des Gottes, zuweilen auf deſſen fliegendem Gewande, häufiger auf einem Felſen, ſitzt ein Rabe, immer zum Gotte gewandt. Ein Hund und eine Schlange ſcheinen, wie vorher erwähnt, das Blut aus der Wunde ſaugen zu wollen; gewöhnlich greift zugleich ein Skorpion die Geſchlechtstheile des Stieres an; an beiden Seiten ſchließen die Szene ſtehende Genien, auch in phrygiſcher Kleidung, einer die Fackel erhebend, der andere ſie ſenkend. Das Ganze iſt in der Regel ſo vorgeſtellt, als wenn die Handlung an dem Eingange einer Höhle oder Grotte, über welcher man die Bruſtbilder der Sonne und des Mondes ſieht, vor ſich ginge.

Die Siegesgöttin, welche einen Stier opfert, auf dieſelbe Art ungefähr, wie hier Mithra, iſt eine oft

wiederkehrende Vorſtellung auf antiken Denkmälern von jeder Materie. — Wie — wenn ſie der Leitfaden zur Erklärung unſerer Mithra-Basreliefs würde? *) Wie, wenn auf dieſen Monumenten es der ſiegende Vermittler Mithra wäre, der nach vollführtem Werke, nach der glücklich vollbrachten Verſöhnung Ahrimans mit dem Menſchengeſchlechte, den beiden großen Ur-Elementen Ormuzd und Ahriman das freudige Dank- und Sühnopfer bringt? Dahin führen wenigſtens die Umgebungen. Hund und Rabe ſind Zeichen Ormuzds, ſind ihm geheiligte Thiere. Die giftige Schlange und der Skorpion ſtellen Ahrimans Bilder vor. Sie alle nehmen am Opfer Theil, — und Sonne, Mond und die Genien, mit erhobener und geſenkter Fackel, deuten eben ſo auf Ormuzd und Ahriman, wie Licht und Finſterniß, und die Vorſtellung dieſer Handlung am Eingange einer Höhle, wo Tag und Nacht ſich vereinigen, eine Verſöhnung beider Elemente bezeichnen. **)

*) *Zoega* Bass. ant. II, pag. 26 sqq.

**) Alle in beiliegender Kupferplatte bloß mit Punkten angegebenen Gegenſtände ſind nur zur Verſinnlichung für die verehrten Leſer ſo gezeichnet worden, ohne ſich an dem Monumente vorzufinden. Der Rabe iſt auf demſelben zwar nicht ſichtbar, er wird aber an dem abgebrochenen obern Theile des Steins nicht gefehlt haben.

Die Erklärung der römiſchen Inſchrift dieſes merkwürdigen Monuments dürfte folgende ſein:

Deo. INvicto. Mithrae. Sacrum. PRO. Salute.
AVGustorum. NN(ostrorum). Lucius. SEPtimius.
VALERIVS. Et. VALERIANVS. SEXviri.
COLoniae. Karnunti.
Votum Solverunt. Libentes. Merito.

In deutſcher Ueberſetzung:

Dem unbeſiegten Gotte Mithra, zum Heile unſerer Kaiſer,

Der Mithradienſt hatte auch ſeine Myſterien und ſieben Grade der Einweihung. Die Mitglieder des erſten Grades hießen die Streiter. Bei der Aufnahme in dieſen Grad wurde ein Kranz mit den Worten überreicht und angenommen: Mithra iſt meine Krone (Creuzer II, 224). Die Mitglieder des zweiten Grades hießen Löwen, und die Frauen Hyänen. Die des dritten vielleicht Raben. Dann folgte die Würde des Perſes, welchen Namen auch Mithra ſelbſt führte; darauf die Grade des Bromius und des Helios; die Mitglieder des letzten und höchſten Grades hießen Väter.

So viel über das Monument einer Gottheit, in welcher der römiſche Bewohner Oeſterreichs einſt das Symbol einer beſſern Zeit verehrte; — der jetzige Bewohner Oeſterreichs dagegen bewahrt das koſtbarſte Unterpfand ſeines Glückes und jeder Wohlfahrt — in der Liebe an ſein erlauchteſtes Kaiſerhaus.

Wien, im Jahre 1816. S.

(Von) Lucius Septimius Valerius und Valerianus, Sechsmännern [1]) der Kolonie Karnunt, geweihet.
Verpflichtet löſ'ten ſie gern das Gelübde.

[1]) *Sexviri*, Magiſtratsperſonen, die bei den Römern von ihrer Zahl den Namen hatten. — *Lexic.* antiq. romanorum. *Venet.* 1719 Tom. III. pag. 427. — «*Seviri* in municipiis, coloniis, praefecturis appellabantur magistratus. V illos supr. in *Magistratus*, cum sex s. collegae curiam administrabant; ut quatuorviri, cum quatuor: duumviri, cum duo. Cum enim eadem horum omnium inter suos esset dignitas, munus, et onus, nomina saltem iis mutabantur pro diversitate municipiorum, quae etsi praesidibus essent obnoxia, antiqui tamen moris, cum libera adhuc essent, plurimum retinuere, ut modo plurium, modo pauciorum curae subesse dignarentur: et interdum hoc, interdum illud suis rationibus magis accommodum esse ducerent: qua tamen ipsa diversitate non efficiebantur, ut municipia, et coloniae administrationis, quae in omnibus annua erat, ratione inter se discreparent. Quemadmodum enim duoviri vel alternis mensibus, vel altera anni parte ad clavum sedebant; sic *seviri* annum ita partiebantur, ut vel singuli duobus mensibus, vel quaternis vicissim mensibus bini jus dicerent: quod notavit etiam *Velser.* Rer. Vindel. V pag. 272. Reines. Epist. ad Rupert. 31.

Geſchnittene Mithra-Steine und Münzen.

A.

Als koſtbare Reſte des Alterthums tragen wir noch vier geſchnittene kleine Mithra-Steine und eine Münze nach; um unſere Sammlung der vorhandenen Denkmale des Mithra dem verehrten Leſer möglichſt vollkommen vorzulegen. *)

1) In einem Carneol tief geſchnitten ſehen wir hier durch Mithra den Stier ſchlachten. Die Genien des Tages und der Nacht fehlen zwar bei dieſer und bei den nachfolgenden Gemmen: wie hätte der Künſtler ſie aber in dem kleinen Raum anbringen können? ſo wenig, als die übrigen gewöhnlichen Attribute der Mithra-Opfer. Schon Freret bewies, daß dieſe Steine keine Siegesgöttin vorſtellen, ſie ſind Abbildungen, die der Mithriaca zugehören; der erſte Anblick zeigt uns die Schönheit der Ausführung, und die Paſten (Abdrücke) hievon, welche wir Lippert verdanken, geben das Bild ſehr klar und vollſtändig. **) Ueber Mithra in weiblicher Vorſtellung gaben wir unſer Urtheil bei einer andern Stelle ab, die Unterlaſſung der Wiederholung wird daher Verzeihung finden.

*) Dactyliothek, oder Sammlung geſchnittener Steine der Alten aus den vornehmſten Muſeen in Europa, von Phil. Dan Lippert. Dresden, 1767. Erſtes mythologiſches Tauſend. S. 247. Paſte Nr. 695, 696, 697 und 698.

**) *Freret* sur la fête de Mithra. — *Mémoire* de l'Académie des belles lettres et des Inscript. T. XVI, p. 267. — *Banier* Mythol. Deutſche Ueberſetz. v. Schlegel, II B. S. 534. — *Thurii* Monumenta veteris Antii. Siehe die nachfolgende Ueberſetzung dieſer Diatribe. — Pantheum der älteſten Naturphiloſophie, die Religion aller Völker von J. A. Kanne. Tübingen bei Cotta, 1811.

2) Dieſer Carneol zeigt in ſeiner Vertiefung Mithra mit dem linken Fuße auf einem zum Opfer beſtimmten Stier, deſſen Kopf in die Höhe gehoben wird, um anzuzeigen, daß dieſes Opfer den himmliſchen Göttern (Ormuzd) zu Ehren geſchieht. Homer erzählt ſchon von dieſer Art des Opfers. *) Wurde der Kopf des Stieres beim Opfer abwärts gehalten, ſo geſchah es zur Ehre der unterirdiſchen Götter. Mithra iſt nach ſeinen Verrichtungen erſt willens den Stier mit dem Opfermeſſer abzuſchlachten.

Münzen, die dieſen Gemmen ähnlich ſind, findet man mehrere, ſie gehören aber durch ihre widerſprechenden Attribute und Figuren der Mitbriaca nicht zu, als: eine Münze des Auguſtus, Armenia capta; dann im Kabinet zu Florenz ein Stein, wo die Siegesgöttin vor der Bildſäule der Juno einen Stier abſchlachtet; ferner eine Lampe im Bartoli. **) Die hier beſchriebene treffliche Mithra-Gemme war früher ein Eigenthum des Barons von Stoſch, ſpäter kam ſie in die herrliche Sammlung des Herzogs von Devonſhire.

3) Hier iſt Mithra ohne Flügel in einem Carneol vertieft. Das Feine, nebſt der vortrefflichen Zeichnung, iſt der hohe Styl der Kunſt. Der Stier hat um den Hals einen Kranz hangen, Mithra hebt ihm beim Maul den Kopf in die Höhe, um anzuzeigen, daß dieſes Opfer den himmliſchen Göttern zu Ehren geſchehe.

*) *Homer* Iliad. A. v. 557. „So betete der alte Chryſes, und ihn erhörte Apollo. Nach verrichtetem Gebete beſtreuten ſie die Opfer mit geröſtetem Mehl und Salz; dann beugten ſie das Haupt des Thieres in die Höhe gegen Himmel, ſchlachteten es und zogen die Haut ab."

**) Mus. Flor. T. II, t. 73. Nro. 3. Edit. Beger. P. III, t. 6. Numismata imperat. Roman. Romae 1743. III Tom.

4) Der Stein dieſer Gemme iſt Chalcedon. Mithra kniet faſt nackend bei dem Stier, der jetzt geopfert werden ſoll, und hält die Spitze des Opfermeſſers nach der Erde zu. Im Maffei iſt ein vollkommen ähnlicher Stein, den ſchon Montfaucon und Gronov erklärten. Beger bringt willkührlich eine halberhabene Arbeit zur Zierde des Obertheils bei, und zeigt, daß, wenn die Figur nackend iſt, ſie nach Heſiod den Beinamen κκλλισΦυ;ος oder περικκλλὴς habe; zugleich beruft er ſich auch auf eine andere aus dem Golzius mit der Aufſchrift: BOYΘPΩTIΩN. *)

B.

Die Münze Nr. 1 ſtellt den Mithra dar mit vier Flügeln, zwei aufwärts und zwei der Erde zugewendet; mit der Mütze und einigen Attributen in der Hand, ähnlich den obern und untern Randeinfaſſungen und Dreiecken des tiroler Monuments von Mauls. Die Kehrſeite ſtellt ein perſiſches Bruſtbild mit der Sonnenkrone nebſt dem Oberkleid der Parſen vor. Die übrigen Münzen ſind Denkmäler des römiſch-griechiſchen Sonnendienſtes, welche wir aus den angezeigten Werken entlehnten. **)

*) *Maſſei* Gem. T. III, t. 67 et ante *Gronov*. in Gem. August. Senens. P. II, t. 7. Thes. Brand. T. III, p. 285. Die beigefügten leeren Umriſſe bei den Abbildungen zeigen die wirkliche Größe der Gemmen an. *Thesaurus Antiquitatum Romanorum* congestus a *Joan. Georg. Graevio*. Lugduni Batavorum apud Petr. Vander A A, Bibliop. et tratecti ad Rhenum apud Francis. Halmam, Bibliop. 1696. Tom. V, p. 777 Tab. XVI. Mithra apud *Rolandum*.

**) *Beger*. Thesaur. 1696, p. 301. In Numismata aerea select. Max. Moduli Emuseo *Pisano* olim Corrario commentarii; in monaster. Benedict. Casinate. Bergom. 1740. Tab. 73. Rosbergs Leben und Thaten der römiſchen Kaiſer. Frankfurt a. M., 1618. S. 175. Numismata Cimelii caesarei

J. G. von Herders Ideen über Zoroaſters Religion.

Den Betrachtungen Montfaucons und anderer Schriftſteller über die Mithra-Denkmale und die Mithriaca wollen wir noch jene freien Anſichten des unſterblichen Herders: über Zoroaſters Religion, beifügen, die er mit offener Seele zur allgemeinen Aufklärung niederſchrieb, mit einem Geiſte, der einen hohen Schwung in das Allerheiligſte der Menſchheit nahm, wodurch ein Lichtſtrahl hervorgebrochen, der uns die religiöſe Blüthe des Morgenlandes in volleſter Klarheit entwickelt. *)

Zoroaſter ſchöpfte aus einer ältern Religion, um den Zuſtand ſeiner Zeit zu verbeſſern.

Nach allen Zeugniſſen des Alterthums war die altperſiſche Religion, die vor Zoroaſter vorherging, nichts als der klare Sabäismus geweſen, der von Chaldäa oder dem nördlichen Iran ausging! Erde und Himmel und alle des Himmels Heer und Fülle war hier in Anbetung, die Anbetung ging aber in die ſcheußlichſte Abgötterei über, aus der Verehrung des Welt-

Regii Austri. Vindobonae. Th. Trattner. 1755. pag. 49, 68. Pars altera pag. 16. Numismata antiq. a *Jacob. Musellio* collecta et edita. Veronae 1751. Tab. 244 No. 2. Maximin. Tab. 247 No. 6, 7. Constant.

*) Aelteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts von Joh. Gottfried von Herder. Tübingen, bei Cotta. 1806. V Bd. S. 430. Eine Schrift, die kein Theolog, der Kenntniß des orientaliſchen Geiſtes wünſcht, ungeleſen laſſen ſollte. — Ueber die alten und neuen Myſterien, zweite Aufl. Berlin 1817, in der Maurerſchen Buchhandlung. IX. Von den Mithrageheimniſſen der Perſer. S. 161 — 182.

alls wurde ein gräuelvoller Götzendienſt von Bildern, Zeremonien, Geheimniſſen und Prieſtern; ſo entſtand Moloch! *)

*) *Histoire critique des Dogmes et des Cultes*, bons et mauvais, qui ont été dans l'Eglise depuis Adam jusqu'à Jésus Christ, où l'on trouve l'origine de toutes les Idolatries de l'ancien Paganisme, expliquées par rapport à celles des Juifs, par *Mr. Jurieu*. A Amsterdam, chez François L'Honoré et Compag. 1704. *Moloch* pag. 419, 457, 564, 566, 571, 581, 583.

Die alten jüdiſchen Heiligthümer nebſt einer Beſchreibung des ganzen levitiſchen Prieſterthums in fünf Büchern von Johannes Lund. Hamburg, bei Fickweiler 1722. Moloch, Kapitel XXXIV. S. 564. Mit zwei Abbildungen dieſes ſcheußlichen Götzen.

Moloch, dem zu Ehren Kinder geopfert wurden, war der Ammoniter Götze; Benjamin in ſeinem Itiner. S. 57, beſchreibt dieſen Abgott, daß er im Götzentempel der Ammoniter auf einem ſteinernen mit Gold überzogenen Stuhl geſeſſen. Seldenus (de Diis Syris cap 6) behauptet dagegen, daß das Bild ſelbſt von Stein mit Gold überzogen geweſen, und auf einem Thron geſeſſen. Damit vereinigt ſich auch Schindler in ſeinem Lexic. pentagl. p. 1009. — Ganz andere Beſchreibungen Molochs aber geben uns viele Hebräer, nach welchen das Götzenbild aus Kupfer war, mit einem Ochſen- oder Kalbskopfe und ausgeſtreckten Armen und Händen, um etwas darin aufzunehmen. Dieſem Götterbilde zu Ehren lieſſen die Ammoniter und auch andere Völker ihre Kinder durch das Feuer gehen, damit ſie ſich reinigen; viele lieſſen aber ihre Kinder als Opfer gar verbrennen, wie glaubwürdig Joſeph (lib. 9 Antiquit. cap. 12) ſchreibt von Ahas, dem Könige in Juda: „daß er ſeinen Sohn, nach religiöſem Gebrauche der Kananiter, dem Götzen zum Brandopfer gab.“ (Man vergleiche damit *Jurieu*, pag. 419, 457, 564, 569, 579, 582. Philon, de victimas offerentibus, pag. 661.) Der Durchgang durch das Feuer erfolgte alſo: es wurden zu beiden Seiten zwei große Feuer angezündet. Der Vater brachte ſein Kind zu

Noah, der fromme Mann, weihet als der zweite Adam der erneuerten Erde nach der großen Ueberſchwemmung des Orients das *erſte* Opfer wieder.

den Prieſtern hin, die Prieſter aber gaben es den Aeltern wieder, daß ſie es ſelbſt durch das Feuer führten; nach Anderer Meinung führten ſie die Prieſter durch. Es nahm alſo entweder der Vater oder Prieſter das Kind, welches baarfüßig gehen mußte, und führte es zwiſchen den beiden großen Feuern durch, nicht ohne Lebensgefahr für die Kinder. Die Aeltern hatten den thörichten Wahn, wenn eines ihrer Kinder durch die Flammen ginge, ſo würden die übrigen ſicher am Leben, in Glück und Segen bleiben, das Durchgehende das Leben für die andern wagen und opfern. So wurde auch *Hiskias* von ſeinem harten Vater durch das Feuer geführt, der auch mehrere Kinder verbrennen ließ.

Ueber die gänzliche Aufopferung und Verbrennung der Kinder ſind die Meinungen getheilt. Einige erklären das Bild Molochs innen hohl und auf der Bruſt und am Bauche mit ſieben Räumen oder Fächern verſehen. Unter dem großen Bilde wurde Feuer angemacht, wodurch es ganz glühend geworden, um die Opfer aufzunehmen. In das erſte Fach wurde *lebend* ein Vogel, in das zweite ein Schaf oder Lamm geopfert, in das dritte ein Widder, in das vierte ein Kalb, im fünften ein junger Farr, im ſechſten ein Ochs, und im *ſiebenten endlich ein Menſch*! — — als das vornehmſte Opfer! — Jeder, der ſein Kind verbrennen wollte, küßte den Moloch, ehe er glühend wurde, und übergab dann die Opfer. Dagegen erklären Andere die Opferung dahin, daß die Kinder bei einem *beſondern* Bildniß geopfert wurden, indem man ſie dem glühenden Götzen in ſeine Arme und Hände einlegte, und auf ſolche Weiſe lebendig verbrannte. Wir ſetzen hier die beiden Abbildungen bei, als ein gräuliches Zeugniß der Entartung des menſchlichen Geiſtes im Prieſterlich-Religiöſen! — Doch nicht nur die *alte*, auch die *neue*, die *chriſtliche* Welt hatte ähnliche *Kannibalen* voll ſchwarzen Geiſtes; wem kommen bei dem Anblicke dieſer beiden Götzenbilder nicht die Marterkammern des

Es iſt ein Brandopfer. Er bringt ein reines der geretteten Thiere dar; was er ſelbſt aß, wird auch ſein Gott genieſſen. Abel opfert noch Milch, nichts Lebendiges; bei Noah brennt dagegen Brandopfer, und wird ein ſüßer Geruch vor dem Herrn! Noah hatte damals nicht Gras, nicht Kraut, nicht friſche Milch, da glühet alſo ein reines Thier, gleichſam aus ſeinem Munde genommen und Gott zum Geſchenke gebracht; wer ſieht nicht daraus den Stammvater des Orients, — und den Schutzgott ſeines Stammes im Bunde mit Noah, — im Bundeszeichen des Regenbogens.

heiligen Offiziums, nicht deſſen Autos-da-fe in lebhafte Erinnerung? — Stromweiſe floß das Blut der Bekenner des göttlichen Evangeliums, welche wahnſinnige Pfaffen — Ketzer nannten; wahrlich, eher hätten ſich dieſe glühenden Molochsbilder über ihre Opfer erbarmt, als Torquemada's erſtarrtes Hyänen-Herz in ſeiner finſtern furchtbaren Wirkſamkeit! [1] — — — Molochs Prieſter und Torquemada ſtehen in tiefer Verbindung; letzterer wollte ja auch die Seele durch irdiſches Feuer reinigen! — Sehet Torquemada, den Blut-Tiger, den Mörder der Vernunft, den Zertrümmerer der göttlichen Lichtwerdung im Glauben — und ſeine Vorläufer die falſchen Magier, die Knechte der Finſterniß, die abſcheulichſten Diener der ſabäiſchen Abgötterei! — ſehet Moloch! das Weltall der Ammoniter, ſein Götzen-Haupt ein Stierkopf, ſein Körper Menſch und Thier; von allem was lebt wird ihm gebracht, ſoll durchs Feuer zu ihm gehen, und da auf ſeiner Bruſt, abſcheuliches Zeichen, die ſieben glühenden Schlünde und Kammern des Weltalls, wo die Opfer der ganzen Natur und im ſiebenten das Geheul der grauſam erſtickten Menſchheit dampfet!

[1]) Die Völker Spaniens und ihre Fürſten. Ein hiſtoriſch.-ſtatiſtiſch-geographiſches Denkbuch für Gebildete von Heinrich Seel. Mit Kupfern, gr. 8. Augsburg und Leipzig, in der von Jeniſch und Stageſchen Buchhandlung, 1821. Eine Schrift, die freimüthig und furchtlos die Schwäche des ſpaniſchen Königthums, wie die Kraft der Cortes prüft.

Auch Abraham ging lange vor Zoroaſter von der Licht-Religion aus. Der Götzendienſt, den Hiob kannte, war nichts als Anbetung der Geſtirne (Sabäismus), und die Weisheit, die er für ſich kannte, nichts als Naturweisheit, Sabäismus in veredelter Geſtalt. Was Moſes zerſtörte, reformirte Zoroaſter; er führte die Religion mit regem Gefühl wieder mehr zur Einfalt des Urſprungs, und ſie faßte in ſeinem Syſteme wieder feſtere Wurzel. Die Reformation Zoroaſters ward reiner, urſprünglicher, ſchöner als aller babyloniſcher Kram von Kabbala und Gloſſe. Die ganze Religion, Philoſophie und Moral Zoroaſters kleidet ſich in Urlicht! in den Urgott Ormuzd — vom Lichte der Sonne iſt hier nicht die Rede — erſtes Licht vor der Welt, wo unzugangbar Gott wohnt und ſich Alles in Vollkommenheit verſchlingt, wo nur ein Strahl, ein Abglanz in dieſe Schöpfung traf und den Streit zwiſchen Guten und Böſen entwickelte. Nichts auch natürlicher als dies. Bei den Juden war ihre Religion beſtimmter, und was ſie aus fremden Glauben mitbrachten, mußten ſie dieſer ſchon beſtimmten Religion nur anhängen: ihre Religion war ganz anderer Art, ja zur Feindin dieſes abgöttiſchen Krames geſchaffen; ſie vermengten alſo Licht und Feuer, Erz und Sand, das beſtimmteſte Nationalgeſetz und die fernſten Schimmer alter Traditionen. — Bei Zoroaſter finden wir alles anders. Er fand keine poſitive Religion an die Stelle geſetzt: was er fand, waren nur Verderbniſſe, Sekten, verſchiedene Ableitungen eben derſelben uralten Religion, die ſich ſelbſt bekämpften. Er konnte alſo ſie durch ſich ſelbſt zerſtören, daß er ſie auf die vorige Urſprünglichkeit zurückführte, von der ſie noch alle wenigſtens Faſern und Flocken an ſich hatten. Die Völker, die er reformirte,

waren gegen die Juden zu rechnen wild, ihre Religion ſelbſt im Götzendienſt nur Dienſt, und an Lehren einfach: er konnte noch mehr vereinfachen, hinzuführen, wegnehmen; er bildete nur immer ein Kind nach der urſprünglichen Einfalt der Mutter. Mauer war um keine Sekte der Art gezogen, wie um die Religion Judäa's — kurz, es gelang Zoroaſter, eine Einfalt und natürliche Philoſophie einer alten Menſchengattung einzuführen.

Wir kannten dieſe Religion vorher aus Hyde, und wir glaubten ſie vortrefflich zu kennen. Jetzt, da die Werke Zoroaſters durch den ſonderbaren Eifer Anquetils du Perron *) vor uns liegen, ſieht man, wie wir ſie gekannt haben. Hyde war ein ſchätzbarer Sammler von Nachrichten aus fremden, jüngern meiſt arabiſchen Quellen, die uns original dünkten, weil ſie nicht europäiſch waren: wir ſtehen alſo bei ihm immer nur auſſer dem Vorhange und lernen, das ſpäte Buch Sadder ſelbſt nicht ausgenommen, von Hörenſagen. Anquetil führt uns, ohne Gelehrſamkeit, Citation und Rede, ſacht an der Hand hinter den Vorhang und zeigt uns ältere Schriften der Sekte ſelbſt. Jener ein ewiger Lobredner aus Syſtem, ſich oft widerſprechend und aus unſichern Quellen; Dieſer, ſpricht beinahe kein Wort zu Lobe, weil das ganze Buch, das Religionsgebäude ſelbſt, Lobes genug ſein ſoll. — Hyde iſt noch immer vortrefflich zu brauchen, um die Gegenden und angrenzende Religion rings um den Feuerherd der Mobeds zu ſehen, und für Anquetil iſt er

*) Zend-Avesta, Ouvrage de Zoroaster par M. Anquetil du Perron. Paris, chez Tilliard. 1771. 3 Vol. 4. — Briefe zweier Freunde über Religion und Glauben, herausgegeben von Traugott Walter. Hamm, bei Schulz und Wundermann. 20 Gr. 1823.

ordentlich Vorläufer und Gewährsmann der Wahrheit: der letzte führt ins Heiligthum, und es iſt wahrlich zu beklagen, daß der Enthuſiasmus dieſes Mannes von Europa mit ſolcher Kälte belohnt worden. Frankreich hoffte an dem großen Zoroaſter einen Legislateur voll hoher Orakelſprüche nach Pariſer Fuß und einen Directeur des éphémerides des citoyens zu finden, und da es den nicht fand, nichts als Formeln, Gebete, Liturgien und krauſe Figuren ſah, und gar noch ein unwiſſender Schreier einen Thierlaut dagegen wagte — da lag's und liegt. — England war über Hyde, Hunt und die ganze Ehre der Entdeckung beleidigt und bewies ſtatt Wahrheitsliebe und Literaturgerechtigkeit etwas zeitloſen Patriotismus. Und endlich Deutſchland! — das liebe Deutſchland! — Der Säugling an den treuen Brüſten beider Länder — hat der auch eine Stimme? D'Anquetil wenigſtens hat nicht darauf gerechnet; und auſſer dem Titel und der mägerſten Anzeige hat bisher (1774) auch kein Wind darüber geſauſet. *)

Herder will hier bloß einige Blumen brechen; die Aernte des völligen Werks erwartet eine ſpätere Zeit.

Schon nach Hyde war in der Religion Zoroaſters alles auf das Sechs der Tagewerke gebaut: Zeit-Eintheilung, von Woche zu Jahr, vom Jahr zum Jahrbündel hinauf und zum Augenblick hinunter; die ganze Weltdauer wird von Chaldäa aus nach allen Seiten zu von dieſem Sechs der Tage gemeſſen. Der ganze Dämonendienſt, das durchwallende Leben der

*) Groß ſind die Verdienſte Kleukers, der dem deutſchen Vaterlande den Lehrbegriff Zoroaſters gab und dieſen Gegenſtand ſchärfer geſichtet hat als Keiner aus fremden Nationen vor ihm.

perſiſchen Religion — aus dieſem Sechs der Tage ausgegangen, nach ihm bis aufs größte und kleinſte die Welt vertheilt: Himmel und Elemente, Geiſter und Welten, Metalle und Farben, Eins! Das Hauptfeſt des Jahres: die großen Pforten der guten Werke und Gebräuche — der ſimpelſte Grund der Religion Hom's und Djemſchids im Zoroaſter iſt Urſprung und Schöpfer der Welt genau eben nach dieſen Begriffen. *)

Wer da nun, nach dem, was gezeigt iſt, mit Hyde glauben kann, das ſei den Juden in der babyloniſchen Gefängniß geſtohlen, — mit dem rechnen und ſchlieſſen wir nicht zuſammen!!! — Es war älteſte Zeitrechnung, älteſter Gottesdienſt, die er eben nur reinigte und beibehielt. Die ſieben Pyreen ſtanden längſt vor ihm und er zerſtörte eben ihre Planetenzahl durch mehrere; von Licht ging Alles aus und wallete dahin, wie uns Chaldäa zeigt. Zoroaſters Mithra-Höhle, in der er, ſelbſt nach einer fremden Sage, die nicht wußte, was ſie ſchrieb, ſeine Religion ſtudierte: was war ſie, als kosmogoniſche Höhle des Weltalls? **) „Geſtalt der Welt durch Mithra geſchaffen, die Sachen in ihr nach gewiſſen Entfernungen als Symbole der Elemente und Klimate der Welt vorgeſtellt.“ Dieſe berühmte Höhle der perſiſchen

*) Herders Denkmale der Vorwelt. (Tübingen bei Cotta, 1805.) S. 89. — Perſepolis von Niebuhr. — Perſepolitaniſche Briefe. S. 111 — 312.

**) *Porphyr.* de antro Nymph. und die folgende weitläufige Einkleidung nach perſiſcher Art in Anquetils Leben Zoroaſters (Zend-Aveſta T. II). Er wußte nicht, was er mit dieſer Erſcheinung Ormuzds auf Albordi ſchrieb und iſt daher um ſo treuerer Zeuge. — Wielands ſämmtliche Werke XVI Band. S. 51. Cyrus. — Leipzig, bei G. J. Göſchen. 1796.

Geheimniſſe, aus der Zoroaſter ſchöpfte, — ſie war doch im Albordigebirge von keinem Juden gebaut? Wo vielleicht kein Jude hingekommen war, oder hinkommen durfte. *)

Zoroaſter ſtudierte die alte Religion in den heiligen Bergen, oder, nach der Sprache des Orients, er fragte Ormuzd auf dem Berge Albordi, und da ward er im Vogelfluge zum Throne Ormuzds entzückt, ſah, hörte, — und was ſah und hörte er? Die ſechs Amſhaſpands, die erſten Himmelsgeiſter nach Ormuzd! die Begebenheiten vom Anfange der Welt bis zur Auferſtehung und im ſiebenten Jahrtauſend! ſah die Revolutionen des Himmels, Einfluß der Geſtirne, Geheimniſſe der Natur, in Allem aber die glänzende Größe der Amſhaſpands. Die ſechs Am-

*) Philoſophiſche Unterſuchungen über die Römer von Friedr. Buchholz. Berlin 1819, bei T. C. F. Enslin. I Band. S. 134. X. Kapitel. Von den religiöſen Inſtitutionen der Römer, und von der Beſtimmung derſelben. — Der kläglichſte Zuſtand, in welchen die himmliſchen Seelen und die ganze Menſchheit durch die Vereinigung mit Körpern, wie durch die Vermiſchung des Lichtes mit der Finſterniß, gerathen waren, ſollte einem beſſern Platz machen. Zu dieſem Endzweck ſandte der Allerhöchſte Chriſtum, den wahren Mithra, mit dem reinſten Lichte Gottes erleuchtet, reich an himmliſcher Weisheit, und unzertrennlich mit der Gottheit, dem Vater aller Menſchen, vereinigt. Seine Sendung hatte einen doppelten Zweck: der eine bezog ſich auf die Unterordnung der phyſiſchen unter die ſittliche Welt-Ordnung, durch welche der Verſtand die Endzweckmäßigkeit der ſichtbaren Welt erkennen ſollte; der andere betraf das Menſchengeſchlecht. Sein Amt war, ſelig zu machen und Heiland zu ſein, und dies geſchah durch Offenbarung des göttlichen Reiches und durch heiligen Wandel. — Buchholz, Unterſuchungen über die Römer. (1819.) III Band. S. 43.

ſhaſpands kamen reihweiſe zu ihm und entdeckten ihm Geheimniſſe, jeder im Theil ſeines Naturreichs, und dieſe Amſhaſpands ſind — die Engel der Schöpfungstage, nach Namen, Begriffen und dem ganzen Gebäude der Religion. Es kann vielleicht nichts Prächtigeres gedacht werden, als dieſe Reiſe Zoroaſters zum Throne Ormuzds, zu der die Reiſe Mahomeds nur hitzige Naſerei iſt; und was iſt jene anders, als die Einweihung in die Geheimniſſe der Höhle, in der er lernte? und was lernte er in der Höhle, in dieſem Urtempel alter Religion? Eben, was wir geſehen!

Soviel alſo von dieſen Ormuzd-Geheimniſſen der ſechs Amſhaſpands der Schöpfung in Zoroaſters Kopf und ſeiner Gegend Raum hatte, ward angewandt und blickt überall vor. Licht der Urquell der Schöpfung, was ſich nur durch mehr und minder Grade von Reinigkeit und Stärke im Leben aller Weſen ſpiegelt. Was in Baum, in Pflanze, in Thier, im Menſchen lebt und Seele heißt, iſt mit eben ſo viel Stufen der Läuterung nur Licht! nur Feuer! Das ſteigt in Menſchen wieder durch alle Klaſſen von Erhabenheit und Güte empor: aus ſolchem, ſolchem Feuer wird ſolche, ſolche Seele! bis Alles nach unendlichen Stufen der Läuterung in Ormuzd, dem großen Lichtmeere, woraus Alles ward, zuſammenfließt, und ſein wird, was es vor der Schöpfung war. — Kann man ſich einen erhabenern, glänzendern Traum die ganze Schöpfung hindurch gedenken? Die Juden haben ihn auch, ſeit ſie Chaldäa ſahen, aber nur ſehr dunkel.

Die Religion Zoroaſters iſt gleichſam, nur auf eine weit erhabenere Art, als Aegypter und Orpheus feiern konnten, eine Feier der ganzen heiligen Schöpfung. Urſprünglich lauter Feruers, Ideale, reine Modelle der Weſen von Gott geſchaffen, alle-

ſammt durchs **Wort** geſchaffen, den wirkſamſten, allgegenwärtigen Feruer der Welt: er iſt in den edelſten Hüllen, inſonderheit des **Geſetzes** und der **Religion Gottes**, allwirkend, trägt und hält alle Dinge der Schöpfung, hilft und ſtärkt gegen das Böſe, lebet und erweckt vom Tode; — und ſieh, dieſer große, allwirkende erſte Geiſt, mit den Amſhaſpands in keinem Verhältniß, in und durch und mit Ormuzd — es war und iſt das: **Werde! Sei!** — Alles, was Plato und Philo von ihrem λογος dichten, ſind Trümmer und Schatten gegen einen Kommentar, der ganz lichthelle, wirkende, handelnde Epopee iſt des erſten, ewigen **Worts Gottes!** — Sie haben ſich ſo lange gezankt, wo der **Tagrum** und **Philo**, **Johannes** und **Paulus** ihren Ausdruck „**Wort**" herhaben, in den ſie, als eine Hülle für menſchliche Begriffe, ihr **neues hohes Evangelium** einkleideten. Die urſprüngliche, wie ältere Quelle liegt jetzt offenbar da, als ein Erklärungs-Kommentar zum neuen Teſtament. *)

*) ΣΙΒΥΛΛΙΑΚΟΙ ΧΡΗΣΜΟΙ hoc est SIBYLLINA ORACVLA ex vett. codd. aucta, renovata, et notis illustrata a D. *John. Opsopoeo Brettano.* Cum interpretatione Latina Sebast. Castalionis et Indice. *Parisiis.* 1599.

ORACVLA MAGICA ZOROASTRIS cum scholiis Plethonis et Pselli nunc primum editi e Bibliotheca regia. Studio Johannis Opsopoei. Parisiis. 1599.

ORACVLA METRICA Jovis, Apollinis, Hecates, Serapidis, et aliorum deorum ac vatum tam virorum quam feminarum, *a Johanne Opsopoeo* collecta. — Item

ASTRAMPSYCHI ONEIRO-*criticon* à Jos. Scaligero digestum et castigatum, Graece et Latine. Parisiis. 1599.

Isaaci Vossii de *Sybillinis* aliisque quae Christi natalem praecessere Oraculis. Accedit ejusdem responsio ad Objectiones nuperae criticae Sacrae. Lugd. Batav. Apud Jacob. Gaal. 1680.

Petri Petiti Philosophi et Doct. Medici Parisiensis de

Die Zophaſemim, die erſten Thierweſen des Chaos, in denen die Samen aller Geſchöpfe lagen, kommen, wie in Phönizien, Aegypten, Orpheus, ſo auch hier wieder. Man leſe, was Bundeheſch vom erſten Stier, aus dem das menſchliche Geſchlecht Thier und Pflanze im Urſamen geweſen, weitläufig dichtet, und man wird ſich nach Orpheus hinüber die Beinamen des Protogons Ταυριβεαν u. ſ. w. erklären können, die ſo keinen Sinn haben. Ueberhaupt ſind zu den Geheimniſſen der thraciſchen Höhlen die Mithra-Geheimniſſe der georgiſchen Höhlen auf mehr als eine Art nähere Nachbarinnen, als man wähnt, wie ſich das bald augenſcheinlich erklären dürfte. *)

Es geht eine große Kette wirkender Weſen von Ormuzd durch alle Gebäude und Adern der Schöpfung und der edelſte ſichtbarſte Mitwirker der Gottheit iſt — der Menſch, das Bild Gottes in menſchlicher Geſtalt. Es kann kaum genug geſagt werden, wie dieſe Religionen das Menſchenbild geehrt haben: es war ein Erſtgeborner ſchon vor der Welt da; ſchon da

SIBYLLA libri tres. Lipsiae. Apud haered. Frid. Lankisch. 1686. — *Anton. Van Dalen* Dissert. de *Oraculis Ethnicorum*, acced. et Schediasma de Consecrationibus Ethnicis. Amstelodami apud *Henricum* et Viduam *Theodori Boom*. Anno 1683.

*) Glauben, Wiſſen und Kunſt der alten Hindus in urſprünglicher Geſtalt und im Gewande der Symbolik, mit vergleichenden Seitenblicken auf die Symbol-Mythe der berühmtern Völker der alten Welt, mit ihrer gehörigen Literatur von Niklas Müller. I Band, mit zwei Tabellen und ſieben Steindrucktafeln, auf welchen mehr als hundert und ſiebenzig noch nicht öffentlich erſchienene bildliche Darſtellungen enthalten ſind. S. 630. gr. 8. 1822. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Thlr. Mainz, bei F. Kupferberg.

ſtritt er gegen das Böſe, und der Geiſt — Kraft Gottes — kam ihm zu Hilfe (Zeug, woraus nachher die Manichäer ſo viel gedichtet!) und hier noch in der Sterblichkeit der Materie, iſt der Menſch mit allen unſichtbar durch die ganze Schöpfung wirkenden Weſen in Verbindung: iſt im Guten, oder im Böſen nur ein ſichtbar gewordenes Glied einer unendlichen unſichtbaren Kette. Die ganze Religion geht dahin, ihn hier auf ſeiner Stelle in Wirkſamkeit zu ſetzen, durch reine Gedanken, Worte und Thaten ihn gegen alles Böſe auszurüſten und das Reich des Lichtes zu befördern. Sein Gebet iſt dazu die allwirkſame Waffe und ſeine ganze Religions-Kleidung ein Sinnbild dieſer Rüſtung. Betend gibt gleichſam die große Lichtkette, von Ormuzd durch alle gute Geiſter zum Menſchen hinabgezogen, elektriſche Funken: das unſichtbare Reich iſt in Bewegung und der Menſch ihm und der Gottheit ſo innig näher. Es kann kein veredelnderer Kommentar der Worte gefunden werden, „der Menſch ſoll als ſichtbares Bild Gottes herrſchen! walten! leben! Gutes wirken“ als das Syſtem dieſer Religion; nur alles idealiſch, im Geiſterreiche, in Licht und Flammen!

Wo es zur Körperwelt hinunterſteigt, noch immer nur ſofern der Urkunde treu, als ob dieſe nur Nebenwerk wäre. Bewahrung und Heiligung, Erhaltung und Nichtvermiſchung der Elemente, Weſen und Arten, ſiehe da, der ſichtbare Ausdruck ihrer Feier der ſichtbar gewordenen Natur! Das will Ormuzd; darüber gaben dem Zoroaſter alle ſechs Amſhaſpands Befehle; darauf ſind alle poſitive Geſetze und Gebräuche gebaut. Die allheilige, unſchuldige Natur zu verehren, zur Reinigung, Erhaltung alles Schönen, Nützlichen, Guten, was da iſt, beizutragen! nichts zu verſtümmeln und zu

verderben! unter guten Geſchöpfen, als Kindern des guten Gottes, im Hauſe und Tempel des Allvaters zu leben, — ſiehe da, das Weſen der Religion, ſelbſt wenn ſie in bloßen Gebrauch, Zwang und Aberglauben ausartet. — Feuer und Waſſer, ihre heiligen unzubefleckenden Elemente und das Feuer das reinſte von allen! Die Erde, ihre Mutter und Nährerin, ſie freuet ſich deſſen, der ſie bauet, bepflanzet und ſegnet; ſie freuet ſich, wenn glückſelige Heerden, Thiere und Menſchen auf ihr weiden. Reinigung und Säuberung von allem Schädlichen und Giftigen in Luft, Waſſer und Erde iſt die Seele des ganzen Höllendienſtes zur Vertreibung der Dews, vorzüglich durch heiliges Waſchen und das noch heiligere Feuer. Ihre Gebräuche dieſer Art ſind ſo ſimpel, daß jedem ſogleich ſein erſter Urſprung ſelbſt im Kleide des Aberglaubens anzuſehen iſt; und ihre beſten, ſchönſten, verdienendſten guten Werke ſind alle Wohlthaten der Natur, Reinigkeit, Güte, Geſchäftigkeit, Unſchuld. Als poſitive Religion, in enger Hülle von drückenden Gebräuchen und Aberglauben alſo ein hoher Kommentar des Bildes: „Menſch, ein Bild Gottes! Herr und Diener der Natur! Helfer und Förderer aller guten Weſen!“

Durch alle Reihen von guten Werken gegen Elemente, Luft, Erde, Feuer, Waſſer, Baum, Pflanze, Thier, und die nützlichſten Menſchenthiere, ſteigts zum Menſchen ſelbſt; und der erſte Segen der Schöpfung: Bevölkerung, Allbelebung, iſt auch ihr erſter Segen. — Nach dem Gebet iſt Heirath die erſte Pflicht, Fruchtbarkeit der erſte Segen. Kinder ſind die Brücke zum Himmel: Prieſter ohne Kinder keines Amtes fähig, — und unter der Gewalt des Böſen. — Hurerei und Ehebruch der Grund aller Uebel, die die Welt verwüſten. Und wie ſich das wieder mit den

Geſetzen des einzelnen Menſchenlebens paart! wie Eheband durch geborne Liebe von Kind auf, immer heiliger und gleichſam mehr Natur wird! welche Geſetze der Reinigkeit, Ordnung, Ehrfurcht, Feſtigkeit und Treue über dieſen Hauptſtand der Menſchheit herrſchen und ſich von da aus weiter erſtrecken: von Staat und Obrigkeit, die an Ormuzds Stelle, ſein Bild der Gültigkeit, Schöpfung und Allverbindung iſt; von Vater zu Sohn, Bruder zu Bruder, Lehrer und Schüler, Mann und Weib, Gute zu Guten; und wie alles nur Geſetz der Wahrheit, der Lebensliebe, der regen Wirkſamkeit zu Ormuzd hinauf, ſein Allanblick in allem Guten der Schöpfung, Beförderung der Güte und Glückſeligkeit Alldeſſelben, binden, ſtützen, heben und tragen will. Das Ideal dieſer Religion, ihr Ferner und erſtes Model, ihr Feuergeiſt, von der Materie abgezogen, was iſt er, als allgegenwärtiger Geiſt guter Schöpfung Gottes! und des Menſchen in ſeinem Bilde! und dies Bild am edelſten erkannt in Fortpflanzung, Allbelebung, Schöpfung und Genuß menſchlicher Seelen in ſeinem Bilde, und mit ihnen und durch ſie Allſegnung!

Dieſe Religion hat keine Zeremonien, als Reinigung, Darbringung edler Gerüche und gleichſam der feinſten Naturopfer dem erſten Sinnbilde des Guten, unter Belebung des Worts Gottes. Und ihr Wort Gottes ſind Grüße der ganzen unſichtbaren Natur, der ganzen guten Schöpfung, orpheiſche Hymnen! — Dieſe Religion hat wenig Feſte (deſto mehr Privatverrichtungen, deren ſie ſich durch die Prieſter entbürden); ihre Feſte ſind aber nur Feſte der Schöpfung, des Ackerbaues, der Freude, und alle von ſechs ausgehend. Ihre Leichengebräuche ſind freilich in

allem Zwangerinnerung des unreinen Todes, des Feindes des Lebens, zu dem die Menſchheit nicht geſchaffen ſein will, der die ganze Schöpfung verheeret, verunreinigt und verwüſtet; aber ihre Dackhmes, ihre Todtenſtätte ſelbſt, die Grüfte der Verunreinigung, des Abſcheues und Moders, ſind der Figur nach noch — Symbole der Schöpfung (Exposé des Cérémonies des anc. Pers. T. III, Zend-Avesta), ein Kreis, mit den zuſammengehenden Strahlen der Symmetrie, wo alle ihre Blicke jenſeits des Lebens, Hoffnungen neuer Schöpfung ſind! — Einſt, wenn nach dem Verlauf der Weltalter alle Finſterniß Licht, alles Böſe gut iſt, die ſechs Izeds des Guten und Böſen ſich vor Ormuzd küſſen, der alles in Licht und Glückſeligkeit verſammelt, werden wir uns der Auslegung und Erkenntniß der reinſten Wahrheit erfreuen!

VI.

Abhandlung und kritiſche Unterſuchung über Mithra von Philipp a Turre.

Philipp a Turre hat das unbeſtreitbare Verdienſt, die Mithra-Denkmale zuerſt wiſſenſchaftlich bearbeitet zu haben; wenn auch die Zeit einige ſeiner Jdeen abwürdigte, bilden viele ſeiner Grundſätze doch immer noch den Kern der Theorien über Mithra. Wir geben daher folgende treue Ueberſetzung ſeiner gehaltvollen Abhandlung.

Erſtes Kapitel.

Die ausgehauenen Figuren des mithraiſchen Götzenbildes im antiſchen Steine werden beſchrieben. — Nachdem die Orte angegeben ſind, wo ähnliche Tafeln ſich zeigen, wird die Verſchiedenheit der Symbole unter ihnen bemerkt. — Was die Alten von ihnen hielten, wird dadurch in Manchem als eine falſche Meinung widerlegt.

Das Götzenbild des Mithra, welches wir in zierlicher Abbildung bei Montfaucon ſehen, iſt ebendasſelbe, deſſen Verfaſſer in ſeiner Vorrede über die Alterthümer zu Antium erwähnte. Durch ein ungünſtiges Schickſal war es lange Zeit in tiefer Finſterniß, bis es endlich durch Aquilio ans Licht trat. Er wollte es nicht

länger mehr als unbekannt Männern von Kenntniß und Einſicht entziehen.

Verfaſſer weiß zwar, daß gelehrte Männer über Mithra und deſſen Abbildungen ſchon früher geſprochen und vorgearbeitet haben, aber er weiß auch, daß von dieſen keiner es unternahm, die Symbole und Eigenſchaften ins Einzelne zu zerlegen, und daß ſie dieſen Theil der Bearbeitung beinahe unberührt übrig lieſſen, über Mithra ſohin weiter kein helleres Licht durch Erklärungen verbreiteten. Wir wollen die Aehren ſammeln, die ſie zerſtreut niederlegten.

Alle, die wir dieſem Studium obliegen, aus den Quellen der Alten ſchöpfen, ſammeln und geben nur deren Geiſt wieder. — Verfaſſer widerruft vielfältig die oft dunkeln, oft ganz erdichteten Darſtellungen Mithra's der Alten, zu Gunſten der Neuern, und dehnt ſeine gründlichen Unterſuchungen nicht nur auf die Hauptpunkte, ſondern auch auf alle Nebenbeziehungen aus. *)

Verfaſſer zeigt nicht bloß den Griffel (Weg) zu andern ähnlichen Steinen; ſondern beleuchtet vielmehr das Ganze, ſoviel es der Geiſt und die Darſtellung Mithra's geſtatten. Er äuſſert ſein Bedenken, ob es erlaubt ſei, in dieſer Sache vorzureden, weil Plinius ſchon im Anfange ſeiner Naturgeſchichte behauptete: „daß es eine ſchwierige Sache wäre, dem Alten den Reiz der Neuheit zu geben, das Anſehen den Neulingen, den Glanz den Alten, den Dummen die Aufklärung, den Undankbaren die Gunſt, den Zweifelhaften die Treue,

*) Monumenta veteris Antii. Hoc est Inscriptio M. Aquilii et Tabula Solis Mithrae variis figuris et symbolis exsculpta, quae nuper inibi reperta, nunc prodeunt Commentario illustra et accurate explicata. Auctore *Philippo À Turre.* Romae Ao. 1700. N. Typ. Caj. Zenobii, et Georg. Plachi.

Allen aber Natürlichkeit, und dabei der Natur all das ihrige, und ſo auch den nicht verlangenden das zu gewähren, was ſie gewollt haben. Dies Alles iſt ſchwer, aber ſehr ſchön und herrlich.“ Wiewohl die aufgeſtellte Abbildung unſerer Tafel das Auge nicht trüget, ſo beſchreibt Verfaſſer dennoch die Theile und Figuren, damit es gleichſam dem Leſer wie eine vorgetragene Fackel alle Dunkelheit nehme, und an den frühern Beſchreibungen der Steine des Mithra die Unfälle und Abweichungen leichter eingeſehen und unterſchieden werden können. Es ſteht ein Jüngling da mit fliegendem Mantel in den Lüften, aufgeſchürzt in einem kürzern Kleide, mit einer gewundenen Binde, oder perſiſchen Mütze, den Nacken des liegenden Stieres mit dem linken Knie drückend, den andern Fuß hält er ausgeſtreckt gegen den Schweif hin. Die rechte Hand, deren äuſſerſten Theil die Länge der Zeit zernaget hat, richtet er gegen den Hals zu, und mit der linken Hand ergreift er das rechte Horn. Ein aufſpringender Hund und eine Schlange ſind gegen das Haupt des Stieres gerichtet; unter dem Bauche kriecht ein Krebs. An einem Theile iſt das umſtrahlte Haupt eines Jünglings, gleichſam die Sonne, unter welchem Zwillingsvögel ſind. Der untere Knabe mit der Tunika und Kopfbinde hält die Fackel abwärts, bei welchem nahe an den Füßen ein unförmliches Gefäß liegt; zur Linken ſteht ein anderer Knabe in derſelben Kleidung, der die Fackel in die Höhe hält, über welchem der Theil des Steines zerbrochen iſt: er ſtellt das Bild des Mondes dar. Die Tafel iſt marmorn, die Figuren halb hervorſtehend, gleich einer getriebenen Arbeit und ſehr künſtlich ausgemeiſelt.

Fünf Bilderwerke dieſer Art beſchreiben Gruterus Seite 34, ferner Capaccius in ſeiner Geſchichte von Neapel, Buch 1, Kap. 14, und Summontius Buch 1,

Seite 77 der letztern Ausgabe, die eine andere Zeichnung (ob aber mit vollem Recht?) angeben.

Laurentius Pignorius führt in ſeiner Zugabe zu Cartarius, Seite 294, andere Darſtellungen der Formen auf, was früher in derſelben Art Marlianus (Buch 7, Topograph. der Stadt, Seite 153) ſagte. Gruterus und andere Schriftſteller haben angekündet, mehrere Tafeln des Mithra zu Rom bekannt zu machen. — Dieſe Nachforſchungen und das beſondere Ermahnen ſeiner Freunde ermunterte den Verfaſſer, mit eigenem Fleiße alle die verſchiedenen Stellen zu prüfen und die Autoren ſelbſt nachzuweiſen.

Im Palaſte des edeln Fürſten Borgheſe ſind (nach der Zeit, in der Verfaſſer ſchrieb) drei Steine, welche in die äuſſern Mauern der Villa eingemauert ſind: der erſte an der Mitternachtſeite, der andere an der Abendſeite, der dritte an der Morgenſeite. Weiter iſt ein Mithra-Stein im Palaſte des Herzogs Matthäi, ein anderer im Beſitz des Herzogs Saneſii, und die letzten von dieſen ſind in den Häuſern Burattina zum h. Schutzengel. Endlich finden ſich unter einer verfallenen Mauer im Innern des Luſtgartens der Villa desſelben Prinzen zwei ganz erhaltene, hervorragende Bildniſſe des Mithra. Unter dieſen Tafeln bemerkte Verfaſſer zwei in Erz eingegrabene (bei Burattina), die den Unfällen einer längern Zeit glücklicher widerſtanden, wie ihre Figuren zeigen. Mithra ſteht auf demſelben in einem ausgehöhlten Felſen, oder in einer Höhle, den Nacken des Stiers mit einem Dolche (parazonio) verwundend; der Hund und die Schlange ſpringen zur Wunde hinauf, und lecken das rinnende Blut; an der Stelle des Krebſes iſt ein Skorpion, welcher die Hoden des Stieres umfangen will, welches auch auf den beiden Borgheſiſchen Tafeln deutlich bemerkt wird.

Ein anderes zur Abendſeite im Palaſte Cincianä, ſah Verfaſſer, gemäß der Geſtalt und Anſicht, für eine Kopie an. Als eigenthümlich, was bei keinen andern ausgedrückt, noch bei Schriftſtellern bemerkt zu finden iſt, zeigt ſich an demſelben, daß Mithra und der Knabe welcher die Fackel trägt, geflügelt ſind. Da Verfaſſer dieſes Bildniß im Erze unterſucht hatte, regte ſich in ihm der Zweifel, ob es wirklich den Mithra darſtelle, weil die Form des Mundes und die hervorragende Bruſt ein Weib anzudeuten ſchien. Verfaſſer dachte, daß es das Bildniß des Sieges ſei, welches überall als geflügelt gemalt wird. Denn auch auf einer Goldmünze Auguſts, welche Verfaſſer im Muſeum des ſehr berühmten Leon Strozzius ſah, tritt unter verſchiedenen und koſtbaren alten Münzen vorzüglich ſchön die Viktoria auf einem liegenden Stier, mit der Umſchrift: „Das gefangene Armenien.“ Auf welche Art der Stier Armenien vorſtellt, ſieht man bei Oiſelius, Tafel 19, Nr. 2. Aber fürwahr in unſerm Steine ſind der liegende Stier nebſt dem Dolche, und den Knaben mit der Fackel, eigene Zeichen des Mithra, welchem auch Flügel vorzüglich zukommen, wie an einer andern Stelle erklärt werden ſoll. An dem verſtümmelten Theile des Marmors dürfte ein anderer Knabe geſtanden haben, vielleicht auch die übrigen Symbole des Mithra. Der Künſtler konnte, um den Mithra recht jugendlich zu bilden, denſelben in ſo lüſterner Arbeit darſtellen, daß er ihm beinahe die Geſtalt eines Weibes gab, nachdem er ihm ſogar die Binde des Kopfes hinwegnahm. — Ein freies Urtheil zu fällen, kommt den Gelehrten zu. Bei den übrigen Tafeln bleibt die Höhle und der Mithra als Schlächter: auf der Borgheſiſchen Tafel berührt der Hund die Wunde; andere Tafeln behalten den Krebs bei. Auf der Saneſianiſchen Tafel endet der Schweif

in Aehren aus, wie in der neapolitaniſchen des Capaccius. Die Borgheſiſche auf der Mitternachtſeite iſt ebendieſelbe, welche bei Gruter 4, S. 34 iſt. Noch ſtehen auf dem Bauche des Stieres ausgehauene Worte: „Dem unbeſiegten Gotte der Sonne Mithra,“ und am Halſe: „Nama Sebesio.“ Die Sonne, in Geſtalt eines Jünglings, lenkt den mit vier Roſſen beſpannten Wagen; der Mond in Weibesgeſtalt wird in einem mit zwei Roſſen beſpannten Wagen geführt, vor welchen ein nackter Knabe hergeht. Auf der Höhe der Höhle ſtehen vorne drei Bäume, am Felſen erhaben ſitzt ein Rabe. Die dabeiſtehenden Knaben tragen eine erhöhte Fackel. Der Zahn der Zeit hat das Haupt des Mithra und einige Theile des Stieres vernagt, welche eine beſſere Hand ergänzte. Verfaſſer liefert hier eine Darſtellung aus dem ihm gütigſt mitgetheilten Werke des trefflichen Dominicus Montelaticus, welcher die meiſten Abbildungen, Statuen und andere alten Denkmäler bekannt machte, welche die Borgheſiſche Villa prächtig, glänzend in eherne Tafeln eingegraben, verwahrt. Jeder wird ſorgfältig bei ſich überlegen, daß ſo ſehr viele und unter ſich verſchiedene Symbole und Götzenbilder nicht durch Zufall oder aus Willkühr erdichtet wurden, ſondern zur Bezeichnung der geheimnißvollen Myſterien der Freundſchaft (gentilitas könnte hier wohl für Prieſterſchaft ſtehen), oder zur Darſtellung der Natur in Eins zuſammengebracht und vereinigt worden ſind.

Wahrlich und mit Recht haben mehrere und gelehrte Männer in dieſen Tafeln die Darſtellung des Mithra oder die Sonne angenommen, ohne indeſſen um die übrigen Symbole bekümmert zu ſein, noch um die geheimnißvolle Bedeutung derſelben; beinahe Alles, was ſie bei Mithra erblickten, haben die Ausweiſe der Alten

geſammelt. Marlianus hat die Tafel und die einzelnen Figuren in eine Erklärung geordnet. Zu jener Zeit galt folgende Meinung, deren auch Joannes Macarius, in ſeinem Buche: „Abraxas“ betitelt, Seite 14, erwähnt. Das zu Rom anfänglich herausgegebene Bildniß war auf einer thönernen Tafel, welcher der Name: Typus Agriculturae (Einrichtung des Ackerbaues) beigelegt wurde. Daſſelbe erzählen Joannes Chiffletius in ſeinen Erläuterungen über Macarius, Kap. 3, Seite 71; und Pignorius in der früher ſchon erwähnten Stelle. Sie verwerfen aber die Erklärung, daß dieſes Bild der Typus des landwirthſchaftlichen Mithra's ſei; ſie halten ihn vielmehr für die Sonne, verwerfen aber beinahe alle übrigen Figuren. Ueber dieſelbe hat auch Gisbertus Cuperus, in ſeinem ſehr gelehrten Werke über Herpocrates, flüchtig zu andern eilend, nicht genügend gearbeitet, Seite 65. Daß Camerarius nicht glücklicher ſeine Schilderungen über den Ackerbau Mithra's erläuterte, iſt bekannt. Endlich machte auch Capaccius dieſen Irrthum; er legt die einzelnen Theile dem Ackerbau bei; durch keine Hilfe der Alten unterſtützt, hatte er Alles wörtlich aus dem Marlianus entnommen.

Zweites Kapitel.

Mithra, der unbeſiegte Gott, war nach der Sage des Alterthums aus einem Felſen geboren. Darnach ſind die Sprüche Commodians, Hieronimus Aleanders erklärt. — Mithra wurde auch für einen Ochſendieb gehalten, daher Julius Firmicus bittweiſe vom Barthius vertheidigt wird. — Mithra iſt eben ſoviel als Sonne, zuerſt bei den Perſern, dann bei den übrigen Gentilen oder Heiden. Aufgenommen nicht ſo

faſt aus bürgerlichem als vielmehr aus göttlichem Kultus von eben dieſen Perſern, wie der Autor ſchon früher meint. — Mithra die Sonne iſt in Zahlen erklärt. — Warum iſt Mithra geflügelt? — Er wird mit verſchiedenen Namen genannt. Woher werden die Edelſteine der Baſilidianee erklärt? Eine ſchwierige Stelle wird bei Herodot gefunden. Dann das Licht im Julius Firmicus. Die alte ausgeführte Inſchrift. — Warum iſt Mithra unbeſiegt?

Verfaſſer betrachtet die einzelnen Bildniſſe der mithraiſchen Tafeln zuerſt, wie ſie überliefert worden ſind, und behält ſich vor, das Fabelhafte, Mythologiſche oder Phyſiſche der Alten in der Folge zu erklären. Der chriſtliche Dichter Commodian, ein Zeitgenoſſe Konſtantins des Großen, ſagt im Buche der Inſtruktionen, Verordnung 13 (von Rigaltius 1650 herausgegeben), mit gemäßigter Stimme und klar wie Gennadius darüber geſchrieben:

„Unbeſiegt der vom Felſen geborne.“

— Invictus de petra natus, si deus habetur nunc ergo retro vos de istis date priorem, vicit petra deum, quaerendus est petrae creator.

Wenn er für einen Gott gehalten wird, ſo ſuche man rückwärts ſeinen Vorgänger; es ging dieſem Gotte der Felſen voraus, alſo iſt der Schöpfer des Felſens zu ſuchen. Der nämliche Rigaltius iſt in ſeinen Anmerkungen der Meinung, daß Commodian hiebei auf die Geſchichte des Agdeſtis gezielt habe, welcher der Sohn der großen Mutter war, ein Enkel des Felſen Agdus im Gebiete Phrygiens, von unerhörter Unfruchtbarkeit, wie Arnobius, 1 B., gegen die Völker aus dem Theologen Timotheus anführt. Es läßt ſich keine andere Erklärung hierüber wohl finden. Mithra wurde aber auch der unbeſiegte Gott genannt, mit welchem

Namen er auf alten Inſchriften vorkommt. Aber Hieronimus Aleander der Jüngere nimmt in ſeiner erſten philologiſchen Diſſertation, welche zur Lebenszeit des Verfaſſers in der Barberiniſchen Bibliothek ſich fand, für gewiß an, daß jener unbeſiegte Gott der Mithra ſei. In einer Abſchrift des Commodians, welche ihm Jakob Sirmond verſchaffte, las man, vom Vater geboren; aber er hielt dafür, daß man beſtimmt wieder herſtellen müſſe: „vom Felſen geboren.“ Dieſe Verbeſſerung theilte er vielleicht ſeinem Freunde Sirmond mit, von dieſem ſchöpfte ſie Rigaltius, und bediente ſich ihrer nachher in ſeiner Ausgabe. Die Alten, ſagt Aleander, fabelten, daß Mithra aus einem Felſen geboren ſei. S. Hieronimus, 1 B., gegen den Jovinianus ſagt: „Es erzählen auch die Mythen der Heiden, daß Mithra und Erichthonius, entweder aus Felſen, oder aus der Erde bloß aus Brunſt der Begierde erzeugt worden wären. Daher pflegt er in den Myſterien des Mithra „der Gott aus dem Felſen“ genannt zu werden, welches Julius Firmicus in ſeinem Buche von dem Irrthum der profanen Religion, ein profanes (gottloſes) Heiligthum nennt. Für das Zeichen dieſes profanen Heiligthums hält Petrus Faber im 3 B. Kap. 2 Seite 37 einen viereckigten, von den Arabern verehrten Stein, nach dem Zeugniß des Maximus Tyrius, Rede 38, welchen Arnobius, im 6 B., gegen die Gentes (heidniſchen Völker) einen unförmlichen Stein nennt. Daß Mithra aus einem Stein geboren ſei, erzählt auch Juſtinus der Märtirer, im Dialog mit dem Triphon, Seite 296, wo er nämlich ſagt: diejenigen, welche den Urſprung des Mithra angeben, erwähnen, daß er aus einem Felſen geboren ſei. Dieſen aus dem Felſen gebornen Gott, fährt Aleander fort,

für was werden wir ihn, wenn wir die Geheimniſſe des Mithra erforſcht haben, anders halten, als für das aus dem Kieſel geſchlagene Feuer? Denn die Geheimniſſe des Mithra bei den Perſern deuteten auf nichts anders, als auf das Feuer nach dem Zeugniſſe Firmicus: Ihre heiligen Gebräuche beziehen ſich auf die Macht des Feuers. Ueberdies führt er aus dem Strabo und Quinctus Curtius an, daß bei den Perſern Mithra für das Feuer erklärt worden ſei und daß ſie, bei ihren Anrufungen, die Sonne, den Mithra und das Feuer zu erwähnen pflegten. Dieſe Zeugniſſe wollen wir anderswo beibringen. Weil aber eine Mythe die andere erzeugt, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn Mithra, der von einem Felſen ſeinen Urſprung herleitete, ebenfalls aus einem Felſen einen Sohn erzeugte. Dieſes erzählt Plutarch in dem Buche von den Flüſſen, wo er von dem Araxes ſpricht: „Mithra, der einen Sohn zu haben wünſchte, und das Weibergeſchlecht haßte, begattete ſich mit dem Felſen, dieſer aber wurde ſchwanger und gebar nach der geſetzmäßigen Zeit einen Sohn mit Namen Diorphus.“ Verfaſſer fügt im Vorbeigehen hinzu, daß man dieſe Stelle aus den Anmerkungen des Muſſaccius, welche am Ende der Werke des Plutarchs, in der Pariſer griechiſch-lateiniſchen Ausgabe, Seite 83, Theil 2, ſich finden, erläutern müſſe. Wenn aber, fährt unſer Autor (Aleander) fort, Commodian ſagt:

— «vos de istis date priorem, vicit petra deum, quaerendus est petrae creator.»

ſo will er damit wohl ausdrücken: „Ihr Heiden, die ihr euern Mithra oder den Unbeſiegten aus einem Felſen geboren werden laßt, ſagt bei eurer Treue, wer früher und älter war: der Unbeſiegte oder der Felſen? Zuverläſſig beſiegt alſo der Felſen den Unbeſiegten (ſo

iſt vielleicht am richtigſten zu leſen); denn der dem Gotte den Urſprung gab, mußte ihm nothwendig am Alter vorausgehen. Verfaſſer weiß wohl, daß man das Wort beſiegen in verſchiedener Bedeutung zu gebrauchen pflegt, wie Servius im 11 Geſang der Aeneide lehrt. Die Alten, ſagte er, nahmen überleben für beſiegen; auch unter den Frauen werden diejenigen Ueberlebende genannt, welche ihre Männer beerdigten. Ich wundere mich nicht, daß dieſer artige Dichter eine neue Bedeutung ſich prägte, da er durch das Geſetz des Akroſtichis beſchränkt, nicht das Wort gebären und erzeugen gebrauchen konnte. Denn daß man das Wort beſiegen, einfach für „an Alter vorausgehend“ gebrauche, darf man nicht ſo leicht zugeben. Vielleicht ſchien es ihm ein artiger Scherz zu ſein, den für beſiegt zu nennen, der für unbeſiegt galt. Da man aber gezwungen war, zu geſtehen, daß jener Gott jünger ſei, als der Felſen, ſeine Erzeugerin, ſo (fügt er hinzu) iſt nun zu forſchen, wer der Schöpfer jenes Felſen geweſen ſei, als wollte er auf ſolcher Stufenleiter die Heiden zur wahren Erkenntniß Gottes führen. So weit Aleander; obgleich wir hoffen, daß ſeine nicht herausgegebenen Werke in Kurzem ans Licht treten werden, ſo haben wir es doch nicht für undienlich gehalten, dieſes Wenige, was unſern Gegenſtand betrifft, den Gelehrten als vorauszukoſten anzuführen.

Ueberdies erzählt das fabelliebende Alterthum, daß Mithra ein Dieb ſei, der Ochſen geſtohlen und ſie in ſeiner Höhle verborgen hält. Wirklich könnte auf unſern Tafeln, welche den Mithra darſtellen, wie er den Stier mit Gewalt in ſeine Höhle zieht und durch eine beigebrachte Wunde ſchlachtet, dieſes ausgedrückt und angedeutet ſcheinen, wenn nicht die übrigen Symbole auf eine myſtiſche und geheime Deutung hinweiſen würden.

Firmicus ſah in dem Bilde des Mithra einen Stier bei den Hörnern in die Höhle führen, wonach er erklärt, daß jener ein Dieb und Ochſenräuber ſei. Auch Commodian fährt nach der obenbemerkten Stelle in ſeiner Widerlegung der Heiden, ſo fort:

— «Insuper et farem adhuc depingitis esse, cum si deus esse unquam uon furto vivebat. Terreneus utique fuit, et monstrivora natura. Vertebatque boves alienos semper in antris, sicut et *Cacus* Vulcani filius ille.»

„Ueberdieß ſtellt er Mithra noch als einen Dieb dar, da er doch, nach ſeiner Meinung, wenn er ein Gott war, nicht vom Diebſtahl zu leben brauchte. Mithra war ein Erdenſprößling, von thierverzehrender Natur, und trieb immer Ochſen in ſeine Höhle, wie der Sohn des Vulkans.“ Porphyrius, zwar ein Heide, jedoch ein heftiger Feind der heidniſchen, abergläubiſchen Religion, nennt den Mithra ebenfalls einen Ochſendieb, im Buche von der Nymphenhöhle bei Homer, Seite 262, das von Hollſtein ins Latein überſetzt und zu Cambridge 1655 gedruckt worden iſt. Verfaſſer erwähnt dieſes, weil er ſich auf dieſen Autor in der Folge noch öfter berufen wird.

Mithra, der auf unſern Tafeln und in den übrigen Denkmälern des Alterthums häufig erſcheint, deſſen Urſprung wir eben erzählt haben, wurde für die Sonne ſelbſt gehalten, oder führt wenigſtens den Beinamen, der die Sonne andeutet. Dieſes lehrt vor allen der Borgheſiſche Stein, der unter dem Bilde des Mithra ſelbſt die Aufſchrift trägt: „Dem Gott der Sonne, dem unbeſiegten Mithra.“ Mehrere Beiſpiele aus dem Alterthume erwähnt Gruter, Seite 33 und 34, von denen Verfaſſer zwei anführen will, weil bei ihnen von Spelaeus Erwähnung geſchieht.

1.

Deo soli invicto Mithrae Fl. Septimius Zosimus V. P.
sic *sic*
Sacerdus dei Brontontis et Aecate hoc speleum constituit.

2.

Soli invicto Mithrae Tiberius Claudius Tiberi F. Thermodorus
sic
speleum cum signis cetерisq. voti compos dedit.

1.

Dem unbeſiegten Gott der Sonne, Mithra, hat Flavius Septimius Zoſimus V. P. Prieſter des Donnergottes und Aecate dieſen Opferaltar errichtet.

2.

Dem unbeſiegten Gott der Sonne, Mithra, hat Tiberius Claudius Tiberi F. Thermodorus (vielleicht der Bruder des Tiberius F. Thermodorus) dieſen Opferaltar mit den Symbolen zur Verehrung errichtet.

Dieſes Wort und ſeine Bedeutung ward zuerſt von den Perſern angenommen, bei welchen Mithra die Sonne iſt, nach dem Zeugniß des Heſychio, Svida und Strabo, im 15 B., Seite 732, in der Pariſer Ausgabe, 1620 und andern. Daher vermuthet Salmaſius, nicht ohne Grund, bei Vopiscus im Aurelian, Kap. 5, daß die Sonnen-Schale, welche die Perſer dem Aurelian geſchenkt hatten, welche in eben der Geſtalt eingegraben war, wie ſie in jenem Tempel verehrt wurde, in welchem ſeine Mutter Prieſterin war, eben dieſer Mithra geweſen ſei, mit einem Löwengeſicht und der Mütze. Denn die Perſer verehrten den Mithra, nach dem Luctatius oder Lactantius, einem alten Kommentator des Statius, mit einem Löwengeſichte. Es geſchah bei ſeiner Verehrung häufige Erwähnung des Löwen. Lucian aber macht den Mithra zu einem Medier in dem Dialog, den er die Götterverſammlung nannte. In demſelben ſagt Momus

dieſem fremden Gotte zum Spott: „Jener Mithra aus Medien, der in einen perſiſchen Mantel gewickelt und mit der Tiara bekleidet, kein griechiſches Wort von ſich geben kann, der es nicht einmal verſteht, wenn man ihm ſeine Geſundheit mit Nektar zutrinkt.“ Beide Völker waren unter einer Herrſchaft und gleicher Religion zugethan, wie Strabo im 15 B. ſagt: „Die perſiſchen Sitten ſind mit den mediſchen eins“; welche Worte ſich in der griechiſchen und lateiniſchen Ausgabe bei Caſaubonus unter den Anmerkungen finden. Auch der Urſprung der Benennung iſt von den Perſern herzuleiten, wenn wir dem Scaligero glauben wollen, welcher im 6 B. von der Verbeſſerung der Zeitrechnung, Seite 588, ſchreibt: daß Mithri, Mithir oder Methor bei ihnen einen Dynaſten (Herrſcher) und Herrn bedeute. Hieher kann auch das Zeugniß des Heſychius genommen werden, welcher ſagt: daß Mithren bei den Perſern der erſte der Götter heiße; der erſte und der Aeltere, und wenn man will, der Herrſcher unter den Göttern. Julian, in ſ. vierten Rede, nennt die Sonne oder den Mithra durchgängig Herrſcher und König. — Wenn es Recht wäre, das perſiſche Wort ins Griechiſche überzutragen, ſo würde man die Erklärung des Triſtanus Santamantius billigen dürfen, der in ſeinem vortrefflichen franzöſiſchen Werke zur Geſchichte der Kaiſer eine Münze des Aurelian erklärt, und Seite 245 Theil 3, ſagt: daß die Perſer die Sonne (Mithra) Κύριον d. i. Herrſcher, genannt haben; und daß daher dem Cyrus vom Plutarch der Name gegeben wurde, deſſen von ihm nicht angegebene Stelle ſich in dem Leben des Artaxerxis findet. Auch Triſtanus meint, daß bei den Perſern Κύριον Herrſcher bedeute.

Da Mithra für die vorzüglichſte Gottheit bei den Perſern angeſehen wurde, ſo ſoll es bei ihnen auch

feierlicher Gebrauch der Religion geweſen ſein, bei ſeinem Namen zu ſchwören, wie Plutarch von Darius im Leben Alexanders, dann Xenophon vom Cyrus, in Oeconomica 5 Buch, und Dio von dem Tyrithates, 63 B., erwähnen. Eine Spur ſeiner Benennung findet ſich auch jetzt noch in den Büchern der Perſer, in welchen die Sonne Mihr heißt; wie Spanhenius in ſeinen franzöſiſchen Anmerkungen zu den Julianen, Seite 317, bezeugt. (Verfaſſer war mit dem Zend-Aveſta nicht vertraut.)

Da Verfaſſer dieſe Erläuterung ſchon zu Ende gebracht hatte, erfuhr er, daß über das Daſein des Mithra eine Streitfrage aufgeworfen ſei, als wäre er bei den Perſern kein Gott geweſen und nicht göttlich verehrt worden. In den gelehrten Amſterdamer Tageblättern (gewöhnlich Novellen der gelehrten Republik) des letzten Dezembers, findet ſich dieſe Abhandlung: über die Religionsgeſchichte der alten Perſer und ihrer Magier, wie auch eine neue Geſchichte Abrahams, Mithra's, der Veſta u. ſ. w. von Doktor Hyde, Profeſſor der orientaliſchen Sprachen auf der Akademie zu Oxford. Die kurze Ueberſicht zweier Kapitel gibt eine vortreffliche Anſicht; der gelehrte Autor verſpricht darzuthun, daß bei den alten Perſern göttliche Verehrung dem Sonnengotte geweihet wurde: dem Mithra und dem Feuer aber nur eine bürgerliche Verehrung gebracht wurde, wie auch, daß ſich alle diejenigen täuſchen, die das Gegentheil behaupten; denn die Erklärung der perſiſchen Prieſter ſei dieſe: „Mithra wäre nie von ihnen ein Gott genannt worden, eben ſo wenig das Feuer, auch ſeien keine Bittgebete an ſie gerichtet worden.“ Verfaſſer geht nun wieder auf Heſychius zurück, der ſehr beredt angab, daß Mithra bei den Perſern für einen Gott, und zwar nicht für einen gemeinen, ſondern für

den größten und höchſten gehalten wurde, und zwar nicht nur bei dem gemeinen Volke, und in der neuen Religion, ſondern ſchon in der älteſten Zeit, als nämlich Zoroaſter, der erſte Lehrer der Perſer, die Verehrung des Mithra einführte. Jener, ſagt Porphyrius aus dem Eubulus, weihte in Perſis eine Höhle, zur Ehre Mithra's des Schöpfers und Vaters aller Dinge, und gab ihr die Geſtalt der von Mithra erſchaffenen Welt.

Dem Verfaſſer iſt es nicht erklärbar, wie es geſchehen könne, daß Mithra von den Magiern der Perſer nicht für einen Gott gehalten wurde, da ſie ihn doch für den Schöpfer und Vater aller Dinge und den Erſchaffer der Welt hielten. Ueberdies iſt es offenbar, daß ſie ihn für einen Gott gehalten und in Nöthen angerufen haben, denn ſie ſtellten ihn als Vermittler zwiſchen den Ormuzd und Ahriman, den guten und böſen Göttern; weihten ihm Votivtafeln und Schlachtopfer des Dankes, nach Zoroaſters Geſetz, wie Plutarch, in dem Buche Iſis und Oſiris, S. 396, bezeugt. Wenn nun aber Mithra die Sonne iſt, wie Niemand zweifelt, ſo ſagt Juſtinus, aus dem Trogus, B. 1, Kap. 10, die Perſer halten die Sonne allein für einen Gott und ſagen, daß dieſem Gott die Roſſe geweihet ſeien. Von den Maſſagetten, welche eine benachbarte Nation der Perſer waren, erzählen Herodot, 1 B., Kap. 116, und Strabo, Seite 513, ein Gleiches. Im Vorbeigehen will Verfaſſer nur bemerken, daß Voſſius deren Zeugniſſe mit Unrecht von den Perſern angegeben habe (2 B., von der Abgötterei, Kapitel 9). Daß ferner auch Gebete in Nöthen an ſie gerichtet wurden, beweiſet Darius, der, als er mit dem Alexander ſich ſchlagen wollte, die Sonne, den Mithra und das heilige ewige Feuer anrief, damit ſie

ſeinen Kriegern einen ihres alten Ruhmes und ihrer Voreltern würdigen Muth einflößen möchten (beim Curtius, 4 B., Kap. 50). Aus dieſer Stelle lernen wir, daß auch das Feuer angerufen und ſohin für einen Gott gehalten wurde. Dazu kommt noch das ſehr alte Zeugniß des Herodot, der im 3 B., Kap. 16, ſagt: die Perſer halten die Sonne für einen Gott. Daher auch die Leichname von ihnen nicht verbrannt wurden, weil es, wie ſie ſagten, ein Frevel wäre, daß ein Gott die Leiche eines Menſchen verzehre. Ein neueres Zeugniß gibt Johannes Chryſoſtomus in der vierten Homilie von der Geduld und Toleranz: „Das Feuer wird bei den Perſern für einen Gott gehalten, und ſie verehren es hoch.“ So auch Sidonius Appollinaris, der in der Lobrede auf den Anthenius ſagt: „es wird bei ihnen beim Feuer und Waſſer geſchworen als einer Gottheit.“ Eben ſo Theodorethus, im 5 B. der Geſchichte, Kap. 39, und Evagrius, B. 5, Kap. 14, wo ſie angegeben: „daß bei den Perſern das Feuer für einen Gott gehalten wurde.“ (Der armeniſche König Tiridates, nach Dions Erzählung im Leben des Nero, ſagt zum Nero, dem er zu Füßen fällt: „ich komme zu dir, wie zu meinem Gott, um dich gleich dem Mithra anzubeten.“) Aber ich halte mich bei dieſem nicht auf, der Urſprung dieſer Verehrung muß durch ältere Beweiſe geführt werden. Clemens leitet dieſelbe von Nimroth her, welcher die Perſer das Feuer verehren lehrte; 1 B. der Recognitionen, in der Bibliothek P. P. Th. 2, Bd. 1, S. 391 und B. 4, S. 423. Er fügt bei: daß jene, welche die Aſche des Ruſtus, als Ueberbleibſel des Blitzſtrahles ſammelten, dieſelbe zu den Perſern brachten, die es als ein durch göttliche Kraft vom Himmel gefallenes Feuer mit beſtändiger Wache erhalten, und göttlich

verehrten. Daß dieſes Feuer herabgefallen, und auf kleinen Herden beſtändig erhalten worden ſei, erwähnt Ammian Marcellin. im 23 B., Kap. 6; die Herde nannten ſie Pyrea und Pirathäa, von denen bei den Geſchichtſchreibern häufige Erwähnung geſchieht. So ſehr zogen die Perſer das Feuer den übrigen Göttern vor, daß ſie zwar jedem Gott opfern, zuerſt aber ihre Bitte an das Feuer richten, wie Caſaubonus verbeſſert und Xylander in den Verwünſchungen (Strabo, 15 B. Seite 733) unter den dem Feuer geweihten Opfern und heiligen Gebräuchen beſchreibt. Denn daß das Feuer bei den Perſern durch Opfer geehrt worden, lehrt auch Laertius im Anfang ſeines Vorberichts. Daß man ferner Bitten an daſſelbe richtete, zeigt der unſinnige und lächerliche Gebrauch der Perſer, da ſie das Feuer zu einem Fluß trugen und drohten es darin auszulöſchen, wenn ihr Verlangen nicht erfüllt würde,(?) wie Plutarch, de primo frigido, Seite 970, erzählt. Dieſer Glaube fand ſich wahrſcheinlich nur unter dem Volke, denn Verfaſſer iſt der Meinung, daß die perſiſchen Weiſen und Prieſter dieſes irdiſche Feuer aus keiner andern Urſache göttlich verehrten, als weil es das himmliſche Feuer (die Sonne) darſtellte, woher ſie, wie wir geſehen haben, glaubten, daß es ſeinen Urſprung hätte. Als Gewährsmann beruft ſich Verfaſſer auf den Maximus Tyrius, der in der 38 Abhandlung (die von den den Göttern zu weihenden Statuen handelt) ſagt: die Perſer hätten das Feuer verehrt, als das Bild des Gottes und beſchuldigt ſie, daß ſie dem unbändigſten und gewaltigſten Elemente dieſe Ehre erwieſen, da ſie doch ihren Gott unter andern Bildern darſtellen könnten. Es ſpricht hier der Philoſoph auf ſeine Weiſe, indem er zu beweiſen ſucht: daß alle Statuen, welche die Alten den Göttern

weihten, geſetzt wurden, um das Andenken an den Gott in die Gemüther zurückzurufen. Auch Clemens Alexandrinus, in ſeinen Ermahnungen an die Völker, erzählt Seite 43 aus dem Dinon: daß die perſiſchen Magier unter freiem Himmel opfern, indem ſie Feuer und Waſſer für die einzigen Bilder der Götter halten. Daher bezogen die Magier die Verehrung des Feuers auf den Gott ſelbſt. Dieſer Gott aber war bei ihnen kein anderer, als Mithra oder die Sonne, von der ſie dieſes irdiſche und zeitliche Feuer, wie es Tyrius an demſelben Orte nennt, für einen Theil hielten. — Die Antwort der Prieſter hierauf wünſchte Verfaſſer auch zu erfahren, wenn als ſolche nicht die Rede anzunehmen iſt, welche von den Magiern dem König Peroſes gegeben wurde, in welcher ſie die Verehrung des Königs und der Sonne gleichſtellen. Die Sache erzählt Procopius über den perſiſchen Krieg, B. 1 Kap. 3 gegen das Ende. Aber dieſes war nicht der Sinn der Magier. Da Verf. übrigens wohl weiß, daß die meiſten Weiſen der Heiden, ſowohl der Griechen als Römer und ſelbſt der Barbaren, unter Leitung der Vernunft gefunden haben, daß Ein Gott ſei, der Urſprung und Lenker aller Dinge, und daß erſchaffene Körper, als die Sonne, die Sterne, die Menſchen, nicht als Theilnehmer der Gottheit zu betrachten ſeien, ſo will er auch gern annehmen, daß die perſiſchen Magier auf eben die Weiſe von Gott gedacht haben. Doch muß zugleich bewieſen werden, daß die öffentliche Verehrung, die dem Mithra und der Sonne geweiht war, nur eine bürgerliche geweſen ſei; denn dieſe kommt dem Schöpfer aller Dinge und der Welt, für welche die Magier den Mithra hielten, nicht zu, und Opfer und Gebete ſind göttliche

Ehren. Demungeachtet hat Verf. von der Gelehrſamkeit des berühmten Hyde eine ſo hohe Meinung, daß er nicht zweifelt, er werde ſein Verſprechen vollkommen erfüllen und ihn gänzlich für ſeine Meinung gewinnen. — Was die Benennung der Sonne betrifft, ſo ſuchte man nach einer ſonderbaren Zahlenauflöſung des Baſilidians in ihr den Mithra. Nach dem Zeugniſſe des Hieronimus (im 3 Kap. Amos) gibt Baſilides dem allmächtigen Gott den ſonderbaren Namen Abraxas, mit dem Beifügen, daß dieſer nach dem griechiſchen Buchſtaben und nach der Zahl des jährlichen Laufes (nämlich der Sonne) in dem Sonnenzirkel enthalten ſei, und daß die Heiden unter derſelben Buchſtabenzahl den Mithra nennen. — Abraxas, nach dem griechiſchen Buchſtaben aufgelöſet, gibt wirklich die Zahl 365, in welcher Tagezahl nämlich die Sonne ihren Lauf vollendet. — Kircher (in ſeinem ägyptiſchen Oedipus, Th. 2, Abth. 2, Kap. 11 D) hat den Mithra mit griechiſchen Buchſtaben glücklich dargeſtellt, welchen vollkommen die Zahl 365 entſpricht. Zugleich ſoll auch Abraxas in Zahlen aufgelöſet werden:

Μ	Ε	Ι	Θ	Ρ	Α	Σ	365.
40	5	10	9	100	1	200	
Α	Β	Ρ	Α	Ξ	Α	Σ	365.
1	2	100	1	60	1	200	

Mithra ſtellt auch die Sonne dar auf einem Edelſtein, welcher im Sonnenlichte verſchiedene Farben ſpielt, und von den Perſern Mithrax genannt wurde, nach dem Zeugniſſe des Plinius, B. 37, K. 10. Die gewöhnlichen Handſchriften leſen Mithrax ohne Aſpiration, welche aber Salmaſius in ſeinen Uebungsſtücken zum Solenus, S. 12, richtig ſtellte. Bei dem Solenus ſelbſt heißt er fehlerhaft Mithridax, wie derſelbe berühmte Kritiker bemerkt hat. Ueberdies drückten

die Heiden durch die Symbole des Mithras die phyſiſchen Eigenſchaften der Sonne aus. — Ein vorzügliches Beiſpiel gibt der Borgheſiſche Marmor, der in unſern Tafeln dargeſtellt iſt, auf welchem Mithra, wie er dem Stier eine Wunde verſetzt, geflügelt dargeſtellt wird; denn die Bilder der Sonne verſahen die Alten mit Fittigen, welches ihre Geſchwindigkeit andeutet, ſagt Macrobius im erſten Buche der Saturnalien, Kap. 19; und Marcianus Capella de nuptiis phil., S. 20, eignet der Sonne geflügelte Schritte zu. Eben dahin gehört der Knabe, welcher mit ſeiner erhobenen Fackel den Tag darſtellt, und von dem man daher wohl mit Recht vermuthet, daß ſeine Flügel die fliehende Zeit andeuten. Cuperus im Harpokrates, S. 34, führt das Bild eines geflügelten Jünglings an, den er für den Mithra hält. Verf. will gern annehmen, daß dadurch die Sonne dargeſtellt ſei, aber nicht Mithra, indem von ſeinen Inſignien, auſſer der Tiara, ſich keins findet. Denn der Spender des Tages und Lichtes wurde unter verſchiedenen Geſtalten gebildet. Obwohl auf einer melidenſiſchen Münze (bei Sponius in dem franzöſiſchen Werke: Recherches curieuses d'antiquités, dissert. 28) ein Jüngling mit vier Flügeln an den Schultern eingeprägt iſt, den er die Sonne nennt, ſo möchte Verf. ſelben doch nicht, wie er und einer ſeiner Freunde meint, für den Mithra halten; denn die Tiara oder Mithra, welche, doppelt geſpalten und gegen oben in eine Spitze ſich endend, ganz einer Biſchofsinful ähnlich iſt, kommt dem Mithra nicht zu, dem eine kleine perſiſche Mütze, wie wir ſie auf unſern Tafeln ſehen, eigen iſt. Ueberdies trägt der Jüngling in der Linken einen Brand, in der Rechten einen Stab, mit welchen Inſignien zwar die Sonne, aber unter dem Namen Abraxas oder Jao, dargeſtellt zu werden

pflegt, wie dies auf den neueſten Gemmen, die von Macarius und Chifflerio angeführt ſind, zu ſehen iſt. Einige Münzen der Kaiſer haben die Sonne in ungeheuern Bildern und beflügelt mit einer Geiſſel bewaffnet. Verf. will indeſſen die gemeinſame Deutung dadurch nicht trennen, daß er den Mithra, Abraxas, Harpokrates und andere Ausgeburten des ſinnloſen Aberglaubens als verſchieden geſtaltet und unter ſich nicht eins darſtellte. Denn in Rückſicht auf die verſchiedenen Sitten und Gebräuche der Völker und Nationen muß man bemerken, daß bei ihnen eine und dieſelbe Gottheit, nur mit häufiger Veränderung des Namens, verehrt wurde. — Von der Sonne führt in dieſer Beziehung Capella im zweiten Buche de nuptiis philologiae in der plantiniſchen Ausgabe 1579, S. 43, dieſes an: „Te Serapin Nilus, Memphis veneratur Osirim, dissona sacra. Mithram, Ditemque, ferumque Typhonem. Attis pulcher item, curvi et puer almus aratri, Ammon et arentis Lybies, ac biblius Aedon. Sic vario cunctus te nomine convocat orbis.“ — „Als Serapis ehrt dich der Nil, Memphis als Oſiris, andere heilige Gebräuche nennen dich Mithra und den grauſamen Typhon. Auch heißeſt du der ſchöne Attis und der geflügelte Knabe des krummen Pfluges. Ammon nennt dich das heiße Lybien, Adon die Bibel; ſo nennt dich der ganze Erdkreis mit verſchiedenen Namen.“ — Daher heißt bei Nonnus in den Dionyſiac. B. 40 V. 405, Mithra oder Phaeton der Vielnamige. Dieſes erzählt auch von der Iſis Appulejus in den mileſiſchen Mährchen oder den Verwandlungen im eilften Buch S. 241, indem er ſagt: „Sie iſt eine und dieſelbe Gottheit, welche auf vielfache Weiſe, in verſchiedenen Gebräuchen und unter vielen Namen der ganze Erdkreis verehrt.“ Auch von andern Gottheiten finden ſich gleiche Beiſpiele.

Doch hat Verf. deswegen mit nicht minderm Rechte behauptet, daß das Bild, auf welchem Abraxas, Harpokrates und ähnliche dargeſtellt werden, doch nicht das des Mithra ſei, obwohl alle auf Eine Deutung der Sonne zurückkommen und wegen dieſer Einheit ihres Weſens unter ſich verglichen werden können. Auf dieſe Weiſe iſt auch die ſchwierige Stelle bei Herodot zu erklären, welche den Gelehrten viel zu ſchaffen gemacht hat (B. 1 Kap. 331), wo er ſagt: „Die Aſſyrier nennen die Venus Mylita, die Araber Alita, die Perſer Mithra.“ Daraus ſchöpfte vielleicht Dr. Ambroſius im zweiten Buche gegen Simachus (S. 840 Th. 2 in der Benediktin. Ausgabe). Die Afrikaner verehren ſie als Cöleſtis, die Perſer als Mithra, die meiſten als Venus, nach verſchiedenen Namen, jedoch die gleiche Gottheit. Aber Strabo (B. 15, S. 132) nennt den Mithra ausdrücklich die Sonne, und macht die Venus zu einer bei den Perſern von ihr verſchiedenen Gottheit. Sie verehren, ſagt er, die Sonne, welche ſie Mithra nennen, dann auch den Mond und die Venus. — Beinahe alle Alten kommen darin überein, daß Mithra bei den Perſern die Sonne geweſen ſei. Petrus Faber (Semeſter, B. 3 Kap. 2 S. 35) bemerkte, daß in dem Griechiſchen des Herodot Mitra ohne Aſpiration geſchrieben ſei, und behauptet, dieſelbe Leſeart müſſe man auch bei Ambroſius herſtellen, ſo daß alſo die Perſer den Mithra und die Mitra verehrt hätten, den Gott als Sonne, die Göttin als Venus. Aber der gelehrte Mann geht einen ſchlüpfrigen Weg, wo er auf einen einzigen Buchſtaben, ja ſogar nur auf eine Aſpiration Rückſicht nimmt. — Barthius zum Statius (S. 249) ſagt, daß Herodot zwar den übrigen nicht widerſpreche, daß aber die Perſer auſſer dem Sonnengott auch eine Göttin Mithra

gehabt hätten, da es nicht wahrſcheinlich, daß jener in dem Geſchlechte ſo gröblich irren konnte. Dieſelbe Meinung gibt auch Thomas Gataker, der in den verſchiedenen Beiträgen (Kap. 21, S. 238) meint, daß bei den Perſern der Name Mithra ſowohl der Sonne als auch der Venus zugetheilt worden, von jener aber in männlicher, von dieſer in weiblicher Bedeutung gebräuchlich ſei. Daher habe Herodot die Namen nach der Weiſe ſeiner Sprache gebildet, und die Sonne Mithras oder Mithres, die Venus aber Mithra oder Mithre genannt. — Cuperus überläßt dieſe Sache in den Zuſätzen zu Harpokrates (S. 53) der fremden Entſcheidung. Verfaſſer bemerkt hierüber: daß beide Schriftſteller, Herodot und Strabo, ungefähr das Nämliche von der Religion der Perſer überliefert haben; denn jener ſpricht: „Bei den Perſern iſt die Gewohnheit, weder Statuen, Tempel noch Altäre zu errichten.“ Und kurz darauf: „Sie opfern auf den höchſten Bergen dem Jupiter Schlachtopfer, und indem ſie den ganzen Himmelskreis Jupiter nennen, opfern ſie auch der Sonne, dem Mond, der Erde, dem Feuer, Waſſer und den Heerden. Auch der Urania opfern ſie, von den Aſſyriern und Arabern darüber belehrt. Die Aſſyrier nennen aber die Venus Militta, die Araber Alita, die Perſer Mithra.“ — Strabo's Worte dagegen ſind dieſe: „Die Perſer errichten weder Statuen noch Altäre; ſie opfern an erhabenen Orten; den Himmel halten ſie für den Jupiter; ſie verehren die Sonne, welche ſie Mithra nennen, dann auch den Mond, die Venus, das Feuer, die Erde, die Winde und das Waſſer.“ Weiter bemerkt Verf., daß derſelbe Strabo in Perſien geweſen ſei, und die Religion der Perſer auf's eifrigſte durchforſcht habe; denn nach wenigen Zeilen, wo er ihre Heiligthümer und heiligen Gebräuche be-

ſchreibt, fügt er hinzu: „Das habe ich geſehen.“ Von Herodot wiſſen wir das nicht gewiß; ſondern er ſcheint aus griechiſchen Schriftſtellern das, was er von Perſien ſchreibt, geſchöpft zu haben; wie Gatakerus bemerkt, der ihn auch der Unwiſſenheit in der perſiſchen Sprache beſchuldigt, indem er mehrere ſeiner Fehler rügt. — Es iſt alſo Strabo, als einem Augenzeugen, mehr Glauben beizumeſſen. Dieſer hätte, indem er der Verehrung der Venus bei den Perſern erwähnt, wohl nicht unterlaſſen, anzuzeigen, daß ſie auch Mithra genannt worden ſei. Da aber Herodot die gewöhnlichſte Benennung der Sonne bei den Perſern verſchwieg, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er, entweder durch einen Irrthum des Gedächtniſſes oder durch falſche Ueberlieferung getäuſcht, den Namen Mithra, der der Sonne gehört, der Venus zueignete *).

*) Aeltere und neuere Schriftſteller haben zum Theil geglaubt, daß die Sonne die allerhöchſte Gottheit Perſiens geweſen. Ihr Irrthum gründet ſich auf einen bloßen Schein der Volksverehrung. Wer mit einem Blicke Zoroaſters Syſtem durchdringt, wird den Perſern über die Verehrung Mithra's mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen. — Herodot (1, 25) ſagt: „Die Perſer halten es nicht erlaubt, Bildſäulen zu errichten, Tempel und Altäre aufzubauen, und ſehen dieſes als eine thörichte Gewohnheit an: ohne Zweifel, weil ſie nicht, wie die Griechen, der Meinung ſind, daß die Götter von Menſchen entſproſſen wären. Ihre Gewohnheit iſt, dem Zeus auf dem Gipfel hoher Berge zu opfern. Unter Zeus verſtehen ſie den ganzen Himmelskreis, der uns von allen Seiten umgibt. Auch opfern ſie der Sonne, dem Mond, der Erde, dem Feuer, Waſſer und den Winden, und ſeit den älteſten Zeiten (αρχηθεν) opferten ſie nur dieſen Gottheiten; nachmals aber haben ſie von den Aſſyrern und Arabern gelernt, auch der himmliſchen Venus zu opfern, welche von

Auch rückſichtlich der Sonne muß Herodot (im 7 B. 37 K.) ſich geirrt haben, wo er erzählt, daß ſich die Sonne plötzlich bei heiterm Himmel verfinſterte,

jenen Mylitta, von dieſen Alitta und von den Perſern Mithra genannt wird." — Herodot meint hier unter Jupiter (Zeus) nicht den Sohn Saturns, ſondern den Himmel, das himmliſche Firmament, welches die Perſer Zend (Leben) nennen. Wo bleibt aber bei Herodot der unſichtbare Gott, der Herr des Weltalls, der Schöpfer des Himmels? Hat ſich Herodot vielleicht trügen laſſen durch den Schein der Berge, der freien Luft, durch das Aufſchauen und Aufheben der Hände gegen Himmel? So warfen auch die Heiden den Juden vor, daß ſie nur den äuſſern Himmel anbeteten. — Ormuzd, der höchſte Gott und allbelebende Geiſt des Weltalls, war es, den die Perſer anbeteten, und dieſen nennt Herodot den Zeus der Perſer. Die Perſer verehrten alſo eine höhere Gottheit, als die Sonne und das Firmament. Sie benannten ihre Gottheit jenen Griechen, die bei ihnen Belehrung ſuchten, Zeus, um ſich ihnen dadurch verſtändlicher zu machen; denn Zeus galt bei den Griechen für den Vater und Oberherrn aller Götter. — Mithra war von den Perſern nie als die Sonne angenommen, wie Anquetil deutlich bewieſen. Mehr als hundert Stellen im Zend-Aveſta zeigen es klar. Mithra kommt in Begleitung der Sonne und des Mondes, iſt aber von beiden unterſchieden, und weder das Eine noch das Andere. Wie aber kann Herodot die himmliſche Venus Mithra nennen, da dies der Name der Sonne war? — Einige haben deswegen die himmliſche Venus, Mithra, für den Mond gehalten, wie Mosheim beim Cudworth (1 Thl. S. 527). Allein Herodot unterſcheidet dieſe als neue Gottheit von dem ſchon früher verehrten Mond. Auch erkannten die Perſer kein zweifaches Geſchlecht unter den Göttern, ſo daß Mithra nicht, wie Mosheim will, die Schweſter der Sonne ſein kann. Dies gibt Herodot zu verſtehen, und Diogenes Laert. ſagt es deutlich: „Die Magier erſchrecken vor Bildern und Statuen, und verabſcheuen diejenigen über alles,

wie Xerxes ſein Heer nach Griechenland führte. Denn auf die Frage des Königs an die Magier, was dieſes Wunderzeichen bedeute, antworteten jene, daß es den

welche glauben, daß die Götter männlich und weiblich wären (nämlich im griechiſchen Verſtande, der eine Menge von histoires scandaleuses mit einſchließt). Die Perſer haben wohl weibliche Izeds, aber keine Götter. Das Weibliche dieſer Izeds beſteht aber nur in gewiſſen guten Eigenſchaften, nicht in äuſſern Geſchlechtskaraktern. Nach den Magiern war die Gottheit der belebende Geiſt der Natur, und dieſer erkennt keine Verſchiedenheit des Geſchlechts. Herodot hat alſo ſehr geirrt, wie auch Strabo, der den Zend-Aveſta bei Würdigung des perſiſchen Opferdienſtes nicht zu Rathe zog; ſonſt hätte er als Augenzeuge der perſiſchen religiöſen Gottesverehrung nicht behaupten können, daß die Perſer die Sonne allein für Gott hielten.

Strabo und Herodot verſichern auch, die Perſer opferten in freier Luft, auf hohen Bergen, ohne Tempel und Altäre. Damit ſtimmen die Zeugniſſe des ganzen Alterthums überein. Xerxes verbrannte die griechiſchen Tempel aus religiöſem Abſcheu. Dagegen verſichern arabiſche und perſiſche Schriftſteller, nach den Zeugniſſen, die Hyde und Herbelot davon anführen, daß Zerduſcht Pyräen, oder heilige Feuer-Tempel eingeführt habe. Dies waren aber keine Tempel in griechiſchem Verſtande, dergleichen die Perſer nie gehabt haben, ſondern nur eingeſchloſſene Oerter mit einem tragbaren Herd oder Altar, wo das heilige Feuer brannte. So werden auch die Kappadoziſchen beſchrieben, und ſolche haben die Parſen noch jetzt in Kirman und Indien. Den Griechen war der Unterſchied zwiſchen dieſen Oertern und ihren Tempeln auffallend, deswegen nannten ſie ſie auch nicht Tempel, ſondern Pyräen, oder Oerter zur Aufbewahrung des heiligen Feuers. — Zerduſcht ſah wohl, daß das heilige Feuer oft ausgehen müßte, wenn es auf hohen Bergen dem Wind, Regen und Stürmen bloßgeſtellt wäre, deswegen baute er ihm eigene Behältniſſe. Dieſe Zeugniſſe ſtehen mit Herodots, Xenophons und andern

Verfall der griechiſchen Staaten andeute; indem die Sonne bei den Griechen, der Mond aber bei den Perſern die vorzüglichſte Gottheit ſei.“ Nun iſt aber nichts

Nachrichten gar nicht im Widerſpruch. Das Alterthum dieſer Pyräen wird noch durch den Zend-Aveſta ſelbſt, und durch die Tradition des Landes beſtätigt. Auch Strabo gedenkt der Pyräen in Kappadozien, welche nach dem Muſter der perſiſchen gebaut waren. Dabei kommt nur noch zu bemerken, daß dieſe Pyräen keine Götzentempel, ſondern Bethäuſer auf Bergen waren, wo ſich das Volk verſammelte und in Gegenwart des heiligen Feuers die Schriften Zoroaſters (Zerduſcht) vorleſen hörte. Die Perſer verabſcheuten die Tempel nur inſofern, als die Gottheit darin eingeſchloſſen ſein ſollte. Daher betrachteten ſie den Tempel zu Jeruſalem mit Ehrfurcht, weil ſie wußten, daß dieſer nur ein Ort der Verſammlung wäre, und die Juden nicht glaubten, daß der Gott des Weltalls darin eingeſchloſſen ſei. — Man muß ſich durch den Ausdruck Θεοι (Dii) den die Griechen überall hinbrachten, nicht irre führen laſſen. Es iſt klar und unwiderlegbar, daß die Perſer, wie jetzt noch die Parſen, eine Gottheit erkannten, die über die Sonne ſo erhaben war, als Zeus über den Apollo. Die Perſer beteten keine Halbgötter an (in griechiſchem Verſtande), aber ſie verrichteten nicht nur Gebete, Wünſche und Lobpreiſungen zur Ehre aller Izeds (guten Geiſter), ſondern auch aller großen Seelen der Verſtorbenen, riefen ſie um Beiſtand zum Guten an und ſtellten ſie ſich als Muſter der Nachahmung vor. Sie verehrten ſie nicht als Gottheiten, ſondern als große und gute Geſchöpfe Ormuzds. So findet man es im Zend-Aveſta überall, der doch zweifelsohne mehr Zeugniß geben wird, als die Schriften der Römer und Griechen, welche die perſiſchen reinen Begriffe, nach dem Tempel-Syſtem ihrer Vielgötterei ganz willkührlich entſtellten. Ihr Syſtem kann man nicht zur perſiſchen Religion rechnen, man muß daſſelbe nur als die Ausartung der Lehre Zoroaſters betrachten. Keinem Volke war indeſſen die bilderloſe Verehrung des Gottes Himmels und

gewiſſer, als daß die Sonne und nicht der Mond ein Bild der Gottheit bei den Perſern geweſen ſei. Herodot ſelbſt weiſet der Sonne bald darauf eine würdigere Stelle bei den Perſern an. Sogar der Komiker Ariſtophanes rügt den Fehler des Geſchichtſchreibers. Denn als zur Zeit des peloponneſiſchen Krieges ſich Sonne und Mond verdunkelten, führt er den Winzer Trygeus ein, welcher dem Merkur ein großes Geheimniß entdeckt; die Sonne und der Mond nämlich, ſagt er, welche den Perſern günſtig waren, weil ſie von ihnen verehrt wurden, hätten eine Verſchwörung zum Untergange der übrigen Götter eingegangen, damit ſie, wenn Griechenland verderbt und zu Grunde gerichtet werde, nach Entfernung der übrigen Gottheiten allein verehrt würden. Die ſehr ſcherzhaften Worte will Verfaſſer aus der Komödie ſelbſt, die den Titel: der Friede, führt, Seite 649, in der Ausg. 1607, hier anführen:

Tryg. Denn der Mond und die nichtswürdige Sonne ſchmieden ſchon lange Anſchläge gegen eure Häupter, um ganz Griechenland an die Barbaren zu verrathen.

Merk. Was machen ſie denn?

Tryg. Wie es bei uns gebräuchlich iſt, dem Jupiter und euch zu opfern, ſo verehren die Barbaren den Mond und die Sonne, welche daher natürlich trachten, uns alle auf einmal zu vernichten, um für ſich allein die Ehre der Götter zu gewinnen.

der Erde ſo anbefohlen, als den Juden, und dennoch ſchlich ſich bei ihnen die Abgötterei ein. Warum ſollte dieſes aber im Laufe der Zeit bei den Perſern nicht auch erfolgt ſein, wo man doch noch vielmehr an Sinnlichkeit klebte, als bei den Juden erlaubt war? Der Schritt dieſes Sacrilegii war längſt nicht ſo groß. Die ungereimteſten Irrthümer ſtützen ſich nicht ſelten auf übelverſtandene Wahrheit.

Merk. Daher alſo jene Verkürzung der Tage und die ſchlechte Führung in der Sonnenbahn.

Wenn wir auch dem Herodot glauben wollen, ſo konnte Mithra doch nicht Venus ſein, wie wir kurz vorher erwähnten, auſſer durch Theilnahme an ihren Eigenſchaften und Aehnlichkeit der Macht, gemäß welcher Venus, wie wir bald erklären werden, ebenfalls für die Erzeugerin der Dinge gehalten wurde, und wegen dieſer gleichen Göttermacht wurde ſie für Mithra oder die Sonne angeſehen. Dieſe Erklärung beleuchtet die Stelle des Julius Firmicus (über den Irrthum der pofanen Religion, Kap. 5), wo er von der Lehre der Perſer Folgendes ſagt: „Sie theilen den Jupiter in zwei Gewalten, indem ſie ſeine Natur auf beide Geſchlechter übertragen und die Bildniſſe eines Mannes und einer Frau, als die Subſtanz des Feuers erklären. Das Weib, oder die Frau, ſtellen ſie mit dreifachem Geſichte, von monſtröſen Schlangen umwunden, dar... Den Mann aber verehren ſie als einen Ochſenräuber, und beziehen ſeine heiligen Gebräuche auf die Gewalt des Feuers.... Dieſen nennen ſie Mithra. Daß dieſe dreifach geſtaltete Gottheit Luna oder Iſis geweſen ſei, werden wir weiter unten zeigen. Ebenſo wird ſich finden, daß auch Venus dieſe beiden Namen geführt habe. Daher konnte Herodot eine von dieſen Gottheiten als Venus angeben, und ihr wegen gemeinſchaftlicher Eigenſchaften mit dem Mann, welcher bei dem Firmicus die zweite verbündete Gewalt iſt, auch den Namen Mithra zutheilen. Da ſich wirklich beide auf die gemeinſchaftliche Subſtanz des Feuers beziehen, ſo konnten ſie auch für Eins gehalten werden. Das Feuer ſelbſt iſt nichts anders als die Sonne, der Quell des Lichtes und der Wärme, von welcher der Urſprung aller Generationen iſt. Ferner wird Jupiter, als der Urheber der Dinge,

in dieſe beiden Gewalten getheilt, weil die Sonne mit ihm Eins iſt, nach dem Orakel in Julians vierter Rede (Seite 254, in der Ausgabe von Petavius, 1630): „Eins iſt Jupiter, Eins iſt Pluto, Eins die Sonne und Serapis.“ Mit dieſem Namen wurde auch Venus, die Vorſteherin der Erzeugung, als Luna oder Iſis in demſelben Verbande aufgenommen. Daher ſchwindet auch der Zweifel des Nicetas, welcher, da er nicht weiß, was Mithra für eine Gottheit geweſen, zum Stelliteuthes der Naciaueener ſagt: „Den Mithra wollen einige für die Sonne, andere für das Weſen des Feuers, noch andere für eine bloße Gewalt halten. Für was immer von dieſen man den Mithra hält, ſo wird man unter verſchiedenen Namen doch daſſelbe finden. Frei von dieſem Zweifel ſind Elias der Cretenſer und Nonnus, welche in den Scholien zu eben dieſem Naciancenus, die anderswo angeführt werden ſollen, den Mithra ohne weiteres für die Sonne erklären. Wie wir nun die Sache nehmen, ſo iſt Mithra doch nichts als die Sonne, oder irgend eine Macht, die, wenn ſie unter Namen vorkommt, immer auf die Sonne zu beziehen iſt. Daher ſieht ſich Verfaſſer gezwungen, von der Meinung des Cl. Muratori abzugehen, welcher nach dem 112 Vers des h. Paulinus, geſtützt auf das Anſehen des Nicetas und Firmicus, ferner auf den Gruteriſchen Stein (Seite 22, Nr. 12, D. I. M. ET. SOLI. SOCIO. SAC.), dafür hielt, daß Mithra eine von der Sonne verſchiedene Gottheit ſei, nicht die Sonne ſelbſt. Reineſius führt hierüber an, daß es bei den Römern gewöhnlich ſei, zu dem von den Perſern angenommenen fremden Mithra auch die Sonne, als einen eigenen und einheimiſchen Gott, zu fügen, dieſelbe aber auf denſelben Thron zu ſetzen und

als Ver ündete im gleichen Tempel zu verehren. Dieſe Meinung des Reineſius iſt annehmbar. Denn der Römer, der den Stein ausmeiſelte, konnte wegen der Verſchiedenheit des Namens, den Mithra, nach der Meinung des Volkes, für eine von der Sonne verſchiedene Gottheit halten. Da er aber wußte, daß beiden dieſelbe Macht und Verehrung eigen ſei, ſo nannte er ſie deswegen Verbündete. Daher nennt Kaiſer Julian in der vierten Rede mit Recht den Apollo einen Beiſitzer (συνθρονον, Assessor) der Sonne (Seite 269 und Seite 285), einen Theilnehmer und Genoſſen der Herrſchaft, wie Petavius, ein Erklärer deſſelben, überſetzte, weil nämlich Apollo phyſiologiſch in Bezug auf die Gewalt und Bedeutung mit der Sonne eins iſt, der Fabel nach und als ein lebender Gott aber verſchieden.

Aber wie, wenn wir jene einzelnen Buchſtaben auf eine andere Weiſe erklärten, und ſo allen Streit und Zweifel, wenn auch mit Nachtheil des Mithra aufheben? Uns gefällt dieſe Leſeart (D. I. M. ET. SOLI. SOCIO. SAC. „Deae Isidi Matri et Soli socio sacrum“): „Der Göttin Iſis der Mutter und der verbündeten Sonne heilig.“ Iſis war eine berühmte und gleichwiderſinnige Gottheit bei den Aegyptern, und wurde, wie Alle wiſſen, auch in Rom, dem Sammelplatz des Aberglaubens aller Völker, eingeführt. Sie wurde mit dem Serapis auf gleiche Weiſe verehrt, ſagt Macrovius, am Ende des 20 Kap., im 1 B. der Saturnalien; dieſes bezeugen auch Gemmen, die das Bildniß beider tragen, bei Chifflerius, Nr. 112, 113, 114; auch eine Münze des Kaiſers Julian bei Oiſelius, Tafel 47, Nr. 7. Pauſanias (in der Beſchreibung von Korinth, S. 151) erwähnt, daß dem Serapis und der Iſis ein Tempel erbaut worden ſei, wie dies in Rom der

Fall war. Ueberdies iſt Serapis eine Gottheit der Sonne, wie Macrovius in demſelben Kapitel öfters ſagt, wo er nicht minder die Verſe des Orakels bei Julian kurz vorher anführt. Mit Recht wird alſo die Sonne, welche Serapis iſt, auf dem Steine, in deſſen Erklärung wir begriffen ſind, die mit der Iſis Verbündete genannt. Ueber den der Iſis beigelegten Namen, Mutter, iſt nicht zu zweifeln, denn man lieſet mit ausdrücklichen Worten bei demſelben Reineſius (Klaſſe 1, Aufſchrift 213), der Mutter Iſis. Daß dieſer Name ihr deswegen gegeben wurde, weil Iſis die Erde und die Natur der Dinge darſtellte, ergibt ſich aus demſelben Kapitel des Macrovius und dem folgenden Hauptſtück, aus Julius Firmicus, in dem ſchon öfter angeführten Buch, und dem Iſidorus in einer Stelle aus dem Servius, B. 8, Kap. 11. Die Erde aber wird gewöhnlich die Mutter aller Dinge genannt, wie auf dem Stein 38, Klaſſe 1, bei Reineſius, und Plinius, im 2 B., Kap. 32, die Worte vorkommen: „Der Erde, als der einen Natur aller Dinge.... haben wir den Namen Mutter gegeben.“ Deswegen vielleicht wird in der Gruteriſchen Aufſchrift (Seite 82, Nr. 2), Iſis die Göttin genannt, welche Alles iſt. Daher ergibt ſich aus dieſer Inſchrift, nach des Verfaſſers Meinung, nicht der Beweis des Muratorius, daß Mithra von der Sonne zu trennen ſei.

Auf den Monumenten der Alten führt Mithra beſtändig den Beinamen: der Unbeſiegte. Wir haben ſchon zwei Inſchriften aus dem Gruterus angegeben, der Seite 33 noch andere aufzählt, und bei Reineſius finden ſich vier, Klaſſe 1, von Nr. 45 an. Meiſtentheils wird er der Sonne auf dieſe Weiſe angefügt: „Der Sonne, dem unbeſiegten Mithra.“ Dieſer Beiname iſt alſo mit beiden verbunden; denn Sonne

und Mithra ſind eins. Daß dieſer letztere ihn beſonders führte, zeigt Commodianus, der Kaiſer Julian, und mehrere Inſchriften. Für die Sonne beweiſet dies die Inſchrift 236, Klaſſe 1, bei Reineſius: „Der unbeſiegten, friedenbringenden Sonne.“ Auf den Münzen des Gallienus, Quietus, Aurelianus, Probus und anderer Kaiſer, wird die Sonne dargeſtellt, als dahinſchreitender Jüngling, oder auch auf einem Wagen mit umſtrahltem Haupte, unbekleidet mit erhobener Rechte, in der Linken eine Kugel tragend, mit einem Sterne und der Aufſchrift: „Der unbeſiegten Sonne.“ Oefters iſt auch der bloße Beiname eingeprägt, wie auf einer Münze des Victorinus, auf welcher ein Jüngling in derſelben Geſtalt, wie auf andern Münzen ſich zeigte, nur daß er in der Linken einen Brand ſchwingt, mit der Inſchrift: „Der Unbeſiegte.“ Auch Kaiſer gebrauchten dieſen Beinamen, der Unbeſiegte, über welche Claudius Bonarotta, in ſeinem vortrefflichen Werk über die Münzen, Seite 359, eine gelehrte Anzeige gibt. Reineſius führt bei der letztgenannten Inſchrift an, daß dieſer der Sonne beigelegte Name von den Worten des Homer und Heſiod (Ἥλιος ἀκάμας ἀκάμαντος) ſeinen Urſprung habe. Entweder weil ſie, obwohl immer in Bewegung, keine Beſchwerde fühle, oder weil ſie in ihrem Lauf nie unterbrochen wurde. Daher erklärt Triſtanus, Theil 3, Seite 54, daß die Kaiſer durch dieſe Münzen ebendaſſelbe Glück gegen ihre Feinde unter dem Schutze der Sonne ſich vorbedeutet hätten. Dies beweiſet ein Beiſpiel des Aurelian, der den Sonnentempel des Heliogabalus zu Emeſſa mit reichen Geſchenken ſchmückte, weil er, wie Vopiscus im Leben deſſelben, Kap. 25, ſagt, dort dieſelbe Geſtalt der Gottheit fand, die er im Kriege für ſich günſtig ſah. Eine andere Urſache dieſer Benennung

werden wir anderswo erwähnen. Von dieſem ſei hiermit geſchloſſen.

Drittes Kapitel.

Nun kommen wir auf die Erklärung der Symbole, von denen gezeigt wird, daß ſie ſich alle auf die Erſchaffung und Erhaltung der Dinge beziehen. — Warum Mithra einen Stier bei den Hörnern in die Höhle zieht? — Die Sonne oder Mithra iſt Lenker der Geſtirne. — Es wird eine Stelle des Porphyrius erklärt. — Warum Mithra ein Ochſendieb heiße? — Der Stier ſtellt den Mond dar, der mit der Sonne vereinigte Kraft hat; daraus wird ein altes Bild und eine Stelle des Julius Firmicus erklärt. — Der Stier iſt ein Zeichen der Venus, welche mit dem Mond und der Iſis eins iſt. — Dadurch wird auch die Erde angedeutet. — Warum durchbohrt Mithra den Stier, warum lecken die Thiere das Blut auf?

Da es nun gewiß iſt, daß Mithra die Sonne ſei, ſo ſchreiten wir zur Erklärung der Tafel, welche die geheimen Symbole darſtellt. Durch dieſelbe wird vorzüglich die Erzeugung der Dinge angedeutet, da die Kraft und Gewalt des Mithra (der Sonne) Alles zum Wachsthum treibt, und durch den belebenden Hauch die Erhaltung befördert. Zuerſt alſo begegnen uns Mithra, in der Geſtalt eines Jünglings, und der Stier bei der Höhle, deſſen Hörner jener mit Kraft ergreift. Dieſes hat nicht minder, wie der Bildhauer auf dem Stein, auch der treffliche Dichter Statius, am Ende des 1 B. ſeiner Thebaide, in Verſen ausgedrückt, wo Adraſtus die Sonne unter verſchiedenen Namen alſo anruft:

«Adsis, o memor hospitii, Junoniaque arva
Dexter ames: seu te roseum Titana vocari
Gentis Achemeniae ritu: seu praestat Osirim
Frugiferum: seu Persei sub rupibus antri
Indignata sequi torquentem cornua Mithram.»

„Stehe uns bei, du Schützer des Gaſtrechts, und blicke mit Huld auf die junoniſchen Gefilde: du magſt dich nun lieber den roſigen Titan nennen hören, nach Art des achemeniſchen Volkes, oder den fruchtbringenden Oſiris, oder Mithra, der den an den Felſen einer perſiſchen Höhle widerſtrebenden Stier bei den Hörnern ziehet.“

Dieſe Stelle erklärt Lactantius, nach Andern Luctatius, ein alter Ausleger des Statius, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, aus der Bibliothek des Franz Pithoëus ſo, daß er gänzlich zur Erklärung unſerer Tafel geſchrieben zu haben ſcheint. „Die Perſer“, ſagt er, „ſollen die erſten geweſen ſein, welche die Sonne auf Opferaltären verehrten. Dieſe Sonne heißt mit ihrem eigenthümlichen Namen Mithra, und weil ſie bisweilen Verfinſterung leidet, wird ſie auch in einer Höhle verehrt. Denn auf dem perſiſchen (?) Opferaltare wird Mithra mit einem Löwengeſichte und mit der Tiara dargeſtellt, wie er mit beiden Händen die Hörner eines Ochſen ergreift, was auf den Mond Bezug haben ſoll, der unwillig, immer ſeinem Bruder zu folgen, ihm begegnet und in der Verfinſterung ſein Licht bedeckt. Um aber anzuzeigen, daß der Mond weniger und geringere Kraft habe, kniet die Sonne auf den Stier und zieht ihn bei den Hörnern, wodurch Statius den zweigehörnten Mond angedeutet wiſſen will. In der That ſtellen auch unſere Tafeln den Mithra auf dieſe Weiſe dar. Mit Unrecht glaubt daher Pierius Valerianus im dritten Buche der Hieroglyphen, daß der bei den Hörnern ergriffene Stier zum Opfer aus der Höhle geführt worden ſei, indem er ſich

auf die eben angeführten Verſe des Statius bezieht, durch welche unrichtige Auslegung auch Andere irregeleitet wurden. Marianus Victorius, in den Anmerkungen zu dem ſiebenten Briefe des h. Hieronimus und zum zweiten gegen den Jovinian, fügt hinzu: „daß der Stier, von dem Prieſter durch Geſänge aus der Höhle herausgebracht, zur Opferung gegangen ſei.“ — Keiner der Alten ſagt dieſes. Es war eine andere und geheimere Bedeutung dieſer Sache, welche wir bereits anzeigten und nun weiter erklären wollen. Porphyrius, in ſeinem Buche von der Nymphenhöhle (Seite 254), ſagt: „Zoroaſter hat zuerſt unter allen in den Perſien zunächſt liegenden Bergen eine natürliche Höhle mit Blumen geſchmückt und von Quellen bewäſſert zur Ehre des Schöpfers und Vaters aller Dinge, des Mithra, eingeweiht, ſo daß die Höhle die Geſtalt der von Mithra geſchaffenen Welt hatte, und die Zwiſchenräume die Elemente und Zonen der Welt darſtellten.“ — Dieſe ſinnloſen Lügen und Deutungen zeigen, daß bei den Heiden dem Mithra die Erſchaffung der Dinge beigelegt wurde (?). Die letzten Worte mag man aus dem Origenes erläutern, welcher im ſechsten Buche gegen den Celſus ſagt: „Bei den Heiligthümern des Mithra wird von den Perſern eine doppelte Bewegung der Sterne angenommen, nämlich die der Fixſterne und die der Irrſterne; und durch erſtere haben letztere ihren Durchgang. Daher wird am Eingang des ſiebenten Thores eine Leiter errichtet; ferner zählt er die Thore auf und Anderes, was vielleicht auf die von Porphyrius angeführten Symbole Bezug hat. Ueberdies wurden auch die heiligen Gebräuche des Mithra in Höhlen gefeiert, nach der Einrichtung des Zoroaſter und in Beziehung auf die dem Mithra beigelegte Schöpfung und Erhaltung. Aber davon anderwärts, und

vorzüglich in der Beſchreibung und Würdigung des Mithraſteins in Tirol.

Uebrigens, um die Erklärung des Lactantius zu erläutern, zieht die Sonne (Mithra) den Mond, deſſen Sinnbild der Stier iſt (nach der Anmerkung des Porphyrius S. 262), wider ſeinen Willen bei den Hörnern, und lenkt ihn auf ſeiner Bahn nicht minder, wie die übrigen Geſtirne. Daher ſagt Claudian im erſten Buche im Lobe des Stilicho:

„Et vaga testatur voluentem sidera Mithram.“

Und er ruft zum Zeugen Mithra an, der die herumſchweifenden Geſtirne lenket. — Vortrefflich ſpricht Marcianus Capella (de nuptiis philologiae, 2r Bd. S. 53) von der Sonne:

„Nam medium tu curris iter, dans solus amicam
Temperiem superis, compellens atque coërcens
Sidera sacra deum, cum legem cursibus addis.“

„Du hältſt die mittlere Bahn, allein freundliche Wärme gebend den Göttern. Die ihnen heiligen Geſtirne lenkeſt du feſt, indem du ihrem Laufe Geſetze vorſchreibſt.“ — Daher heißt die Sonne bei Cicero, im Traume des Scipio, der Führer, Herrſcher und Lenker der übrigen Lichter. Dieſe Stelle erklärt Macrovius (K. 20) ſo: „Sie wird der Lenker der übrigen genannt, weil ſie ihren Lauf und ihre Rückkehr nach einer gewiſſen Entfernung leitet. Denn ſobald jeder Irrſtern bei ſeiner Abweichung von der Sonne zu einer gewiſſen Entfernung gekommen iſt, ſcheint er gleichſam verhindert, weiter zu gehen, und wenn er wieder eine gewiſſe Strecke rückwärts gegangen iſt, beginnt er auf's neue den gewohnten Lauf. Man ſieht dies als Verſuche des abweichenden Mondes und der übrigen Geſtirne an, die aber durch die Gewalt und Macht der Sonne unter-

jocht und bezwungen werden. Daher führt Mithra (die Sonne), wie wir ſchon ſagten, gewöhnlich den Beinamen des Unbeſiegten, und wird bei den Perſern mit einem Löwengeſichte gebildet, weil dieſer Gott, wie Lactantius ſagt, die übrigen durch die Gewalt und Kraft ſeiner Gottheit eben ſo übertrifft, als der Löwe alle Thiere. Als die Römer den Mithra, der bei den Perſern ein Löwengeſicht hatte (?), in ihre Religion aufnahmen, hielten ſie es für beſſer, ihn nach menſchlicher Geſtalt zu bilden, wie wir auf unſern Tafeln ſehen; doch vernachläſſigten ſie die Symbole des Löwen bei ſeinen Heiligthümern nicht, wie wir nachher erklären wollen.

Aus dieſem Kampfe der Sonne und der himmliſchen Körper wird Alles unter dem Monde erzeugt, und zwar durch die Gewalt und Kraft der Wärme. Denn Mithra wird auch das Feuer genannt, wie bei Quintus Curtius, der im 4 B. 50 K. von Darius die Sonne, den Mithra und das Feuer anrufen läßt, als ſei dies alles eine und dieſelbe Gottheit und Sache. Firmicus ſagt: ſie beziehen ſeine heiligen Gebräuche auf die Gewalt des Feuers. Deswegen hatte Commodianus geſagt, er ſei vom Felſen geboren, welches, wie wir oben aus dem Oleander erinnerten, nichts anderes bedeutete, als das aus dem Stein geſchlagene Feuer. — Daß alle Symbole, die dem Mithra zukommen, auf die Schöpfung der Dinge Bezug haben, zeigt Porphyrius, S. 265, wo er die Erſchaffung der Seelen und ihr Auf- und Abſteigen durch die Himmelspforten, wie es bei den Römern und Aegyptern verſchieden angenommen war, beſchreibt, und dieſe Worte hinzufügt, welche vortrefflich zur Erklärung der Mithratafeln dienen: „Deswegen weiſet man dem Mithra ſeinen eigenthümlichen Sitz bei dem Zeichen der

Tag- und Nachtgleiche an; darum trägt er das Schwert des Widders als Zeichen des Mars, und wird von einem Stier getragen, als Zeichen der Venus; denn Mithra iſt, gleich wie der Stier, der Urheber und Hervorbringer der Dinge, und der Herr der Schöpfung.“ — Damit ſtimmt überein, was Julianus in ſeiner fünften Rede S. 322 von der Sonne, die er auch Mithra nennt, nach der Ueberſetzung des Petavius ſagt: „Vorzüglich weil die Sonne Alles aus der Erde zieht und durch ihre bewunderungswürdige Wärme Alles erregt und belebt.“ Dies bewirke die Sonne, fügt er hinzu, durch eine geheime unkörperliche, göttliche und reine Kraft, die in ihren Strahlen wohnt, und in unſerer Welt pflege dies zu geſchehen, und der Tag länger zu ſein, als die Nacht, wenn die herrſchende Sonne in den Stier tritt. Um dieſe geheime und verborgene Schöpfungskraft der Sonne auszudrücken, haben die Mythologen den Mithra als einen Ochſendieb dargeſtellt, weil er dieſe Erzeugung heimlich befördere, ſagt Porphyrius S. 262. Denn gleichwie die Diebe das, was ſie thun, heimlich thun, ſo dringt die belebende und erzeugende Wärme langſam durch, und befördert heimlich und verborgen die Schöpfung der Dinge. — — Ferner gehört auch der Stier zu dieſer Erzeugung, denn aus ihm entſtehen die Bienen, welche Symbole der Seelen ſind, wie derſelbe Philoſoph weiter behauptet. — Wenn wir wieder auf den Stier, der auf unſern Tafeln dargeſtellt iſt, blicken wollen, ſo wird unter dieſem Namen, ſagt er, auf den Mond, den Vorſteher der Erzeugung, gedeutet; denn da der Mond doppelt gehörnt iſt, wie Luctatius ſagt, ſo wird er durch den Stier angedeutet. Daher ſchrieb Orpheus in

den Hymnen der Diana, daß die Hörner eines Stiers dem Mond ſehr angenehm geweſen ſeien, und auf einer Münze des Caracalla bei dem Patinus (von den Münzen der Kaiſer, S. 296) fährt der Mond auf einem zweirädrigen Wagen, den zwei Stiere ziehen; deshalb heißt er auch bei dem Nonnus über den Dionys (8 B.) „ein Ochſentreiber“. Ja, auch Hekate, welche der Mond iſt, führte den Namen eines Stieres, ſagt Porphyrius in der Enthaltſamkeit, B. 3, K. 17. — Daher deuten dieſe beiden Symbole, des Mithra und des Stieres, in unſern Steinen auf die Kraft der Sonne und des Mondes, wodurch Alles hervorgebracht und erhalten wird; durch beide, ſagt Macrovius im Traum des Scipio, erhalten wir das Leben, welches wir genieſſen. Dieſe Verbindung und Gemeinſchaft unter dieſen Himmelslichtern, um die beſtändige Dauer der Dinge anzuzeigen, bildete das Alterthum in dem vortrefflichen Bilde, welches Spanhemius in ſeinen franzöſiſchen Anmerkungen zu den Cäſarn des Julianus, S. 460, abgebildet hat. Eine Frau, in einem ziemlich langen Kleide ſtehend, hält in der Rechten einen Knaben mit Strahlen umgeben, der eine Fackel in der Hand trägt; an der linken ein Mädchen mit einem kleinen zweigehörnten Mond auf dem Kopfe, mit einem Schleier, der von der Rechten zur Linken über dem Haupte der Frau ſchwebt, ſo daß er einem Zirkel ähnlich iſt. Unten iſt die Aufſchrift, die, vorher unbekannt, der ſehr berühmte Autor S. 485 anführt, und die wir hier gern anführen, weil ſie ein neues Denkmal des Mithra iſt: M. Popilius. M. F. OVF. Lupercus. Sacerd. D. Sol. Invict. Mithr. Et. Lunæ. Aeternae. Vot. Suscep. L. M. — Daß durch dieſe Frauengeſtalt die Ewigkeit angedeutet werde, ſagt der ſehr gelehrte Mann. In der That finden

wir auf einer Münze des Hadrian bei Oiſelius, Tafel 105 No. 8, eine Frau ganz von derſelben Geſtalt, ſtehend, in der einen Hand die Sonne, in der andern den Mond tragend, mit der Inſchrift: Aeter. Aug., und Taf. 106 No. 4 wölbt eine Frau, von ganz ähnlicher Geſtalt, den Schleier über das Haupt in einen Kreis, mit der Aufſchrift: die Ewigkeit. — Daher findet ſich bei Gruterus (S. 32, 9) ein Stein, der Ewigkeit geweiht, der Sonne und dem Monde. Denn wenn die Alten lange Dauer andeuten wollen, ſo malen ſie die Sonne und den Mond, weil die Elemente ewig ſind, ſagt Horus Apollo in den Hieroglyphen am Anfange. — Daß der Zirkel ein Bild der Ewigkeit ſei, iſt hinlänglich bekannt. Alſo iſt Mithra und Luna, deren Prieſter Popilius war, indem ſie mit gemeinſchaftlicher Kraft Alles erzeugen und erhalten, wie einige Alte fälſchlich meinten, der Urſprung der Ewigkeit für alle Dinge. Es iſt dieſes zwar richtig, aber es ſei erlaubt, auch eine andere Erklärung anzuführen. Die Frau iſt Juno, welche die Luft bedeutet; denn Juno ſelbſt iſt bei den Dichtern die Luft, welche, wie Firmicus zierlich ſagt, dieſes Element verweiblicht haben. In der Luft ſind die beiden Lichter, die Sonne und der Mond, welche deswegen in den Händen der Juno ſich befinden. — Der Himmel, der über der Luft ſich im Kreiſe ausbreitet, wird durch den Schleier, womit die Juno umgeben iſt (denn auch Juno trägt einen Schleier bei Marcian im 1 B. S. 18), angedeutet. Daher ward auch der Himmel Templum, Tempel, genannt, ſagt Varro im 5 B., wegen ſeiner hohlen und tiefen Wölbung, welche dem Gewölbe der Tempel ähnlich iſt. Servius zum erſten Buche der Aeneide, V. 507, Media testudine templi, ſagt: testudo iſt die Wölbung in Geſtalt eines Bogens, welche

deswegen ſo gebaut wird, damit ſie dem Bilde des Himmels gleiche. Auf dieſe Kreisform deutet auch der königliche Seher, wenn er Pſalm 103, V. 2, ſagt: Der du die Himmel ausſpannſt wie ein Fell, nämlich wie ein gewölbtes Kriegszelt, welches mit Fellen bedeckt wurde. — Daher vergleicht Varro, im ſechsten Buche von der lateiniſchen Sprache, den Himmel mit dem Vorhange des Apollo. Auf den meiſten alten Münzen wird dieſer Vorhang vorgeſtellt, bald in der Geſtalt eines Halbkreiſes, bald eines ganzen Kreiſes. Auf dieſe Erklärung weiſet auch Porphyrius hin, in dem öfters belobten Buche, S. 259. Die Alten, ſagt er, nannten den Himmel ſelbſt einen Schleier. Daher iſt der Schleier, womit das Bild der Juno umgeben iſt, der Himmel ſelbſt. Dieſer iſt unter der Geſtalt eines fliegenden Schleiers vorgeſtellt, um anzuzeigen, daß von dem Himmel die Erzeugung und Erhaltung der Dinge unter der Leitung der Sonne und des Mondes herrühre; weswegen Homer ſagte, daß die Nymphen in der Höhle purpurne Gewänder webten, wie Porphyrius bei derſelben Stelle erklärt, der noch hinzufügt, daß deswegen Proſerpina, die Vorſteherin aller Dinge, welche aus Samen entſproſſen von dem Orpheus, ein Gewand webend, eingeführt werde. Daher konnte Popilius auf jenem Bilde den Mithra und die Luna, als Urheber aller Schöpfungen in der himmliſchen und irdiſchen Welt, dargeſtellt haben. — —

Eben dieſelbe gemeinſchaftliche Eigenſchaft des Mithra und der Luna verbargen die Alten unter den zweifachen Gewalten beider Geſchlechter, in welche ſie, wie wir aus dem Firmicus anzeigten, den Jupiter theilten. Den Mann haben wir offenbar für den Mithra erkannt. Was iſt aber die Frau mit dem dreifachen

Geſichte anders als Luna, oder der Mond, gewöhnlich die dreifach geſtaltete genannt? — Firmicus fügt hinzu, daß ſie mit ungeheuern Schlangen umgeben ſei. Auf der Mithratafel bei Marlianus, im ſiebenten Buche der Beſchreibung der Stadt, zeigt ſich die geflügelte Geſtalt einer Frau, die eine Schlange von den Füßen bis an die Schultern umwindet; dieſelbe findet ſich auch in dem Borgheſiſchen Bilde des Mithra, welche Begarus in ſeiner Sammlung von Alterthümern, Seite 97, abgebildet hat. Wer ſollte ſich nicht ſogleich überzeugen, daß dieſes eben die mit ungeheuern Schlangen umwundene Frau des Firmicus ſei, welche gemeinſchaftliche Gewalt mit dem Mithra hat, und daher auch auf ſeinen Tafeln dargeſtellt wird? Dazu erwähne man, daß die Hierapolitaner neben dem Bilde der Sonne auch die Bilder von Frauen aufſtellen, welche ein Drache in mannigfaltigen Krümmungen umwindet, ſagt Macrovius, im 1 B. der Saturnalien, Kap. 17. Auf der abraxiſchen Gemme 57, bei Chiffletius, iſt ein Ungeheuer mit dreifachem Geſichte und in den Händen Schlangen tragend, vorgeſtellt. Welches dieſes Bild geweſen ſei, zeigt ſich, mit dem unſerigen verglichen, offenbar. Aber auf der bembiniſchen Tafel liegt die Schlange auf dem Haupte der Iſis. Der gelehrte Erläuterer dieſer Tafel, Pignorius, erweiſet, Seite 26, aus dem Elian, B. 10, Kap. 32, daß die Aegypter die Bilder der Iſis mit Schlangen bekränzt haben. Daher ſingt Flaccus im 4 B. der Argonautica von der Iſis: „Und ferne blickt Io von der Burg des Poles, ſchon zu den Göttern gezählt, ſchon von der Schlange durchwunden das Haar, und umrauſcht vom ſchallenden Jubel!“

Eine Münze bei Oiſelius, Tafel 47, Nr. 6, ſtellt zwei Iſisbilder geflügelt dar, die auf dem Haupte eine

Schlange tragen, die gegen den Rücken den Schweif in einen Ring geſchlungen hat. Flügel trägt auch die Frau auf der Mithratafel. Ferner iſt Iſis auch den Aegyptern die Luna, wie wir bald zeigen werden. Wenn man die Luna ſelbſt, oder die Diana mit Schlangen umwunden ſehen will, ſo durchgehe man den Pauſanias in der Beſchreibung Arkadiens. Es iſt alſo gewiß, daß jene Gewalten und Mächte des Firmicus Mithra oder die Sonne und Luna ſeien. Da dieſe nach demſelben Autor auf die Subſtanz des Feuers ſich beziehen, ſo liegt ihnen offenbar die Bedeutung der Erzeugung, welche durch die Kraft der Wärme bewirkt wird, zum Grunde.

Ferner hatte Porphyrius in den oben angeführten Worten geſagt, daß Mithra von dem Stier, als dem Zeichen der Venus, getragen werde. Damit zeigte er vielleicht auf die Verbindung, welche Venus mit dem Mithra hat, in welchem Sinne wir den Herodot und Ambroſius erklärten. Aus dieſer Gemeinſchaft und Verbindung iſt Venus die Erzeugerin und Mutter aller Dinge, wie Julianus in ſeiner vierten Rede, S. 281, von ihr philoſophirt: „Dem Himmel theilte ſie die beſte Witterung mit; der Erde bringt ſie Fruchtbarkeit; nicht minder ſorgt ſie für die beſtändige Fortpflanzung der lebenden Geſchöpfe. Die erſte Urſache derſelben iſt aber in der herrſchenden Sonne, mit welcher Venus Gemeinſchaft hat, denn ſie iſt (wie er Seite 287 hinzufügt) die Dienerin und Verwandtin der Sonne.“ Wenn nämlich die Sonne in das Zeichen der Venus, den Stier, tritt, ſo verſchwindet der Winter und Schnee; die Keimkraft und Fruchtbarkeit der Erde wird befördert, und Alles, was ſie enthält, fängt an, ſich im Keime zu entwickeln, ſagt Macrovius im 1 B. der Saturnalien, Kap. 12, wo

er noch beifügt, daß bei den Athenern der April der Blüthenmonat heiße, weil um dieſe Zeit Alles blühe. Deswegen glauben wir, wird Venus in einer Inſchrift bei Reineſius, Klaſſe 1, Nr. 18, die Hervorbringende genannt, weil ſie der Hervorbringung der natürlichen Dinge vorſtand. Niemand wird demnach behaupten, daß, wenn wir jetzt unter dem Symbol des Stiers die Venus, oben aber den Mond verſtanden, deswegen Ungereimtes und Widerſprechendes behauptet werde. Denn Phylocorus ſagt bei Macrovius, im 8 B. der Saturnalien, Kap. 8, daß Venus eins ſei mit Luna, und beide wurden nicht nur für weibliche, ſondern auch für männliche Gottheiten gehalten. Von der erſten bezeugen dies Calvus und Laevinus bei derſelben Stelle des Macrovius, daher auch ihr Bild bei Cypern verehrt wurde. Daß Luna auch Lunus genannt, und myſtiſch für eine männliche Gottheit gehalten wurde, ſagt Spartianus im Leben des Caracalla, Kap. 7, wo auch die Anmerkungen des Salmaſius und die Tafel von Palmira des Sponius, eines gelehrten Alterthumsforſchers, im 1 Kap. zu ſehen ſind. Das Bildniß des Lunus zeigt eine Münze von Antiochia (bei Pattinus, von den Münzen der Kaiſer, im Antoninus, Seite 218). Bei dem Unbeſtande in den Fabeln finden ſich unter verſchiedenen Völkern verſchiedene Erklärung der phyſiſchen Dinge, wie auch ungleiche Namen der Götter; ſo wird unter dem Bilde des Stieres Iſis dargeſtellt, welche bei Plutarch, Macrobius und den übrigen Mythologen der Alten Eins iſt mit Luna und Terra. Iſis iſt aber jener Theil der Natur, ſagt derſelbe Plutarch (von Iſis und Oſiris, Seite 372, in der griechiſch-lateiniſchen Pariſer Ausgabe), welcher gleichſam als weiblich alle Anfänge in ſich aufnimmt, als Ernährerin und gemein-

ſchaftlicher Bewahrungsort aller Dinge. Und bei Macrovius (im 1 B. der Saturnalien, Kap. 20) heißt ſie: „Die der Sonne unterworfene Natur.“ Daher iſt auch der Stier auf den Tafeln dem Mithra unterworfen. Was wir alſo auch annehmen, es mag nun der Stier auf der Mithratafel Luna ſein, oder Jſis, oder Venus, oder Terra (denn daß die Aegypter auch die Erde unter der Geſtalt eines Stiers andeuteten, erzählt Macrovius in demſelben Buch und Kapitel), ſo muß die Sache für die nämliche gehalten werden, und bedeutet nichts anders, als eine mit der Sonne verbündete Kraft zur Beförderung der Erzeugung, oder die der Sonne unterliegende Natur der Dinge, oder endlich der Gegenſtand der Erzeugung ſelbſt, welchen die Sonne mit ihrer Wärme und ihren Strahlen durchdringt, und wodurch Alles in der Natur der Dinge hervorgebracht und erzeugt wird. Deswegen, wie wir glauben, trägt Mithra bei Porphyrius ein Schwert (Dolch), mit welchem er auf unſern Tafeln den Stier durchbohrt, um hiedurch anzuzeigen, daß die Sonne durch die Macht und Gewalt ihrer Strahlen den Gegenſtand der Erzeugung, welchen der Stier angedeutet, durchdringe und gleichſam mit einer Wunde durchbohre. Dahin zielen die Worte des Marcianus Capella (im 1 B. S. 6), wo er von der Sonne die Worte ſpricht: „Daher heißt ſie geſchoßtragend und wundenverſetzend, weil ſie mit den Pfeilen ihrer Strahlen das Getroffene durchdringen kann.“ Deshalb heißt ſie auch bei den Dichtern, die von fern Treffende, weil ſie mit ihren Strahlen wie mit Wurfgeſchoſſen trifft. Jndem nun dieſe Kraft der Sonnenſtrahlen, oder der Wärme, wie oben erwähnt wurde, den Gegenſtand der Erzeugung durchdringt, ſo wird gleichſam das Blut aus der Wunde hervorgelockt,

wie der Samen zur Hervorbringung und Nahrung aller Dinge. Deswegen ſieht man auch den Hund und die Schlange auf den abgebildeten Tafeln die Blutstropfen, die aus der Wunde des Stieres flieſſen, auflecken, wodurch angedeutet wird, daß alle lebenden Weſen daraus ihre Lebenskraft und Nahrung ſchöpfen und beziehen. Wir kommen im vierten Kapitel auf den Hund, die Schlange und übrigen Symbole ſelbſt.

Zuſätze zum dritten Kapitel.

Als wir in dem ſtrozziſchen Muſeum die alten Gemmen und ihre zahlloſen Abdrücke in Gips oder Schwefel durchſahen; ſo ſtieß uns unter dieſen ein Bild des Mithra auf, mit einem neuen und reichern Apparat von Symbolen, als jene Steine haben, welche von uns in dieſer Abhandlung beſchrieben ſind. Indem wir nun neugierig und aufmerkſam Alles betrachteten, bemerkte dieſes der berühmte Leo, und bei der Herablaſſung, die dem Adel ſeines Geſchlechtes eigen iſt, unterließ er nicht, uns mit dieſem und einigen andern Abdrücken reichlich zu beſchenken. Indem wir uns alſo an das erinnerten, was wir geſchrieben hatten, und es mit dieſer Gemme des Mithra verglichen, bemerkten wir, daß zwar Mehreres ſchon in unſerer Schrift erklärt worden, nicht Weniges aber einen neuen Stoff darbiete. In der That wußten wir nicht, daß Mithra auf einer abraxiſchen Gemme abgebildet, noch daß er, einer abergläubiſchen Religion zufolge, für ein Amulet gebraucht worden ſei. Wir durchforſchten deswegen das italieniſche Werk des Leonhardus Auguſtinus, von den alten Gemmen, uud fanden in dem zweiten Theil, den wir gerade damals in Händen hatten, eben dieſe Gemme abgebildet, Nr. 77. —

Da wir wegen der Kürze der Zeit das Bild derſelben nicht zeichnen laſſen konnten, ſo wollen wir wenigſtens nicht unterlaſſen, es zu beſchreiben. Mithra iſt auf derſelben im gleichen Anzug und gleicher Geſtalt wie auf unſern Tafeln, und tritt und ſtößt den liegenden Stier. Der Hund ſpringt zu der Wunde auf, ein Delphin (in dieſer Abbildung eine Schlange) liegt dabei. Der Skorpion berührt die Hoden des Stieres; unter dem Schweif, der ſich in Aehren endet, iſt eine Schildkröte. Zwei Jünglinge ſind mit der Mütze auf dem Kopfe angebracht, von denen der eine Samen ausſtreut, der andere ſein Gewand in Falten zuſammenhält. Auf einer Seite das Füllhorn, auf der andern ein Palmzweig, an dem die Calvaria eines Menſchen hängt. Ueber dem Haupte des Jünglings iſt ein beſtrahltes Haupt, wie auf dem unſrigen, mit einer Fackel; auf der andern Seite ebenſo das Haupt eines Weibes, auf dem ein ſichelförmiger Mond ſitzt. (Vergleiche IV Kapitel von Montfaucon I, Abbildung CCXVII, Maffei.) Darunter hat Auguſtin ein anderes umſtrahltes Bild der Sonne eingegraben, uns ſcheint es eine Krone. Sieben Sterne (derſelbe Autor hält ſie für die Planeten), ein Blitz, ein Schlangenſtab, Pfeil und zwei Vögel, nehmen den Raum zwiſchen Sonne und Mond ein. Die einzelnen Figuren durchgeht Auguſtin ſelbſt mit gehöriger Erklärung. Es war uns angenehm, daß er Einiges, was wir ſchon erklärt hatten, durch ſein Urtheil und Anſehen bekräftigte. Denn er ſagt: „Die Symbole des Mithra beziehen ſich auf die Erzeugung.“ Der auf dem Boden liegende Stier (Urſtier) bedeutet die Erde, welche die Sonne (Mithra), mit ihren Strahlen wie mit einem Schwert durchdringt und fruchtbar macht; wenn die Sonne in das Zeichen des Stiers tritt, ſo

öffnet ſie die fruchtbringende Erde, und zieht durch ihre Wärme die Samen zur Hervorbringung der Dinge heraus. Ferner werden, wenn im Monate Oktober die Kraft der Sonne ſich vermindert, die Samen durch die Gewalt der Kälte wieder in den Schoos der Erde verſchloſſen, welches der die Hoden berührende Skorpion bedeutet. Das Uebrige erwähnen wir nicht, und man kann es bei ihm ſelbſt nachſehen. Nur ſoviel erinnern wir, daß jene ſieben Sterne von uns nicht für die Planeten gehalten werden; denn da der Bildhauer ſchon Sonne und Mond in menſchlicher Geſtalt ausgedrückt hatte, wozu war es nöthig, ſie wieder zu bilden? — Ueberdies zählen wir auf unſerer Gemme nicht ſieben ſondern acht Sterne, von denen einer glänzender und größer, vor der Sonne hergeht. Wir glauben daher, daß jene die Fixſterne ſeien, dieſer aber die Venus. Die übrigen Planeten finden wir unter den andern Figuren; nämlich der Blitz deutet den Jupiter an, der Schlangenſtab den Merkur, der Pfeil den Mars, welches ihre gewöhnlichen Symbole ſind. Daher hatte Auguſtin mit Unrecht geſagt: „daß durch ſie der Himmel, die Luft, die Liebe angedeutet werde. Saturnus iſt vielleicht unter einem andern unförmlichen Zeichen verborgen, das auf unſerer Gemme neben dem Blitz ſteht, und welches Auguſtin zu einem zweiten Blitz gemacht hat. Ferner hat er die beiden Jünglinge auf ſeinem Bilde entweder unrichtig dargeſtellt, oder ſie ſind auf dem unſerigen verſchieden abgebildet. Denn der eine von ihnen hält nicht einen Veretrum, ſondern eine geſenkte Fackel, aus der Gegend des männlichen Gliedes in den Händen, woraus offenbar nicht Samen, ſondern eine kleine Flamme hervorgeht; denn auch der andere Jüngling trägt eine Fackel: ſo daß bei beiden die Geſtalt die nämliche iſt, wie auf den andern

Mithratafeln. — Die Kehrſeite dieſer Gemme hat Auguſtin in der nächſten Nummer 78 abgezeichnet. Es ſteht da ein Löwe, im Rachen eine Biene tragend, welchen Buchſtaben, unbekannter Deutung, allenthalben umgeben, und die ſieben Geſtirne. Wir haben ſchon hinlänglich gezeigt, daß der Löwe ein Zeichen des Mithra ſei, und daß auch die Biene und der Honig in ſeinen Myſterien gebraucht worden ſeien. Die unkennlichen Buchſtaben (wie Apulejus ſie nennt), kümmern uns nicht. Die Sterne finden ſich in derſelben Zahl häufig auf abraxiſchen Gemmen, bei Chiffletius. Daß auch dieſe Mithra-Gemme eine von jenen ſei, welche die Gnoſtiker und Baſilidianer für Amulete gebrauchten, zweifeln wir nicht; *) denn Mithra, welcher die Sonne iſt, kam mit den unförmlichen Abraxen in Verbindung, als der Abwender des Böſen, und der Herrſcher und Spender des Glückes. Daher finden ſich auch in den Steinen Gebete an Mithra für das Heil und den glücklichen Ausgang der Angelegenheiten des Krieges, wie wir geſehen haben.

Hier ſehen wir den Mithra auf einer Gemme in den Stein ausgehauen. Wir wollen auch ein ehernes

*) Nach der chriſtlichen Sekte der Baſilidianer war Chriſtus ein bloßer, jedoch mit göttlichen Tugenden ausgerüſteter Menſch. Sie gingen, wie ſpäter die Socianer, von dem Grundſatze aus, daß die Religionslehre Alles von ſich ausſchlieſſen müſſe, was der Vernunft nicht einleuchte, und erklärten eben darum die Genugthuungs-Lehre für verwerflich und unchriſtlich. — In Siebenbürgen behauptet ſich noch jetzt eine ähnliche Sekte, unter der Benennung Unitarier, im Beſitze kirchlicher Freiheiten. Es iſt ſehr zu bezweifeln, ob die Glieder dieſer Sekten in ihrem Urſprunge ſo abergläubiſch waren, daß ſie aus dieſem Grunde Mithra's Gemmen für Amulete trugen.

Bildniß deſſelben nicht übergeben. Es findet ſich bei Reineſius (Klaſſe 1, Nr. 277), die Inſchrift: „M. Ulpius etc. IN. HONOREM. DEI. SOLIS. INVICTI. MITHRAE. SIGNVM. AENEVM. P. N. LXXXXV. DONVM. DEDIT.“ „Markus Ulpius hat dieſes eherne Bild zu fünfundneunzig Pfund zur Ehre des unbeſiegten Sonnengottes, des Mithra, geweiht.“ Daß die beiden Buchſtaben P. N. das Wort Ponto bedeuten, zweifelt Verfaſſer nicht, wonach das ganze Bild ſo ſchwer am Gewichte war. Wir glauben daß darauf die Figuren ausgedrückt ſeien, aus welchen die Mithratafeln im Marmor beſtehen, nämlich Mithra, der Stier, der Hund, die Schlange und der Skorpion, von welcher Gattung zwei in dem Borgheſiſchen Luſtgarten ſind, die von uns Kap. I beſchrieben wurden. Ein anderes ſehr ſchönes, aus ſchwarzem Marmor, ſahen wir vor Kurzem im Hofe des Palaſtes Seiner Eminenz des Kardinals vom heil. Kreuz.

Viertes Kapitel.

Die auf der Tafel abgebildeten Thiere beziehen ſich auf die Sonne, als den Urheber der Erzeugung. — Der Skorpion, welcher die Hoden berührt, und die Sonnenſtäbe bei den Aegyptern werden erklärt. — Was das Gefäß auf der Mithratafel, der ſich in Aehren endigende Schweif des Stieres, die Knaben, welche die Fackeln tragen, und vor der Sonne und dem Mond hergehen, bedeuten, wird erläutert. — Die Aufſchrift: „Nama sebesio“ und eine Stelle des Iſaias daraus wird erklärt. — Die verſchiedenen Bedeutungen des dreifachen Mithra-Namens werden vorgetragen. — Die Verehrung des Mithra, und der ihm geweihte Opfer-Altar bei Antium behandelt.

Die vier Thiere, der Hund, der Krebs, die Schlange und der Rabe, aus den einzelnen Thiergattungen der vierfüßigen Thiere, der Fiſche, Schlangen und Vögel, ſind, wenn wir nicht irren, deswegen auf der Mithratafel eingegraben, um anzuzeigen, daß alle dieſe Thiergattungen ihren Urſprung und ihre Erhaltung von Mithra oder der Sonne haben. — Dieſe aber ſind beſonders vor den übrigen ausgewählt, wegen einer eigenthümlichen und beſondern Beziehung auf die Sonne, oder den Mithra. Die Geſtirne des Hundes und des Krebſes waren das Symbol der Hervorbringung bei den Aegyptern, dieſes das Symbol des Anfanges des Jahres, nach dem Zeugniß des oft belobten Porphyrius (Seite 265). Mit welchem Unſinn der Hund bei ihnen verehrt wurde, iſt bekannt. Der Krebs durch ſeinen verkehrten Gang, ſagt Macrovius, im 1 B. der Saturnalien, Kap. 21, was zeigt er anders an, als den Weg der Sonne, welche denſelben niemals gerad, ſondern auf jene Weiſe (wir möchten lieber leſen ſchief) zu nehmen gewohnt iſt? Macarius ſah einen Krebs in der Rechten eines abraxiſchen Monſtrums, wodurch, wie er ſagt, die von der Sonne hervorgebrachten Dinge angedeutet werden, Seite 17. — Die Naturforſcher haben zwei Sonnenpforten beſtimmt, die eine im Zeichen des Krebſes, die andere in dem des Steinbocks. Durch jene, träumten ſie, ſtiegen die Seelen auf die Erde, und daher hieß ſie die der Menſchen. Daſſelbe erwähnt Macrovius zum Traum des Scipio (B. 1, Kap. 12), und der größte der Dichter hatte dies im 6 B. der Aeneide angegeben. Daher iſt der Krebs ein Zeichen der Sonne, und durch den Krebs erfolgt der Uebergang der Seelen, um das menſchliche Leben zu geſtalten.

Daß auch die Schlange auf die Natur der Sonne Bezug habe, bezeugt derſelbe Autor der Saturnalien, im 1 B., Kap. 20, und daß eben dieſelbe an dem Schlangenſtab des Merkurs ein Symbol der Sonne ſei, hat er im vorhergehenden Kapitel geſagt; auch Artemidorus in ſeinem Onairokriterium (2 B., Kap. 13) ſagt, daß ſie ihr geweiht war. Man findet nichts häufiger auf den Münzen und andern Denkmälern der Alten, als daß eine Schlange den Apollo begleite. Was aber die Erzeugung (Generatio) betrifft, davon erzählen Arnobius, im 5 B., und Firmicus, von dem Irrthum der profanen Religion, Kap. 11, daß man den Geweihten des Jupiters Sebatius gewöhnlich eine Schlange in den Buſen hineingeſteckt habe und dieſelbe bei den untern Theilen wieder herauszog; wodurch die Hervorbringung und Erzeugung aller Dinge angezeigt wurde, welche, wie wir mehr als zur Genüge gezeigt haben, das Werk der Sonne ſind.

Der Rabe endlich war dem Mithra beſonders geweiht; denn Porphyrius, von der Enthaltſamkeit (B. 4, Kap. 16), ſagt: „Daß man die bei ſeinen heiligen Gebräuchen Dienenden Raben genannt habe. Auf einem römiſchen Stein, Seite 27, Nr. 4, heißt Ulpius Egnatius Vater, und Hierocorax D. S. I. M. das iſt: „des unbeſiegten Sonnengottes, des Mithra.“ Daß die Aegypter dieſe Vögel verehrten und korakiniſche Gebräuche hatten, erwähnt ein alter Kommentator im erſten Brief an die Römer, Vers 23, welcher mit Unrecht für D. Ambroſius gehalten wird, und deswegen von den ſehr gelehrten Patern Benediktinern, ſeinen Herausgebern, als Anhang zum zweiten Theil gefügt worden iſt. Dieſe Worte führt auch Reineſius (Klaſſe 1, Inſchrift 48) an. Daß jene heil. Gebräuche (Myſterien) auch hierocoracica

heißen, ſagt ein anderer römiſcher Stein, Seite 303, Nr. 2. Auf der Gemme 21, bei Chiffletius, befindet ſich ein Rabe neben einem Geſtirn und einem Lorbeerzweig. Das Geſtirn iſt vielleicht die Sonne, und der Lorbeer war dem Apollo heilig. In der That iſt dieſer Vogel überall ein Begleiter des Apollo. Auf einer Münze der Fauſtina, und auf einer Gemme bei Gorläus, Nr. 3, ſtützt Apollo unbekleidet ſich mit dem linken Ellenbogen auf einen Dreifuß, und hält in der Rechten einem danebenſtehenden Raben den Zweig hin; und auf einer anularen Gemme ſteht ein Rabe neben einem Dreifuß. Sehr geeignet unſerm Behufe erklärt Cuperus im Harpokrates, Seite 71, daß auf einer andern Gemme (ſie iſt unter den anulariſchen Gemmen des Gorläus, Nr. 71) zwei Raben auf Füllhörnern ſtehen, zwiſchen welchen man Mohnköpfe und zwei Aehren ſieht; weil die Sonne, fügt der gelehrte Autor hinzu, für den Vater aller Fruchtbarkeit gehalten wurde. Dieſen ſchlage man nach, wenn man die Zeugniſſe der Alten vollſtändig wiſſen will, daß der Rabe dem Apollo heilig war.

Auf dem Burattianiſchen Stein, den wir abgezeichnet haben, liegt nicht ein Krebs, ſondern ein Skorpion unter dem Bauche des Stieres. Der oft belobte Macrovius ſagt, im 1 B., Kap. 21, gegen das Ende, daß dieſer die Natur der Sonne darſtelle. Aber warum umfaßt auf dieſer Tafel und in dem Borgheſiſchen Monument der Skorpion offenbar die Hoden des Stiers mit ſeinen Scheeren? Wir vermuthen, daß eine geheime und mit unſerer Erklärung ſehr wohl zu vereinigende Deutung verborgen ſei. Wir ſagten, daß, wenn die Sonne im Zeichen des Stieres verweilt, das Wachsthum aller Dinge ſehr befördert werde. Wenn ſie in das entgegengeſetzte Zeichen des Skorpions tritt,

muß wegen ihrer abnehmenden Wärme auch der Wachsthum vermindert werden. Deswegen iſt der Skorpion dargeſtellt, die Zeugungsglieder des Stieres zuſammendrückend, um anzudeuten, daß dann in dem Gegenſtand der Erzeugung die Kraft des Samens zurückgedrängt und geſchwächt ſei. Daher feierten die Aegypter nach der Herbſttagundnachtgleiche, wenn nämlich ſich die Sonne dem Zeichen des Skorpions nähert, einen Feſttag, indem ſie ſagten, daß um dieſe Zeit die Sonnenſtäbe wachſen, wodurch ſie nach Plutarch (Iſis und Oſiris, Seite 372) anzeigten, daß die Sonne gleichſam einer Stütze und eines Stabes bedürfe, und einige Verminderung ihres Lichtes und ihrer Wärme erlitten habe. Im Skorpion ſchläft die Natur der Sonne, ſagt Macrovius, im 1 B. der Saturnalien, Kap. 21, gegen das Ende. Auf dieſe Bedeutung beziehen ſich die Fabeln von den abgeſchnittenen und zerſtreuten Zeugungstheilen des Attidis, um dadurch anzuzeigen, daß die hervorbringende und ſchützende Kraft gelähmt und geſchwächt ſei; wie es unter andern Kaiſer Julian in ſeiner fünften Rede, auf die Mutter der Götter, weiter ausführt, wie es auch der Philoſoph Saluſtius (von den Göttern und der Welt im vierten Kap.) behauptet.

Weil aber, wie Thales von Milet ſagte, und jetzt die Chymiather behaupten, Alles aus Waſſer beſteht, und in Waſſer wieder aufgelöſet wird, und nach der Meinung des Orpheus, in Athenagoras Apologie für die Chriſten, das Waſſer der Urſprung aller Dinge iſt, ſo ſteht auf der antiſchen Tafel zu den Füßen des Knaben auf der rechten Seite ein Geſchirr. In der That pflegt man neben den Mithra eine Oeffnung für eine Quelle zu ſetzen, weil das Waſſer zur Zeugung

ſich ſammelt, ſagt Porphyrius, S. 261. Ohne Zweifel wollte dieſes der Bildner unſers Steins ausdrücken.

Auſſer den ſchon erklärten Thierarten finden ſich auf den Mithratafeln noch andere Figuren eingeprägt. Auf der neapolitaniſchen und saneſianiſchen endet ſich der Schweif des Stieres in Aehren. Der Borgheſiſche Stein hat Bäume. Wir zweifeln nicht, daß dadurch angedeutet werde, daß die Hervorbringung und der Wachsthum der Früchte und Pflanzen dem Mithra oder der Sonne zuzueignen ſei. Wir ſehen häufig Aehren als Symbole der Fruchtbarkeit auf Münzen und andern Denkmälern entweder allein, oder in einem Füllhorn.

Daß die Knaben, welche auf beiden Seiten eine geſenkte und aufrechte Fackel tragen, Tag und Nacht bedeuten, iſt klarer als das Licht ſelbſt. Denn hier erblicken wir das Bild der Sonne und dort das des Mondes. In dieſer Bildung weichen die Steine ab. Meiſtens erhebt da, wo die umſtrahlte Sonne glänzt, der Knabe die Fackel, auf der Seite des Mondes ſenkt er ſie: dieſe iſt das Symbol der Nacht, jene des Tages. Im Gegentheil aber befindet ſich auf dem unſern die geſenkte Fackel, wo die Sonne leuchtet; die unter dem Monde iſt erhaben. Das iſt vielleicht ſo zu erklären: daß, wenn es Tag iſt und die Sonne Alles mit ihrem Lichte beſtrahlt, die Fackel nicht weiter nöthig iſt und deswegen der Knabe ſie ſenkt und auslöſcht; der andere aber trägt ſie erhaben, gleichſam um die Finſterniſſe der Nacht zu zerſtreuen. Auf dem Borgheſiſchen aber, deſſen Abbildung ſich in der vorſtehenden Abhandlung Montfaucons befindet, halten beide die Fackel aufrecht. Die Bildhauer achteten nicht darauf und glaubten, daß, wenn ſie das Sonnenlicht vorſtellten, die Stellung der Fackel nichts zu bedeuten habe. Da ſich überdies an mehrern Stellen zeigt, daß dieſe Tafel

von einer zweiten Hand ergänzt wurde, ſo hat vielleicht der unerfahrne Künſtler bei der einen Fackel gefehlt. Wenn man es aber doch für Recht halten will, ſo bedeuten die zwei erhobenen Fackeln das Licht der Sonne und des Mondes. Denn beide Geſtirne, obgleich von ungleicher Art und Eigenſchaft, ſenden Licht aus. Daher hat auf dem Bildniſſe des Spanhemius, das wir im vorigen Kapitel beſchrieben, die Sonne ebenſo wie der Mond eine Fackel vor ſich. Dieſer Borgheſiſchen Tafel iſt es ferner eigen, daß ein Jüngling auf einem Viergeſpann, und eine Frau auf einem Zweigeſpann fährt: damit ja kein Zweifel übrig bliebe, daß durch dieſes der Mond, und durch jenes die Sonne bedeutet werde, wie der Dichter Aſtronomus, im 5 B., ſingt: „Auf einem Viergeſpann fährt Phöbus, auf Zweigeſpann Delia;“ obgleich Pauſanias (in Eliac. prior., pag. 307) ſagte: daß der Luna nur ein einziges Pferd zugeeignet ſei, und Einige überliefern, ſie ſei von Mauleſeln gezogen worden. Die beiden Knaben, welche vor ihnen hergehen, bedeuten den Phosphorus oder Luzifer und Hesperus, von denen der eine den Tag, der andere die Nacht anzeigt. Daher trägt jener die Fackel aufrecht, dieſer geſenkt. Cicero ſagt, im zweiten Buch von der Natur der Götter: der Venusſtern heißt, wenn er vor der Sonne hergeht, bei den Griechen Phosphoros, bei den Lateinern Luzifer; wenn er ihr folgt, Hesperus. Verfaſſer weiß, daß die Dichter dieſe beiden Geſtirne, obſchon ſie eigentlich nur Eins ſind, bald auf einem Wagen, bald zu Pferd gedichtet haben. Nichtsdeſtoweniger konnte der Verfertiger unſers Steines dieſe als Knaben bilden, da ſie als Geſtirne, die kleiner ſind, wie Sonne und Mond, auch mit jugendlichem Geſichte, ohne Wagen dargeſtellt wurden. Denn Luzifer heißt beim Plinius eine andere Sonne,

und Veſper, dem Monde Wechſel gebend, im 2 B., Kap. 8. Wenn Luzifer jener Phoſphorus iſt, von dem es auf einer Inſchrift des Gruterus, Seite 88, Nr. 13, heißt: „Dem guten Gott, dem Knaben Phoſphorus!“ ſo haben wir das auf unſerm Stein dargeſtellte Bildniß des Knaben gefunden. Daß Ph öfters in P verwandelt wurde, lehren mehrere Beiſpiele. So findet ſich auch auf den Steinen Spairisterium ſtatt Sphoeristerium, Pilippus ſtatt Philippus und ähnliche. Ueberall iſt dieſes nach Gutdünken angebracht: ſo wird auf einer Gemme bei Pignorius in den Anmerkungen zum Cartarius, Seite 297, der Wagen des Luzifer nicht von Pferden, ſondern von zwei Hähnen gezogen.

Aber noch ſind die Geheimniſſe der Mithratafel nicht alle erſchöpft. Ein auf dem Halſe des Borgheſiſchen Stieres eingegrabenes und von Gruterus bemerktes, ſchwieriges und unaufgelöſetes Räthſel bleiben die beiden Worte: „Nama Sebesio.“ Gruterus ſagt am Rand, daß es perſiſche Worte ſeien. Bulengerus, im erſten B. von der Magie, Kap. 4, lieſet falſch: Nannae Sebesio Deo Mithrae; denn es heißt nicht Nannae, auch ſind die beiden letztern Worte nicht an die erſtern gefügt, ſondern entfernt auf dem Unterleib des Stieres eingegraben, wie man auf dem beigefügten Bilde ſehen kann; daher vermuthet er, daß Nanna Mithra ſei. Muratorius gibt an dem ſchon angeführten Ort richtiger drei Gottheiten an, nur daß er, da er die Inſchrift des Bulengerus ſah, Nanna beibehielt und die Worte verbindet. Doch will Verfaſſer gern glauben, daß auf dem Steine Nama ſtatt Nanna ſich eingeſchlichen habe, und darunter die nanneiſche Diana zu verſtehen ſei, wie Muratorius nach den von Bulengarus angeführten Zeugniſſen vermuthet. —

Denn Diana, wie alle wiſſen, iſt Eins mit Luna. Wenn es aber erlaubt iſt, weiter zu vermuthen, wünſcht Verfaſſer ſich Glück, daß er beide Namen in näherer Verwandtſchaft fand. Der h. Epiphanius, im erſten Buch von der Ketzerei, 16, welches von den Phariſäern handelt, Nr. 2, erwähnt, daß dieſe beinahe alle griechiſchen Namen der Geſtirne in hebräiſche verwandelt, und fügt hinzu: die Sonne, zum Beiſpiel, heißt bei ihnen Hamma und Semes. Auf dieſe Art überſetzt es Petavius. In dem erſten Wort ſcheint er nicht dem griechiſchen Wort des Epiphanius, Hemma (Ἡμμα), ſondern dem hebräiſchen chammah, wie es Nikolaus Serarius gibt, gefolgt zu ſein. Wie nahe verwandt aber hamma mit nama iſt, ſieht jedermann. Semes konnte ſich mit kleiner Veränderung eines Buchſtaben in Sebes verwandeln, und mit lateiniſcher Beugung Sebesius heißen. Daher bedeutet das auf dem Halſe des Stieres eingegrabene Nama Sebesio nichts anders als: Soli (der Sonne), und iſt dieſelbe Aufſchrift, wie die auf dem Bauche: „Soli Deo invicto Mithrae“, in barbariſchen und myſtiſchen Karakteren ausgedrückt. Denn daß die Baſilidianer *) aus der hebräiſchen Sprache mehrere Worte in ihre Myſterien, deren einen Theil die Verehrung Mithra's ausmachte, aufgenommen haben, iſt bekannt. Ueberdies

*) Baſilidianer ſind die Anhänger eines Irrlehrers des zweiten Jahrhunderts, mit Namen Baſilides, aus Alexandria. Er wollte des Plato Lehre und die ägyptiſche Philoſophie von dem Urſprunge der Welt mit Moſis Geſchichte vereinigen; lehrte, es ſeien dreihundert fünfundſechszig Aeonen, durch die ſich die erſchaffenen Dinge entwickelt hätten; hatte auch platoniſche Grundſätze vom Urſprunge des Böſen, glaubte die pythagoriſche Metempſychoſin und läugnete nach ſolcher die leibliche Auferſtehung der Todten.

heißt Sebesius anderwärts auch die Sonne. Denn es iſt Eins mit Sebasius, Sebadius und Sabazius. Dieſe Namen bedeuten zunächſt Bacchus, aber auch die Sonne. — Als Gewährsmann dafür hat Verfaſſer den Macrovius, der im 1 B. der Saturnalien, Kap. 18, alſo ſchreibt: „Wir haben vernommen, daß in Thrazien die Sonne und Liber für Eins gehalten werden, welche jene Sebadius nennen und mit großem Pompe verehren. Daß Bacchus die Sonne ſei, beweiſet auſſer dem Macrovius weitläufig Aleander in der Sonnentafel, Seite 23. Daß aber nicht nur Jupiter, ſondern auch Bacchus Sabazius geheißen habe, bezweifelt wohl Niemand. Wonach ſich Verfaſſer ſehr wundert, wie der gelehrte Muratorius, indem er dieſen Namen bloß dem Jupiter gibt, eingeſteht, daß er nicht wiſſe, auf welches Anſehen Heinſius in ſeinem Ariſtarchus den Sabazius auch Bacchus nannte. In der That führt dieſer, Kap. 1, Seite 705, keinen Autor an; aber wir wiſſen dieſes anders woher. Wir geben nur die Stellen an bei Heſichius, Diodorus Siculus, im 3 B., aus welchem Euſebius (in der Vorbereitung zum Evangelium, B. 2, Kap. 2) geſchöpft hat, den Scholiaſten zu den Wespen (Vespas) des Ariſtophanes, gegen den Anfang, welchem noch die Citationen des Voſſius (von der Abgötterei, B. 2, K. 14) beizufügen ſind. Wenn wir ferner uns auf den Buchſtabenwechſel einlaſſen wollen, könnte Nama in dem Munde der Römer ſoviel als Menin ſein. Menin aber iſt der Mond, der ſeinen Namen von dem Mond hat, in welchem er ſeinen Lauf vollendet. Oder es iſt jener heidniſche Gott, von welchem Jſaias (Kap. 65, V. 10) Meldung macht, wo es im hebräiſchen Texte heißt: „Und ſie haben mich aufgeſucht, mit Meni füllend,“ (Et me requisierunt MENI implentes). Eine andere

Leſeart hat: „Die ihr Meni als Opfer ausgieſſet,“ (qui libatis Meni); — nach der Angabe des Polyglotus anglicus, Theil 3, S. 170. Die Ausleger erklären es verſchieden, und unter ihnen verſtehen einige, wie man in der kritiſchen Ueberſicht, Theil 5, ſehen kann, Sterne oder Planeten darunter. Nama iſt alſo ſoviel als Meni, oder der Mond. Daher deutete der Bildhauer durch die beiden Worte „Nama Sebesio“ die Sonne und den Mond an, welche er ſchon auf einem Wagen fahrend abgebildet hatte. So findet man, daß Alles auf der Mithratafel im Zuſammenhang, und zur wechſelſeitigen Erklärung geeignet iſt.

Wir haben nun die Tafel erklärt, aber den Gegenſtand noch nicht erſchöpft, indem uns noch die geheime Benennung des Mithra, die den Gelehrten viel zu thun machte, zu erklären obliegt. Dieſe Benennung bezieht ſich auf die Hervorbringung aller Dinge. Der h. Dionys der Areopagit führt, im ſiebenten Briefe an Polycarpus (ohne daß wir uns hier mit dem Streit über den wirklichen Autor aufhalten), wo er die Zurückweichung des Schattens auf der Sonnenuhr des Ezechias und die Bewegung der Sonne, die damals nach ſeiner Meinung zehn Stunden inne hielt, erzählt, zum Beweis des Wunders folgende Worte aus der Ueberſetzung des Corderius im zweiten Theil ſeiner Werke, Seite 91, an: „Dieſes wurde am meiſten auf den h. Denkmälern der Perſer gefeiert. Und auch jetzt noch verehren die Magier das Andenken an den dreifachen (TRIPLICIS τριπλασίον Mithri, sive Solis) Mithrus oder die Sonne.“ — Pachymeres, in ſeiner Paraphraſe, gibt den Sinn des h. Vaters (Dionys) beſtimmter an: wozu man den h. Maximus in ſeinen Scholien nehme, und eben dieſen Corderius, der in den Anmerkungen dieſes au-

gibt: „Und weil der Tag zur Zeit des Ezechias beinahe von dreifacher Dauer war, ſo verehren, ſagt Dionyſius, die Perſer das Andenken an die dreifache, oder verdreifachte Sonne.“ Voſſius, von der Abgötterei, im zweiten Buch, Kap. 9, beweiſet durch die Zeugniſſe der heil. Väter weitläufig, daß dieſe Meinung von der dreifachen Dauer jenes Tages verdächtig ſei, und deswegen der Name des dreifachen Mithra's nicht daher geholt werden könne. Indem er aber nach dem wahren Grund dieſer Benennung forſcht, geſteht er: „es ſei leichter einzuſehen, was falſch iſt, als das Wahre zu finden.“ Hierauf führt er drei Konjekturen an, die aber ſich auf keinen Grund der Alten ſtützen. Johannes Seldenus, von den ſyriſchen Göttern in dem Vorbericht, Kap. 3, verwirft dieſe Erklärung der Griechen, indem er nichts als den dreifachen Mithra annimmt. Indem Verfaſſer in dieſer ſehr dunkeln Sache nachforſchte, begegnete ihm zuerſt Arnovius, welcher im dritten Buch zu den Heiden in ſeiner Anrede ſpottend ſagt: „Indem ihr den Liber, den Apollo und die Sonne für Eine Gottheit erklärt, nur unter drei verſchiedenen Worten, wird dadurch nicht die Zahl eurer Götter vermindert?“ — Die Sonne iſt alſo dreifach unter den getheilten Namen dreier Gottheiten vereinigt; wie Diana Trivia oder dreigeſtaltig heißt, weil ſie auch Luna, Proſerpina und Ceres iſt. Obwohl dieſes hinlänglich bekannt, wollen wir doch noch Folgendes darüber anführen: Sie ſagen, daß Diana, Ceres, Luna, das Haupt Einer Gottheit unter dreifacher Verbindung ſei. Es ſeien aber nicht eben ſo, wie drei verſchiedene Namen, auch drei verſchiedene Perſonen. Auch in der Sonne iſt Dreiheit ver-

borgen, weil ſie das Vergangene weiß, das Gegenwärtige ſieht, und das Zukünftige ſehen wird, ſagt Fulgentius in ſeiner Mythologie, B. 1, K. 16, und deswegen weihte man dem Apollo einen Dreifuß! Dies beſtätigt auch Suidas im Worte: „Dreifuß.“ Der Dreifuß des Apollo hieß der Schickſal verkündende, weil er weiſſagte für drei Zeiten, die gegenwärtige, vergangene und zukünftige. — Wenn wir die Perſer befragen wollen, von wem die Sonne dreifach genannt wurde, ſo ruft Darius, bei Quintus Curtius, in den oben angeführten Worten die Sonne, den Mithra (Jzed der Perſer) und das h. Feuer an. Eine Gottheit, wie gezeigt worden iſt, aber unter dreifacher Benennung. — Dieſer Grund der Benennung iſt für uns vorzüglicher. Da Julianus, der Mehreres von der Sonne aus der Philoſophie der Perſer und Aegypter fabelte, und eben dieſen Namen, wie die bisher angeführte Bedeutung brauchte, auch der dreifachen Wirkung der Sonne, die er Mithra nennt, in ſeiner vierten Rede, S. 294, erwähnte, welche Benennung ſich auf das bezieht, was er früher, Seite 278, dunkel behauptete, ſo wollen wir in unſern Betrachtungen noch weiter fortfahren. Die Sonne, ſagt Julianus, durchſchneidet vierfach den Thierkreis, daher kommt uns dreifache Gunſt; von jenen Kreiſen nämlich, welche der Gott vierfach theilte, wird uns die vierfache Gunſt der Jahreszeiten geſpendet. — Dies iſt aus den Mathematikern genommen, welche den Thierkreis in vier Theile ſchneiden, und jedem drei Himmelszeichen — welche die vier Jahreszeiten verurſachen — zutheilen. Dieſe Theile nennen ſie deswegen Dreiecke. Darin liegt alſo die dreifache Wirkung der Sonne, wegen welcher ſie die Urheberin der Witterung iſt, und allen Jahreszeiten Fruchtbarkeit gibt,

während ſie den in vierfacher Dreiheit abgetheilten Thierkreis durchläuft. Durch dieſe Durchwandlung des Kreiſes, ſagt Aratus, entſtehen alle fruchtbringenden Witterungen.

Daher erhielt Mithra bei den perſiſchen Magiern den Namen des Dreifachen. Plutarch lehrt ebenfalls in dem Buche von Iſis und Oſiris, daß die Entſtehung der Dinge dreifacher Art ſei, wo er nämlich, Seite 373, ſagt: „Die Aegypter verglichen die Natur des Univerſums mit einem Drei-Eck (△), von deſſen beiden Linien, die mit einander einen rechten Winkel bilden, die eine den Mann, die Baſislinie das Weib, die gegenübergeſpannte aber die Abkömmlinge beider bedeutet. Daher entſteht aus dieſer dreifachen Gemeinſchaft die Erzeugung aller Dinge. Da wir ſo oft gezeigt haben, daß die Sonne oder Mithra der Urheber und Vater dieſer Erzeugung ſei, ſo ſcheint es nicht mehr wunderbar, daß er dreifach genannt wurde. *) Macrovius nennt die Sonne, im 1 B., Kap. 20, auch dreiköpfig. Um endlich unſere antiſche Tafel und die übrigen zu endigen, iſt nur noch bemerkenswerth, daß ſie beweiſen, es ſei bei Antium Mithra verehrt und deſſen heilige Gebräuche gefeiert worden. Ueberdies wurde ihm auch eine Höhle und ein Opferaltar gebaut und geweiht, in welcher die heil. Gebräuche verrichtet wurden. Denn wie Porphyrius, Seite 263, bezeugt, erkannten die Heiden überall den Mithra, und weihten dieſem Gotte Opfer in Höhlen. In der That finden ſich da, wo die Fragmente unſerer Tafel gefunden wurden, wo

*) Man vergleiche damit das bei Mauls in Tirol gefundene Mithra-Monument, auf welchem ſich mehrere Dreiecke befinden. Creuzers Symbolik, 2 Ausg. 1819. II, 645, 667, 683, 706.

das alte Schiffswerft aufhört, der Boden ſich zum Hügel erhebt, auf welchem die Stadt ſtand, noch jetzt einige Höhlen und tiefe Stellen, unter denen, wie man leicht urtheilen kann, Eine die Höhle des Mithra war.

Zuſätze zum vierten Kapitel.

Leonardus Auguſtinus, von den alten Gemmen, Theil 2, Nr. 82, und der Philoſoph Salluſtius, de diis et mundo, Kap. 4, haben einen geflügelten Greis abgebildet und beſchrieben, der mit der Linken einen Skorpion und einen Stock ergreift, einen andern Stock in der Rechten hält, als ob er ſich auf ihn ſtütze, mit andern Symbolen. Auguſtin hält dieſen mit Recht für die Sonne, geflügelt wegen der Schnelligkeit des Laufes; der Skorpion aber, ſagt er, deutet an, daß jene abraxiſche Gemme unter ſeinem Zeichen geprägt wurde, dann die Stäbe auf beiden Seiten den Auf- und Untergang der Sonne. Die Erklärung dieſes Bildes aber iſt nirgend anderswoher, als aus der angeführten Stelle des Plutarchs zu holen. Denn wenn die Sonne im Zeichen des Skorpions verweilt, ruht ſie auf dieſen Stäben, wie auf Stützen, wegen der verminderten Kraft ihrer Wärme — und deswegen iſt ſie auch als Greis abgebildet.

In dem untern Schlafgemach des Palaſtes des Kaiſers Juſtinian iſt eine Mithratafel, auf welcher auſſer andern Symbolen auch ein Gefäß vor den Füßen des Jünglings erſcheint, nicht unähnlich dem auf unſerer antiſchen Tafel, aber ſehr anſehnlich und offenbar auf beiden Seiten mit Handhaben verſehen. Dadurch wird die hier angegebene Konjektur oder Vermuthung ſehr bekräftigt.

Reineſius, im 3 B. der verſchiedenen Leſearten, Seite 603, löſet dieſes Räthſel, das wir weitläufiger

abhandelten, mit einem Worte: „Nama Sebesio," ſagt er, „bedeutet offenbar, nach dem Griechiſchen ναμα Σεβεθιων, der Fluß Sebethus. Nama iſt ein griechiſches Wort, das ein flieſſendes oder quellendes Waſſer bedeutet. — (Macrovius quoque tricipidem facit, lib. 1, cap. 20.) Aber erſt wenn wir erfahren, warum auf das Bild, das einſt zu Rom unter dem Kapitolium ſtand und jetzt in die Borgheſiſchen Gebäude gebracht wurde, der Name des neapolitaniſchen Sebethus geſchrieben wurde; dann ferner, in welcher Verbindung dieſer Fluß mit dem Mithra ſtehen konnte, vermögen wir der Meinung des ſehr gelehrten Alterthumsforſchers beizupflichten.

Fünftes Kapitel.

Einleitung zu den heil. Gebräuchen des Mithra. Sie geſchehen in Höhlen, wo auch der Anfang derſelben unter Geſtalten wilder Thiere dargeſtellt wurde. — Nach deren Namen wurden auch die Prieſter genannt. — Es werden Marianus Victorius, Bulengerus, Pamelius und Faber angeführt. — Verſchiedene Arten der heil. Gebräuche des Mithra. — Was das heiße, die Leontica überliefern, und die Gryphios zeigen, woraus ſich alle Inſchriften erklären. — Die Prieſter bekleideten ſich mit Thiergeſtalten. — Eine Stelle des Archelaus wird verbeſſert. — Woher der Urſprung des Manes von zwei Prinzipien. — Was das heiße: ein Cervulus (Hirſchlein) machen. *) — Der Anfang der heil. Gebräuche des Mithra aus den Gebräuchen und Sakramenten der chriſtlichen Religion hergeleitet. — Wer der Gott Pileatus bei dem heil. Auguſtinus ſei. — Die Einzuweihenden durchgingen Peinigungen von mancherlei Art. — Bei den Opfern des

*) Creuzers Symbolik, zweite Ausgabe. Theil III, 452 und Theil IV, 534.

Mithra wurden Menſchen geſchlachtet. — Lampridius erklärt, ob dem Mithra ein Hain geweiht war. — Es wird daraus eine griechiſch-divionenſiſche Inſchrift (Graeca inscriptio Divionensis) erklärt, und die Auslegungen des Licetus erläutert.

Bisher ſchien das abergläubiſche Heidenthum, man möchte ſagen unſchuldigerweiſe, geirrt zu haben, wenn es die geheimen Urſachen der Dinge und die Majeſtät der Natur unter den erdichteten Namen des Mithra, ausgehauenen Bildern und Symbolen zu verbergen und den Augen des gemeinen Volkes zu entziehen ſuchte. Aber allen Glauben und alle Vernunft überſteigen die Unſinnigkeiten und religiöſen Ausgeburten, welche ſeinen geheimen Gebräuchen und Einweihungen beigefügt wurden: durch entweihte Opfer, ſchändliche Gebräuche, laſterhafte Myſterien, profane Heiligthümer, und durch Prieſter und Eingeweihte, die mit eigenem Blute ſich befleckten. Indem wir dieſes mit Schauder und Staunen niederſchreiben, möge es Niemand unter der Würde eines Chriſten und Verehrers der wahren Gottheit halten, die falſchen nichtswürdigen Götter, die eiteln Gebräuche der Heiden aus der dunkeln Verborgenheit des Alterthums ans Licht zu ziehen und den Augen der Leſer darzuſtellen. Denn dieſes dient zum Beweiſe unſerer Religion und zum Lob des höchſten Gottes, welcher, nach Zerſtreuung der Finſterniß des alten Irrthums und nach der Entfernung der gottloſen Götzenverehrung, uns den wahren und heiligen Beſitz des Evangeliums zur Erbſchaft hinterlaſſen, den Glauben durch das Blut ſeines Sohnes bekräftigt, und als Symbol und Verſicherung des ewigen Lebens gegründet hat. Wenn wir alſo die Sinnloſigkeit der Heiden mit Schauder widerlegen, ſo bleibe die

Liebe zu unſerer Religion feſt, und die Frömmigkeit pflanze ſich durch dieſe Vergleichung noch tiefer in unſere Gemüther. Sokrates, in ſeiner Kirchengeſchichte, B. 5, Kap. 16, erzählt, daß Theodoſius, welcher mehr durch ſeine Frömmigkeit, als durch den Ruf ſeiner Thaten den Namen des Großen erhalten, die Ueberbleibſel der Idolatrie durch ſehr ſcharfe Edikte zerſtörte; daß er aber auch aus den unzähligen Götterbildern, welche er zu andern Gebräuchen hatte verſchmelzen laſſen, Eines behalten habe, das in der That ſchändlicher war, als die übrigen, und welches er zum Andenken der Nachkommenſchaft an einem berühmten und offenen Orte aufſtellen ließ. Der Geſchichtſchreiber fügt hinzu, daß er durch dieſe That den Heiden (Gentilibus) ſo mißfallen, daß Amonius, der Grammatiker, zu ſagen pflegte, es ſei durch dieſe einzige That um die Verehrer der Götter geſchehen, zu deren Spott und ewiger Schande dieſes Denkmal ſei aufgerichtet worden. Dieſen Nutzen wird die Enthüllung der gottloſen Myſterien bringen, und die Heiligthümer des Mithra, aus den Schlupfwinkeln ihrer Höhle hervorgeholt, werden die Macht und den Ruhm Gottes, wie die Schändlichkeit der falſchen Religion, hinlänglich beweiſen.

Wir ſagten nach dem Porphyrius, daß Zoroaſter zuerſt in den Perſien nahe gelegenen Bergen eine natürliche Höhle mit Blumen geſchmückt und Quellen bewäſſert zur Ehre des Mithra geweiht habe. Nach dieſer Sitte wurden, als die Religion des Mithra von den Barbaren in das römiſche Reich eingeführt wurde, ihm häufig Höhlen und Opferaltäre gebaut und geweiht, welche die Stelle der Tempel bei der Feier der heil. Gebräuche vertraten. Daß zu Rom nicht bloß Eine Höhle dieſer Art geweſen ſei, beweiſen die Beiſpiele

der Steine, die wir ſchon beſchrieben haben. Denn dort finden ſich die Inſchriften: „Dem unbeſiegten Sonnengotte Mithra hat Zoſimus dieſen Altar geweiht.“ Und eine andere ähnliche: „Tiberius Claudius nach erfülltem Wunſche hat dieſen Altar gegründet.“ Auf der Seite des Kapitoliums gegen Norden wurde, wie Gruterus in der vierten Inſchrift, Seite 34, nach dem Mormillius, erwähnt, ein unterirdiſcher Tempel und dort ein Bild des Mithra gefunden. Juſtus Ryequius, vom Kapitolium, Kapitel 42, erwähnt: daß er jene Höhlen mit Bild und Inſchrift geſehen habe; von dem Opferaltar des Mithra machen Erwähnung: Tertullian, de corona militari, gegen das Ende; Juſtinus der Märtirer, im Dialog mit dem Tryphon, Seite 296 und 304, und der heil. Hieronymus, im ſiebenten Briefe an Letha. Dieſe Stellen ſind von gelehrten Männern ſchon öfters angeführt worden, noch keiner aber hat das vorzügliche Zeugniß des h. Paulinus angegeben, dem Claudius Muratorius nebſt andern Werken wieder das Licht gegeben haben. Der h. Dichter ſingt, indem er die falſchen Gottheiten des Heidenthums und ihren Aberglauben tadelt, von dem unbeſiegten Mithra: „Warum verbergen ſie den Unbeſiegten in dunkle Höhlen, und wagen den die Sonne zu benennen, den ſie in Finſterniß verhüllen? Wer verehrt wohl im Dunkeln das Licht, und verbirgt das himmliſche Geſtirn im Abgrund, wenn nicht der Grund zu böſen Dingen vorhanden iſt?“ Deſſelben Beweiſes bediente ſich Firmicus, von dem Irrthum der profanen Religion, in dem von uns ſchon öfters belobten 5 Kap.: „Dieſen“ ſagt er, „nennen ſie Mithra. Seine heiligen Gebräuche aber feiern ſie in entlegenen Höh-

len, ſo daß ſie immer im dunkeln Qualm der Finſterniß verſenkt den Glanz des reinen heitern Lichts nicht ſehen.“ In der That mußte man den Unſinn der Gebräuche und die gottloſen Zeremonien, die in den Mithrahöhlen vorgenommen wurden, zur Finſterniß verdammen. Der barbariſche Klang der vorkommenden Namen iſt ſelbſt für die Ohren beſchwerlich, vor welchen die Einweihungen geſchahen. — Der h. Hieronymus bezeichnet ſie in der eben angeführten Stelle alſo: „Corax, Niphus (Andere leſen richtiger Gryphus), Miles, Leo, Perſes, Helios, Bromius, Pater.“ Erasmus hat dieſe Worte ganz verdorben, indem er ſie nicht verſtand, und mit ſehr weiter Herholung in eben ſo viele einzelne Städte verwandelt hat. Auch Marianus Viktorius glaubte mit Unrecht, daß unter ſolchen Namen die Götter verborgen ſeien, weil die Alten Thiere aller Art verehrten, und die Bilder ihrer Götter in Thiergeſtalten darſtellten. Denn wenn der h. Vater ſpricht: „daß Corax, Gryphus u. ſ. w. eingeweiht wurden, ſo iſt es offenbar, daß er Menſchen darunter verſteht, welche unter dieſen Geſtalten die Weihen des Mithra empfingen. *) Nach deren Empfang blieb noch dieſelbe Benennung, wie Porphyrius, im 4 B., von der Enthaltſamkeit, Kap. 16, bezeigt, wo er Folgendes anführt:

*) Es iſt merkenswerth, daß der größte Theil der altperſiſchen Religions-Zeremonien in Zoroaſters Geſetz von zwei Perſonen ausgeübt werden kann. Zum Leſen des Vendidad gehören zwei Mobeds; zwei Prieſter zum Baraſchnom, zum Sag-did zwei Parſen. Der Unſinn der römiſchen Mithra-Gebräuche und römiſchen Myſterien des Mithra war den alten Perſern ganz fremd. Nach den willkührlichen Abweichungen der Römer und Griechen darf Zoroaſters lebendiges Wort nicht beurtheilt werden.

„Die Magier bei den Perſern nannten unter den Theilnehmern an der Feier des Mithra die eingeweihten Männer Löwen, die Weiber Löwinnen, die Diener aber Raben.“ Durch welches Zeugniß ſich Bulengerus offenbar verführen ließ, und obgleich er, im 1 B., von der Magie, Kap. 4, geſteht, daß bei den Perſern Mithra und Sonne Eins waren, doch vermuthet, daß die Prieſterwürden getrennt, und die Weiber Prieſterinnen der Sonne, die Männer aber Prieſter des Mithra waren. Er führt Juſtinus zum Zeugniß an, der im 2 B., Kap. 10, ſagt: das Artaxerxes die Aſpaſia, des Cyrus Kebsweib, über das Prieſterthum der Sonne ſetzte, wodurch ihr beſtändige Enthaltſamkeit von allen Männern auferlegt wurde; dieſe Stelle iſt aber ſicher von Mithra zu verſtehen. Porphyrius fügt hinzu: „Derjenige, der in die Weihen (deren Symbol der Löwe war) eingeführt wurde, ſah ſich mit mannigfaltigen Thiergeſtalten bekleidet.“ Die Weihen des Mithra waren verſchieden und vielfach, denn auf den Inſchriften werden Leontica, Coracica und Gryphica erwähnt. Die alſo der Sonne in der Leontica Geweihten kleideten ſich, wie Porphyrius zu behaupten ſcheint, in verſchiedene Thiergeſtalten; die übrigen, wie wir glauben, nur in diejenigen, deren Namen ſie trugen, ſo daß die in die Coracica Eingeweihten Raben, die in die Gryphica Greife vorſtellten. Tertullianus, im 1 B. gegen den Marcian, K. 13, nennt die Prieſter mit dem nämlichen Worte, Löwen: „wie nämlich die Weihen heißer und brennender Natur ſind, ſo ſind es auch die Löwen des Mithra.“ Zu dieſer Stelle hat Pamelius übel bemerkt, daß die Löwen dem Gott Mithra geweiht waren

und ſeinen Wagen zogen. Noch ſchlimmer wendet dieſes Petrus Faber (im 3 B. Semeſter, Kap. 2, gegen das Ende), wo er der Löwen, welche den Wagen der Cybele oder Juno ziehen, erwähnt, und den Mithra zu einer weiblichen Gottheit macht. Daß Löwen philoſophirt hätten, ließ man ſich ſelbſt in Fabeln nie träumen. Septimius (von der Begräbniß und Auffindung des Oſiris) ſprach, daß dieſe profanen Myſterien die Löwen des Mithra als die Einwirkung der Elemente auf die Feldfrüchte erklärten. Uebrigens ſagt Porphyrius an der nämlichen Stelle, daß die perſiſchen Magier unter dieſen Myſterien die Seelenwanderung verſtanden hätten; während ſie unſere Verwandtſchaft mit den Thieren zugeſtanden, pflegten ſie zugleich uns mit ihren Namen zu belegen. Er gibt aber nach der Meinung des gemeinen Volkes auch zu, daß jene Thiere auf den Thierkreis Bezug haben können.

Sowohl die Einzuweihenden, als die zum Prieſterthum ſchon Geweihten, kleideten ſich mit jenen ſeltſamen Namen und Geſtalten, die der heil. Hieronymus anführt. Daher kommen die verſchiedenen Gattungen der h. Gebräuche des Mithra, welche dieſelben Namen führten; nämlich die Leontica, Eliaca, Patrica, Perſica, Coracica, von denen in den Inſchriften bei Gruter an Stellen Meldung geſchieht, welche weiter unten angegeben werden ſollen, wo man auch die Gryphios finden wird. Reineſius (Klaſſe 1, Inſchrift 43, und im neunundſechszigſten Briefe an Rupertus, Seite 647) durchgeht dies Alles gelehrt, indem er die von Hieronymus angegebenen Namen erläutert. Vortreffliches hat darüber auch Gutherius geleiſtet (von dem alten Rechte der Päpſte, B. 1, Kap. 25); doch iſt dieſem etwas weniger Lob zuzutheilen, weil er wollte, daß ſich dieſe Namen auf

die Verehrung der Iſis und des Oſiris beziehen. Macarius überliefert hierüber nicht wenig, noch mehreres Chiffletius, beide in ihrem ſchönen Werk, über die abraxiſchen Gemmen. Aber dieſe gelehrten Männer haben, wie wir glauben, nicht genug Einſicht in die Geheimniſſe der h. Gebräuche gehabt. Denn der Stein 4, Seite 1087, ſpricht alſo: „Datiano. et. Cereali. Cons. Nonius. Victor. olympius. V. C. P. P. Aur. Victor. Augentius. V. C. P. Tradiderunt. Persica. Pri. Non. April. Fel. Cons. SS. Tradiderunt. Eliaca. XVI. Kal. Mai. Felic. Ostenderunt. Cryſios. VIII. Kal. Mai. Fel.“

Auf dieſelbe Weiſe heißt es auch bei andern: es ſeien die Leontica, Coracica, Patrica übergeben, und die Cryſii gezeigt worden; ſo glaubten ſie, daß dieſe heil. Gebräuche des Mithra auf die Einzuweihenden Bezug haben: denn übergeben und empfangen ſind Worte der h. Gebräuche, und die Ueberlieferung ſoll von den Eingeweihten empfangen worden ſein, ſagt Gutherius. Allein dieſem entging die treffliche Stelle des Appulejus, im letzten Buch der Verwandlungen (gegen das Ende), wo er zögerte, zum drittenmal die Weihen des Oſiris zu übernehmen. Obgleich anfangs unſchlüſſig, ſagt er doch bald darauf: „er ſei durch eine Erſcheinung des Gottes ermahnt worden, daß eine noch folgende Ueberlieferung der Weihen ſehr nothwendig ſei.“ *) Auch konnte er bei dem Themiſtius ſehen, daß die Heiligthümer den Eingeweihten gezeigt wurden; dieſer ſagt nämlich, in der

*) „Quem fugit egregius locus *Appulei* lib. postremo Melham orph. in *fin.* ubi dum tertium esset suscepturus sacra *Osiridis*, cogitabat suspensus, *quod subsiciuum, quamvis iteratae jam* traditioni remansisset: et paullo post Dei imagine se monitum ait, quod futura sacrorum traditio pernecessaria esset.“

zwanzigſten Rede an ſeinen Vater, Seite 235, nach der Ausgabe des Harduin: „es ſei von dem Prieſter das Bildniß des Gottes dem Eingeweihten zum Anſchauen vorgeſtellt worden.“ Dio Chryſoſtomus (Rede 12, Seite 203, in der Pariſer Ausgabe) ſagt, daß der Einzuweihende viele geheime Schauſpiele ſehe.“ Wenn wir nun gleich nicht läugnen wollen, daß, nach dem Hieronymus und Porphyrius, die Neulinge in den Myſterien des Mithra unter jenen Namen eingeweiht und mit jenen Thiergeſtalten bekleidet wurden, ſo glauben wir doch auch, daß die Leontica, Coracica u. ſ. w. von denen unſere Steine ſprechen, nicht den Einzuweihenden, ſondern dem Volke, wenn nämlich die heil. Gebräuche und Opfer des Mithra öffentlich gehalten wurden, gezeigt und überliefert worden ſeien. In dieſer Meinung beſtärkt uns, daß die einzelne Einweihung irgend eines Mannes wohl nicht in öffentlichen Denkmälern, mit feierlicher Bemerkung der Konſuln, eingegraben worden wäre. Ueberdies bemerken wir, daß dieſe einzelnen Feierlichkeiten an beſtimmten und zwar verſchiedenen Tagen vorgenommen wurden. — In den Inſchriften, Seite 303 und 1087, heißt es: ſie überlieferten die Eliaca am 14 April, die Perſica am 17 April, die Leontica am 14 März und am 8 März, die Coracica am 7 April; die Cryfios. aber zeigten ſie in dem einen und andern Jahr am 23 April. Daraus erhellt, daß dieſe Weihen beſtimmt und feierlich waren, wie ſie Feſtus nennt, daß ſie ferner jedes Jahr vorgenommen wurden, wie die Eleuſiniſchen, wie jene der Iſis, und andere, welche in den alten Kalendern und hin und wieder bei den Schriftſtellern angemerkt ſind. Daher bemüht ſich Langius, im erſten Buch von der chriſtlichen Zeitrechnung,

Kap. 12, weil dieſe Weihen jährlich an beſtimmten Tagen wiederholt wurden, zu beweiſen, daß Mondjahre von dreihundert und ſechszig Tagen bei den Griechen gebraucht wurden. Denn da in den angezeigten Steinen geſagt wird, die Leontica ſeien am 17 März unter Dacianus und Cerealis, und wieder am 12 März unter den Konſuln Euſebius und Hybatius (Coss.), überliefert worden, die erſten im Jahre Chriſti 358, und die zweiten 359, ſo waren vom 17 März des erſten Jahres bis zum 12 deſſelben Monats im folgenden Jahr nur dreihundert und ſechszig Tage verfloſſen. Da aber auf dem Gruteriſchen Stein, deſſen Langius ſelbſt erwähnt, nicht der 12, ſondern der 11 März angegeben iſt, und alſo von dem einen Jahr bis zum andern nur dreihundert neunundfünfzig Tage verfloſſen, ſo kann man kaum dahin gebracht werden, zu glauben, daß nach der Verbeſſerung des Julian, die Römer jemals Mondjahre und Monate von dreißig Tagen im Gebrauch hatten. Denn unſere Steine ſind nicht in Griechenland, ſondern in Rom ausgehauen worden. Ueberdies wird bei Gruterus in zwei Inſchriften, Seite 303, 2, und Seite 1087, 4, bemerkt, daß in den Jahren 358 und 376 die Gryphii an demſelben Tage (nämlich am 23 April) gezeigt worden, woraus erhellt, daß nach Verlauf von achtzehn Jahren, dieſe Feier wieder auf denſelben Tag fiel, welches nicht ſo eingetroffen, wenn es Mondjahre geweſen wären. Es wurden alſo an einem beſtimmten Tage jährlich die Gryphii gezeigt und die Leontica überliefert, und zwar einmal wie das anderemal, nämlich am 11 und 17 März. Wir wollen nicht Alles übergehen, was auf den Steinen erwähnt wird, daß die Weihen des Mithra, die Eliaca, Coracica, Leontica u. ſ. w. im März und April überliefert wurden, nämlich zu Ende des Früh-

lings unter dem Widder und Stier, welche Zeichen, wie wir aus Porphyrius, Kap. 3, gehört haben, dem Mithra geweiht ſind, weil um dieſe Zeit die Sonne Alles zur Erzeugung öffnet und ans Licht bringt.

Ferner wurden die Heiligthümer des Mithra an beſtimmten Tagen mit beſonderm Pompe von den Epopten und der übrigen Schaar der Prieſter und Diener zur öffentlichen Anſchauung herumgeführt. Daß die unſerigen darunter verſtanden ſeien, ſcheinen die Inſchriften darzuthun, auf welchen erwähnt wird, daß die Gryphii gezeigt wurden. In dem Zug der Bacchanalien, den Liber anführte, war, wie Firmicus von dem Irrthum der profanen Religion, im ſechsten Kapitel, ſagt, der eine ſchauerlich durch ſchwarze Bekleidung, ein anderer ſchrecklich durch Vorzeigung einer Schlange, noch einer vom blutigen Angeſicht u. ſ. w. Wir glauben, daß an feſtlichen Tagen des Mithra die Gryphii, nämlich ihre Bilder, auf gleiche Weiſe öffentlich gezeigt wurden; denn Vorzeigung wird eigenthümlich von Pomp und öffentlichen Aufzügen geſagt. Iſidorus, im 18 B., K. 2, Pompa, heißt nach griechiſcher Bedeutung, von πομπευεῖν, öffentlich vorzeigen. Statius, in der Thebais, 8, Vers 239, ſagt: „Damit Liber die Zeichen des blutigen Triumphs und die unbekannten Indier den Völkern zeigte:

— — nigri vexilla triumphi
Liber et ignotos populis *ostenderet* Indos.

Bei Lampridius, im Leben des Alexander Severus, Kap. 33, heißen ostensionales milites, diejenigen, die bloß zum Pomp und Pracht gebraucht wurden, wie Salmaſius es erklärt, welcher hinzufügt, ostensio ſei das nämliche wie das griechiſche φαντασιαν, und dies

bedeutet einen öffentlichen Aufzug. Deswegen wurden die Leontica, Coracica u. ſ. w. durch die Prieſter des Mithra dem Volke öffentlich zur Anſchauung dargeſtellt. Mit verſchiedenen Gebräuchen: denn ſie wurden an verſchiedenen Tagen und mit ungleichen Namen gefeiert. Was dieſes für Gebräuche waren, wagen wir, beſonders bei den Eliacis, Perſicis und Patricis, nicht zu beſtimmen. So viel ſcheint ſicher zu ſein, daß die erſtern von der Sonne benannt wurden; die zweiten von Perſien, wo der Urſprung des Mithra-Kultus war; die letzten endlich von den Patribus oder Patratis, welche die Sykophanten und angeſehenern Prieſter des Mithra waren, wie auf dem Stein, Seite 28, 2, und 34, 9, erſichtlich iſt. Die Namen wurden deshalb getrennt, weil jede Art der Prieſter ihre h. Gebräuche an verſchiedenen Tagen feierten. Die übrigen Weihen, welche ihren Namen von Thieren haben, wie die Coracica, Leontica, und Gryphica, wurden ohne Zweifel unter den Geſtalten dieſer Thiere überliefert. Entweder trugen die Prieſter Kleider, welche mit den Bildern jener Thiere bemalt und bezeichnet waren, wie Appulejus von ſich ſelbſt, als er eingeweiht wurde, im angeführten Buch, nicht weit vom Ende, erzählt: daß ſie dieſelben auch nachher gebrauchten, wird aus dieſem klar, daß die Prieſter das Kleid, welches ſie bei der Einweihung anzogen, nachher niemals mehr weglegten. Oder die Prieſter nahmen wohl ſelbſt auch die Geſtalten der Thiere an, wie Porphyrius verſichert, ſie ſeien mit Geſtalten von allerlei Thieren bekleidet geweſen, wenn ſie die heil. Gebräuche verrichteten. Daher kamen die Namen der Myſterien, daß nämlich jene, welche von Prieſtern unter der Geſtalt von Löwen geübt wurden, Leontica hießen, und ſo bei den übrigen. Dieſes

lächerliche Schauſpiel und dieſe gaukleriſche Vorſtellung bei einer heil. Sache konnte nur den ſinnlichen Augen der Heiden, die durch des Satans Liſt geblendet waren, erträglich ſcheinen. Wir glauben, daß Archälaus, der Biſchof von Meſopotamien, in der mit Manes gehaltenen Disputation darauf anſpielt; *) indem er von dieſem ſagt: er habe die Myſterien des Mithra wie ein Schauſpieler und Gaukler gefeiert; indem Manes, als Prieſter des Mithra, unter ſolcher

*) Nach Manes Lehre zeugte Gott zwei majeſtätiſche Subſtanzen aus ſich ſelber, welche den in den Leibern eingeſchloſſenen Seelen helfen ſollten: Chriſtus und den heiligen Geiſt. Chriſtus iſt derjenige, den die Perſer Mithra nennen, ein höchſt glänzendes Weſen, welches aus dem reinſten Licht Gottes zuſammengeſetzt iſt, für ſich ſelbſt beſtebt, belebt iſt, die größte Weisheit beſitzt, und in der Sonne ſeine Wohnung hat. — Der heilige Geiſt iſt gleichfalls eine belebte und leuchtende Maſſe, welche durch den ganzen Aether, der unſere Erde umgibt, ausgebreitet iſt, und nicht nur die Seelen der Menſchen wärmt und erleuchtet, ſondern auch die Erde befruchtet, und die in ihr verborgen liegenden Theile des göttlichen Lichts nach und nach herauslockt, und in die Höhe hebt, womit ſie in ihr Vaterland zurückkehren. — Als Gott die in den Leibern gefangenen Seelen lange Zeit durch alle Engel und von ihm unterrichtete Menſchen ermahnt hatte, ſo hieß er endlich, um ihre Rückkunft in das himmliſche Vaterland zu beſchleunigen, ſeinen Sohn, Chriſtus, von der Sonne auf dieſe Erde herunterſteigen. Dieſer erſchien, mit der Geſtalt und dem Schatten eines menſchlichen Leibes umkleidet, nicht aber mit einem Leibe verbunden, unter den Juden, zeigte den Seelen den Weg, aus den Leibern ſich herauszuarbeiten, und bewies ſeine Göttlichkeit (nicht Gottheit) durch Wunder. Der Fürſt der Finſterniß trieb aber die Juden an, ihn zu kreuzigen. Nach Erfüllung ſeiner Sendung (als Mithra mit menſchlichem Leibe umkleidet), kehrte er in ſeine Wohnung — zur Sonne — zurück.

Thiergeſtalt, eine theatraliſche Perſon darſtellend, dieſe lächerlichen Weihen vollbrachte. Dieſes Zeugniß bürgt trefflich für unſere Meinung, und wurde auch von Laurentius Zacagnius angenommen, der durch ſeine Gelehrſamkeit und allſeitige Erfahrung in der Kirchenkunde die Stelle eines Präfekten der vatikaniſchen Bibliothek errang, und die erwähnte Disputation, nebſt noch unherausgegebenen Schriften der Väter, bekannt machte. Seite 63 finden ſich die Worte: „Barbariſch verehreſt du als Prieſter und Diener des Mithra, dieſen Mithra als die Sonne, die Beleuchterin der geheimnißvollen Orte, wie du wähneſt; du ſpielſt und verrichteſt die Myſterien, wie ein geübter Gaukler.“ „Barba (editor recte restituit Barbare) Sacerdos Mithrae et collusor, Solem tantum coles Mithram locorum mysticorum illuminatorem, ut opinaris, et conscium, hoc est quod apud eos Ludes, et tanquam elegans Mimus perages Mysteria.“ Claudius Zacagnius möge es nicht übel nehmen, daß wir die Hand an ſeine Aernte legen. Wir glauben, man müſſe leſen Ludus oder Ludius, ſo daß dieſer Kaſus dem folgenden Worte Mimus (Gaukler) entſpreche. Denn bei den Alten hieß Ludio, auch Ludus und Ludius, ein Schauſpieler. Juvenal (Satire 6, Vers 82) ſagt: „Die mit einem Senator vermählte Hyppia lief einem Ludus (Schauſpieler) nach,“ wie Salmaſius lieſet, und Satire 11, V. 20: „Die Schauſpieler kommen in den gemiſchten Kreis.“ Cicero für den Sextius gebraucht das Wort Ludius, jener ſo große Ludius (Schauſpieler), der nicht allein Zuſchauer, ſondern auch Acteur iſt. Ovid, von der Kunſt zu lieben, im 1 B., Vers 112: „Der Schauſpieler ſchlägt dreimal mit dem Fuß auf den gleichgemachten Boden.“ Ob nun gleich Juvenal Ludus für

Gladiator nimmt, ſo bedeutete dieſes Wort doch öfter einen Schauſpieler und Gaukler, wie in den übrigen Beiſpielen ſich zeigt, und war Eins mit Ludio. Manetes heißt alſo bei dem Archälaus ein Schauſpieler und Gaukler, der unter den Geſtalten wilder Thiere auf gaukleriſche Weiſe die Weihen des Mithra vollbrachte, weswegen er auch der Mitſpieler derſelben hieß. Wir wollen bei dieſer Stelle eine Konjektur beifügen, weil von Manes die Rede iſt. Plutarch (von Iſis und Oſiris, Seite 396) erzählt: „daß die perſiſchen Magier nach der Lehre des Zoroaſter zwei Götter aufſtellten, die unter ſich uneins waren, den Oromazan und Areimanius, von denen der eine das Böſe, der andere das Gute bewirkte; in der Mitte zwiſchen ihnen ſtand Mithra, den ſie deswegen Μεσυτης, das iſt: den Mittler (Vermittler) nannten.“ *) Floß alſo nicht von den Prieſtern des Mithra die ſchändliche Lehre des Manes von zwei Prinzipien, einem guten und böſen, welche zuerſt Scythyanus, nachher Terebinthus, aus deſſen Büchern Manes ſelbſt ſchöpfte, gottloſer Weiſe gelehrt hatten? Mithra iſt zuverläſſig jener vermittelnde Gott, und jene Mauer, welche Manes zwiſchen das Gute und Böſe in die Mitte ſtellte, wovon mehreres in der erwähnten Disputation des Archälaus, Seite 39, vorkommt. Daß ferner Terebinthus oder Buddas mit den Prieſtern und Dienern des Mithra ein Geſpräch über die beiden Prinzipien gehalten haben, erwähnt Epiphanius (von der Ketzerei, Seite 66), von den Manichäern, Nr. 3.

Wenn Jemand nach der Art fragt, wie die Prieſter des Mithra ſich mit den Thiergeſtalten bekleideten,

*) Creuzers Symbolik, zweite Ausg. 1819. I, 728, 741, 745, 795, über die Idee der Mittler in der Mithriaca.

ſo wollen wir ein Beiſpiel eines nicht unähnlichen Schauſpiels bei den Römern anführen, welches Halicarnaſſeus (im 7 B., Seite 477) beſchreibt: „Sie waren“ ſagt er, „mit behaarten Tuniken bekleidet, welche ſie Scorteas nennen, und mit Mänteln aus allen Gattungen von Blumen geflochten; die aber, welche Satyrn vorſtellten, hatten ſich in Bocksfelle gehüllt, und trugen ſtarrende Borſten auf dem Kopfe.“ — Näher drückten es die heil. Väter aus, indem ſie die Chriſten tadeln, welche dieſen ſinnloſen Gebrauch nicht mit dem Heidenthum abgelegt hatten.“ Der h. Auguſtinus, in der zweihundert und fünfzehnten Rede von der Zeit, welche in der Ausgabe der Mönche vom h. Maurus, im Anhange zur zweihundert und fünfundſechszigſten Rede, B. 5, Theil 2, dem Ceſarius zugeſchrieben wird, ſagt: „wenn ihr noch erfahret, daß einige jene niedrige Schändlichkeit als Rehe (hinnicula) oder Böcke üben; ſo züchtigt ſie auf das härteſte, damit es ſie gereue, eine unheilige Sache begangen zu haben.“ Denn ſie bekleideten ſich mit den Geſtalten dieſer Thiere, wie derſelbe Ceſarius, im Anhange zur hundert und neunundzwanzigſten Rede, erklärt: „Welcher vernünftige Menſch ſollte glauben, daß es Leute von geſundem Verſtande gibt, welche Böcke vorſtellen, und ſich in die Geſtalten wilder Thiere verwandeln? Einige bekleiden ſich mit Fellen von Thieren, andere ſetzen die Köpfe derſelben auf, und freuen ſich und jubeln, wenn ſie ſich ſo in Thiergeſtalten verwandelt haben, daß ſie keine Menſchen ſcheinen.“ Bollandus ſchreibt dieſe Rede dem Biſchof Fauſtinus zu, zum erſten Tag des Januars (Theil 1, Seite 2). Es wurden dieſe Poſſen der Verlarvten in den erſten

Tagen des Januars getrieben, wie aus dieſer und der folgenden hundert und dreißigſten Rede erhellt. Daher wurde es auf dem Antiſſiodorenſiſchen Konzilium feſtgeſetzt: „Es iſt nicht erlaubt in den erſten Tagen des Januars Poſſen und Mummerei zu treiben.“ Man ſehe auch darüber noch den Burchardus, B. 19, Kap. 5, und den Brief des h. Bonifazius, Biſchofs von Mainz, an den Papſt Zacharias, Kap. 6. Dieſe Ermahnungen der Konzilien und Väter ſind fruchtlos, indem dieſer verlarvte Unſinn während der Zügelloſigkeit der bacchanaliſchen Tage noch unter unſern Gebräuchen befindlich iſt.

Wir kommen aber auf die Weihen des Mithra zurück, welche nach dem gottloſen Gebrauch der Myſterien vollbracht wurden. Da ſie zur Nachahmung der heiligern Gebräuche der chriſtlichen Religion gebildet waren, ſo wurden die Anfänger ſtufenweiſe in der profanen Einweihung zur Empfangung der Weihen unterrichtet. *) Wir möchten ſie nicht kürzer beſchreiben, als mit den Worten des Tertullian (von der Vorſchrift, de Praescriptione, Kap. 40): „auch der Teufel tauft einige als ſeine Gläubigen und Getreuen, verſpricht ihnen Nachlaß der Vergehungen, durch dieſe Waſchung. (Auch in dem Buche von der Taufe, Kap. 5, erwähnt er, ſie ſeien durch Waſchung (Reinigungen) eingeweiht worden.) Und wenn wir uns recht erinnern, bezeichnet Mithra dort ſeine Streiter an der Stirne, feiert die Opferung des Brodes, bekleidet (induit) ſich mit der Geſtalt der Auferſtehung, und erwirbt ſich mit dem Schwerte ſeine Krone.“ Um aber das Bild des Abendmahls noch genauer zu verhüllen, wurde Brod

*) Nach Hieronymus wurde die dem Mithra zu Rom geheiligte Höhle 378 Jahre nach Chriſto zerſtört. Ep. ad Laetam, 57 Op. t. IV, Append. p. 591.

und ein Becher mit Waſſer vorgeſetzt und einige Worte hinzugefügt; wie Juſtinus der Märtirer erzählt, in der zweiten Apologie, Seite 98, in der griechiſch-lateiniſchen Pariſer Ausgabe, 1615. In dem Dialog gegen den Tryphon, Seite 296, erzählt er ferner, daß die Prieſter lehren: Mithra ſei aus einem Felſen entſproſſen, und die in der Höhle Einzuweihenden hätten die prophetiſchen Worte des Daniel und Iſaias nachgeahmt, wo jener, Kap. 2, des ohne Hände vom Berge abgeriſſenen Steins erwähnt; dieſer aber, Kap. 33, von Chriſtus prophezeit: „Er wird in der tiefen Höhle eines mächtigen Felſens wohnen. Brod wird ihm gegeben werden, und das ihm getreue Waſſer.“ Tertullian (de corona militari) ſpricht gegen das Ende, wo er den Getreuen vorwirft, daß ſie ihr Haupt, welches für das Diadem Chriſti aufbewahrt ſei, durch Roſen und Gold verdammten, ſich über die Weihen des Mithra alſo aus: „Erröthet, ihr Streiter (Chriſti), die ihr nicht von ihm werdet gerichtet werden, ſondern von einem Streiter des Mithra, der, wenn er in der Höhle eingeweiht wird, in dem Kaſtell der Finſterniß, die ihm mit dem Schwerte angebotene Krone als eine Nachäffung des Märtirerthums, wenn er ſie auf ſeinem Haupte befeſtigt hat, mit der Hand wieder von dem Haupt zu ſtoßen und auf ſeine Schulter zu legen ermahnt wird, mit den Worten: Mithra ſei ſeine Krone.“ — „Erubescite commilitones ejus (Christi) jam non ab ipso judicandi, sed ab aliquo Mithrae milite, qui eum initiatur in spelaeo, in castris vere tenebrarum, coronam interposito gladio sibi oblatam, quasi mimum martyrii, de hinc capiti suo accommodatam, monetur obvia manu à capite pellere, et in humerum, si forte transferre dicens, Mithram esse coronam suam.“

Wir führen hier die treffliche Stelle des h. Auguſti-

nus an, wie er erzählt, daß der Teufels-Löwe durch das Blut des Lammes vom Herrn beſiegt worden (erſtes Kapitel des Johannes, Abhandlung 7, Nr. 6, in der Benediktiner-Ausgabe, Bd. 3, Theil 2, Seite 344): „ich weiß nicht was ähnliches der Geiſt erdacht hat, indem er wollte, daß ſein Bild durch Blut erkauft werde, weil er wußte, daß das menſchliche Geſchlecht durch koſtbares Blut erkauft werden müſſe." „Ergo nescio quid simile, imitatus est quidam spiritus, ut sanguine simulacrum suum emi vellet, quia noverat pretioso sanguine quandocumque redimendum esse genus humanum." Gott Mithra iſt hier der unreine Geiſt, der ſeine Streiter als Nachäffer des Märtirerthums zwang, ihre Krone mit dem Schwerte zu erringen, wie Tertullian ſagt, und welcher wollte, daß ſein Bild, welches dem Eingeweihten übergeben wurde, mit Blut unter ungemeinen Peinigungen, die wir weiter unten aufzählen, erkauft werde. Denn auch bei dem Septimius nannten ſie den Mithra, den ſie unter blutigem Preis erkauft hatten, ihre Krone. Auguſtinus fährt fort: „ſie gehen ſo weit, daß die Feinde, welche durch Bündniſſe, durch Beſchwörungen und Liſt verführen, in ihre Schwüre den Namen Chriſti miſchen": weil ſie die Chriſten nicht verführen können, indem ſie ihnen Gift geben, ſo miſchen ſie etwas Honig darunter, damit durch das, was ſüß iſt, das Bittere verborgen und zum Verderben getrunken werde. Daß der Name Chriſti in die magiſchen Beſchwörungen gemiſcht wurde, läßt vermuthen, es ſeien darunter die Baſilidianer, die übrigen Lehrer der Zauberkunſt, und die Schüler des Teufels gemeint, welche jenen göttlichen Namen und anderes aus der h. Schrift entlehnten, und damit in ihren Amuleten und talismaniſchen Vorherſagungen Mißbrauch trieben. Denn

jene ehrten den Mithra und riefen ihn an. Daß die Prieſter deſſelben den Eingeweihten Honig gegeben haben, werden wir bald aus dem Porphyrius zeigen. Endlich weiſet Auguſtinus offenbar auf den Mithra hin, wenn er hinzufügt: „ich weiß, daß der Prieſter jenes Pileatus zu irgend einer Zeit zu ſagen pflegte: jener Pileatus iſt ſelbſt ein Chriſt.“ Wer iſt aber dieſer Pileatus anders als Mithra, von dem wir ſehen und leſen, daß er gewöhnlich einen kleinen Hut, eine Mütze oder die Tiara trage? Denn dieſes Wort bedeute, nach dem Zeugniß des Hieronymus an Fabiola: eine vierte Gattung der Kleidung iſt ein runder kleiner Hut..... dieſen nennen die Griechen und die Unſerigen Tiara, einige Galerum.“ Auguſtinus wollte lieber das bei den Lateinern häufiger gebrauchte Wort ſchreiben, als die andern fremden und ausländiſchen. Pileus (Hut oder Mütze) war auch bei den Perſern gebräuchlich, nach dem Zeugniß des Herodot, B. 7, Kap. 62, wo er ſich des Wortes πίλων bedient, und des Strabo, B. 15, S. 733. Alſo iſt Pileatus Mithra. Denn wir ſehen nicht ein, was für einen von den Göttern, welche die Alten mit Hüten abbildeten, alles das zukomme, was Auguſtinus ſeinem Pileatus zueignet. Merkurius trägt einen Hut, desgleichen Kaſtor und Pollux; Ulyſſes wird mit einem Hute (Galericulum) abgebildet; die phrygiſche Tiara ſchmückt bisweilen den Attis. Aber niemals hörten wir, daß bei ihren Weihen und Myſterien ein mit Blut erkauftes Bild, Honig, magiſche Beſchwörungen, oder endlich die Symbole unter dem Namen Chriſti gebraucht worden ſind. Wenn man ferner dieſes Zeugniß des h. Auguſtinus mit den übrigen der heil. Väter, welche wir anführten, vergleicht, ſo wird man alle Myſterien des Mithra zur Nach-

ahmung der chriſtlichen Gebräuche und Sakramente zuſammengeſtellt und erdichtet finden; wonach man ſich nicht wundern darf, daß jener Prieſter, um durch gottloſe Entheiligung des Namens die Chriſten zu verführen, ſeinen Pileatus oder Mithra einen Chriſten genannt habe. Die Manichäer, deren nichtswürdigen Stifter wir dem Mithra zugethan ſahen, hielten die Sonne, welche Mithra iſt, für Chriſtus ſelbſt, wie derſelbe Auguſtinus bei Johannes, Kap. 8, Abhandlung 34, Seite 534, bezeugt. — — —

Die Weihen der Krieger oder Streiter des Mithra, welche jetzt folgen, waren nicht bloß um Furcht zu erregen, auf den Schein angeordnet, ſondern waren wirkliche Martern. *) Der h. Gregorius Nazianzenus, in der dritten ſtileutiſchen Rede gegen den Julianus (Seite 77, Theil 1, der Pariſer Ausgabe von 1630) bezeichnet die bei den Weihen angewendeten Peinigungen, und wahren oder auch myſtiſchen Verbrennungen. In der neununddreißigſten Rede gegen die h. Feuer (Seite 626) nennt er die Strafen derjenigen gerecht, welche darauf beſtehen, die Weihen des Mithra zu empfangen. Keiner konnte die Weihen des Mithra erhalten, wenn er nicht mehrere Arten von Prüfungen und Peinigungen an ſeinem Körper ausgehalten, Beweis der Beharrlichkeit in Ertragung der Mühſeligkeiten geliefert, und ſich, ſagt Suidas (bei dem Wort Mithra, Seite 162, Thl. 2), untadelhaft und frei von aller Leidenſchaft gezeigt hatte. Darauf zielt jener Gebrauch, daß die, welche in die Leontiſchen Weihen eingeführt wurden, zum Waſchen der Hände,

*) *Roma subterranea* Tom. II, p. 671.

ſtatt des Waſſers, Honig gebrauchten, wodurch ihnen angedeutet wurde, ſagt Porphyrius (von der Nymphenhöhle, Seite 260), die Hände von allem Böſen und ſchädlichen Laſtern frei zu halten. Auch die Zunge reinigten ſie durch Honig von aller Sünde.*) Nonnus (nicht Elias Cretenſis, wie Barth zu der öfter erwähnten Stelle des Statius unrichtig angibt) zählt in ſeiner Geſchicht-Sammlung zu derſelben Rede des Nazianzenus gegen Julian (Nr. 5 und 45) achtzig Grade der Peinigungen auf. Dieſe wurden in einer beſtimmten Ordnung vorgenommen, indem man mit den leichtern den Anfang machte, und die ſchwerern folgen ließ. „Denn zuerſt muß er ſich viele Tage lang im Waſſer reinigen. Dann muß er ſich ins Feuer ſtürzen: nachher ſich in der Einſamkeit aufhalten, ſich der Speiſe enthalten; und ſo fortfahren, bis er die achtzig Gattungen der Peinigungen durchgangen hat. Wenn er ſie überlebt, wird er endlich in die Heiligthümer des Mithra eingeführt.“ Dies ſind die Worte des Nonnus (Nr. 45). Doch ſcheint dieſe ungemeine Anzahl Barth zu verbeſſern und auf zwölf Grade der Prüfungen zu beſchränken, nach dem Elias Cretenſis, in der dritten Rede des Nazianzenus, Nr. 64 und 83. Aber jener hat dieſe Zahl nach den Gattungen der Peinigung, der Verbrennung, des Faſtens, der Geiſſelungen

*) Man vergleiche Creuzers Symbolik, zweite Ausg. IV Theil, 1821. Seite 365, 414, und I Theil, Seite 756. In der chriſtlichen Kirche blieb auch ein ſymboliſcher Gebrauch der Art. Man goß am Oſterfeſte Milch und Honig in den heiligen Kelch, und brachte ihn mit Opfergaben dar (cum sacrificiis). Es ſoll dadurch die Wiedergeburt der Getauften bezeichnet werden. (Museum Italicum Tom. I, pag. 69.) Eine ſymboliſche Anwendung, die man von der Erhaltungskraft des Honigs in der Körperwelt auf die Seele und Seelenheil gemacht hatte.

und anderer beſtimmt, welche mit verſchiedenen Abwechſelungen erneuert werden konnten, ſo daß Nonnus und Elias übereinkommen; denn auch der Biſchof Niceta, an denſelben Nazianzenus, ſagt: Bei dem Beginn der Prüfung quälten ſie dieſelben fünfzig Tage mit Faſten, dann ſchlugen ſie ſie zwei Tage mit Geiſſeln, ſteckten ſie zwanzig Tage in den Schnee. In einem ſehr alten geſchriebenen Codex, der in der laurentiniſchen Bibliothek des Großherzogs aufbewahrt wird, führt eben dieſer Niceta die achtzig Prüfungen an, wodurch das Zeugniß des Nonnus noch mehr bekräftigt wird. Indem dieſe Schrift beinahe ſchon unter der Preſſe war, überſandte uns der ſehr berühmte Montfaucon, nach ſeiner Artigkeit und ſeinem Eifer, indem er ſich auf einer Reiſe von Rom nach Frankreich zu Florenz aufhielt, den griechiſchen Text aus derſelben Handſchrift mit einer zierlichen lateiniſchen Ueberſetzung zu unſerer Erläuterung und Vervollkommnung. Die Worte des Scholiaſten ſind: „Den Mithra hielten einige für dieſen, andere für jenen: einige hielten ihn für die Sonne, andere für den Aufſeher des Feuers, und die dritten für eine eigenthümliche Kraft. Zu den Myſterien dieſes Mithra ſind einige Weihen, vorzüglich bei den Chaldäern. Die, welche in die Myſterien des Mithra eingeführt wurden, pflegte man durch verſchiedene Gattungen von Peinigungen zu prüfen: ſo daß man mit der leichtern Art der Strafen den Anfang machte und zu den ſchwerern fortſchritt. Zum Beiſpiel: zuerſt ließ man die Einzuweihenden fünfzig Tage hungern; wenn ſie dieſes ſtandhaft erduldeten, ließ man ſie zwei Tage ſchlagen, ſodann übte man ſie in einer Gattung der Strafen immer achtundzwanzig Tage: ſo wurden die Peinigungen vermehrt, und wenn ſie dieſe geduldig ertrugen, lehrte man ſie endlich die höhern

Myſterien.“ Wenn man die Zahl der Prüfungstage zuſammennimmt, nämlich die fünfzig des Hungers, die zwei der Geiſſelung und die Wiederholung der Strafen durch achtundzwanzig Tage, ſo wird man die achtzig Grade des Nonnus herausbringen. Man bemerke überdies, daß Mithra bei einigen der Aufſeher des Feuers hieß, welches, wie wir anderwärts ſagten, in der gewöhnlichen Ueberſetzung des Niceta, die Niere des Feuers hieß. In dem florentiniſchen Codex findet man (ἔφορον) Aufſeher, welches in νεφρὸν (Niere) verdorben werden konnte. In der That entſpricht jene Leſeart mehr; denn Mithra oder die Sonne iſt der Aufſeher und Vorſteher des irdiſchen Feuers, welches er erhält und erwärmt, wie die alten Perſer vorzüglich glaubten. Man darf ſich daher nicht wundern, daß ſie die Verehrung dieſes Feuers auf den Vorſteher und Erhalter deſſelben, nämlich die Sonne oder Mithra, übertrugen, wie wir im zweiten Kapitel bemerkten. *)

Es war ihnen nicht genug, dieſe profanen Myſterien mit dem Blut der Prieſter durch Qualen und Peinigungen zu beſudeln, ſondern ſie mußten auch durch

*) Creuzers Symbolik, zweite Ausg. 1819. I Theil, Seite 753. Wenn wir die Mithriaca auf den Urſprung der erſten Myſterien zurückführen, ſo wäre ſie beinahe ſo alt, wie die Erde ſelbſt. Die eigentliche Mithriaca hat ihren Anfang erſt bei den Römern. Die Lichtlehre des Zend-Aveſta gab den alten Perſern wie den jetzigen Parſen volle Befriedigung; ſie bedurften daher nicht wie die Griechen und Römer in beſondere Geſellſchaften zuſammenzutreten, um eine reinere Lehre zu erhalten. Ihre Religion war rein als Volksglaube; wozu alſo eine geheime Mithriaca in Alt-Perſien, wo es keine Prieſter-Religion im Gegenſatz zum Volksglauben gab?

grauſame und ſchändliche Menſchenopfer befleckt werden. Daß dem Mithra Menſchen geopfert wurden, beſtätigt Porphyrius (von der Enthaltſamkeit, B. 2, Kap. 56), wo er nach dem Pallas, der die Myſterien des Mithra ſammelte, erzählt, daß der Kaiſer Hadrian beinahe alle Menſchenopfer aufgehoben habe. Einige wollen, daß Commodus dieſe blutige Sitte erneuerte, welcher, nach dem Zeugniß des Lampridius (im Leben deſſelben, Kap. 9), den Dienſt des Mithra mit wahrem Menſchenmord befleckte. Der Geſchichtſchreiber fügt hinzu: „daß dabei gewöhnlich, um Furcht zu erregen, etwas geſagt oder gethan zu werden pflegt,“ wodurch er auf die Furcht und den eiteln Schrecken zu zielen ſcheint, welcher dem einzuweihenden Streiter des Mithra, nach dem Tertullian, durch das entgegengehaltene Schwert eingejagt wurde; daher iſt es deſto mehr glaublich, daß Commodus den leeren Schrecken in einen wirklichen verwandelt und die Einzuweihenden mit dem Schwert durchſtoßen habe. *)

*) Die Geſetze Zoroaſters enthalten in Bezug auf das Prieſterthum der alten Perſer folgende Beſtimmungen: Der Prieſterſtand iſt jetzt noch wie ehemals bei den Parſen der erſte. Seine Würde hat drei Klaſſen oder Stufen: a) Herbed, b) Mobed und c) Deſtur Mobed. Alle Verrichtungen des Prieſters ſollen Nachahmungen Ormuzds und Zoroaſters ſein. (Dieſe Verrichtungen nahmen aber die Griechen und Römer ganz im rohen Heidenſinn ihrer Vielgötterei.) Der perſiſche Prieſter muß beim Auf- und Untergang der Sonne, zu Mittag und Mitternacht beten. Er wird belohnt von dem, für welchen er bittet. Ihre Bekleidung waren nie Löwen- oder Raben-Masken, dieſelbe beſtand einfach aus einem langen Rock, einem Wamms und Gürtel. Der Perſer Verehrung Ormuzds war offen, nicht in Höhlen verborgen, auch nicht im Gegenſatze mit dem allgemeinen Volksglauben. Man vermenge daher nicht

Noch finden ſich andere, nicht dunkle Zeugniſſe der Zulaſſung des Menſchenopfers. Sokrates (in der Kirchengeſchichte, B. 3, Kap. 2, der Valeſianiſchen Ueberſetzung) erzählt: es ſei zu Alexandria ein ſchon von alten Zeiten her leerer und unbeſuchter Ort geweſen, in welchem die Heiden, wenn ſie die Myſterien des Mithra feierten, Menſchen zu opfern pflegten. Als die Chriſten ihn reinigen wollten, fand ſich eine Höhle von ungeheurer Tiefe (Sozomenus, B. 5, Kap. 16, erwähnt, die Alexandriner hätten ſie die mithriſche genannt), in welcher die Myſterien der Heiden verborgen waren, nämlich mehrere Menſchenſchädel, von jungen und ältern, die, wie man ſagt, vor Zeiten geopfert worden wären. Sie wurden in der Stadt herumgetragen, und deswegen erhoben die Heiden einen furchtbaren Aufruhr, welchen der Geſchichtſchreiber weiter erzählt. B. 5, Kap. 16, ſagt er neuerdings, daß die blutigen Heiligthümer des Mithra der öffentlichen Anſchauung ausgeſtellt wurden. Aus der erſtern Stelle des Sokrates lernt man, daß Menſchen bei den (römiſchen) Weihen des Mithra geſchlachtet wurden: „damit die Heiden zur Wahrſagung, welche durch die Beſchauung der Eingeweide erhalten wird, gelangen und ihre magiſchen Opfer, zur Beſchwörung der Seelen, vollbringen möchten.“ Wahrlich, ein ſeltenes Beiſpiel, daß ſo ſchreckliche Opfer der Sonne, einem milden und wohlthätigen Gotte, gebracht wurden, und die Weisſagung, der er vorſtand, durch ein ſo großes Verbrechen geſucht wurde.

Nachdem wir geſehen haben, daß dem Mithra Höhlen und Opferaltäre geweiht wurden, iſt noch zu for-

das Gottesdienſtliche der alten Perſer mit dem Unſinn und den Grauſamkeiten der römiſch-mithraiſchen Myſterien.

ſchen, ob er auch heilige Haine gehabt habe; da die berühmte Inſchrift des divionenſiſchen Steines dieſes beim erſten Anblick zu ſagen ſcheint. Andreas Taurellus hat ſie nach der Urſchrift beſchrieben und dem Fortunius Licetus mitgetheilt, indem er von ihm eine Erläuterung hierüber verlangte. Der berühmte Philolog gewährte ſeinen Wunſch im fünfundzwanzigſten Briefe, unter ſeinen Antworten auf ſchriftliche Anfragen, Seite 185, Band 1. Es iſt eine Grabſchrift in griechiſcher Sprache und mit griechiſchen Buchſtaben. Wir führen hier die lateiniſche Ueberſetzung des Taurellus an: „Dieſer Hügel in dem Hain des Mithra deckt den Leichnam des Oberprieſters Chyndonaktes. Weiche von ihm, Gottloſer: die befreienden Götter wachen über ſeine Aſche.“ Die Erklärung dieſes Steines hat dem Licetus nicht wenig Mühe gemacht. Denn nachdem er die Meinung des Taurellus verworfen, welcher (weil es auf dem Steine Μυϑρης mit weiblicher Beugung hieß, dafür hielt, Mithra die Sonne, oder Apollo ſei nicht ein Mann, ſondern weiblicher Natur theilhaftig) drei Erklärungen anführte. Bei der erſten verweilen wir nicht, weil er ſie ſelbſt nicht billigt. Denn Mithra, in deſſen Haine der Oberprieſter Chyndonaktes beerdigt war, hält er für die Venus, wobei er ſich vorzüglich auf das von uns anderwärts angeführte Zeugniß des Herodot ſtützt. Da aber die Begräbniſſe der Venus zugeeignet waren, welches bei den Alten Libidina hieß, ſo ſei deswegen Chyndonaktes in dem ihr geweihten Hain begraben worden. (Cum autem ſepulcralia attineant ad Venerem, quae Libitina antiquis vocabatur, idcirco, ait Chyndonactem in luco eidem dicato fuiſſe conditum.) Aber auſſerdem, daß das Zeugniß Herodots nur von bedingter

Glaubwürdigkeit iſt, wie wir ſchon gezeigt haben, ſo hat es volle Gewißheit, daß die Gallier den Mithra für eine männliche und nicht für eine weibliche Gottheit hielten. Es iſt eine lugdunenſiſche Inſchrift bei Gruterus, Seite 33, 11, und eine nemauſenſiſche bei Sponeus (recherches d'antiquité, Dis. 3, § 71), welche dem unbeſiegten Gott Mithra geweiht ſind. Dieſer aber iſt kein anderer als die Sonne, wie ſchon mehr als hinreichend gezeigt wurde. Das Wort Μυθρης mit weiblicher Beugung thut hier nichts zur Sache, da die Griechen ſie auch auf männliche Würden übertrugen, wovon wir ſchon mehr als ein Beiſpiel gegeben haben, und noch mehrere geben werden. Auch die Lateiner trugen kein Bedenken, dieſelbe weibliche Endung Mithra zu gebrauchen. Wir glauben aber keineswegs, daß auf dem divionenſiſchen Stein die Inſchrift den Gott Mithra angehe, noch daß ihm der Begräbnißhain des Chyndonaktes geweiht war. Denn in der Religion der Alten war es verboten, in die einem Gotte geweihten Orte Leichname zu bringen, indem die heil. Dinge, wie man glaubte, nicht bloß durch die Berührung, ſondern ſelbſt durch den Anblick derſelben befleckt werden. Deswegen war es dem Flamen des Jupiters nicht erlaubt, einen Ort zu betreten, an dem ein Bustum war (Ort der Verbrennung), oder einen Todten zu berühren, nach dem Zeugniß des Agellius, B. 10, Kap. 15. Als Tiberius ſeinen Sohn öffentlich belobte, ſtand er bei dem ausgeſtellten Leichnam, ſagt Seneca (vom Troſt an die Martia, Kap. 15), indem nur eine Decke dazwiſchen war, welche die Augen des Pontifex (des Tiberius ſelbſt) von der Leiche abzog. Man ſehe Kirchmann (von den römiſchen Leichen, B. 2, Kap. 21). Deswegen wurde es durch ein Geſetz der Zwölftafeln

verboten, innerhalb der Stadt zu beerdigen, damit, ſagt Paullus im erſten Buch der Denkſprüche, 21, die Heiligthümer der Stadt nicht befleckt würden. Dieſe Sitte galt auch in andern Städten, damit nicht das heil. Recht der Munizipalſtädte entweiht werde, ſagt der Kaiſer Diocletian (im Buch von der Todten, oder von der Religion), ſondern dem Wohnplatze der Einwohner die Heiligkeit erhalten würde, fügt Theodoſius, im 6 B. von Verletzung der Begräbniſſe, im Geſetzbuch des Theodoſius, hinzu. Daher konnte der divionenſiſche Hain, wo der Leichnam des Chyndonaktes ruhte, nicht dem Mithra, als Gott oder Göttin, geweiht ſein.

Die dritte Erklärung des Licetus zeigt zwar den Weg, führt aber nicht zum Ziele. Er ſagt: Es ſei dieſer Hain des Mithra ein beſonders der Begräbniß der Prieſter (der Druiden) geweihter Hain geweſen, da man die andern Verſtorbenen an einem andert Orte beerdigte. Denn Mithra war der eigene Beiname der höchſten Prieſter, oder des Oberprieſters, nach dem Appulejus (im 11 B. der Verwandlungen): „und eben jenen Mithra, ſeinen Oberprieſter, der, wie er ſagte, durch eine göttliche Verbindung der Geſtirne mir verwandt iſt, beſtimmt er zum Diener der heiligen Gebräuche.“ Man füge noch das Ende hinzu: „Ich umarmte den Mithra, den Prieſter und meinen Anverwandten u. ſ. w.“ Ferner ſehe man den Archälaus, in der von uns ſchon öfters belobten Disputation von Manes, Seite 97: „ein gewiſſer Parcus, ein Prophet, und Labdacus, ein Sohn des Mithra, beſchuldigte ihn (den Terebinthus) der Lügen“; wo ebenfalls Mithra ein Beiname des Oberprieſters ſein möchte. Doch zweifeln wir ſehr, ob beim Appulejus „Mithra“ als Beiname der Oberprieſter ſtehe; ſondern wir halten

ihn vielmehr für den eigenen Namen jenes oberſten Prieſters, welcher dem Appulejus die Weihen der Iſis überliefert hatte. Dies gibt auch Reineſius (im neunundſechszigſten Briefe an den Rupertus, Seite 655) an. Wir ſehen, daß in Aegypten, wo dieſes ſich ereignete, dieſer Name auch andern, als dem Oberprieſter, eigen geweſen ſei. Denn nach dem Plinius (B. 36, Kap. 8), war Μυτρης ein König der Aegypter, welcher zuerſt Obelisken baute. Man darf hier nicht dem Kircherus folgen, der (im 1 B. von dem Urſprung der Obelisken, Kap. 4) Meſtres lieſet. Ueberdies findet ſich der Name Mithra häufig bei verſchiedenen Menſchen, wie wir weiter unten zeigen werden. Was die Stelle des Archälaus betrifft, ſo iſt uns die Leſeart und die Glaubwürdigkeit des Erklärers verdächtig. — Denn Epiphanius (von der Ketzerei der Manichäer, Nr. 3), ſagt: Terebinthus habe mit den Aedituern (Æditais) und Prieſtern des Mithra, vorzüglich mit einem gewiſſen Parcus und Labdacus, Propheten, über die zwei Prinzipien geſtritten. Hier iſt Labdacus ein Prophet oder Prieſter des Gottes Mithra, nicht der Sohn eines Menſchen, oder Mannes Mithra. Dieſes, ſo wie das Uebrige, hat Epiphanius aus derſelben Disputation des Archälaus geſchöpft. Dieſem aber iſt mehr zu trauen, als dem lateiniſchen Ueberſetzer, von dem der Herausgeber Zacagnius in der Vorrede, Seite 5, und hin und wieder in den Anmerkungen bemerkt hat, daß er Mehreres in ſeiner Ueberſetzung verfehlt habe. Vielleicht hatte er im Griechiſchen das Wort Μυϑρου geſehen, und überſetzte dieſes mit: Sohn des Mithra, weil man im Griechiſchen den Sohn mit dem im Genitiv geſetzten Namen des Vaters zu bezeichnen pflegte. Er hätte aber vielmehr mit dem Epiphanius den Labdacus einen Propheten oder Prieſter des

Gottes Mithra nennen ſollen. Ueberdies war Mithra oder Mithres auch der Name von Männern, die durch keine Prieſterwürde ausgezeichnet waren. Ein Stein bei Gruterus, Seite 269, 3, trägt die Inſchrift: „Dem Cajus Rutilius Mitrha, dem Centurio der zweiten Cohorte der Wache.“ Calpurnius Mithres, heißt es III, Seite 140. Und Cajus Fyrmius Metras ſetzt ein Denkmal dem Firmus Metra, ſeinem Sohn, Seite 685, 1. Cajus Curtius Mithres, ein Freigelaſſener des Poſtumus, wird erwähnt bei Tullius in dem neunundſechszigſten Briefe an ſeine Freunde. Bei Diogenes Laertius heißt ein Statthalter des Lyſimachus Mithres, B. 2, Seite 58, in der griechiſch-lateiniſchen Londoner Ausgabe, 1664, und am Anfang des zehnten Buches, ferner in demſelben Buche, Seite 273. Epicurus ſchreibt ein Buch von Denkſprüchen an den Mythres; und denſelben Namen findet man auch bei Plutarch gegen den Collotes am Ende. Daher war unſerer Meinung nach der Ort, an welchem der Leichnam des Chyndonaktes beerdigt wurde, weder ein dem Gott Mithra geweihter, noch ein eigenthümlicher Hain, der ſeinen Namen von dem Beinamen des Oberprieſters hatte; ſondern entweder ein Hain, oder ein Grundſtück eines Mannes, der Mythres hieß. Denn das Wort ὀργὰς, welches auf dem Grabmal geleſen wird, bezeichnet bei den Lexikographen nicht ſo faſt den einem Gott geweihten Ort, als einen, den zu bebauen nicht erlaubt iſt, wie unangebaute Haine und Ebenen; ferner auch einen Acker, oder Weinberg. Deswegen können die Worte Μυθρης ἐν ὀργάδ füglich überſetzt werden: „in einem Feld des Mithres,“ eines Mannes nämlich, der früher der Beſitzer deſſelben geweſen war, und es vielleicht den Prieſtern der Druiden als Begräbnißort geſchenkt hatte, daher der Name blieb. Und jener Acker,

oder wenn man will Hain, der durch die Beerdigung von Leichnamen religiös und unbebaubar wurde, konnte auch in der eigenthümlichen Bedeutung des Wortes ὀργὰς genannt werden. Daher iſt die divionenſiſche Inſchrift ſo zu verſtehen, daß Chyndonaktes in einem Felde beerdigt wurde, das dem Mithres, einem gewiſſen Manne zugehörte, nicht aber einem Gotte oder einer Göttin geweiht war. Nach dieſer Art zu ſprechen, ſagt Suetonius: „der Leichnam des Caligula ſei in die lamiſchen Gärten gebracht, auf einem ſchnell errichteten Scheiterhaufen halb verbrannt und mit leichten Raſen bedeckt worden, im letzten Kapitel ſeines Lebens; die Ueberbleibſel des Hadrian wurden in den Gärten der Domitia beigeſetzt, nach dem Capitolinus im Leben des Antoninus Pius, Kap. 5. Nach dem Plinius, B. 10, Kap. 43, wurde auch ein Rabe mit eben ſo unſinnigem als großem Pomp von dem römiſchen Volk hinausgetragen und auf dem Felde der Redicula verbrannt.

Sechstes Kapitel.

Der Geburtstag des Unbeſiegten im alten Kalender unrichtig von Bucherius und Lambecius erklärt. — Es iſt der Geburtstag des Mithra oder der Sonne, dem an dieſem Tage die Circenſiſchen Spiele geweiht waren. — Dieſes Feſt des Mithra auch bei andern Völkern gefeiert. — Was die Geburts-Ferien des Orus waren. — Das Jahr bei den Aegyptern. — Warum der Geburtstag des Mithra von den Heiden am 25 Dezember, welcher der Geburt unſers Herrn Chriſti geweiht iſt, gefeiert wurde? — Es wird hiebei eine noch nicht herausgegebene Diſſertation des Hieronymus Aleander angeführt. —

Die Alten glaubten, die Sonne werde nach dem Winter-Solſtitium wieder geboren, weshalb ſie auch neue Sonne genannt wurde. — Was die wahre Veranlaſſung des Geburtstags des Mithra ſei. — Die Geburt des Herrn wurde nicht von den Chriſten auf den Geburtstag des Mithra verlegt, ſondern in der römiſchen Kirche immer am 25 Dezember gefeiert; wodurch die Meinung des P. Harduinus widerlegt wird. — Die Stelle des h. Lukas von der Nachtwache der Hirten in der Nacht der Geburt des Herrn wird erläutert. — Was bei den Hebräern der erſte Regen, und welche die Thiere der Wüſte ſeien. — Hieraus werden zwei Texte des Talmud erklärt. *)

Die Religion des Mithra hatte die Gemüther der Römer ſo ergriffen, daß auch ſein Geburtstag, der feſtlich gefeiert wurde, in den öffentlichen Kalendern bezeichnet war. In einem um die Zeit des Konſtantin verfaßten Kalender iſt Folgendes bemerkt: VIII KAL. IAN. N. INVICTI. CM. XXIV. Aegidius Bucherius, de doctrina temp., Seite 258, erklärt ſehr gut den Buchſtaben N durch Natalis, Geburtstag, aber weniger richtig bezog er den Namen des Unbeſiegten auf den Konſtantius, indem er glaubte, es ſei an jenem Tage das Geburtsfeſt dieſes Kaiſers gefeiert worden. Eben darin fehlte auch Lambecius, in den Anmerkungen zu eben dieſem Kalender, Seite 300, Band 4. Gelehrte erklären dieſe Zeichen ſo: Octavo Kalendas Ianuarius Natalis Invicti, Circenses, Missus XXIV. Am 25 Dezember der Geburtstag des Unbeſiegten, Circenſiſche Spiele, Rennen: XXIV. Der Unbeſiegte iſt Mithra; was bereits vielfach bewieſen iſt. Daß zur damaligen Zeit ihm zu Ehren

*) Creuzers Symbolik der alten Völker, zweite Ausgabe 1819. 1 Theil, Seite 759 — 765. § 12.

Circenſiſche Spiele gehalten wurden, lehrt Julianus, Rede 4, Seite 292: „Kurz vor dem Ende des letzten Monats, welches dem Saturnus geweiht iſt, vor dem Anfang des Jahres, begehen wir ſehr prächtige Spiele der Sonne zu Ehren, und nennen ſie der unbeſiegten Sonne geweiht.“ — Warum dieſe Spiele genau auf den 25 Dezember fallen, erklärt vortrefflich Petavius zu der angeführten Stelle des Julianus. Dieſer Kaiſer hatte etwas weiter oben, Seite 290, geſagt: „er bringe Neueres“ vor, als er die Verehrung des Mithra, und die Wettkämpfe zu Ehren der Sonne erwähnte. Vielleicht berückſichtigte er die Zeiten des Kaiſers Aurelian, welcher, nach dem Zeugniß des Euſebius in den Chroniken zum Jahre 175, zuerſt den Wettkampf der Sonne (zu Ehren) einführte. Ferner wurden dieſe Spiele oder Kämpfe mit größerer Pracht und Feierlichkeit gehalten, welches die in dem Kalender beigeſetzte Bemerkung: Missus XXIV, anzeigt. Es wurden bei dieſen Spielen Wagen mit Pferden beſpannt losgelaſſen, und welcher von dieſen nach dem ſiebenten Umlauf zuerſt um das Ziel herumlenkte, erhielt den Preis. Daher wurden die Loslaſſungen der Pferde eben ſo viele Missus (Entſendungen) genannt. Es war feierlich und geſetzmäßig, daß an einem Tage vierundzwanzig gehalten wurden. Aus dieſer feierlichen Zahl der Entſendungen beſtanden die Circenſiſchen Spiele, die dem Geburtstag des Unbeſiegten geweiht waren. Mit derſelben Feierlichkeit pflegte man auch die Geburtsfeſte der Kaiſer zu begehen. Cajus Caligula gab nach der Uebernahme der Regierung verſchiedene Schauſpiele. Unter dieſen, ſagt Dio, B. 59, Seite 644, „kämpften auch Pferde zu zwei Malen, zuerſt zwanzigmal, dann vierundzwanzigmal.“ Zugleich gibt er auch die Urſache der letztern

Zahl der Wettrennen an, „denn es war der Geburtstag des Cajus." Durchgehends iſt in demſelben Kalender bei den Geburtstagen der Kaiſer dieſe Gattung der Circenſiſchen Spiele angemerkt. Nachdem endlich der Aberglaube des Heidenthums geächtet war, wurden die Circenſiſchen Spiele, durch welche das Geburtsfeſt der Sonne oder des Mithra gefeiert worden war, aus Schmeichelei auf die chriſtlichen Fürſten angewendet. Dies bezeugt der chriſtliche Dichter Corippus, vom Lob des Juſtinus, B. 1, wo er nach den Verſen, die weiter unten angeführt werden ſollen, und in denen er ſagt, es ſeien von den Alten der neuen Sonne Spiele geweiht worden, dieſes hinzufügt:

„Dieſen Gebrauch der Alten feierten ſie Anfangs mit Unrecht, unſinniger Weiſe glaubend, daß die Sonne Gott ſei; nachdem aber der Schöpfer der Sonne unter der Sonne geſehen ſein wollte, und Gott von der Jungfrau die Geſtalt des Menſchengeſchlechts annahm, wurde der Dienſt der Sonne aufgehoben, und den Fürſten die Ehre gegeben, die Welt den Latinern und dem neuen Rom der fröhliche Jubel des Cirkus."

Hunc veterum primi ritum non rite colentes,
Esse Deum Solem recta non mente putantes,
Sed factor Solis postquam sub Sole videri
Se voluit, formamque Deus de Virgine sumpsit
Humani generis, tunc munere Solis adempto
Principibus delatus honor, mundusque Latinis
Et jocunda nove Circensia gaudia Rome.

Auch bei andern Völkern wurden an beſtimmten Tagen dem Mithra zu Ehren Feierlichkeiten angeſtellt. Athenäus, B. 10, Kap. 10, erzählt nach dem Cteſias

und Durides, nur an dem Tage, an dem die Perſer die Feier des Mithra begingen, ſei es dem Könige erlaubt geweſen, bis zur Berauſchung zu trinken. — Daß dieſe Feier durch Pferde-Spiele verherrlicht wurde, vermuthet Caſaubonus, in den Anmerkungen zu demſelben Buch 5, Kap. 5, indem es nicht wahrſcheinlich ſei, daß man die zwanzigtauſend Pferde, die, wie Strabo, Buch 11, anführt, um die Zeit, wo das Mithra-Feſt gefeiert wurde, dem Könige von Perſien zugeſchickt zu werden pflegten, zu einem andern Gebrauch verwendet habe. Denn ſo erklärt er die Stelle des Strabo, anders als Xilander, der aus dem Mithriaciniſchen (e Mithriacinis) überſetzte. Daß bei den Perſern die Pferde der Sonne geweiht waren, erwähnt Juſtinus, B. 1, Kap. 10, und Xenophon in der Kyropädie, Kap. 8. Daher ging vielleicht auch dieſe Sitte, mit den übrigen Gebräuchen des Mithra (-Dienſtes) auf die Römer über, welche, wie wir ſagten, ſeine Feſte mit Pferde-Spielen feierten. — Wir wiſſen nicht, ob jener Tag auch bei den Perſern der Geburtstag des Mithra war. Daß aber auch die Aegypter ihn feierten, ſcheint nicht zu bezweifeln. Plutarch, von Iſis und Oſiris, Seite 372, ſagt: ſie hätten am letzten Tag des Monats Epiphus, wenn Sonne und Mond in einer Linie zuſammentreffen, die Geburtsfeier der Augen des Orus gehalten; und, fügt er hinzu, als die Augen des Orus galten ihnen Sonne und Mond. Die Aegypter verlegten nach dem Siege des Auguſtus, um ihm dieſe Ehre zu übertragen, den Anfang des Monats Thoth, an dem ſie das Jahr begannen, auf den 29 Auguſt. Daher endete der Monat Epiphi bei ihnen (wie es auf einem Diagramma bei Eminentiss. Noriſius, von den Syro-

mazedoniſchen Epochen, Diſſert. 5, Kap. 2, ſich zeigt) am 25 Juli, wo jene Geburts-Ferien der Sonne gehalten wurden. Anders wäre es, wenn wir auf die Zeiten vor dieſer angenommenen Epoche, in welchen ſie unbeſtimmte Jahre hatten, ſähen. Denn theils wegen der Einſchaltung der fünf Tage im Sonnenjahr, weil jeder ihrer Monate dreißig Tage hatte, theils, weil zwar Thoth das Jahr anfing, aber im Neumond nach dem Aufgang des Hundsſterns jeder Monat ſeine Stelle veränderte, könnte für dieſe Feierlichkeit kein beſtimmter Tag ausgemittelt werden. Vielleicht verſtand Plutarch, der nach der neuen Epoche ſchrieb, dies von den beſtimmten Jahren. Aber es findet ſich noch ein anderer Knoten. Wenn dieſe Geburts-Ferien am Neumond gehalten wurden, wenn nämlich Sonne und Mond auf einer Linie zuſammentrafen, ſo ſehen wir nicht ein, wie Plutarch dies von den beſtimmten Jahren verſtehen kann, und daß dieſe Ferien beſtimmt auf den letzten Tag des Epiphi fielen, da es gewiß iſt, daß in dem Sonnenjahr, welches die Aegypter gebrauchten, die Vereinigung des Mondes in jedem Jahre früher kam. Man müßte nur annehmen, die Ferien ſeien für den Neumond angeſagt worden, der dem letzten Tag des Epiphi am nächſten war. Oder wenn die Ferien ſich auf mehrere Tage erſtreckten, ſo ſeien die Prieſter zufrieden geweſen, wenn der letzte Tag des Epiphi nur auf irgend einen von dieſen fiel. Als Verfaſſer dieſes bereits geſchrieben, bemerkte er, daß Joſeph Skaliger (von der Verbeſſerung der Zeitrechnung, Seite 237, der Ausgabe von 1629) dieſen ſehr wichtigen Irrthum des Plutarch ſchon bemerkt habe, nämlich daß er den Aegyptern von den älteſten Zeiten her beſtimmte Monate zueigne, und ſie an dieſer

Stelle, und an einer andern, die er anführt, als Mondjahre angebe. *)

Der Geburtstag des unbeſiegten Mithra, oder der Sonne, gibt uns noch ferner reichlichern Stoff zur Unterſuchung. Denn es iſt die Frage, warum er von den Heiden auf den 25 Dezember, auf welchen auch die Geburt unſers Herrn Chriſti fällt, geſetzt worden ſei. Unter den Schriften des Hieronymus Aleander, die wir ſchon öfters belobten, findet ſich eine kleine Abhandlung auf dieſen Tag des alten Kalenders, wo bei der Erklärung des Namens des Unbeſiegten, auch dieſe Frage kürzlich behandelt wird. Denn die vollſtändige Abhandlung darüber hatte er in jenen Kalender geſchrieben, nach dem Zeugniß gelehrter Männer, die, ſo lange er lebte, in freundſchaftlichem Verhältniß mit ihm ſtanden. — Gaſſendus, im Leben des Peireskius, erwähnt öfters, daß Aleander an der Ausfeilung derſelben arbeite. Pignorius, in der Iſis-Tafel, Seite 16, verſpricht, daß ſie nächſtens erſcheinen werde. Leo Allatius aber ſpricht davon, als von einem ſchon vollendeten Werke, und zählt es unter den übrigen nach ſeinem Tode hinterlaſſenen Denkſchriften auf, in dem Buch, das den Titel führt: Apes Urbanae, Seite 124. Auch konnte dies Niemanden bekannter ſein, als dem Allatius, der die berühmte Barberiniſche Bibliothek beſorgte, in welcher die noch nicht herausgegebenen Erzeugniſſe des Aleander hinterlegt waren. Unter dieſen bewahrt man zwar noch jetzt mehrere Schriften von ſeiner Hand auf; als aber der Kardinal Franziskus, unter deſſen Tugenden der Schutz

*) Geſchichte der Abnahme und des Falls des römiſchen Reiches. Aus dem Engliſchen des Eduard Gibbon. Wien, 1790, bei Joſeph Stahel. II Band, Kapitel XV und XVI. Band III, Kapitel XX und XXI.

der Wiſſenſchaften eine vorzügliche Stelle einnimmt, dieſe nicht nur zu durchſuchen, ſondern auch abzuſchreiben erlaubte, konnte man jene Abhandlung nirgends finden. Nur ſieht man ſehr viele Stellen und Zeugniſſe der alten Schriftſteller, als zur Entgegenſtellung in ein Heft geſammelt, aus welchem, wie leicht zu erachten, der gelehrte Mann ſein Werk geordnet hat. Wir bedauern daher, daß es verloren gegangen, oder irgendwo im Staube liege. Damit nicht die übrigen Schriften daſſelbe Schickſal treffe, bereitet Juſtus Fontanini uns die allenthalben geſammelten zu einer Ausgabe, um den Forojulienſiſchen Schriftſtellern, von denen er ein gelehrtes und mühvolles Werk zur Zierde der gemeinſamen Vaterſtadt unternimmt, Anſehen zu geben, indem er den Aleander, ſeinem Rufe zufolge, vorausſchickt. In jenem Hefte von Gegenſätzen alſo iſt die angeführte Erläuterung auf dieſen Tag des Kalenders ganz und vollſtändig übrig. Wenn wir ſie, wie einen aus dem Schiffbruche koſtbarer Geräthe geretteten Purpur-Lappen, hier anfügen, ſo glauben wir dies mit einigem Rechte thun zu können; damit, weil dieſelbe Forojulienſiſche Provinz, unſer und des Aleander Vaterland iſt, auch zwiſchen den Erzeugniſſen unſers Geiſtes irgend eine Gemeinſchaft ſei. — „Am 25 Dezember der Geburtstag des Unbeſiegten.“ Es iſt bekannt, daß ein Tempel des unbeſiegten Jupiter zu Rom geweſen ſei. Auch finden wir den Herkules ſehr häufig mit dieſem Beinamen bezeichnet; aber auch den Mars und die übrigen Götter. Wir vermuthen aber, daß dieſer Geburtstag kein anderer als der des perſiſchen Gottes Mithra geweſen ſei, an welchem Tage ihm zu Rom ein Tempel oder vielmehr ein Opferaltar (spelaeum) geweiht wurde; denn dieſem Gotte wurden ſtatt der Tempel Höhlen ausgehauen. Denn ſchon lange

hatte man zu Rom den Mithra-Dienſt angenommen, indem *Lampridius* von dem *Kaiſer Commodus* erzählt, er habe die Weihen des Mithra mit wahrem Menſchenmord befleckt. Daß er ſchon vor Commodus wenigſtens von Einzelnen zu *Rom* verehrt wurde, zeigen mehrere alte Denkmäler, auf denen angedeutet wird, daß ihm Statuen, Altäre und Niſchen (spelaea) geweiht waren. Daß unter der einfachen Benennung des *Unbeſiegten*, *Mithra* verſtanden werde, bewieſen wir ſchon anderwärts, wo wir einige Geſänge des *Commodianus* erklärten. Dies geht auch aus folgendem *Fragment* einer alten Inſchrift hervor.

M. D. M. IDEAE. ET. ATTIDI. MINOTAVRANO
NOBILIS. IN. CAVSSIS. FORMA. CELSVSQVE...
HIC. PATER. INVICTI. MISTICA. VICTOR. HABET.
SERMO. DVOS. ...... RESERVAT
ET... VENERANDA. MOVET. CYBELES. TI.....
AVGENTVR. MERITIS. SYMBOLA. TAVROBOLI.
RVF. CAIONI. CAES. SABINI. F. V. C.
PR. PATER. SACRORVM. *INVICTI.*
MITRAE. TAVROBOLINVS.

„Denn der anfangs *einfach* der *unbeſiegt* Genannte, heißt ſpäter der unbeſiegte Mitra. Der Teufel verſuchte durch mancherlei Liſten der wachſenden *Chriſtus-Religion* zu begegnen, und nachdem er allen fremden Aberglauben in *Rom* eingeführt hatte, ſollte die profane Verehrung des *Mithra* das Wachsthum der chriſtlichen Gottesverehrung verzögern, *indem er dieſen erdichteten Gott der Perſer mit trügeriſcher Schminke Chriſto dem wahren Gott entgegenſetzte.*“ Weil daher von Chriſtus geſagt war: „*es ſiegte der Löwe aus dem Stamme Juda*“: ſo wurde nicht nur dem *Mithra* der Name des Unbeſiegten beigelegt, ſondern man pflegte ihn auch

mit einem Löwengeſicht zu bilden, wie Luctatius, ein Erklärer des Statius, zum erſten Geſang der Thebais, erzählt. Daß Mithra auch für eins mit der Sonne gehalten wurde, bezeugen Strabo, Heſychius, Suidas und Andere: nämlich weil Chriſtus die Sonne der Gerechtigkeit genannt wurde, und ſich ſelbſt das Licht der Welt nannte. Chriſtus lehrte, er habe Feuer auf die Erde gebracht; deswegen bezog man die Weihen des Mithra auf die Gewalt des Feuers, wie aus dem Julius Firmicus erhellt. Warum wurden ſeine Eingeweihten Krieger genannt? warum anders, als weil man die Märtirer Chriſti mit dieſem Namen zu bezeichnen pflegte? denn ſie ſchienen gleichſam eine Parodie (wie Tertullian ſagt) des Märtirerthums darzuſtellen, indem ſie die bei ihren Prüfungen erhaltene Krone vom Haupt auf die Schulter legten und bezeugten, Mithra ſei ihre Krone, wie derſelbe Autor (im Buch de corona mit.) verſichert. Auch Waſchungen wurden bei ihren Myſterien gebraucht; nämlich, wie derſelbe Tertullian, im Buch von der Taufe, klagt, um das Sakrament der Taufe herabzuſetzen. Auch eine Nachahmung der Euchariſtie (Feier des Abendmahls) wollten ſie einführen, indem ſie bei den Weihen des Mithra Brod und einen Becher vorſetzten, wie Juſtinus der Märtirer in der zweiten Apologie für die Chriſten erwähnte. *) Daß Mithra aus einem Felſen hervorgegangen ſei, ſagten ſie, um nachzuahmen, was von Chriſtus geſagt war: „er ſei ein Felſen aus dem Berge gehauen, oder ein im Grunde angebrachter Stein.“ Dies behaupten derſelbe Juſtinus, im Dialog mit dem Juden Tryphon, und Julius Firmicus,

*) *Roma subterranea*, pag. 119. Tom. II.

vom Irrthum der profanen Religion. Juſtinus fügt noch in demſelben Buche hinzu, die Weihen des Mithra ſeien deswegen in einer Höhle vorgenommen worden, um auf den Bethlehemitiſchen Stall (Höhle) anzuſpielen, in dem, wie bekannt, Chriſtus geboren wurde. Damit aber der böſe Dämon dieſe Gaukelei auf allen Seiten vollkommen ſchlieſſen könne, ſo wurde, wie aus unſerm Kalender erhellt, der Geburtstag des Mithra auf jenen 25 Dezember geſetzt, an welchem wir das Geburtsfeſt des wahren Gottes Chriſtus, des wahrhaft unbeſiegten, jährlich feiern.“

So ſetzt Aleander gelehrt und ſcharfſinnig ſeine Meinung, wie von den Heiden der Geburtstag des Mithra auf den Geburtstag Chriſti geſetzt wurde, auseinander. In der That können ſo viele durch die Zuſtimmung der heil. Väter bekräftigte Beiſpiele zu glauben rathen, daß der Teufel ſich auch an dies Geheimniß unſerer Erlöſung durch gottloſe Nachäffung gewagt habe. Weil er wußte, wie der h. Auguſtin, von der künftigen Erlöſung durch das Blut, an der weiter oben angeführten Stelle ſagt, daß Chriſtus die Sonne, das Feuer, der Löwe genannt werden würde, ſo bekleidete er den Mithra, ſchon vor Chriſti Ankunft, mit den nämlichen Symbolen, und konnte ſo auch ſeinen Geburtstag eingenommen haben. Nichts deſto weniger ſei es uns erlaubt, einen andern Weg einzuſchlagen, und mit Beſeitigung fremder Konjekturen aus der Sache ſelbſt die Urſache anzugeben, warum die Heiden den Geburtstag der Sonne oder des Mithra am 25 Dezember feierten. Wir gehen ans Werk. — Wenn die Sonne den ganzen Thierkreis die Jahreszeiten hindurch durchlaufen hat, und an das Aeuſſerſte des

winterlichen Wendekreiſes gekommen iſt, ſo kehrt ſie, wie aus der Tiefe emportauchend, in die Höhe zurück, und ſcheint, indem ſie einen neuen Lauf beginnt, gleichſam wiedergeboren zu werden. Der Kaiſer Julianus, eben dieſes feſtlichen Tages des Mithra erwähnend, gab keinen andern Grund an. „Denn um dieſe Zeit“ ſagt er in der vierten Rede gegen das Ende zu, „verläßt die herrſchende Sonne die äuſſerſte ſüdliche Grenze und kehrt wieder zu uns zurück, und indem ſie ihren Lauf gegen den Steinbock, gleichſam ihr Ziel, wendet, wandelt ſie von Süden nach Norden, um uns die Güter des Jahres zu ſpenden.“ Denn die Alten dichteten, daß die Sonne, indem ſie ihre jährliche Laufbahn zurücklegt, auch verſchiedene Alterswechſel durchwandle, und ſagten, wenn ſie dieſelbe vollendet habe, ſei ſie, wie nach vollbrachtem Lebenslauf, zum Greiſenalter herabgeſunken. So beſchreibt ſie Capella, wie ſie in die Verſammlung der Götter kommt, im erſten Buch de nuptiis Philologiae, pag. 20. „Gleich wie ſie hereintrat, hatte ſie das Antlitz eines blühenden Knaben, mitten im Eingang eines rüſtigen Jünglings, am Ende eines hinfälligen Greiſes.“ Da alſo die ſinkende Sonne im äuſſerſten Greiſenalter, wenn ſie ihren Lauf wieder beginnt, gleichſam in ein neues Leben hervorgeht, ſo darf man ſich nicht wundern, daß man glaubte, ſie werde wiedergeboren, und daß jener Tag ihr Geburtstag genannt wurde. Denn dann ſcheint ſie in der That klein und unmündig, wie die Aegypter ſie aus dem Heiligthum hervorbringen, ſagt Macrobius, im 1 B. der Saturnalien, Kap. 18, der auch unſern Gegenſtand, Kap. 21, noch weiter berührt. Wenn, ſagt er, die Sonne an den kürzeſten Tagskreis gekommen iſt, welchen die Alten die Winter-Sonnenwende nannten, den Beinamen brama von der

Kürze der Tage ſchöpfend, ſo taucht ſie aus dieſem Winkel oder dieſer Enge wieder hervor, und wendet ſich, wie neugeboren, zur Sommer-Hemiſphäre. — Da nun der kürzeſte Tag oder die Sonnenwende nach der Anordnung des Julius Cäſar auf den 25 Dezember geſetzt war, obgleich er eigentlich acht Tage früher fiel (denn die Alten glaubten, daß der Wechſel der Zeiten im achten Theil der Himmels-Zeichen geſchehe, wie Petavius am weiter oben angeführten Orte und de doctr. temp., B. 4, Kap. 27, bemerkt), ſo glaubte man, an jenem Tage werde die Sonne gleichſam geboren, feierte ihn als ihren Geburtstag und verherrlichte ihn durch angeſtellte Spiele. Aus derſelben Urſache nannten ſie jenen Tag der Sonnenwende (den 25 Dezember) die neue Sonne, weil an dieſem Tage die Sonne gleichſam erneuert und neu geboren ſei. Von Schriftſtellern erwähnen wir den Cenſorinus, vom Geburtstag, Kap. 21, am Ende, wo er ſagt, „das Jahr fange an mit der neuen Sonne, das iſt, mit dem kürzeſten Tage, nach Andern mit der Sommer-Sonnenwende“, und den Servius, der zum ſiebenten Buch der Aeneide, Vers 720: Vel cum Sole novo, dieſes ſchreibt: „obgleich der Dichter dies vom Anfang des Sommers verſteht, ſo iſt doch die neue Sonne eigentlich am 25 Dezember. Aber Corippus, den ich oben erwähnte, weiſet nicht nur auf die neue Sonne hin, ſondern auch auf die Circenſiſchen Spiele, die in unſerm Kalender auf dieſen Tag geſetzt ſind. Er ſingt nämlich ſo: „Der neuen Sonne zu Ehren hielten die alten Väter die fröhlichen Spiele des Cirkus, welche glaubten, es ſeien vier Pferde der Sonne“ u. ſ. w. Der heil. Ambroſius, am Anfange der zehnten Rede von der Geburt des Herrn (oder wer der Verfaſſer ſein mag; denn die Benediktiner-Mönche glauben, ſie werde

ihm mit Unrecht beigelegt, und haben ſie deshalb am Ende des zweiten Bandes beigefügt, wo ſie die ſechste iſt), ſagt: „Gewiſſermaßen mit Recht nennt das Volk den heiligen Tag der Geburt des Herrn die neue Sonne, und bekräftigt dies durch ſolches Anſehen, daß auch Juden und Heiden in dieſem Wort übereinkommen; — welches wir gerne annehmen, weil durch die Geburt des Erlöſers nicht nur das Heil des menſchlichen Geſchlechts, ſondern auch die Klarheit der Sonne ſelbſt erneuert wird.“ Die Heiden nämlich kamen in dieſem Wort überein, nicht um das Geheimniß der Geburt Chriſti nachzuahmen, ſondern weil an dieſem Tage die Sonne ſich zu erneuern und gleichſam wiedergeboren zu werden ſchien; daher feierten ſie, nach dem eingeführten Götzenglauben, ihren Geburtstag durch den prachtvollen Pomp Circenſiſcher Spiele. Daher tadelt auch Leo der Große an den Chriſten ſeines Zeitalters, die aus der Sitte der Heiden übernommene Benennung, mit der ausdrücklichen Namens-Bezeichnung des Geburtstages der Sonne, in der zweiten Rede von der Geburt des Herrn: „Den ſchwächern Seelen zum Anſtoß durch die ſchädliche Ueberredung einiger, denen dieſer unſer Feſttag nicht ſo faſt wegen der Geburt Chriſti, als wegen des Aufgangs der neuen Sonne (NOVI SOLIS ORTV), wie ſie ſagen, ehrwürdig iſt.“ Sogleich zeigt er auch den Urſprung dieſer ſinnloſen Verehrung: „Denn ſie laſſen ſich noch durch die unſinnigen Irrthümer des Heidenthums hinreiſſen.“ Eben darauf zielte auch der Verfaſſer der Homilie zum heil. Lukas, von der Geburt des Johannes des Täufers, hin, welche, wenn gleich die Gelehrten ſie dem Johannes Chryſoſtomus abſprechen, doch offenbar ſehr alt iſt; wie dies Cave, de scriptor. Ecclesiast., pag. 186, geſteht. Seine Worte ſind dieſe (Theil 2,

der Werke des Chryſoſtomus in der lateiniſchen Ausgabe, Venedig, 1583, Seite 432, denn in der griechiſchen findet ſie ſich nicht): „Aber ſie nennen ihn auch den Geburtstag des Unbeſiegten (INVICTI NATALEM). Wer aber iſt ſo unbeſiegt als unſer Herr, der den Tod ſich unterwarf und beſiegte? Oder weil ſie ihn den Geburtstag der Sonne nennen: er iſt die Sonne der Gerechtigkeit, von welcher der Prophet Malachias (Kap. 4) ſagt: es wird euch, den Fürchtenden, die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen, und Geneſung iſt in ihren Schwingen.“ Durch dieſes vorzügliche Zeugniß erfahren wir nicht nur wieder, daß die Heiden dieſen Tag für den Geburtstag der Sonne hielten; ſondern auch, daß der zu dieſem Tage im Kalender bemerkte Unbeſiegte Niemand anders, als die Sonne ſei. Weil alſo der 25 Dezember die neue Sonne war und von den Alten geglaubt wurde, daß ſie gewiſſermaßen neu geboren werde, ſo wurde der Geburtstag des Unbeſiegten, der die Sonne oder Mithra iſt, an dieſem Tage unter dieſer Benennung gefeiert. Man darf keinen andern Grund ſuchen.

Doch hat P. Harduinus, im Antirrheticum, von den alten Münzen, Seite 65, ſich zu einer andern Meinung gewendet; um dieſe zu befeſtigen, verſuchte er, den Geburtstag unſers Herrn Chriſti, der durch beſtändige Ueberlieferung beſtimmt iſt, aus ſeiner Stelle zu rücken. Denn, ſagt er, da in den erſten Zeiten den Chriſten der Tag, an dem Chriſtus geboren wurde, unbekannt war, ſo wurde er weislich auf den 25 Dezember geſetzt, in der Abſicht, daß, weil dieſer Tag von den Heiden der Geburt der Sonne geweiht war, nach Veränderung der Religion er dem Geburts-Feſt unſers Herrn Jeſus Chriſtus eingeräumt würde. Er hatte voraus

erwähnt, daß der Geburtstag Chriſti eher in den Monat September gefallen ſei, da für dieſen beſſer als für den Dezember die Wachen der Hirten bei ihrer Heerde, welche Lukas erwähnt, ſich ſchicken. Daß vor dem Zeitalter des D. Chryſoſtomus der Geburtstag des Herrn unbekannt geweſen ſei, und erſt zu ſeiner Zeit die Sitte, den 25 Dezember zu feiern, zu den Orientalen übergegangen ſei, erweiſet er aus einem Zeugniß des Chryſoſtomus ſelbſt, in der einunddreißigſten Homilie, Bd. 4, von der Geburt Chriſti. Sodann führt er die Worte unſers Kalenders an, von denen er richtig ſagt, ſie ſeien von dem Geburtstag des unbeſiegten Mithra, der Sonne, zu verſtehen, und endlich ſchließt er: „Auf dieſen Tag alſo wurde zu Rom zuerſt der Geburtstag Chriſti geſetzt: damit, während die Heiden ihren profanen Gebräuchen oblagen, die Chriſten ungeſtört ihre heiligen Gebräuche feiern könnten.“ *) P. Harduin hat in der That ganz den entgegengeſetzten Weg von Aleander eingeſchlagen. Dieſer glaubt, Mithra habe ſich den Geburtstag Chriſti angemaßt: jener vermuthet, Chriſtus habe mit Mithra Gemeinſchaft der Feier eingegangen. Für beide wäre hinreichend, was wir bei der Erklärung der wahren Urſache der Geburtsfeier des Mithra angegeben haben. Weil aber Harduinus auf falſchem und unrichtigem Wege ſich des Mithra an-

*) Die drei Magier aus dem Morgenlande, welche der Stern zu dem neugebornen König der Juden führte, ſind auf den Epitaphien und Monumenten in den Katakomben Roms durchaus in ihrer Kleidung dem Mithra unſerer Denkmäler ganz ähnlich: ſie haben die perſiſche Mütze und alles im Anzuge genau wie Mithra. Siehe *Roma subterranea* etc. Tom. I, pag. 327, 617, 295, 587. Tom. II, pag. 117.

nimmt, ſo ſehen wir uns gezwungen, Einiges zu ſeiner Widerlegung anzuführen.

In der That war vor Alters nicht eine Meinung von dem wahren Geburtstag des Herrn in der orientaliſchen Kirche. In Aegypten wurde er nach der herrſchendern Meinung am 6 Januar, dem Tage der Erſcheinung, gefeiert; wie unter Andern Epiphanius, von der Ketzerei, 51, Nr. 24, bezeugt. Einige wählten, nach dem Clemens Alexandrinus, B. 1, strom., den 24 oder 25 Pharmuthi, das iſt, den 19 oder 20 April; und Clemens ſelbſt war gänzlich für den November geſtimmt. Aber die meiſten der neuen Sektirer, unter denen wir mit Bedauern den Harduin ſehen, ziehen den September vor, wie Calviſius, Kap. 48, Iſagoges, Scaliger, in den Anmerkungen nach ſeinem Werk de emendat. temp., auf der letzten Seite, obwohl er ſpäter den Anfang des Oktobers annahm, im Canon Iſagog., und Andere. Wir wollen nicht die einzelnen Meinungen zur ktitiſchen Unterſuchung vornehmen; dies haben ſchon gelehrte Männer gethan. Doch wollen wir verſuchen, zu beweiſen, daß nach dem beſtändigen und von den Apoſteln überlieferten Gebrauch der Geburtstag Chriſti in der römiſchen Kirche immer im Dezember gefeiert wurde; auch wollen wir dem Harduin, der für den September ſtreitet, Einiges entgegenſetzen, um zu bezeigen, es ſei falſch, daß in derſelben römiſchen Kirche der Geburtstag des Herrn dunkel und ungewiß geweſen, und deswegen auf den 25 Dezember verlegt worden ſei, weil die Heiden an dieſem Tage den Geburtstag des Mithra feierten. Vor allem hätte der gelehrte Verfaſſer, gemäß ſeiner Erfahrenheit in der Alterthumsforſchung, die ihm, wie ſo viele von ihm herausgegebene Schriften beweiſen, eigen iſt,

uns belehren ſollen, es ſei die Geburtsfeier des Herrn zu Rom einmal auſſer dem Dezember gefeiert worden, mit Angabe des Tags und Monats; denn alsdann würden wir aus einem wichtigen Grund eine Religionsveränderung zugeſtehen, und vielleicht aus demſelben, den er angegeben hat. Aber nirgends, wenn wir uns nicht täuſchen, hat einer der Alten dies in ſeinen Schriften bemerkt, und wenn die lateiniſchen Väter der Geburt Chriſti erwähnen, verlegen ſie dieſelbe immer auf den Dezember. Der h. Auguſtin, im Pſalm 132, und von der Dreieinigkeit, B. 4, K. 5, bezeugt, es ſei von den Voreltern überliefert worden, daß Chriſtus am 25 Dez. geboren wurde. Indem der h. Vater dieſe Worte gebraucht, ſo geſchieht dies mit Rückſicht auf die apoſtoliſchen Zeiten, wie man im 118 Brief an den Januarius ſehen kann. Evodus, der Nachfolger des h. Petrus auf dem Lehrſtuhle zu Antiochia, ſagt, die Jungfrau habe am fünfundzwanzigſten des Monats Dezember geboren, nach dem Zeugniß des Nizephorus, der ſeine Rede, betitelt „das Licht“, öfters anführt (Buch 2 der Geſchichte, Kap. 3). Wir übergehen den ſehr alten Verfaſſer der apoſtoliſchen Verordnungen, wer er auch geweſen ſein mag, B. 5, K. 13; den Ambroſius, Rede 8, 10 und 12; den Prudentius, Hymnus 11, Cathemer. und mehrere Andere, um von dem einzigen Chryſoſtomus, den Harduin benutzt oder mißbraucht, dieſe Sache, ich möchte beinahe ſagen der Religion, als beſtätigt anzuführen. In der That war vor dem Zeitalter des Chryſoſtomus bei den Orientalen der wahre Geburtstag Chriſti im Dunkeln. Denn in der erwähnten Rede 31, die in der Pariſer Ausgabe des Fronto Ducäus, im Jahr 1636, welche wir benutzen, im 5 Theil,

S. 417, ſteht, zeigt der h. Lehrer hinlänglich an, es ſeien noch nicht zehn Jahre verfloſſen, ſeitdem dieſer Tag in den dortigen Gegenden bekannt worden war. Wenn wir aber von der occidentaliſchen, nämlich römiſchen Kirche, von der die Rede iſt, ſprechen wollen, ſo brauchen wir keinen wichtigern Zeugen, als eben dieſen Chryſoſtomus, zu ſuchen. Denn in derſelben Rede, in welcher er die von der römiſchen Kirche in ſeine Antiocheniſche übertragene Sitte vertheidigt, ſagt er, dieſer Tag der Geburt des Herrn ſei bekannt geweſen von Anfang Jenen, die im Occident wohnen; und bald nachher: „Schon von Anfang an war er den von Thrazien bis nach Cadix Wohnenden bekannt und feierlich.“ Dies betrachte Harduinus, welcher ſagte, in den erſten Zeiten ſei in der römiſchen Kirche der wahre Geburtstag Chriſti unbekannt geweſen. Chryſoſtomus fährt fort zu zeigen, daß dieſer Tag aus den Schriften (Urkunden) vom Cenſus (de censu) gezogen worden, und daß dieſe alte Ueberlieferung vom Anfang der Kirche bis auf ſeine Zeit ſich fortgepflanzt habe. Er ſagt: „Aus dieſem erhellt, daß er zur Zeit der erſten Beſchreibung geboren wurde. Wer die alten hiſtoriſchen Codices, die zu Rom öffentlich aufbewahrt werden, einſehen will, der wird auch ſehr leicht die Zeit dieſer Beſchreibung genau erfahren können. Was hilft das uns, möchte übrigens Einer ſagen, die wir nicht dort ſind, noch jemals dort waren? Höre und glaube, da wir von Jenen, die genaue Kenntniß dieſer Sache haben, und die jene Stadt bewohnen, dieſen Tag erhielten. Denn diejenigen, welche dort leben, feierten ihn nach der alten Ueberlieferung (ANTIQUA TRADITIONE) viel früher, und haben die Kenntniß deſſelben uns zugeſendet.“ Von dem Cenſus (de censu) oder der

Beſchreibung, deren hier Chryſoſtomus erwähnt, ſteht eine froſtige Bemerkung des Calviſius bei der vorausgeſchickten Stelle; nämlich, die Winterszeit ſchicke ſich nicht zur Vollziehung dieſes Cenſus, ohne daß die Hausväter mit ihren Frauen und Kindern eine langwierige Reiſe an den beſtimmten Ort zu machen gezwungen wurden. Man ſollte alſo dem öffentlichen Nutzen und dem Befehl des Kaiſers die Privatbequemlichkeit der Juden vorziehen. Und wie groß war denn die Beſchwerde des Weges, da der Himmel in jenen Gegenden auch zur Winterszeit ſehr mild iſt; oder wie lang die Reiſe, da Jeder in ſeine Stadt reiſete, wie der Text des Evangeliums ſagt, wozu es gewiß nur einer kurzen Reiſe bedurfte, da die Städte in Judäa nicht ſehr von einander entfernt ſind? Daß die Codices des Cenſus oder der Beſchreibung, aus welchen nach der Angabe des Chryſoſtomus der wahre Geburtstag des Herrn entnommen wurde, in Rom exiſtirt haben, bezeugt Juſtinus, der ſehr alte Schriftſteller unter Antoninus Pius, der die Sache zuverläſſig wiſſen konnte, und, wäre ſie falſch geweſen, wohl nicht in der Apologie, die er dieſem Kaiſer übergab, ſie vorzubringen gewagt hätte. Denn in der zweiten, S. 75, wo er von der Geburt Chriſti in Bethlehem ſpricht, fügt er hinzu: „Wie ihr auch aus den Beſchreibungen des gehaltenen Cenſus, die unter dem Quirinus, euerm erſten Statthalter in Judäa, verfertigt wurden, ſehen könnt.“ Und Tertullian, der etwas ſpäter als Juſtinus lebte, ſagt im vierten Buch gegen den Marcio, Kap. 7, wo er von dieſem Cenſus des Auguſtus ſpricht: „Den die römiſchen Archive als den getreuſten Zeugen der Geburt des Herrn aufbewahren.“ Von dieſen ſehr getreuen

Zeugen lernte die römiſche Kirche, wie Chryſoſtomus ſagte, den wahren Tag der Geburt Chriſti.*)

Wir verweilen nicht bei dem Johannes Nicänus, der in dem Brief an den Zacharias Catholicus der Armenier (bekannt gemacht von Combefiſius, Thl. 2 des Auctariums der h. Väter, S. 310) erzählt, der römiſche Papſt Julius habe aus den Büchern der Juden erfahren, daß der Geburtstag Chriſti auf den 25 Dez. fiel, und ſeit jener Zeit, ſagt er, fing die römiſche Kirche an, dieſen Tag mit hoher Freude zu feiern, und überlieferte dieſe Feier auch den übrigen Kirchen. Dieſe Erzählung iſt ſicher falſch, und das gewichtige Zeugniß des Chryſoſtomus, von welchem wir vernahmen, daß dieſer Gebrauch von Anbeginn der Kirche zu Rom eingeführt war, wirft ſie als nichtig zu Boden. Auch iſt anderſeits die Aechtheit dieſes Briefes den Gelehrten ſehr verdächtig, wie Coterius in den Anmerkungen zum fünften Buch der apoſtoliſchen Verordnungen, Kap. 13, S. 234, bemerkt, wo er ein Fragment aus demſelben anführt. **) Aber nicht nur zu Antiochia, wo Chryſoſtomus dieſe Rede hielt, obſchon einige irrig glauben, es ſei dies zu Konſtantinopel geſchehn, wurde damals die Geburtsfeier am 25 Dez. gehalten, ſondern auch in andern Kirchen des Orients. — Cl. Zacagnius, in dem früher belobten Werke, bringt vierzehn Briefe des h. Gregorius, Biſchofs von Nyſſa, vor, von denen der erſte, S. 354, gleich anfangs dieſe Stelle hat: „Wenn die Sonne in ihrem Lauf wieder

*) ROMA SUBTERRANEA, Tom. II, pag. 516. I, p. 84, 13, 103.

**) Dr. *Wernsdorf*, de Originibus Solemnium Natalis Christi ex festivitate Natalis Invicti. 1757. — Leipziger Gelehrten-Zeitung, vom Jahr 1758.

in die höhern Regionen des Himmels tritt, und zur Winterszeit das Maaß des Tages verlängert, feiern wir die Erſcheinung des wahren Lichtes, das dem Menſchengeſchlechte im Fleiſche glänzte, mit hoher Feſtlichkeit.“ Und kurz darauf: „Wie erſcheint uns, wenn die Nacht zu ihrer äuſſerſten Länge vorgerückt, wenn kein Zuwachs mehr möglich iſt, der im Fleiſche, welcher Alles umfaßt u. ſ. w.“ Es ſieht wohl Jedermann ein, daß durch dieſe Worte die Zeit der Winter-Sonnenwende angedeutet werde: denn nur dann kann zu der Nacht, die ihre äuſſerſte Länge erreicht hat, kein Zuwachs mehr geſchehn; auch kann kein Zweifel ſein, daß Gregorius von der Erſcheinung, nicht von der Geburt, die an einem verſchiedenen Tag und zwar an dem der Sonnenwende ſelbſt gefeiert wurde, ſpreche. Nämlich auch in andern Kirchen des Orients, anders als in Aegypten, wurden jene Feſtlichkeiten an verſchiedenen Tagen gehalten, wie der gelehrte Mann in der Vorrede, S. 40, bezeugt.

Wir verlaſſen den P. Harduinus noch nicht, welcher, um den Geburtstag Chriſti aus ſeiner Stelle zu rücken, ſagt: „Viel beſſer ſchicken ſich auf den September die Wachen der Hirten bei ihren Heerden, welche der Evangeliſt Lukas, Kap. 2, Vers 8, erwähnt, als auf den Dezember, in welchem wegen des Winters jene Hütung auf dem Felde nicht unter freiem Himmel geſchah. Denn Shaab, fol. 45, 2, und Bezah, fol. 41, 1, (heißt es): Dieſe ſind die Thiere der Wüſte, nämlich diejenigen, welche um die Oſterzeit auf die Weide herausgehen, und auf den Feldern weiden, und nach Hauſe kehren beim erſten Regen. Nedarim, fol. 63, 1, Taanith, fol. 6, 1. (heißt es): Welcher iſt der erſte Regen? Er fängt an am dritten des Monats Marchesvan. Ein Theil dieſes Monats fällt in unſern Oktober, der andere in den November.“

Dieſe grundloſe Beweisführung, welche von den Sektirern ſo oft aufgewärmt wurde, wollen wir durch keine andere Waffe entkräften, als durch die, welche Einige von den Heterodoxen ſelbſt vorlängſt gegen ſie gebraucht haben. Caſaubonus, exercitat. in Baron. 2, num. 14, ſagt, es ſei nicht unwahrſcheinlich, daß die Hirten in Judäa, vorzüglich in den mittägigen Gegenden, des Nachts unter freiem Himmel geblieben; denn auch in England, welches ein ſehr kaltes Land iſt, übernachten wenigſtens die Rinder das ganze Jahr auf dem Felde, und kommen weder der Kälte, noch des Regens oder der Winde wegen je unter ein Dach. Er fügt das Epiphonema hinzu: „Daher iſt die alte Ueberlieferung der Kirche, welche die Geburtsfeier am 25 Dezember erneuert, nicht leichthin zu verwerfen.“ — Wilhelm Langius, de annis Christi, im zweiten Theil, Buch 2, Kap. 2, ſchreibt, dieſer Grund des Scaliger (auch des Harduin) ſei ganz ohne Werth, und fügt hinzu: „In meinem Dänemark ſind die Schafe den ganzen Winter auf dem Felde, auſſer wenn die Erde ſo mit Schnee bedeckt iſt, daß ſie auſſer ihren Höfen kein Futter finden können. Aber wie verhält ſich Judäa gegen mein Vaterland, das im kalten Norden liegt? Es iſt alſo ſicher und erwieſen, daß der Geburtstag Chriſti auf den 25 Dezember falle.“ Wir fügen noch den Voſſius, de tempore nat. Christi, Theil 2, im letzten Kapitel, und den Richardus Montacutius, vom Beginn der Kirche, Thl. 1, S. 47, bei, wo er ſagt, ſehr lächerlich ſei, was Scaliger und Aehnliche faſelnd geſchrieben hätten. Als ob Jakob von ſich, als er das Hirtenleben bei Laban führte, nicht geſagt hätte: „Tag und Nacht wurde ich von Hitze und Froſt verbrannt, und der Schlaf floh meine Augen.“ Geneſis, Kap. 31, 40. Er bezeugt ferner, daß in ſeinem England unter dem

kalten, regneriſchen ſchneeigen Himmel die Heerden Tag und Nacht, auch die zarten Lämmer, im Monat Dezember ſich aufhalten. Man ſehe denſelben nach im Apparatus 11 ad Origin. Eccles., wo er für die Meinung der Geburt Chriſti am 25 Dezember weitläufiger ſtreitet. *)

Wir würden jetzt die Sache beruhen laſſen, wenn nicht jene Zeugniſſe des Talmud, welche Harduin mit Verſchweigung des Namens aus dem Lightfoot in den hebräiſchen Horen zum Evangelium des Lukas, Kap. 2, Vers 8, ſeiner Werke im 2 Theil, S. 496, abgeſchrieben hat, uns wieder aufforderten. In der That kehrten die Thiere der Einöde — welches Wort eine Landgegend bedeutet, wo nicht der Acker des Einen von dem des Andern geſchieden iſt, wie es auch der engliſche Verfaſſer in der Decas Corograph. zum Evangelium des Markus, Kap. 2, S. 40, 1, erklärt — die Thiere der Einöde kehrten beim erſten Regen, mit Anbruch des Winters, nach Hauſe zurück; aber wer ſteht dafür, daß ſie, wenn ſie nach Hauſe gekommen waren, das heißt, an den Ort, wo die Hirten wohnten, nicht unter freiem Himmel blieben? Wirklich ſehen wir an den von Caſaubonus und Langius angegebenen Orten, und häufig hier im römiſchen Gebiete, die Heerden den ganzen Winter in ihren Pferchen auf freiem Felde zubringen. Wenn wir auch ſagen wollten, die Hirten hätten unter einem Dach gewohnt, ſo brachten ſie doch, wenigſtens abwechſelnd, was man nach militäriſcher Weiſe Wache halten heißt, die Nacht im Freien oder

*) Joh. Lorenz von Mosheim Kirchengeſchichte. Heilbronn und Rothenburg, in der Eckebrechtiſchen Buchhandlung, 1770. 1 B., S. 27, 57. — Jo. Meursius, de myſteriis Eleusiniis. — David Clarckson, Discours sur les Liturgies, §. 4., p. 36. — Warburtons erwieſene göttliche Geſandtſchaft Moſis. T. I, L. 2, Sect. 4. Ueb.

unter einem leichten Zelte, ſo daß ſie den ſie umſtrahlenden Glanz ſehen und die Stimmen der Engel hören konnten, ſchlaflos zu, um ihre Heerden vor Dieben, Wölfen und andern ſchädlichen Thieren zu ſichern. — Aber Lightfoot und nach ihm Harduin haben das Wort „nach Hauſe“ willkührlich in den Text des Talmud aufgenommen. Denn als wir den Johannes Paſtricius, Lektor der Polemik von der Fortpflanzung des Glaubens am Urbaniſchen Kollegium, einen der griechiſchen und orientaliſchen Sprachen ausnehmend kundigen Mann, befragten, ſo erklärte uns der eben ſo zuvorkommende als gelehrte Mann in einer brieflich übermachten Diſſertation nicht nur jene Stellen des Talmud weitläufiger, ſondern er trug noch mehreres von den hebräiſchen Gebräuchen, was zu meinem Gegenſtand paßte, gelehrt zuſammen. — Wir wollen nur weniges kurz anführen, was die Sache näher betrifft. Zuerſt alſo erklärt er den Text Skiabbath, oder vom Sabbat, S. 45, 2, im (Buch) Ghemara ſo: „Dieſe ſind die Thiere der Wüſte, welche an Oſtern hinaus- und beim erſten Regen hineingehen.“ Der andere Text Beza, d. h. das Schaf, mit welchem Wort der Traktat anfängt, lautet ſo: „Die Thiere der Wüſte ſind die, die auf dem Felde übernachten.“ Dazu kommt Ghemara, wo die Rabbiner zur Erklärung dieſes Textes ſchreiben: Die Thiere der Wüſte ſind die, welche an Oſtern hinausgehen, und auf den Wieſen weiden, und bei Rebinga, dem erſten Regen, hineingehen.“ Nirgends wird man hier finden, die Thiere ſeien ins Haus gegangen. Lightfoot konnte getäuſcht werden oder täuſchen, indem er das Wort Baitoth, d. i. Hausthiere, welches die folgende Zeile beginnt, nahm, und indem er es an das letzte Wort, das den vorhergehenden Satz ſchließt, anfügte, konnte er ihm die Bedeutung Haus gegeben

haben. Denn in jenen Texten iſt ein Unterſchied zwiſchen den Thieren der Wüſte und den Hausthieren. Jene übernachten auſſer der Schwelle, und kommen bei Rebinga, d. i. beim erſten Regen, wie es im erſten Verſe heißt. Auf welchen ſogleich der zweite folgt: „Alle Baitoth, nämlich Hausthiere, gehen hinaus und weiden auſſer der Schwelle, kommen aber und übernachten inner der Schwelle. Die Schwelle war die Grenze des Sabbaths von 2000 Schuhen, über welche am Sabbath hinaus zu gehen nicht erlaubt war. Wenn alſo die Thiere der Wüſte zurückkehren, ſo gehen ſie nicht ins Haus, ſondern an den Ort, von dem ſie an Oſtern ausgegangen waren. Dieſer war aber keine Wohnung, ſondern auf dem Felde im Freien. Denn im erſten Text des Talmud Skiabbath wird dieſes beigefügt: „Die Thiere der Wüſte gehen in keinen bewohnbaren Ort, weder in den Tagen der Hitze noch in den Tagen des Regens“, nämlich im Winter. Daher dürfen wir ſehr wohl annehmen, daß das Vieh, welches die Hirten in der Nacht der Geburt des Herrn bewachten, Vieh der Wüſte war, und beſtändig unter freiem Himmel blieb, auch im Dezember und zur Winterszeit, in welcher es, wie nach den von den Gegnern vorgebrachten Zeugniſſen des Talmud ſelbſt gewiß iſt, keinen bewohnbaren Ort betrat. *)

*) Tacitus führt bei Schilderung der Chriſtenverfolgung unter Nero folgende berühmte Stelle an, welche nach Gibbon der zweifelſüchtigſte Kritizismus zu ehren genöthigt iſt. „Sie hatten ihren Namen und Urſprung von Chriſto, der unter Tiberius Regierung von dem Prokurator Pontius Pilatus am Leben geſtraft worden.“ Pilatus Prokuratur fällt in die letzten zehn Jahre des Tiberius, A. D. 27 — 37. Was den beſondern Zeitpunkt von Chriſti Tode anbelangt, ſo ſetzte ihn eine ſehr frühe Tradition auf den 25 März A. D. 29, unter dem Konſulat

Es iſt alſo richtig, daß nicht im September, ſondern am 25 Dezember ſelbſt, Chriſtus der Herr zum Heil der Welt erſchien; daß dieſer Tag vom Anbeginn der Kirche den Gläubigen nicht verborgen war, noch im Dunkeln; endlich daß, wenigſtens in Rom, die religiöſe Feier deſſelben zu keiner Zeit geändert wurde. Daher wird läppiſch geſagt, er ſei von den Chriſten auf den 25 Dezember verlegt worden, damit, weil er bei den Heiden dem Mithra oder der Sonne geweiht wurde, er auch der Feier Jeſu Chriſti, der wahren Sonne, gewidmet würde. Warum ſollten die Chriſten an demſelben Tag, an dem die Heiden ihre gottloſen Bräuche trieben, ihre Sakramente gleichſam durch Verwandtſchaft der Religion, in Verbindung entheiligen, da ſie (die Chriſten) ſo oft durch ein beſtimmtes Geſetz verboten, der h. Oſtertag ſollte nicht am gleichen Tag mit den Hebräern gefeiert werden, aus dem Grunde, ſagt Konſtantin der Große in dem Brief an das Nizäiſche Konzilium, „damit wir nichts mit der Schaar unſerer ärgſten Feinde, der Juden, gemein haben." — Nämlich, fährt der fromme Kaiſer fort, wir haben eine andere Bahn von dem Erlöſer erhalten. Dieſen Brief führt auch Euſebius an, im dritten Buch vom Leben Konſtantins, Kap. 18. Sollte alſo der Tag, den die Chriſten durch Ueberlieferung empfangen haben, auf einen andern verlegt, und Chriſtus gleichſam von ſeiner Stelle gerückt werden, um unter den profanen Schauſpielen eines falſchen Götzen zu weilen? Ich weiß wohl,

der beiden Gemini (Tertullian, adv. Judæos, Kap. 8). Dieſer Datum, den Pagi, Kardinal Norris und le Clerc angenommen haben, ſcheint eben ſo glaublich, als die gemeine Zeitrechnung, die vier Jahre ſpäter geſetzt iſt.

daß Einige annehmen, daß die Chriſten beim Beginnen der Kirche mehrere Gebräuche eingeführt haben, um die abergläubiſchen am nämlichen Tage gehaltenen Zeremonien des Heidenthums zu vertilgen. Dies wurde von den Heterodoxen boshaft verdreht und gab ihnen Anlaß, wider uns zu plappern. Dieſer Gegenſtand würde aber eine lange Unterſuchung fordern, die nicht in der Grenze unſerer Behandlung liegt. Daß einige Gebräuche deshalb eingeführt wurden, wollen wir nicht verneinen; mit den Feſten aber und heiligern Feiern verhält es ſich anders. Beide Theile alſo, die Chriſten und Heiden, hatten ihre eigene Urſache, den Geburtstag Chriſti und des Mithra am nämlichen Tage, nämlich am 25 Dezember, zu feiern. Jene mit Recht, weil an dieſem Tage Chriſtus geboren war; dieſe, weil die Sonne neu hervortrete, und gleichſam geboren würde. Beides hat zu unſerm Zweck vortrefflich zuſammengefaßt der h. Vater Auguſtinus, Rede 190 in der Benediktiner-Ausgabe, Theil 5; anderwärts iſt ſie die einundſechszigſte von den verſchiedenen. „Wir halten“ ſagt er, „dieſen Tag feierlich, nicht wie die Ungläubigen wegen dieſer Sonne, ſondern wegen Jenem, Chriſtus nämlich, der dieſe Sonne erſchaffen hat.“ Dies iſt die Urſache und Weiſe der Geburtsfeier bei beiden: daß die Heiden die materielle Sonne gottlos verehrten, die Gläubigen aber Chriſtum, den Schöpfer der Sonne, auf heilige Weiſe, ſo daß weder Jene ſich Dieſen entgegenſetzten, wie Aleander meinte, noch Dieſe dem Beiſpiel Jener folgten, wie Harduin angegeben hat. *)

*) Wer erinnert ſich bei der Verehrung Mithra's nicht an die Katakomben, an jene künſtlichen Höhlen und unterirdiſchen Grabgewölbe in Aegypten und in Italien, beſonders in Rom, über deren eigentliche Beſtimmung man noch nicht ganz einig iſt. Es wurden in denſelben

Siebentes Kapitel.

Wie weit die Verehrung des Mithra ſich durch die römiſchen Provinzen verbreitete. — Sehr bedeutende Erläuterung des Vopiscus und Erklärung eines alten Steins. — Eine Leſeart des Epiphanius bewährt; eine wirkliche des Ariſtoteles

jene Leichen beigeſetzt, die nicht verbrannt wurden. In der Folge wurden ſie *Zufluchtsorte der Chriſten* gegen ihre Verfolger und von denſelben nicht nur als *Wohnungen*, ſondern auch als *Begräbnißplätze* und zum *Gottesdienſt* gebraucht. Sie wurden ſpäterhin eine unverſiegbare Quelle von Reliquien für die Päpſte, welche ſie an die Kirchen und ſonſt vertheilten. (Voyage dans les Catacombes de Rome, Paris 1810 [Artaud] iſt eines der bedeutendſten Werke darüber.) — Einfalt, Würde und Weisheit war der *urſprüngliche* Glaube der Chriſten. Mit wieviel Aberglauben und Mißbrauch wurde er aber in der Folge vermiſcht! Da *Jeſus* ſeine Jünger unterrichtete, gab er ihnen als *äuſſeres Beizeichen* der Gemeinſchaft und Jüngerſchaft die Taufe und das Abendmahl, weil er den Werth des Sinnlichen zur Erweckung des Gemüths in frommen Empfindungen kannte. — Das *innere Beizeichen* aber, woran man ſie erkennen ſollte, war die *Liebe*. Und wie *Chriſtus* die *Liebe* höher ſtellte, als alles Auſſenweſen, ſo auch *Paulus*, wenn er ſagte: Ich will euch einen köſtlichern Weg zeigen: Strebet nach der Liebe! 1 Kor. 12, 31. Lange waren *Taufe* — welche aber Anfangs nicht in einem bloßen leichten Benetzen mit Waſſer, ſondern in einer wirklichen Waſchung, einem Eintauchen des Einzuweihenden im Waſſer, als Bedeutung der Reinigung, beſtand — und das *Abendmahl* die einzigen Feierlichkeiten der Chriſten, deren Leben einfach, ſchmucklos und unſchuldvoll war. Im Kampfe mit Verfolgungen erſtarkte ihr Glaube und die Kraft ihrer Tugenden. Des *Aeuſſern* war noch wenig, des *Innern* und *Geiſtigen* das Meiſte. Verborgene Betſäle, abgelegene Hütten, ſtille Wälder, *unbeſuchte Höhlen* muß-

an's Licht gebracht, wodurch ein Fehler des Erasmus entdeckt wird. — Was die Metragyrten für eine Menſchengattung waren. — Wann bei den Römern die Myſterien des Mithra zuerſt bekannt und zuletzt abgeſchafft wurden. — Es wird eine Stelle des h. Hieronymus von der Zeit der Präfektur des Gracchus und dem Untergang des Mithra erläutert und

ten noch die Stelle der Tempel vertreten. Aber dieſe Tempel wurden durch große Gelübde ſtandhafter Tugenden, durch inbrünſtige Andacht, durch ſeelenvolle Gebete, durch Thränen der Liebe und Ergebung in Gottes Willen verherrlicht, bis bekehrte Juden Vieles von ihren Feſten und ihrer Gottesverehrung mit in die einfachen Verſammlungen der Urchriſten brachten, bis ſpäter die vom Heidenthum bekehrten Gemeinden einen großen Theil ihrer gottesdienſtlichen Einrichtungen mit den Tugendlehren des Urchriſtenthums vermengten. Und die Reinheit der Lehre trübten dann die Mißbräuche. — Während der erſten Zeiten des Chriſtenthums war das Abendmahl der Verſammlungen in verborgenen Höhlen, in ſtillen Wäldern zum Gedächtniß des Gekreuzigten in wirklichen Gaſtmählern gefeiert, wo die Chriſten, arm und reich, zuſammentraten, mit Vergeſſung alles bürgerlichen Unterſchieds, als Brüder und Schweſtern aßen; und am Ende wurde, wie Jeſus gethan, das Brod gebrochen. — Wo in einer Gemeinde Gemeinſchaft der Güter ſtatt fand, wurden die Unkoſten der Feier der heiligen Gemeinſchaft zu Jeſus Gedächtniß aus dem Gemeingut beſtritten; oder die Reichen pflegten, wo die Gütergemeinſchaft nicht war, das Mahl auszurüſten, und den Aermern mitzutheilen. Die Irrthümer und Täuſchungen des Heidenthums gingen in das Chriſtenthum über; wie weit die Verwirrung um ſich griff, zeigt die Vermiſchung des Mithra-Dienſtes mit den göttlichen Lehren des Heilandes. — Dieſe Beobachtungen würden zu einer eigenen hiſtoriſch-theologiſchen Abhandlung den reichhaltigſten Stoff darbieten. (Stunden der Andacht. Fünfte Ausgabe. Aarau, 1820, bei H. R. Sauerländer. Achter Band, Seite 330.) — *Roma subterranea* novissima in qua post *Anto. Bosium Antesigna-*

mit verſchiedenen chronologiſchen Beobachtungen gegen Gothofredus feſtgeſetzt. — S. Paulinus wird erklärt; wer der Antonius war, dem er ſein letztes Gedicht widmete. —

Wir ſchämen uns, ferner unſere heiligen Gebräuche mit den profanen der Heiden zu vermengen. Wir wollen alſo, unſerm Vorhaben gemäß, von Mithra weiter fortfahren. — In die Stadt Rom, welche, wie Leo der Große (Rede 1 in natal. Apostol.) ſagt, den Irrthümern aller Völker huldigte, war eine Schaar von Göttern aus allen vom ganzen Erdkreis empfangenen Götzendienſten eingedrungen. — Daher ſagt Tertullian, in der Apologie, Kap. 10, witzig: Bei den Römern iſt es erlaubt, was man will, zu verehren, nur nicht den wahren Gott. — Aber die Verehrung vielleicht keiner Gottheit hatte ſich in den ſinnloſen Gemüthern ſo feſt geſetzt, als die des Mithra. Dies bezeugen ſo viele von uns erwähnte Steine, mehrere andere bei Gruterus, die Zeugniſſe der alten Väter und der profanen Schriftſteller. — Meiſtens findet man auf jenen Steinen gemachte oder gelöſete Gelübde, öfters auch für das Wohl der Kaiſer, wie auf dem neunten, S. 1066: „Der Sonne, dem unbeſiegten Mithra, hat M. Aurelius Stertinius für das Wohl des Commodus Antoninus ein Gelübde gethan.“ Einen andern werden wir weiter unten anführen. — Daraus erhellt, daß Mithra unter die erhaltenden Götter gezählt wurde. Daß er auch im Krieg angerufen wurde, lehrt die Inſchrift 3,

num, Io. Sever. congreg. oratorii presbyterum, et celebres alios Scriptores antiqua Christianorum et praecipue Martyrum Coemeteria, Tituli Monimenta, Epitaphia, Inscriptiones, ac nobiliora Sanctorum Sepulchra sex libris distincta illustrantur etc. II Tom. *Romae* MDCLI. Expensis Blasii Diversini, et Zanolii Masotti Bibliopolarum.

S. 34: „Ich Vitius Pius weihe Dir, der unbeſiegten Sonne, einen Altar, daß Du mir, meinen Centurionen und Soldaten günſtig ſein mögeſt.“ — Dieſer Vitius war Legat oder Tribun einer Legion, die in Dalmatien ſtand, und glaubte in derſelben Meinung, der Unbeſiegte herrſche über die Angelegenheiten des Krieges, in der einige Kaiſer Münzen prägten: dem Unbeſiegten, und: der geleitenden Sonne, wie wir früher erwähnten. — Der Kaiſer Julian, der gottloſer Weiſe von Chriſtus, der wahren Sonne, abgefallen war, trieb die Verehrung des Mithra noch unſinniger. Er fleht ihn nämlich an, nicht nur als Helfer in Ausführung der Dinge, ſondern auch, als er nahe daran war, aus dem Leben zu gehen, als günſtigen Führer. — Wir führen die Worte an, mit denen er das Buch oder vielmehr die Satire von den Kaiſern ſchließt: „Dir aber, ſagte Merkurius ſich zu mir wendend, habe ich bewirkt, daß du die Sonne (im Griechiſchen heißt es Mithra, welches der Ueberſetzer unſchicklich verändert hat) als deinen Vater erkenneſt. Gehorche ſeinen Lehren, indem du dir an ihm einen Hafen und Zufluchtsort, ſo lange du unter Lebenden wandelſt, verſchaffſt, und ſtelle, wenn du von hinnen wirſt ſcheiden müſſen, getroſt dir den Gott zum günſtigen Führer auf.“

Von da aus alſo verbreitete ſich die falſche Religion des Mithra weit und breit. — Es wird uns nicht verdrieſſen, einige Gegenden, in denen Denkmäler des Mithra auf ſeine Verehrung hinweiſen, zu durchwandern. Daß unweit Rom Antium dem Mithra ergeben war, zeigt ſchon unſere Tafel hinlänglich; und wir haben früher gezeigt, daß ihm da auch eine Höhle

gebaut war. — Daß zu Ticulum in der Urbevetaniſchen Gegend der Sonne dem unbeſiegten Mithra ein spelaeum geweiht war, lehrt die Gruteriſche Aufſchrift, die wir längſt angegeben haben. Capaccius, an der gleichfalls ſchon bemerkten Stelle, ſagt, daß in Neapel ſolche Monumente vorhanden ſeien, und Gruterus zu Kumar (S. 33, 6. Spelaeum Restitutum D. S. I. M.): „Ein Speläum wiederhergeſtellt worden D. S. I. M.; d. i. dem Gott der Sonne, dem unbeſiegten Mithra.“ — Daß dies in Mailand der Fall war, zeigt der Stein S. 34, 9, und M. Valerius Maximus (den die Mailänder mit dem Albatius, ohne beſtimmte Angabe, für einen ſehr berühmten Schriftſteller halten); den Prieſter des Gottes der Sonne, des unbeſiegten Mithra, ſieht man auf einem andern, S. 313, 4 (Sacerdos D. S. I. M.). Auch nach Gallien verpflanzte Mithra ſeine Religion; denn Lugdunum ſetzte dem unbeſiegten Gott Mithra ein Denkmal, S. 33, 11, und Nemauſum mit derſelben Aufſchrift bei Sponius, Recherches d'Antiquité, dissert. trois., pag. 71.

Schon unter den barbariſchen Völkern hatte die Verehrung des Mithra ſich eingeſchlichen. — Denn Gruterus, S. 34, 3, führt an, es ſei in Dacien ein Marmor geſtanden mit der Inſchrift: Dem unbeſiegten Mithra; ja ſogar auch eine ſymboliſche Tafel, der unſerigen ähnlich, mit der Aufſchrift S. I. M.; nämlich der Sonne, dem unbeſiegten Mithra; auf derſelben Seite Nr. 10. — Wir wenden unſern Weg wieder nach Pannonien, wo bei Petovio Aurelius Juſtinianus den verfallenen Tempel des Gottes der Sonne, des unbeſiegten Mithra, wiederhergeſtellt hat, S. 35, 4. Wir glauben durch die Angabe dieſes Steines jenen Tempel, in dem die Mutter des Aurelian Prieſterin war, und die Vaterſtadt dieſes Kaiſers ſelbſt gefunden

zu haben, welches zu erforſchen Salmaſius ſich ſo ſehr abquälte. Denn zum Vopiscus, im Leben desſelben, Kap. 39, hielt er ihn zuerſt für einen Tempel des Belenus; ſodann, da derſelbe Geſchichtſchreiber, Kap. 5, geſagt hatte, daß dieſem Kaiſer, als er bei den Perſern Geſandter war, von dem Könige eine Schale geſchenkt worden ſei, welcher die Sonne eingegraben war in derſelben Tracht, wie ſie in dem Tempel verehrt wurde, in dem ſeine Mutter Prieſterin war, ſchließt er ſehr richtig, wie wir Kap. 2 erinnerten, daß dieſer Tempel dem Mithra geweiht war, weil bei den Perſern Mithra die Sonne ſelbſt war: die Tracht aber ſei diejenige geweſen, welche die Perſer dem Mithra gaben, nämlich mit dem Löwengeſicht und der Tiara auf dem Kopf. — Es iſt alſo noch übrig, in Pannonien einen Tempel aufzuſuchen, wo Mithra verehrt wurde, wodurch man auch ſicher die Vaterſtadt des Aurelian finden könnte; denn daß er ein Pannonier geweſen, bezeugte derſelbe Vopiscus. — Da alſo nach dieſem Stein gewiß iſt, daß bei Petavio, welches eine Stadt in Pannonien iſt, ein Tempel des Mithra ſtand, ſo war zuverläſſig die Mutter des Aurelian in dieſem Prieſterin, und der Geburtsort des Kaiſers iſt nirgends anders zu ſuchen.

Daß auch in der nächſten Provinz Norikum dem Mithra ein Tempel geweiht war, erfuhren wir vor Kurzem. Denn da dieſes ſchon der Preſſe nahe war, überſchickte uns R. P. Antonius Morettus, ein Utinenſer, von der Steiermärkiſchen Geſellſchaft Jeſu, einige Inſchriften, die man bei Klagenfurth in Kärnthen im Bezirk Solfeld fand, wo einſt die Stadt Solva im mittlern Norikum lag, die bei Plinius, B. 3, Kap. 34, Flavium Solvense heißt. Die eine

derſelben, die unſern Gegenſtand angeht, ſetzen wir hieher.

PRO . SALVTE . AVG . IN . HONOREM . DD . SOLI . INVICTO . MYTHR . HILARVS . AVG . LIB . TAB . PR . N . ET . EPICETVS . ARK . AVG . N . TEM . VETVSTATE . CONL . SVMPTV . SVO . CVM . PICTVRA . REFE . IMP . D . N . GORDIANO . AVG . ET . AVIOLA . C . ROM . D . N . LICIN . MARCELLO . PAT . D . VIII . K . IVLIAS.

Dieſe beiden Römer ſtellten für das Wohl des Kaiſers Gordian III, zur Ehre der Götter (ſo erklären wir das wiederholte D, oder, wenn man lieber will, zur Ehre des göttlichen Hauſes, wie man ausdrücklich lieſet bei Gruterus 163, 4, und 92, 1, des Hauſes nämlich und der Familie des Kaiſers Gordianus ſelbſt), der Sonne, dem unbeſiegten Mithra, den durch hohes Alter zuſammengeſtürzten Tempel ſammt der Malerei auf ihre Koſten wieder her, am 24 Juni, unter dem Konſulat des Gordianus Auguſtus und Aviola; nämlich im Jahr 239 der chriſtlichen Zeitrechnung. — Die Worte C. ROM. erklären wir mit „Römiſche Konſuln“; welche allerdings ungewöhnliche Benennung vielleicht deswegen gebraucht wurde, weil eine Magiſtratswürde mit gleicher Benennung auch in der Solvenſiſchen Kolonie war. Denn daß auch in einigen Kolonien und Munizipalſtädten Konſuln gewählt wurden, wiſſen wir aus mehr als einem Beiſpiele. — Daß wir durchaus nicht wiſſen, was die einzelnen Buchſtaben D. N. vor LICINIO MARCELLO, und das folgende PAT. bedeuten, geſtehen wir, wenn wir es nicht für einen Fehler des Steinhauers oder Abſchreibers halten wollen. — Hilarius wird der Tabularius der Provinz Norikum genannt, weil er die Rechnungen über die Abgaben jener Provinz beſorgte. — Gleiche Karaktere ſieht man auf einem Stein bei Gruterus, S. 63, 10. Tab. P. II. C., d. i.

Tabularius der Provinz des dieſſeitigen Spaniens. — Epicetus war als Arkarius über den Empfang der Einkünfte des Kaiſers, die in die Chatoulle oder Privatkaſſe des Kaiſers floſſen, geſetzt. Beiſpiele von Arkarius, was meiſtens mit k geſchrieben wird, findet man im Gruteriſchen Index, Kap. 7. Sehr häufige Erwähnung beider Aemter geſchieht auch in den juridiſchen Büchern. — Daß man gewöhnlich ſchon vor Erbauung Roms die Wände und Plafonds der Tempel mit Malereien zierte, gibt Plinius an, B. 35, Kap. 3. In demſelben Buch, Kap. 10, ſchreibt er, Cornelius Primus und Actius Primus hätten dem Veſpaſian, der die Tempel der Honor und Virtus wieder herſtellte, dieſelben ausgemalt; und M. Ludius habe den Tempel der Juno zu Ardea mit erhabenen Gemälden geziert. Im Solvenſiſchen Tempel des Mithra lieſſen Hilarius und Epicetus die beſchädigte Malerei wieder herſtellen. Wir glauben, das dieſe dieſelben Zeichen und Symbole dargeſtellt habe, wie man ſie auf unſern marmornen Tafeln ſieht. — In Aegypten, wo ein Zuſammenfluß aller Götter ſtatt fand, iſt die Verehrung des Mithra nicht zu bezweifeln: und die Zeugniſſe des Sokrates und Sozomenos, die wir anführten, thun dar, daß die Perſer die Lehrer und Stifter dieſer Religion waren. — Von der Inſel Kreta läßt uns Dionyſius Petavius zweifeln, obſchon Epiphanius, von der Ketzerei, 42, ausdrücklich ſchreibt, Epimenides ſei der Prieſter eines gewiſſen Götzen Mithra bei den Kretenſern geweſen. — Der ſehr gelehrte Mann läßt ſich in den Anmerkungen zu dieſer Stelle des Epiphanius, S. 81, durch den Grund beſtimmen, weil er dies bei einem Andern geleſen zu haben ſich nicht erinnere. — Barthius, in den Anmerkungen zum Statius,

S. 247, ſchwört auf die Worte des Petavius, „der Alles geleſen habe“, und glaubt mit Verwerfung des Wortes *Mythra*, es ſei entweder aus Myſta verdorben, oder ganz eingeſchaltet. — Wir wagen es nicht, Männer von ſo großem Ruf der Gelehrſamkeit herauszufordern, aber wir ſehen durchaus nicht ein, warum es nöthig war, daß mehrere Schriftſteller dieſem Zeugniſſe des Epiphanius beiſtimmten. — *Erasmus*, der zu *Athen* die Religion und die Diener des Mithra ſuchte, irrte ganz und gar vom Weg ab. Chiliade 4, cent. 8, num. 55, erklärt er die Worte: Mithragyrtes non Daduchus, ſo: „Der bei der Verrichtung die ſchmutzigen und verachteten Theile beſorgt, wird Metragyrtes heißen, und von ihm verneint werden, daß er ein Daduchos ſei.“ Deswegen nannte *Iphikrates* den *Kallias* Μιθραγυρτην οὐ δαδοῦχον; andeutend, dieſer ſei nicht in die Weihen eingeführt geweſen, ſondern habe dies nur ſcheinen wollen. — *Mithras* wird bei den *Perſern* die Sonne genannt, welche ſie für den höchſten Gott hielten (?). *Daher ſcheinen Mithragyrten diejenigen genannt zu werden, die mit vorgeblichen Myſterien herumgehen und die Unwiſſenden betrügen.* Jenen von *Iphikrates* dem *Kallias* angethanen Schimpf erzählt *Ariſtoteles*, B. 3 der Rhetorik, Kap. 2, welches *Erasmus* anzugeben unterlaſſen hat. — Aber im griechiſchen Text der griechiſch-lateiniſchen Pariſer-Ausgabe 1619 ſteht nicht μιθραγυρτην, ſondern μητραγυρτην, welches Wort *Antonius Riccotonus* richtiger, mit Berückſichtigung der Ableitung, durch Matragyrtas überſetzt hat, als Andere, die an den ſogleich anzuführenden Stellen Metragyrtes haben. — Es waren dies jene Gattung Menſchen, welche die Myſterien der *großen Mutter*, von der ſie den Namen

haben, umhertrugen und Almoſen ſammelten. Denn 'αγυgτης heißt ein Bettler, der umhergeht und Almoſen heiſcht. Dieſe meint Ariſtoteles. Sie waren zu Athen häufig und in Ehren gehalten. Die Metragyrtes, ſagt Suidas, S. 159, Band 2, ſammelten der großen Mutter der Götter, Cybele oder Rhea, Almoſen.“ Darauf erzählt er ein Mährchen von einem Metragyrtes, der zu Athen getödtet wurde, weshalb eine Peſtilenz entſtand; daher erbauten die Athenienſer an dem Orte, wo ſie denſelben getödtet hatten, eine Kapelle (curiam), und weihten ſie der großen Mutter. Sie trugen ein Täfelchen vor ſich, worauf vielleicht das Bild der Göttin Mutter gemalt war, um den Einfältigern durch die geleitende Gottheit zu imponiren, und fettern Lohn zuſammenzuraffen. Daher ſagt der Komiker Menander im Auriga sacrorum, dieſe Krämerei verachtend: „Ich liebe keinen Gott, der auſſen herumſchwärmend, das Haus eines Jeden gleich einem alten Weib beſucht, oder einen Metragyrten mit dem Täfelchen.“ Und Antiſthenes wies die bettelnden Metragyrten mit aufgewecktem Spott zurück, indem er ſagte: „Ich nähre die Mutter der Götter nicht, welche die Götter erhalten.“ Dies erzählt Klemens Alexandrinus, admonit. ad gentes, S. 49 der Pariſer Ausgabe von 1629. — Daß Dionyſius, aus ſeinem Reiche vertrieben, im äuſſerſten Alter einen Metragyrten gemacht habe, erzählt Athenäus, B. 12, Kap. 10, welches Dalecampius unrichtig durch „für die Ceres Almoſen bettelnd“ überſetzt, und Caſaubonus nicht verbeſſert hat. Denn für die große Mutter, nicht für die Ceres, ſammelten die Metragyrten. Daſſelbe von Dionyſius hat auch Euſtathius zum Homer, 1624, 10. Andere überliefern, er habe zu Korinth den Schulmeiſter gemacht. Es iſt aber möglich, daß

er dieſe Kunſt aufgab, und nur in der letzten Zeit ſeines Lebens, wie Athenäus angibt, unter den Agyrten der Göttin Mutter diente. Die Agyrten, welche mit den Myſterien der Iſis herumgingen, beſchreibt in einer launigen Erzählung Appulejus, im IX Buch der Verwandlungen, S. 181 der Ausgabe des Pricäus. — Als auch Rom der Religion und den Heiligthümern der Idäiſchen Mutter zugethan war, ſammelten phrygiſche Metragyrten beiderlei Geſchlechts, die das Prieſteramt derſelben verwalteten, im Herumgehen Almoſen; indem ſie die Göttin mit Tympanis (Pauken?) durch die Stadt trugen, wie Halikarnaſſeus, B. 2, S. 91, in der griechiſch-lateiniſchen Frankfurter Ausgabe 1586, vorbringt; ferner erzählt der Geſchichtſchreiber, daß von den römiſchen Eingebornen Niemand mit den Matriacis (ſo erklärt der Ueberſetzer Sylburgius das Wort μητραγύρτωντες, mit Recht die Ableitung von mater beibehaltend) Almoſen geſammelt oder die Orgien der phrygiſchen Mutter gefeiert habe, gemäß einem Befehl des Senats. Auch in einem Geſetz der zwölf Tafeln ward verboten: Auſſer den Dienern der Idäiſchen Mutter, und dieſe nur an den beſtimmten Tagen, ſoll Niemand Almoſen ſammeln. Aber Julius Pollux, im Onomaſtikum, B. 3, Kap. 2 gegen das Ende, ſagt, auch der Initiator in die Weihen der phrygiſchen Göttin, nämlich der großen Mutter, ſei Metragyrtes genannt worden; daher zu Athen ihr Heiligthum Maternum genannt wurde. Da alſo zu Athen Metragyrten waren, und nirgends in Griechenland von den Weihen und der Religion des Mithra bei den Schriftſtellern Erwähnung geſchieht (auſſer Kreta, welches, zwiſchen Aegypten und dem Orient liegend, von da dieſen Kultus erhalten hat), ſo hat Erasmus ganz geirrt, indem

er beim Ariſtoteles Mithragyrten ſehen wollte. Ferner ſagte Iphikrates, Kallias ſei kein Daduchus, ſondern ein Metragyrtes, weil jenes ehrenvoll war, ſetzt der philoſophiſche Rhetor hinzu, dieſes aber ungeehrt. Daduchus iſt der Fackelträger, der nämlich bei den Weihen die Fackel trug; und daß Kallias dieſe Würde bekleidete, finden wir bei Plutarch, im Ariſtides, S. 321, woraus man die Erzählung des Ariſtoteles wird erläutern können.

Wir wollen den Mithra, die Sonne, verlaſſen, und dieſe Abhandlung ſchlieſſen, wenn wir unterſucht haben werden, zu welcher Zeit, da Chriſtus, die wahre Sonne, die Finſterniß des Heidenthums zerſtreute, Mithra ſelbſt von ſeinen Tempeln und Altären geſtürzt wurde. Da wir aber ſeine Religion als ſehr ausgebreitet und berühmt durch ſo viele geſammelte Denkmäler bisher gezeigt haben, und jetzt die Zeit, mit der ſie aufhörte, angeben wollen, möchte Jemand fragen, wann ſie denn angefangen habe. Glücklich begegnet uns Plutarch, der im Leben des Pompejus, S. 631, Band 1, ſagt, die Myſterien des Mithra ſeien den Römern zuerſt gezeigt worden von den Seeräubern, die aus den verſchiedenen Theilen des Orients geſammelt und, die Meere mit Räubereien füllend, endlich von Pompejus ſelbſt bekämpft wurden. Dieſer Seeräuberkrieg fällt in das Jahr 687 nach Erbauung Roms. Die Alexandriner waren, wie wir glauben, die Erſten unter Allen, welche dieſe gottloſe Verehrung abſchafften. Denn nach dem Sokrates, deſſen Worte wir ſchon längſt anführten, iſt es bekannt, daß unter dem Kaiſer Julian, der in Perſien im Jahr 363 unterlag, ein Ort, an welchem die Heiden die Myſterien des Mithra feierten, ſchon von alten

Zeiten her leer und vernachläſſigt gefunden wurde, und von den Chriſten wieder gereinigt ward. Nicht ſo zu Rom, wo zur nämlichen Zeit, unter chriſtlichen Fürſten, die Weihen des Mithra öffentlich und ungeſtört geſchahen. Nonius Viktor und Aurelius Viktor übergaben die Leontica unter dem neunten Konſulat des Konſtantius und dem des Julian II, nämlich im Jahr 357, und haben ein Denkmal dieſer Sache geſetzt in einem Marmor, der bei Gruterus, S. 303, 1, ſich findet. Im folgenden Jahre, unter dem Konſulat des Datianus und Cerealis, übergaben derſelbe Nonius und Aurelius die Patrica, wie aus einem andern Stein auf derſelben Seite, Nr. 2, erhellt, und weiter die Perſica und Eliaca, und zeigten die Gryphios, S. 1086, 4. Wieder auf das nächſte Jahr, unter den Konſuln Euſebius und Lippatius (verbeſſere den Kalender, welcher Hipatius ſchreibt, welches weder Pagius noch Andere bemerkten), übergaben ſie die Leontica, auf derſelben Seite, Nr. 5. Dieſer Aurelius Viktor war Prieſter des Mithra, wie wir anderwärts erinnerten; denn auf dieſem Stein und auf dem weiter oben angegebenen, S. 303, ſagt er von ſich, er habe die Coracica überliefert im dreißigſten Jahr ſeiner Einweihung, als die Augusti Valens und Valentinian zum Erſtenmal Konſuln waren. Dieſes Jahr iſt in den Kalendern das 376, wo alſo, wie ſich ergibt, der unſinnige Dienſt des Mithra noch im Schwange ging. In demſelben Jahr wird Sextilius Ageſilaus genannt: „Der Vater der Väter des Gottes der Sonne, des unbeſiegten Mithra“, S. 28, 2, und im folgenden unter den Konſuln Gratianus und Merobaudes heißt Rufus Cejonius der Vater der Weihen des Mithra, Nr. 6, und weiter unten der Prieſter des perſidiſchen

Mithra. Dieſe Namen der Weihen haben wir ſchon erläutert.

Durch die ſiegende Liſt des Teufels (?) wurden, während das Zeichen des Kreuzes das Diadem des Kaiſers überſtrahlte, noch die Banner des Aberglaubens öffentlich in Rom aufgeſteckt.*) Doch trug Chriſtus

*) Der Eifer und ſchnelle Fortgang der Chriſten erweckte die Polytheiſten aus ihrer anfangs trägen Gleichgültigkeit in Sachen jener Götter, welche Gewohnheit und Erziehung ſie zu verehren gelehrt hatte. Die wechſelſeitigen Aufreizungen zu einem Religionskriege, der bereits über zweihundert Jahre gewährt hatte, entflammten den Haß der Streitenden. Die Heiden erbitterten ſich über die Verwegenheit einer neuen dunkeln Sekte, die ſich erdreiſtete, ihre Landsleute des Irrthums zu beſchuldigen und ihre Vorfahren zu ewigem Elend zu verdammen. Gewohnheit, die Volksmythologie gegen die Schmähungen eines unverſöhnlichen Feindes zu rechtfertigen, erzeugte in ihnen zuweilen einiges Gefühl von Glauben und Ehrerbietung für ein Syſtem, welches ſie mit dem ſorgloſeſten Leichtſinn zu betrachten gewöhnt worden waren. Die übernatürlichen Kräfte, welche die Kirche ſich beilegte, flößten Schrecken und Nacheifer zu gleicher Zeit ein. — Die Anhänger der herrſchenden Religion flüchteten ſich hinter eine ähnliche Verſchanzung von Wundern, erſannen neue Arten von Opfern, Ausſöhnungen und Einweihungen in den geheimnißvollen Dienſt des Mithra und der Taurobolien, ſuchten das Anſehen ihrer ſterbenden Orakel wieder zu beleben, und horchten mit begieriger Leichtgläubigkeit jedem Betrüger, der ihren Vorurtheilen durch ein Wundermährchen ſchmeichelte. — Beide Parteien halfen ſich indeß darin gegenſeitig, das Reich des Aberglaubens wieder aufzurichten und herzuſtellen. (*Lucian*, Tom. II, pag. 236, Edit. Reitz.) — Auſſer den alten Geſchichten von Pythagoras und Ariſtäus wurden die bei Aeskulaps Reliquien vollzogenen Heilungen und die vom Apollonius von Thyana erzählten Fabeln ſehr oft den Wundern Chriſti entgegengeſtellt, obwohl

einen vollſtändigen Triumph davon, und ſtürzte den Mithra und ſeine profanen Myſterien. Merkwürdig iſt das Zeugniß des h. Hieronymus, im ſiebenten Brief an die Leta, wo er dieſes ſagt: „Hat nicht vor wenigen Jahren euer Anverwandter Gracchus, von patriziſchem Adel, als er die Stadtpräfektur bekleidete, den Tempel des Mithra und alle die heilloſen Bilder, unter welchen Corax, Gryphus, Miles, Leo, Perſes, Helios, Bromius, Pater eingeführt wurden, untergraben, zerbrochen, zertrümmert?“ — Hier iſt auch anzuführen die Stelle des Prudentius im erſten Buche gegen den Symmachus, Vers 563: „Was ſoll ich noch anführen im Liede die vom Volk geliebten Gracchen, welche, geſtützt auf das Recht der Macht und die Häupter in dem Sitz des Senats, die Bilder der Götter zerſtören lieſſen, und ſich zugleich mit ihren Liktoren dem allmächtigen Chriſtus unterwürfig weihten?“ — Es iſt das Jahr aufzuſuchen, in dem Gracchus die Stadtpräfektur bekleidete, um die letzten Ereigniſſe des geſtürzten Aberglaubens des Mithra aufzuſpüren, und die letzte Hand an unſere Abhandlung zu legen. Baronius, zum Jahre 383, Nr. 3, glaubt, es habe ſich bei Hieronymus ein Irrthum eingeſchlichen, und ſtatt

Dr. Lardner (ſ. Testimonies, Vol. III, pag. 252 — 352) und Gibbon damit übereinſtimmen, daß Philoſtratus bei Verfaſſung des Lebens des Appollonius dieſe Abſicht nicht hatte. — Diſſertation des Herrn von Boze in den Mémoires de l'Académie des Inscriptions, Tom. II, pag. 443. Die meiſten Mithraverehrer, als Glaubensgegner der rein chriſtlichen Kirche, vermengten die allegoriſche Weisheit griechiſcher Dichter mit myſteriöſen Religionsgebräuchen der Chriſten, und empfahlen Mithra's Anbetung als Sinnbild des höchſten Gottes; wodurch ſie den Glauben des Evangeliums am weſentlichſten verletzten.

der prätoriſchen Präfektur ſei die ſtädtiſche geſetzt worden. Im Codex des Theodoſius iſt das erſte Geſetz, des Inhalts, daß Niemand in ſeiner eigenen Sache Richter ſein könne, an den Gracchus P. P. (nämlich Præfectus Prætoris) gegeben am erſten Dezember, unter dem Konſulat des Valens V und Valentinian Augg., d. i. im Jahr 376. An denſelben iſt unter gleichem Titel ein Geſetz gerichtet, Nr. 3, von der Unterſuchung am 6 Januar unter den Konſuln Gratian Aug. IV. und Merobaudes, nämlich im folgenden Jahre 377. Gothofredus, in den Anmerkungen zu dieſen Geſetzen, Band 1, S. 93, und Band 3, S. 252, verbeſſerte die Inſchrift, und ſetzte: Gracchum P. U., d. i. Præfectum Urbis; wie auch jenes einzige Geſetz des Juſtinianiſchen Codex unter demſelben Titel: daß Niemand in ſeiner Sache u. ſ. w. hat, und die angeführten Zeugniſſe des Hieronymus und Prudentius übereinſtimmen. Daraus ſchloß er, es ſeien die Bilder des Mithra in einem der vorgeſchriebenen Jahre geſtürzt worden, und dies von Baronius durch einen Metachronismus von ſechs Jahren mit Unrecht auf das Jahr 383 verlegt. Pagius billigt die Meinung des Gothofredus, in crit. Baron. auf dasſelbe Jahr, Nr. 5. Aber dieſe gelehrten Männer täuſchen ſich und verwirren die Chronologie. Denn wie konnte es ſein, daß in einem von jenen beiden Jahren Gracchus die Höhle des Mithra und die ſcheußlichen Bilder, den Corax, Gryphus, Leo und die übrigen von Hieronymus aufgezeichneten, untergrub und zerbrach, wenn eben jene Bilder damals, nach den angezeigten Inſchriften, übergeben wurden, in der Höhle des Mithra ſelbſt, und die Prieſter jene profanen Weihen und Titel ihres Prieſterthums durch öffentliche Denkmäler bezeichneten? Daher iſt die Präfektur des Gracchus und der Sturz

des Mithra auf ein anderes Jahr zu verſetzen. Damit dies noch klarer werde, wollen wir zuerſt zeigen, daß die Präfektur des Gracchus nicht in die vorgenannten Jahre gefallen ſei. Im Jahr 376 war Stadtpräfekt Rufinus, wie dies ein Geſetz des Juſtinianiſchen Codex 3, von den Pflichten des Stadtpräfekts an denſelben erlaſſen, beweiſet, den 24 Juni, unter den Konſuln Valens Aug. V und Valentinianus junior. Das fünfte Konſulat des Valens und das erſte Valentinians fallen auf das Jahr 376, und unter denſelben Konſuln wurde das erſte Geſetz des Theodoſ. Codex gegeben, daß Niemand in ſeiner Sache u. ſ. w., von dem Gothofredus will, es ſei an den Stadtpräfekten Gracchus erlaſſen worden. Aber in demſelben Jahre konnten doch nicht zwei Präfekten ſein. Das nächſte Jahr hatte als Stadtpräfekten den Probianus, an den das dritte Geſetz des Theodoſ. Codex, tributa in ipsis spec. u. ſ. w. gerichtet iſt, vom 16 September, unter den Konſuln Gratianus Aug. IV und Merobaudes, die, wie ſchon geſagt, im Jahr 377 die Konſulswürde bekleideten. Deswegen verwaltete Gracchus die Stadtpräfektur nicht vor dem folgenden Jahr 378; auf dieſes iſt auch das vorgenannte einzige Geſetz, daß Niemand in ſeiner Sache u. ſ. w. mit ausdrücklichen Worten datirt: An Gracchus, den Stadtpräfekten, den 1 Dezember, unter den Konſuln Valens VI und Valentinianus II. Da Gothofredus dieſe Unterſchrift geſehen hat, ſo wundern wir uns, daß er deſſen ungeachtet die Präfektur des Gracchus auf ein anderes Jahr zurück verlegte. In der That iſt kein Präfekt der Stadt für dieſes Jahr bei Panvinius bemerkt. Daher hindert uns nichts, den Gracchus an dieſe leere Stelle zu ſetzen. Weil aber das, was von den Richtern beſtimmt wird, in dieſem Geſetze des Juſtin. Cod. gegeben im Jahre

378, auch in dem andern ſchon erwähnten im frühern Jahr 376 angegeben wird, ſo kam entweder der Titel und die Unterſchrift zur Verbeſſerung, oder, richtiger zu ſagen, die Kaiſer erneuerten das ſchon gegebene Geſetz nach zwei Jahren wieder. Damit aber die Aufſchrift des andern dritten Geſetzes de quæst. an Gracchus P. P., welches unter dieſer Bezeichnung im Cod. Just. leg. 10 de dignit., nach der Ausgabe des Contius (denn Gothofredus hat P. U.) vorkommt, nicht unnütz ſei, ſo glauben wir allerdings, daß im Jahr 377, in welchem es herauskam, unter dem Konſulat des Gratian IV und Merobaudes, Gracchus die Præfectura Prætorii verwaltet habe. Nach der Verwaltung dieſes Amts wurde er zur Stadtpräfektur befördert, welche zu Rom für ehrenvoller gehalten wurde, als alle Ehrenſtellen und Gewalten. Und ſo beſtehen die Zeiten, nach ihrer Ordnung getheilt: die dem Schein nach ſich widerſprechenden Geſetze werden vereinigt, und Gracchus in ſeine Würden wieder eingeſetzt. — Alſo im Jahr Chriſti 378, und nicht eher, wurden die Bilder des Mithra geſtürzt, die Höhlen zerſtört, die Weihen abgeſchafft, und überdies der Altar der Victoria, über den der berühmte Streit zwiſchen D. Ambroſius und Symmachus entbrannte, zerbrochen und anders von dem Stadtpräfekt Gracchus ausgeführt, was Hieronymus und Prudentius erwähnen.

Wir glaubten den Gegenſtand ganz geendet zu haben; aber die weiter oben von uns angeführten Gedichte des D. Paulinus mahnen an, weil ſie dem bisher Behaupteten einen Stoß zu geben ſcheinen. Das letzte Poema, in welchem jene Gedichte enthalten ſind, ſei, vermuthet der berühmte Muratorius in der Vorrede mit Grund,

von Paulinus ans Licht geſtellt und dem Antonius im Jahr Chriſti 394 oder 395 gewidmet worden. Da aber darin des in düſtern Höhlen verehrten Unbeſiegten oder Mithra Erwähnung geſchieht, ſo wird es wohl nicht wahr ſein, daß die Weihen und die Höhle desſelben ſiebenzehn Jahre früher von Gracchus zerſtört wurden. Aber in jenem Gedicht, wie wir glauben, tadelt der h. Sänger vielmehr die Götter und Irrthümer der Heiden, wie ſie von ihnen erdacht und überliefert wurden, als daß alle Gebräuche, Opfer und Zeremonien, die er beſchreibt, damals noch im Schwang geweſen wären. Es wird erlaubt ſein, dies zu vermuthen, wenn man das Uebrige durchgeht. Denn obſchon wir wohl wiſſen, daß zur Zeit des Paulinus Chriſten und Heiden, als zwei Glieder des Staats, im römiſchen Reiche waren; ſo war doch wenigſtens den Letztern das Recht, ihre Gebräuche und ihre Religion öffentlich zu üben, wenn nicht ganz, doch größtentheils genommen worden, wie ſo viele Klagen heidniſcher Schriftſteller und Geſetze der Fürſten, vorzüglich des Theodoſius, unter dem oder unter deſſen Söhnen Paulinus ſchrieb, klar beweiſen. Da wir alſo durch ſichere Zeugniſſe wiſſen, daß die Speläa des Mithra zerſtört, und die Myſterien von Gracchus im Jahr 378 verboten wurden, ſo kann ſich wohl Niemand überzeugen, ſie hätten noch im Jahr 395 fortgedauert. Daher muß man annehmen, Paulinus habe ſo geſprochen, um zu tadeln, was geſchehen war und was die gottloſe Religion lehrte, nicht was zu ſeiner Zeit geſchah. Muratorius klagt, er könne nicht errathen, wer denn jener Antonius geweſen ſei, dem D. Paulinus ſein Gedicht widmete. Wir finden in den Jahrbüchern einen Antonius mit dem Syagrius als Konſul aufs das

Jahr 382, und im Theodoſ. Codex begegnet uns öfters ein Antonius mit den größten Aemtern und Würden in Italien und Gallien bekleidet. An dieſen ſind auch fünf Briefe von Symmachus gerichtet, Buch 1, Brief 83. Dieſer war, wie es das Zuſammentreffen der Zeit beweiſet, kein Anderer, als jener Gönner des Paulinus.

VII.

Betrachtungen der wichtigen Symbole des merkwürdigen Mithra-Monuments von Mauls in Tirol.

> In rebus tam antiquis, si quae similia veri sint, pro veris accipiantur, satis habeam.
>
> *Liv. l. 4.*

Dieſes uralte Monument, welches wir hier abgebildet vor uns ſehen, wurde im J. 1589 auf der Gebirgsſpitze zwiſchen Mauls und Sterzingen in Tirol, in der Nachbarſchaft der Brennergebirge, von Hirten entdeckt. Man fand es nicht weit vom Orte Lueg (vor Alters Lucus in antro genannt), ein Name, welcher für die Verſammlungsorte des römiſch-mithraiſchen Kultus im Gebirge um ſo paſſender iſt, als Ormuzd alle Berge heilig, rein und groß ſchuf, als Wohnungen des Glücks und Verſtandes, aus welchen alles fruchtbare Waſſer ausſtrömt.

In der Folge ſtürzte es der gewichenen Gebirgsmaſſen wegen in den Fluß Eiſack (vor Alters Parcus genannt), wo es beinahe durch zwei Jahrhunderte liegen blieb, bis es einige Individuen des Zollperſonals von da herausboben und in das Zollhaus zu Mauls überbrachten. Da wurde es an der Auſſenſeite des Zollgebäudes eingemauert, bald aber wieder herausge-

nommen und in die Bibliothek nach Innsbruck überge-ſetzt. Dieſe ſchutzvolle Verfügung erfolgte auf die rühm-liche Verwendung des verdienſtvollen Bibliothekars Vikotſch, welcher ſogleich bei empfangener Nachricht von dem Vorhandenſein dieſes ſeltenen Denkmals bei dortigem Gubernium um Erlaubniß zur Ueberſetzung bat und dieſelbe auch erhalten hat. Da lag es lange in einer dunkeln Ecke der Bibliothek, welches auch die Urſache ſein mochte, daß es von Wenigen geſehen, von Niemanden mit Fleiß beobachtet und zur öffent-lichen Kenntniß gebracht worden iſt.

Beſchreibung des Monuments. *)

Das Monument, welches als ein köſtliches Denkmal hiſtoriſcher Eigenthümlichkeit der Provinz Tirol gegen-wärtig das k. k. öſterreichiſche Antikenkabinet in Wien ziert, iſt vier Fuß hoch, und gegen fünf Fuß breit, auf einer kalkſteinernen Tafel ausgehauen, zwar nicht von einer Meiſterhand, doch aber von einer ſolchen, welche die Gegenſtände kennbar machte, inſo-weit an einigen Stellen der Zahn der Zeit, die böſe Witterung und die Vernachläſſigung der Menſchen die Natur des Steines nicht bezwungen haben.

Die Handlung des Denkmals geht in einer Höhle vor. Ein Jüngling, auf deſſen übernatürliche Kraft man aus der Wirkung ſchlieſſen kann, die er hervor-bringt, ohne ſich viele Mühe zu geben, faßt mit dem linken Knie einen Stier von trotzigem Anblicke; mit der linken Hand packt er ihn bei den Naſelöchern und ſtößt ihm mit der rechten einen Dolch in die Bruſt.

*) Die Seitentafeln dieſes Monuments hat von Hammer, der berühmte Orientaliſt, in der Wiener Literatur-Zei-tung 1816, Nr. 92, S. 1463 sqq., ganz ungemiſcht nach indiſcher Mythe erklärt.

Das Blut quillt heraus, ein Hund läuft herbei, und leckt es auf. Eine gekrönte Schlange kommt unter dem Bauche des Schlachtthiers hervor, und erhebt ſich gegen die Wunde (den Schlachtſtich). Der Schweif des Stieres endiget ſich in verſchiedene Aehren und deſſen Hoden werden von den Zangen eines Meerkrebſes geklammert.

Die Kleidung des Jünglings iſt ganz enge und geſchmeidig; nur um die Mitte des Leibes rümpft ſie ſich in Falten, die ſich abwärts mehr ausdehnen und faſt an die Knie reichen. Der Hals iſt gegen die Bruſt hin mit einer dreifachen Binde bedeckt, und von den Schultern hängt ihm ein vom Wind aufgeblaſener Mantel. Auf dem Haupte hat er eine perſiſche Mithra und hinter dem linken Arme hängt die Scheide des Dolches. — Zwei andere Jünglinge von weniger Anſehen und kleiner, als der vorbeſchriebene, ſtehen gleichſam mit kreuzweiſe gebogenen Füßen zur Seite auf Felſen, die aus den Wänden der Grotte hervorragen; ihre Kleidung harmonirt mit jener des Jünglings in der Mitte, mit Ausnahme der Halsbinde, die nur zweifach iſt, und desjenigen Theils der Kleidung, der am Ende gefaltet iſt. — Der Jüngling zur Linken iſt mit einem über die Schultern hinabfallenden Mantel gezieret und trägt eine brennende Fackel in die Höhe; der andere ohne Mantel trägt ſie gegen die Erde geſenkt und vielleicht erloſchen.

Im leeren Raume oberhalb der Grotte ſteht zur Rechten ein Rabe, und zur Linken der Löwe; in deſſen Nähe ſteht ein Palmbaum und Geſträuche.

An den obern Ecken ſind zwei große Scheiben angebracht, in deren Mitte ſich zwei jugendliche Büſten befinden. Die eine zur Rechten iſt umſtrahlt, die andere zur Linken mit dem Mondesviertel verſehen, welches zwiſchen den Schultern und dem Halſe hervorkommt.

An der Höhe des Monuments und am Grunde deſſelben laufen zwei Einfaſſungen, die ihm zur Zierde dienen. Jene von unten iſt mit einer myſtiſch-ſymboliſchen Verzierung angefüllt; eine ähnliche etwas kleinere beſteht auch oben.

Die übrigen Räume nehmen ein Stier und ein Widder ein, in der Stellung, als liefen ſie durch Gebüſche.

Benedikt Giovanelli bezeichnet die Höhle als das Gewölbe des Weltalls, den jungen Schlächter als die Sonne, die zwei Seitenjünglinge, den einen als den Orient, den andern als den Occident; dem Dolch gibt er die Bedeutung der Strahlen der Sonne; der Stier *) ſoll die Erde, — die Aehre, womit ſich der Schweif des Stieres endet, und das Blut, das von der Stichwunde hervorquillt, die Fruchtbarkeit der Erde, — der Hund, der das Blut leckt, die Hundsbetze und alle lebenden Thiere, die ſich von den erzwungenen Erzeugniſſen der Muttererde ernähren, — der Krebs den Froſt des Winters, deu Stillſtand der eigenen Erzeugungskraft, und die gekrönte Schlange die Ewigkeit der Natur vorſtellen.

Löwen und Raben nannten ſich die römiſchen Prieſter des Mithra; ſie wurden auch durch Löwen und Raben vorgeſtellt. Die zwei Büſten in den Seitenſcheiben ſind nichts anders, als die Sonne und der Mond, vielleicht auch die Iris und Oſiris. Der Stier und der Widder, die in der obern Einfaſſung des Mo-

*) Wie der Stier, ſo heißt Mithra der Schöpfer der Dinge und Herr der Generation. Daher bekommt die übertriebene Verehrung dieſes Thieres bei den Aegyptiern und andern orientaliſchen Völkern einiges Licht. Selden de Diis Syris über das Ochſenbild. Selbſt bei den Indiern iſt die Verehrung dieſes Thiers ſehr alt.

numents als laufend dargeſtellt ſind, bedeuten nach Giovanelli die zwei Konſtellationen des Thierkreiſes (Zodiaco) im Frühlinge, wo ſich die Natur verjüngt.

Die Seitenrände enthalten zwölf Täfelchen, wovon ſechs an jeder Seite; durch ſie unterſcheidet ſich dieſes Monument von allen andern ſeiner Art, und wird zu einem ſonderbaren und einzigen. — Die Beſchreibung dieſer zwölf Täfelchen wird ſpäter folgen.

Wer vermag mit Zuverſicht, ſagt Giovanelli, die verborgenen Quellen dieſer myſtiſchen Vorſtellungen zu erforſchen! — Sind es Zeremonien des römiſch-mithraiſchen Ritus, oder ſind es die zwölf erſten Grade der Einweihung in den geheimen Prieſterbund des Alterthums, wie ſie Elias Cretenſis erzählt und wie ſie Nonius und der Biſchof Niceta nur kurz berührt haben? —

Giovanelli neigt ſich zu dem Letztern, mit dem Beifügen, daß das zweite, dritte, vierte und fünfte Täfelchen die Erde, die Luft, das Feuer, das Waſſer und die Elemente des Univerſums vorſtellen; dann das ſiebente das Sterngewölbe des Himmels, das in ſeiner Mitte das vierfüßige Thier hat, welches die Erde bezeichnet; die übrigen Täfelchen erklärt Giovanelli für Gegenſtände der Reinigung, der Trübſale, Prüfungen und Wanderungen.

Freiherr von Hormair, der tiefſinnige Alterthumsforſcher in deutſcher Geſchichte, beſchrieb und beleuchtete zuerſt dieſes Denkmal der alten Kunſt und des alten Glaubens im erſten Theile ſeiner Geſchichte Tirols, S. 127, mit folgenden Worten:

Das Denkmal beſteht aus einem grobkörnigten Kalkſtein, vier Fuß hoch und beinahe fünf Fuß

breit. *) Da dieſe Marmorart bloß in den Gebirgen gefunden wird, ſo ſcheint ſowohl die Arbeit als die Steinart einheimiſch. Als Kunſtwerk betrachtet, iſt ſie eine rohe Arbeit des Steinhauers, in Betracht aber des abgebildeten Gegenſtandes wirklich eine der ſeltenſten in der Welt. — Das Monument iſt dem Mithra gewidmet. — Unter allen bekannten Abbildungen des perſiſchen Sonnendienſtes kommt ihr keine an Größe gleich. — Die Bildnerei in erhabener Arbeit iſt ein länglichtes Viereck, in deſſen Mitte ſieht man einen Jüngling, der auf einem Stier ſitzt. Er iſt perſiſch gekleidet, auf dem Kopfe hat er eine perſiſche Mütze, am Leib ein leichtes Unterkleid mit Aermeln bis an die Ellenbogen, und über die Schultern hängt ein perſiſcher Mantel, der von der Luft geſchwellt wird. — Mit der linken Hand ergreift er den Stier beim Maul, mit der rechten, die aber abgebrochen iſt, verwundet er ihn unter den Ohren mit einem Meſſer oder Dolch. — Der Stier fällt nieder, aus ſeiner Wunde fließt Blut, ein Hund ſpringt gegen die Wunde zu, als wenn er das Blut lecken wollte. Eine Schlange kriecht auch hinzu, und ein Skorpion ergreift mit ſeinen Scheeren deſſen Geſchlechtstheil. Rechts und links ſtehen zwei Jünglinge in leichten Unterkleidern und einer perſiſchen Mütze auf dem Haupte, wie der Mithra, mit angezündeten Fackeln in der Hand. Der eine links hält ſie in die Höhe, der andere gegen den Boden gekehrt. Alle dieſe Figuren nehmen die Mittelfläche ein, und ſind in einer Vertiefung erhaben ausgehauen; noch auf derſelben Mittelfläche ſind oben darüber die Bilder,

*) Creuzers Symbolik, zweite Ausgabe, erſter Theil, Seite 764.

H. Seels Geſchichte Tirols, 1817, erſter Band, S. 36, und Nachtrag Seite 1 bis 28, nebſt der Abbildung.

rechts eines Raben, links eines Löwen, und ganz oben zwei Bäume. Das Ganze ſchlieſſen auf allen vier Seiten Frieſe von ſechs Zoll ein.

In dem obern Winkel rechts iſt in einer runden Vertiefung das Haupt der ſtrahlenden Sonne, links des Mondes, die zwei Frieſe unter dieſen Bildern rechts und links ſind in ſechs viereckige Felder abgetheilt und in denſelben die zwölf Prüfungen, denen ſich die neu Einzuweihenden unterziehen mußten, abgebildet. — Da aber die Felder zu klein, der Meiſel zu plump, der Gegenſtand für einen Uneingeweihten zu dunkel und unbekannt iſt, ſo hält es ſchwer, von Allen die Vorſtellungen wahrzunehmen.

In dem unterſten Felde rechts ſchreitet ein Ochs frei einher; in dem zweiten iſt ein Menſch mit einer ausgeſtreckten Hand nach oben, mit der andern nach unten; in dem dritten ſcheint einer vor Froſt zu vergehen, in dem vierten aus einem Haufen Schnee oder Aſche herauszuſteigen, im fünften aus dem Waſſer herauszuſchwimmen, und in dem ſechsten wird einer aus der Tiefe oder Finſterniß von einem zweiten herausgeführt.

Auf dem zweiten Rande links in dem erſten Feld ſieht man einen Menſchen, der einen Ochſen beim Schwanz aufhebt, wie ſonſten der Cajus vorgeſtellt wird; in dem zweiten kniet einer, und bittet mit aufgehobenen Händen den andern um Barmherzigkeit, in dem dritten ſtreicht man einen mit Ruthen, im vierten wird einer nackend ausgezogen, im fünften beſteigt er mühſam einen Berg, im ſechsten iſt eine Sternkrone.

In der obern Frieſe ſind noch zwei Löwen, die einander nachlaufen, angebracht, nebſt einer Füllung; den Raum des untern nimmt bloß eine Füllung ein.

Alles dieſes iſt urſprünglich nichts anders vielleicht geweſen, als eine ſinnbildliche Darſtellung der Macht und Einwirkung des Sonnenlichts auf die ganze belebende Natur; was Senebier in ſeinem Werke über den Einfluß des Sonnenlichtes auf Pflanzen, Thiere und den Menſchen, in einer verſtändlichen Sprache und aus wiſſenſchaftlichen Gründen klar und deutlich dargethan, das wird hier in zweideutigen Symbolen, welche aus der Religionslehre der Perſer geſchöpft ſind, dunkel vorgeſtellt.

Der perſiſch gekleidete Jüngling, der auf dem Stier ſitzt, ſtellt den perſiſchen Mithra vor, unter welchem Namen die alten Perſer die Sonne und das Feuer verehrten; der Stier, der von dem Mithra verwundet wird, iſt hier das Sinnbild der Erde, welche die Sonne mit ihren Strahlen, wie mit einem Dolche durchſticht, und ihr die Fruchtbarkeit mittheilt; aus dem Blute des Stiers, oder von der Fruchtbarkeit der Erde entſtehen die Thiere und Pflanzen, und erhalten daraus ihre Nahrung; der Hund, welcher hier an dem Blute leckt, war bei den Aegyptern das Symbol der genetiſchen Kraft. Die Schlange kommt auf Münzen und andern Denkmälern immer in Geſellſchaft des Phöbus Apollo vor, der bei den Griechen das Sinnbild der Sonne war. Wenn die Sonne in das Zeichen des Skorpions tritt, ſind die Früchte reif, und die Kraft ganz erſchöpft.

Die daneben ſtehenden zwei Jünglinge mit brennenden Fackeln ſind gleichfalls zwei Mithra, von denen der eine mit der umgekehrten Fackel die untergehende, der andere mit der in die Höhe gehobenen die aufgehende Sonne bedeutet. Die zwei Bilder der Sonne und des Mondes in den Winkeln mögen anzeigen, daß dieſe zwei Himmelskörper alles Lebens Quelle ſind.

Der Löwe und der Rabe ſind ſymboliſche Bilder der Prieſter des Mithra; dieſe wurden, nach der freimaureriſchen Sprache der Eingeweihten, Löwen, die Prieſterinnen Löwinnen, die Opfer- und Zeremonien-Diener aber Raben genannt. Die Nebenwerke an den Rändern ſind ſicher die einzigen in der Welt, ſie machen dieſes Denkmal ſo merkwürdig, und beweiſen, daß es damals ſchon eine Art von Freimaurerei gab; denn neben der allgemeinen öffentlichen Verehrung Mithra's, war noch eine geheime, die Myſterien, zu denen nur die Eingeweihten zugelaſſen wurden.

Dieſe Myſterien waren ganz im Gegenſatz mit der öffentlichen Religion des Volkes. Bevor man aber in die Mitte der Eingeweihten aufgenommen wurde, mußte ſich jeder einer langen, ſtrengen und äuſſerſt ſchmerzhaften Prüfung unterwerfen, und ungezweifelte Beweiſe abgeben, daß er den heftigſten Schmerz und die größten Mühſeligkeiten mit Gleichmüthigkeit ertragen könne, und ſeine furchtloſe Standhaftigkeit durch nichts zu erſchüttern ſei. Aus welchem Zeitalter dieſes ſeltene Denkmal herſtamme, läßt ſich mit Beſtimmtheit nicht angeben.

Baierns verdienſtvoller Hiſtoriograph, Vinzenz von Pallhauſen, beſchreibt dieſes myſteriöſe Denkmal ebenfalls, und trägt folgende Anſichten hierüber vor. *)

Wie die Aegyptier den Mond unter dem Namen Iſis und die Sonne (Oſiris) verehrten und anbeteten, der Iſis aber den Vorrang gaben: ſo verehrten die

*) *Bojoariae Topographia Romano-Celtica*, oder Baiern, wie es in den älteſten Zeiten war. Von Vinzenz von Pallhauſen. München 1816, bei J. J. Lentner. — Man vergleiche damit Ritter von Hammers Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens. Wien 1818.

Perſer vorzugsweiſe die Sonne und nannten ſie Mithra. In der Hauptſache läuft Alles auf denſelben Grundbegriff hinaus; nur die ſymboliſchen Vorſtellungen oder Abbildungen ſind verſchieden. Ehe die Menſchen der Urwelt, noch ganz nahe den Tagen ihrer Schöpfung, verſtanden Städte zu bauen, Waffen zu ſchmieden, oder Tücher zu weben, waren ſie ſchon mit dem Daſein eines allmächtigen, höchſten und gütigen Weſens vertraut und vertraut mit dem Bewußtſein ihres unſterblichen Lebens. Und noch Jahrtauſende an Jahrtauſende werden über unſern Erdball hinziehen; es werden ſich alle Oberflächen derſelben verwandeln; wo jetzt Wüſten ſind, können einſt weltherrſchende Städte glänzen, wo jetzt die Thronen der Kaiſer und Könige ſtrahlen, können einſt Einöden ſtehen, wo kaum noch Trümmer verrathen, was geweſen iſt — — aber das Bewußtſein von Gottes Sein verwandelt ſich in den Menſchengeſchlechtern ſo wenig, als irgend eines der Naturgeſetze vernichtet wird, durch welche das Weltall beſteht. Alles Irdiſche iſt nur Stoff zum Gewande der Seele und des Geiſtes. Das Gewand vermodert. Der Geiſt bleibt!

Der Sonnendienſt (Heliolatria), oder die Verehrung der Sonne, iſt die älteſte und verzeihlichſte Abgötterei des Menſchen, ſo wie ſie urſprünglich beſchaffen war. Der mächtige, wohlthätige Einfluß, welchen dieſer prächtige Himmelskörper auf Alles hat, was lebt, ſchwebt, wächſt und gedeiht, mußte allerdings die Augen der ſinnlichen Menſchen, nachdem ſie die in ihrer Seele funkelnde Idee von dem einigen, Alles in Allem wirkenden Gott durch unordentliche Leidenſchaften verfinſtert hatten, auf ſich emporziehen, und die Herzen auch unwillkührlicher Weiſe mit Bewunderung erfüllen.

Die erſten guten, nüchternen und weiſen Menſchen verrichteten ihre Lob- und Dankgebete zum unſichtbaren Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde, bei auf- und untergehender Sonne. Ihre von der Sinnlichkeit hingeriſſenen Nachkommen aber mochten das Urweſen nicht mehr erfaſſen, ſie hielten ſich an das Erſchaffene und beteten die Sonne an. Dieſer Irrthum, vornämlich durch das Beiſpiel der Aegyptier verbreitet, begann auch unter den Iſraeliten Eingang zu finden; deswegen ſprach Gott der Herr durch Moſes zu ihnen:

„Wenn ihr eure Augen gegen den Himmel aufhebt, und die Sonne, den Mond und alle Sterne des Himmels ſehet, ſo laſſet euch vom Irrthum nicht verleiten, daß ihr das verehret und anbetet, was der Herr, euer Gott, zum Dienſte aller Völker, welche unter dem Himmel ſind, erſchaffen hat.“ (Deut. IV, 19.)

Die Iſraeliten hielten ſich an Gott den Herrn, der Himmel und Erde, Sonne, Mond und alle Sterne erſchaffen hat. Aber faſt alle übrigen Völker der Erde lieſſen ſich von der Abgötterei des Sonnendienſtes hinreiſſen.

Die verſchiedenen Nationen gaben der Sonne nach ihren Sprachen verſchiedene Namen. Die Perſer nannten ſie Mithra, die Phönizier Adonis, die Ammoniter Moloch, die Libyer Amon, die Griechen Helios, auch Apollo, Phöbos u. ſ. w.; die Celten, Gallier, Bojer aber Belenos. Alle dieſe und noch viel andere Benennungen der Sonne führten den Hauptbegriff: die Mächtige, die Starke, die Schöne, die Liebreiche, die Licht, Wärme und Leben Gebende u. ſ. w. mit ſich.

Die Buchſtaben einiger dieſer Namen ſind auch arithmetiſch gewählt, um den Zeitraum des Sonnenlaufes dadurch anzuzeigen; denn das Wort Mithra oder Mithris enthält nach der Zahlenlehre die Summe der Tage des gemeinen Jahres, nämlich:

M	η	θ	ρ	η	ς	
40	8	9	100	8	200	365.

Curtius, L. III, beſchreibt uns einen feierlichen Zug der Sonnenprieſter oder Magier, welche von dreihundert und fünfundſechszig Knaben begleitet wurden. — „Magos trecenti et sexaginta quinque juvenes sequebantur — diebus totius anni pares numero: quippe Persis in totidem dies descriptus est annus.“

Die Celten, Gallier, Bojer oder Noriker verehrten, wie ſchon bemerkt wurde, die Sonne unter dem Namen Belenos; andere Völker unter dem Namen Abraxas, wie Tertullian und der heilige Hieronymus bezeugen. Jede dieſer Benennungen gibt aber wieder die Zahl der Tage des Jahres, nämlich:

B	η	λ	ε	ν	ο	ς	
2	8	30	5	50	70	200	365.

A	β	ρ	α	ξ	α	ς	
1	2	100	1	60	1	200	365.

Da die Sonne nicht alle Tage ſichtbar in ihrem vollen Glanze auf- und unterging, und dieſes prächtige Naturſchauſpiel auf die blöden Menſchen ohnehin nur noch wenig Eindruck machte, ſo wünſchten die Völker Tempel und Prieſter, dieſe aber reichliche Opfer. Nun wurden der Sonne allenthalben Kapellen und große Tempel gebaut. Der prächtigſte Sonnentempel unter allen aber war jener zu Alexandria in Aegypten, welcher auf ſehr vielen, ungemein hohen und mit

verſchiedenen Figuren gezierten Säulen ruhte. Das Idol, Serapis, der Mächtige genannt, welches einige Aehnlichkeit mit einer menſchlichen Geſtalt hatte, war ſo groß, daß es die ganze Breite des Tempels mit den beiden ausgeſtreckten Armen ausfüllte. Es war aus verſchiedenen Metallen, Gold, Silber, Eiſen, Blei zuſammengeſetzt und mit allerlei farbigen Steinen, als Saphiren, Ametbiſten, Smaragden, Topaſſen u. ſ. w. geziert. In einem verdeckten Orte des Tempels befand ſich eine kleine runde Oeffnung, oder ein Fenſterchen gegen Aufgang der Sonne gerichtet, ſo daß an einem beſtimmten Tage und zur gewiſſen Stunde die Sonnenſtrahlen gerade auf den Mund des Abgottes fielen, wodurch das unwiſſende Volk in Erſtaunen geſetzt, und überführt wurde, daß die Sonne ihren Abgott küſſe. Ueber dem Haupte des Serapis war ein aus ſehr dünnem Eiſenbleche gemachtes Bild der Sonne, welches ganz frei in der Luft ſchwebte, und von einem verborgenen Magnetſteine in die Höhe gezogen wurde.

Dies war in den Augen des Volkes der unbegreiflich wunderbare Abſchied der Sonne. (Clemens Alexand. — Prosper — Rufinus.)

Aus dieſen und vielen andern Täuſchungen, welche freilich ſchon Kenntniſſe der Phyſik und Aſtronomie vorausſetzten, beſtanden die erſten Myſterien und geheimen Lehren der ägyptiſchen, der phöniziſchen und perſiſchen Magier oder Sonnenprieſter, ſo wie auch der celtiſchen Druiden, welche in derſelben Eigenſchaft, nämlich als Prieſter des Belenus, ihren Schülern auch geheimen Unterricht in der Kräuterkunde und Medizin ertheilten.

Von den Aegyptiern entlehnten die Perſer, von den Phöniziern aber die Griechen den Sonnendienſt und die nachherigen bildlichen Vorſtellungen.

Die Phönizier nannten den Mond Reichdes, die Beſiegerin der Nacht, und die Sonne Adonis, den Beherrſcher des Tages! Die Griechen eigneten ſich anfänglich nicht nur die Namen dieſer phönizischen Gottheiten, ſondern auch die Bildniſſe derſelben zu. Nach der Zeit aber veränderten ſich ſowohl die Bildniſſe, als die Namen, denn ſie hießen den Mond Selene und die Sonne Helios, Apollo, Titan u. ſ. w. Die Perſer hielten ſich aber noch an das Symbol des ägyptiſchen Stieres. (Apis.)

Aber wie kam die ägyptiſche Iſis, wie der perſiſche Mithra nach dem alten Bojoarien, wovon das nachherige Tirol nur einen widernatürlich abgeriſſenen Theil bildet?

Dieſe Frage beantwortet von Pallhauſen ſpäter, indem er vorerſt die Vorſtellung des Mithra in folgender Art erklärt:

Dies Basrelief iſt zwar kein Kunſtwerk, aber doch nicht ſchlecht gearbeitet. Durch ungefähr fünfzehnhundert Jahre dem Schnee und Regen ausgeſetzt, hat ſich der Stein ſchon ſehr verwittert; aus der Hand des Bildners mag das ohnehin ſehr mühſam gemeiſelte Werk hübſch ausgeſehen haben. Der Marmor iſt wieder von der Art, wie er in der Gegend Tirols bricht, wo das Denkmal gefunden wurde. Materiale und Arbeit können ſohin als einheimiſch betrachtet werden. Die Vorſtellung iſt folgende: In der Mitte und gleichſam in einer Felſenhöhle befindet ſich ein Jüngling im perſiſchen Koſtüme, mit einem kurzen Unterkleide angethan, über welches ein leichter Mantel in Luft wallt; auf dem Haupte hat er eine perſiſche Mütze. Dieſer kraftvolle Jüngling überwältigt einen Stier und drückt ihn mit ſeinen Füßen zu Boden. Mit der linken Hand faßt er ihn beim Maule, und mit der rechten ſtößt er

ihm einen Dolch in den Hals. Ein Hund ſpringt gegen die Wunde, um das Blut zu lecken. Eine gehörnte oder gekrönte Schlange richtet ſich empor, als wenn ſie den Stier in die Rippe beiſſen wollte, und ein Skorpion ergreift mit ſeinen Scheeren deſſen Geſchlechtstheile. Neben dem Mithra ſtehen zwei Knaben, deren einer die brennende Fackel in die Höhe hält, der andere gegen den Boden kehrt. Oberhalb dem fliehenden Mantel des Mithra iſt ein Vogel, ein Rabe, und auf der andern Seite ſcheint ein Löwe in der Vertiefung gewesen zu ſein. Das Ganze iſt auf allen vier Seiten von einem erhabenen Frieſe eingeſchloſſen. In dem obern Winkel rechts befindet ſich in einem länglichten Zirkel das Bruſtbild der ſtrahlenden Sonne, links das des Mondes. Auf der letztern Seite bemerkt man im Ecke zwiſchen Bäumen oder einem Geſträuche einen Widder, und über demſelben einen Stier. Gegenüber ſieht man noch einigermaßen zwei Thiere, welche ein Löwe und ein Steinbock zu ſein ſcheinen. Die Frieſe ſind ferner auf beiden Seiten in zwölf viereckige Felder abgetheilt, worin ſich verſchiedene Vorſtellungen befinden, als: rechts im unterſten Felde ein Ochs oder Stier; im zweiten ein Menſch, der eine Hand noch oben, die andere nach unten ausſtreckt, als wenn er auf glattem Eiſe einher ginge; im dritten ſcheint einer Froſt zu leiden, im vierten aus einem Brunnen zu ſteigen, im fünften aus einem Fluſſe herauszuſchwimmen, im ſechsten wird einer von einem andern aus einer Grube gezogen. Auf dem zweiten Rande links im unterſten Felde droht einer dem andern den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen; im zweiten ſcheint einer mit Ruthen geſtrichen zu werden; im dritten bittet einer den andern kniend um Barmherzigkeit; im vierten reicht einer dem andern die Hand; im fünften ſteigt einer Berg an, wird aber von

dem andern zurückgeriſſen; im ſechsten ſchauen drei Menſchen von einer Burgzinne herab.

Die Auslegung dieſer Bildereien iſt, kurz geſagt, dieſe: Die Felſenhöhle zeigt an, daß die Sonne gleichſam aus den Bergen herausſteigt, oder daß der Feuerfunke von einem Stahl aus einem Stein erzeugt worden iſt. Der Jüngling, welcher den Stier durchſticht, iſt der Gott Mithra, oder die Sonne. Der Stier iſt das Sinnbild der Erde, welche von der Sonne mit ihren Strahlen (Dolchen) gleichſam durchſtochen oder befruchtet wird. Der Hund, welcher das Blut des Stieres leckt, zeigt an, daß alle Thiere aus der Erde ihre Nahrung und genetiſche Kraft erhalten. Die gekrönte Schlange bedeutet die immerwährende Geſundheit und die Erneuerung der Lebenskräfte, indem die Schlange jeden Frühling die alte Haut abſtreift. Wenn die Sonne in das Zeichen des Skorpions geht (nämlich im Oktober), ſind die Früchte zur Reife gediehen und die zeugende Kraft iſt erſchöpft. Die zwei nebenſtehenden Knaben mit den Fackeln zeigen die auf- und untergehende Sonne an. Der Rabe iſt der Vorbote oder der Begleiter der Sonne, der Löwe aber das ſymboliſche Bild der höchſten Kraft derſelben im Monat Julius; oder, wie Andere dafür halten, der Löwe bezeichnet die Oberprieſter des Mithra und der Rabe die Zeremonien-Diener. Der Widder, der Stier u. ſ. w. ſind aus dem Zodiakus genommen, welche Zeichen ohnehin bekannt;

Sunt Aries, Taurus, Gemini, Cancer, Leo, Virgo,
Libraque, Scorpio et Arcilenens, Caper, Amphora, Pisces. *)

*) *Marcelli Palingenii Stellati Zodiacus Vitae*, hoc est de hominis vita, studio ac moribus optime instituendis, Libri XII. *Basileae*, Typis Joannis Schweighauser. 1789.

Die übrigen zwölf Seitenfelder in den beiden Frieſen, wodurch ſich dieſes Monument vor allen übrigen, welche noch exiſtiren, oder wovon noch Abbildungen vorhanden ſind, als das einzige in ſeiner Art auszeichnet, ſind zum Theil nicht mehr kennbar und weniger richtig erklärbar; ſo viel weiß man aber aus der Geſchichte, daß ſie die harten Prüfungen anzeigen, welchen ſich die in die Geheimniſſe des Mithra einzuweihenden Kandidaten unterwerfen mußten. Man gab vor, als wären dieſe Prüfungen in ſtufenweiſe anhaltenden, bis auf achtzig Grade ſteigenden und zuletzt äuſſerſt ſchmerzhaften Martern beſtanden, welche ſie alle mit Geduld und Standhaftigkeit aushalten mußten, ehe ſie in die Myſterien eingeweiht wurden. Die Einweihungen geſchahen in finſtern Felſenhöhlen, um dadurch auf den Urſprung des Mithra aus einem Felſen hinzudeuten. Das Dunkel des Ortes, worin die Handlung vorging, die Kälte des Felſens, die gänzliche Entkleidung des Aufzunehmenden, die ſchrecklichen Schwüre und überhaupt das Schauerliche aller Zeremonien zielte, wie bei allen Gaukeleien geheimer Kaſten ähnlicher Art, lediglich dahin ab, um die leichtgläubigen Menſchen zu jenen geheimen Zwecken, welche die Häupter des Bundes oder die Oberprieſter mit ihnen vorhatten, zu exaltiren, zu bearbeiten und dann zu gebrauchen, oder eigentlich zu mißbrauchen; die Untauglichen aber dadurch von ſich zu verſcheuen und in Furcht zu ſetzen. Urſprünglich waren dieſe zwölf Vorſtellungen, ſo wie die zwölf Namen und Zeichen des Zodiakus, nichts anders, als Symbole der in jedem Monate vorzunehmenden Feldbau- und Hausarbeiten, die an ſich ſelbſt für den armen Landmann hart und beſchwerlich genug ſind.

Die erſte, obgleich abgöttiſche, aber doch in der phyſiſchen Natur gegründete und ſo zu ſagen reine

Heliolatria bediente ſich anfänglich täuſchender Vorſtellungen, ging dann zu ſchändlichen Betrügereien, und durch die Symbole zur förmlichen Idolatrie über; endlich verſank ſie von der Höhe der Sonne herab in den Abgrund der abſcheulichſten Schandthaten, welche unter dem Deckmantel der Myſterien begangen wurden, und zuletzt kam es ſo weit, daß von den Sonnenprieſtern ſelbſt Menſchen durch heimliche, oder ſogenannte heilige Mittel ums Leben gebracht, oder öffentlich als Schlachtopfer, der Sonne zu Ehren, lebendig verbrannt wurden.

Nach dieſen Vorausſetzungen theilt von Pallhauſen weiter ſeine Anſichten mit: wie Iſis und Mithra im alten Bojoarien eingeführt worden ſind. Die Römer, fährt er fort, bekamen erſt ſpät nähere Kenntniſſe vom Sonnendienſte, nämlich: nachdem Pompejus ſiegreich aus Aſien zurückgekehrt war, dreiundſechszig Jahre vor Chriſto. Julius Cäſar zog den Nutzen daraus, daß er in der Folge im Jahre ſiebenhundert und ſieben nach Erbauung Roms, oder ſiebenundvierzig Jahre vor Chriſto, den römiſchen Kalender nach dem Sonnenlaufe eingerichtet und verordnet hat, daß das Jahr hinfür dreihundert und fünfundſechszig Tage haben ſoll, welches vorhin bei den Römern, ſo wie bei den Griechen, nach dem Laufe des Mondes nur dreihundert und vierundfünfzig Tage zählte. *) Kaiſer Auguſt verbot zwar die Einführung

*) Am Hofe des Königs von Peru verſtanden die Prieſter des Sonnendienſtes, eine Mittagslinie zu ziehen und den Augenblick des Sonnen-Wendepunkts (Solſtitiums) zu beobachten; ſie verwandelten auch das Monden-Jahr in ein Sonnen-Jahr durch Einſchaltungen. Spuren von dieſen ehemals ſchon verbreiteten aſtronomiſchen Kenntniſſen findet man noch jetzt unter einigen wilden Völkern Süd-Amerika's, die auch den Mond für be-

des Sonnendienſtes in das römiſche Reich, entweder weil ihm ſchon einige abſcheuliche Verbrechen der Sonnenprieſter bekannt waren, oder vielmehr, weil dadurch die Vielgötterei Schaden gelitten haben würde und vielleicht keine Hoffnung zur Vergötterung gehabt hätte.

Allein Tacitus ſpricht doch ſchon von der Einführung des Serapis oder des Sonnendienſtes, und der gleichzeitige Statius, welcher zu Ende des erſten Jahrhunderts unter Kaiſer Domitian lebte, läßt ſeinen Adraſt in Thebaide das ankommende Bild Serapis begrüßen.

Vom Kaiſer Commodus angefangen, bis auf Konſtantius Chlorus, kam die Heliolatrie mit ihren Myſterien immer mehr in Aufnahme, oder richtiger geſagt, ſie ſank immer tiefer und tiefer, bis in den Abgrund der abſcheulichſten Laſter.

„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich ſein.“ —

Das verſchleierte Bild zu Sais, von Fr. v. Schiller.

In dieſem Zeitraume gibt es ſehr viele römiſche Münzen und Denkmale mit der Aufſchrift: „Soli in-

wohnt halten und von ihren Voraltern wiſſen, daß der Mond ſein Licht von der Sonne hat. — Es iſt ferner eigen, daß ſich unter den weſtlichen Völkern nur einige verworrene Ideen vom Dämon und ſeiner Macht erhalten haben, während daß die Orientaler ſo viel damit zu thun hatten. Die amerikaniſchen Völker geben ihnen hierin nichts nach; und dieſer Eindruck iſt durch die Länge der Zeit nicht geſchwächt. Aus dieſem Zuge von Aehnlichkeit mit den vorbezeichneten Angaben verglichen, ſollte man ſchlieſſen, daß dieſer Welttheil ſeine Einwohner eher aus dem Orient als Occident erhalten hätte. — Die Völker Spaniens und ihre Fürſten, von H. Seel. Augsburg, bei v. Jeniſch und Stage. I Abthl. Seite 176.

victo Mithrae." Varius Baſſianus, vorhin ſelbſt Sonnenprieſter in Syrien, nahm deswegen, als er Kaiſer wurde, den Namen Heliogabalus an, übte alle möglichen Schandthaten aus und wollte ſich ſelbſt als Helios oder Mithra anbeten laſſen. Kaiſer Aurelian (270 — 275) gewährte dem Mithra im römiſchen Kalender einen Feſttag.

Um dieſe Zeit mag vorliegendes Monument geſetzt worden ſein; denn die Einführung des Mithradienſtes war bei den Bojoariern um ſo leichter, als gerade zuvor der dritte Stamm derſelben aus Griechenland oder Armenien ins Norikum und Rhätien eingezogen war und die Celten überhaupt ſchon, von ältern Zeiten her, einen ähnlichen Kultus, nämlich die Verehrung des Belenus (Apollo), gepflogen hatten.

Der erſte chriſtliche Kaiſer, Konſtantin der Große (306 — 337), ſtellte zwar den abgöttiſchen Sonnendienſt ab; allein Kaiſer Julian der Abtrünnige (Apostata) ſuchte ihn, und zwar bloß aus Haß gegen die chriſtliche Religion, wieder durch alle möglichen Mittel emporzubringen; ſo wie er in dieſer Abſicht jeden abergläubiſchen Unſinn in ſeinen Schutz nahm und zu befördern ſuchte, um das Chriſtenthum zu verdrängen. *)

Unter Valentinian und Valens (364 — 375) ward der Sonnendienſt durch ein Geſetz verboten, und dem Präfekten der Stadt Rom, Gracchus, aufgetragen, die Tempel und Kapellen Mithra's zu zerſtören. Wie lange er ſich noch in geheim und zumal in den Provinzen erhalten, kann im Allgemeinen hier nicht ſo beſtimmt angegeben werden; was aber insbeſondere Bojoarien betrifft, ſo wiſſen wir aus der

*) Julian wurde im J. Chr. 863 in einem Feldzuge gegen die Perſer getödtet.

Geſchichte, daß um eben dieſe Zeit die Glaubensprediger und Biſchöfe St. Caſſian, St. Ingenuin, Lucan und Valentin die Götzen mit den geheimen Tempeln der Sonne geſtürzt und die chriſtliche Lehre in dieſen Gegenden öffentlich unter dem Volke verbreitet haben.

Mit Zerſtörung der Götzentempel aber ging es zumal in den entferntern Provinzen nicht ſo geſchwind vor ſich, denn Kaiſer Theodoſius befahl neuerdings, alle noch übrigen heidniſchen Tempel von Grund aus zu zerſtören, ſo daß keine Spur mehr von dem alten Irrthum zurückbleiben ſollte (?). Er war es auch, welcher den berühmten Sonnentempel zu Alexandria in Aegypten zuſammenreiſſen ließ. Allein der kluge König Theodorich und Papſt Gregor der Große fanden ſich in Hinſicht der noch ſtehen gebliebenen Tempel veranlaßt, zu verordnen, daß dergleichen noch haltbare Gebäude nicht zerſtört, ſondern zu nützlichen und chriſtlichen Zwecken verwendet werden ſollen. *)

Dieſe Anſichten und Vergleichungen ſtellte v. Pallhauſen auf, wobei noch zu bemerken iſt, daß die Kopie des Denkmals, welche v. Pallhauſen zur Bearbeitung ſeiner Abhandlung beſaß, ſehr unvollſtändig und willkührlich in den Darſtellungen des Monuments war, wodurch der kenntnißreiche Alterthumsforſcher in einzelnen Theilen unvermeidlich irrige Meinungen faſſen mußte.

Wir haben hiemit Freiherrn von Hormairs und von Pallhauſens Anſichten über das Mithra-Monument in Tirol wieder in Erinnerung gebracht und wollen nun unſer Urtheil über dieſes wichtige Denkmal

*) Joh. Bellamy's Geſchichte aller Religionen, aus dem Engl. überſetzt. Leipzig 1820, bei Baumgärtner. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

beifügen, unter Beziehung auf jene intereſſanten Reflexionen Giovanelli's, welche wir bereits in unſere Geſchichte Tirols (München bei J. J. Lentner 1817) nebſt einer treuen Abbildung des Steines aufnahmen.*)

Die Beſchreibung des Monuments vernahmen wir bereits vom Freiherrn von Hormair. Dieſelbe läßt uns, im Vergleiche der allgemeinen Figuren mit der vorliegenden treuen Abbildung, vorläufig keine weitere Bemerkung übrig; wir beziehen uns im Allgemeinen auch auf die mitgetheilten Abhandlungen Montfaucons und Philipps a Turre, und gehen daher zur Entwickelung und Betrachtung der beſondern Vorſtellungen und Eigenthümlichkeiten über.

Jeder Alterthumsforſcher wird in dieſem Monument Spuren der Urreligion der Menſchheit erkennen, die Lehren der Weisheit des Orients über Gott, Unſterblichkeit und Natur in dieſen ſeltſamen Abbildungen finden, nur nicht rein nach den Mythen der Indier und den Verehrungs-Begriffen der Parſen, ſondern mit Zugaben aus den geheimen Tempel-Bildern des heidniſchen Prieſterthums der Römer, der Griechen und Aegyptier.

Während unſerm längern Aufenthalt zu Innsbruck im Jahre 1811, gewährte uns die öftere genaue Betrachtung dieſes ehrwürdigen Monuments des Glaubens des Alterthums immer ein beſonderes Vergnügen; das Licht des menſchlichen Urglaubens durchdrang unſere Seele mit heiligen Ahnungen der ewigen Gottheit wie der ewigen Dauer unſers Geiſtes, dem der Wille des Allerhöchſten das Sein verlieh!

Die gewöhnlichen Vorſtellungen in den Monumenten

*) Intorno all' antica Zecca Trentina, e a due Monumenti Rete lettere tre di *Benedetto Giovanelli.* Trento, Tipogr. Monauni 1812.

Mithra's enthielten bereits die entſcheidendſten Auslegungen; in Bezug auf die allgemeinen Figuren und das Stieropfer haben wir Alles über dieſe Antiquitäten vorgetragen, was ältere und neuere Schriftſteller bemerkenswerth fanden. Die zwölf Täfelchen der Seitenrände ſind aber eben das Beſondere in dieſem Denkmale, wodurch es ſich vor allen bisher bekannten Abbildungen, Opfer- und Verehrungsſteinen Mithra's unterſcheidet und auszeichnet.

Betrachten wir den vor uns liegenden treuen Abriß, den wir während unſers längern Aufenthalts ſehr oft auf das ſorgfältigſte mit dem Original in allen Theilen, Linien und Spuren verglichen und verbeſſerten, ſo ſehen wir ſechs Täfelchen an jedem Seitenrande des Monuments. *)

Das erſte Täfelchen, von der rechten anfangend, ſtellt eine kniende, mit einer andern ſtehenden Figur vor; letztere ergreift die erſtere mit der linken Hand bei den Haaren, und mit der rechten führt ſie einen Hieb oder Stoß; die Randbeſchädigung des Steins macht es unbeſtimmbar, ob in der rechten Hand ein Dolch iſt, oder nicht. Die beiden Figuren ſind übrigens ganz nackt.

*) Giovanelli's Abriß dieſes Mithra-Steines kann bei parteiloſer Vergleichung mit dem Original keineswegs als äuſſerſt untreu und verfälſcht erklärt werden. Die Kopie beſorgten ſehr erudirte Männer, von Dipauli und Bertoldi in Innsbruck. Daß viele unkennbare, zweifelhafte Züge und Linien in dieſen kleinen Reliefs durch Giovanelli und die genannten Gelehrten nicht willkührlich mit indiſchen Augen ergänzt oder umgeſtaltet wurden, bleibt ein Gewinn für die Wahrheit, welche über alle Syſteme erhaben iſt. Amicus Plato, amicus Socrates, magis tamen amica *veritas.*

Zoroaſters Syſtem war kurz vor den chriſtlichen Epochen und in den drei erſten Jahrhunderten in allen Römerſtaaten in großer Achtung; die griechiſche Philoſophie fand an den morgenländiſchen Lehrbegriffen beſonders Geſchmack, weil ſie ihn tiefſinniger als ihren bisherigen halten mußte. Der Eine wollte Zoroaſters Syſtem immer beſſer als der Andere kennen; Jeder ſuchte es in ſein eigenes zu verwandeln; von den Chriſten wurden die geheiligten Religionsbücher Perſiens, wie ſich Abbé Foucher äuſſert, evangeliſirt, von den Philoſophen platoniſirt, und von den Ketzern *) gnoſtiſirt; letztere erdichteten vorzüglich viele Bücher.

*) Gnoſtiker, chriſtliche Irrlehrer in den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung, ſo genannt von dem griechiſchen Worte Gnoſis (Erkenntniß), weil ſie ſich einer tiefern Erkenntniß und Einſicht in das Weſen der Dinge rühmten. Sie nahmen einen Gott, ein ewiges höchſtvollkommenes Weſen, als erſte Urſache aller Dinge an, ſetzten demſelben aber, nach einem durch den ganzen Orient herrſchenden dualiſtiſchen Prinzip, eine gleich ewige aber unvollkommene Materie entgegen. Gott hat, ſo behaupteten ſie ferner, andere mehr oder weniger vollkommnere Weſen (Aeonen) hervorgebracht, die jedoch in der Zeit von ihm abgefallen ſind, und von denen Einer, der Demiury (Weltſchöpfer), Welt und Menſchen erſchaffen hat. Alles Uebel in der Welt hat von dieſem Demiury ſeinen Urſprung; ſo auch die ſinnliche Seele in uns, durch welche wir empfinden und leben, neben welcher aber eine vernünftige aus dem göttlichen Licht entſprungene Seele uns beiwohnt. So lange der Menſch den ſinnlichen Antrieben folgt, ſteht er unter der Gewalt des Demiury; die Tugend allein erhebt ihn zu Gott. Um dem Weltübel zu ſteuern und die Menſchen von dem Demiury zur Verehrung des höchſten und einzig wahren Gottes zurückzuführen, hat ein Aeon, Chriſtus, einen menſchlichen Körper angenommen. Dieſer Körper iſt jedoch kein wah-

Dieſe Tafeln erhalten daher theils nach Zoroaſters und der Rabbinen, theils nach der griechiſchen und römiſchen Philoſophen Lehren ihre gemiſchte Auslegung, ohne indeß dieſe Moſaik als ein durchaus rein indiſches Bild zu erklären. Die ſtehende Figur in dem erſten rechten Täfelchen, welche die knieende züchtigt, iſt ein Ized (Ariema), rein geſchaffen, der nach dem Geſetz dürſtet und wegen ſeiner Liebe für das Geſetz und die Reinigkeit durch Bahman vorzüglich beſchützt wird. Dieſer Ized ſchlägt alle Uebel des Leibes und der Seele; er ſtellt dadurch Ormuzds Ruhm immer her, den Ahriman raubte. Ariema iſt der Ized des vortrefflichen Wortes, der, nach unſerer Meinung, hier die Züchtigung des Fleiſches andeutet. Auch bei äuſſerſter Anſtrengung des Blickes iſt an dieſem Täfelchen eine Fluth ſo wenig ſichtbar als ein Waſſerguß.

In dem zweiten Täfelchen ruhet eine Perſon ausgeſtreckt auf dem Boden in gnoſtiſcher Selbſtbeſchauung; oder, nach Zoroaſter, in dem ſüßen Schlaf der himmliſchen Welt, der Welt Ormuzds, den Hufraſchmodad löſet. Ormuzd machte den Schlaf zur Erquickung der lebendigen Geſchöpfe; die Izeds,

rer; man kann daher nicht ſagen, daß Chriſtus alles das gelitten, was ſeine Lebensbeſchreiber von ihm erzählen (daher der Sektenname Doketen). Das göttliche Anſehen der Schriften des Alten Teſtaments läugneten ſie, in dem Neuen Teſtamente erlaubten ſie ſich weſentliche Veränderungen. Kerinth, ein ägyptiſcher Jude des erſten Jahrhunderts, war der Urheber dieſer Irrlehre, und die, von Cerdo und Marcian im zweiten Jahrhundert nach Chriſto weiter ausgebildet, ſich bis gegen das Ende des dritten Jahrhunderts erhielt, wo ſie von dem ihm ähnlichen, ebenfalls dualiſtiſchen Manichäismus verdrängt ward.

das Volk der Kraft in den Höhen, wachen über die Guten und Reinen im Schlaf. Die Nacht wurde geboren durch Krieg zwiſchen den Izeds und Dews; ſie kommt aber nicht vom Urweſen des Böſen, weil ſie himmliſch iſt, den göttlichen Anblick der Sterne gewährt, ſondern von Ormuzd; er, der den Finſterniſſen Licht zum Schutze gab, ertheilte der Erde Schlaf zum Schirm. Mit Reinigkeit des Gedankens betet daher der Parſe noch jetzt vor dem Einſchlafen wie beim Erwachen: „O Gott! großer, herrlicher Richter, ich beklage alle meine Sünden. Ich glaube zweifellos an Gott und ſein Geſetz, und meiner Seele himmliſche Natur. Bei der Auferſtehung wird der Abgrund (Hölle) ausgefüllt und Ahrimans Dews werden zu Nichts werden. Laß, o Ormuzd, jeden Reinen, wer er auch iſt, zur Vollendung ſeiner, wie meiner Wünſche gelangen. Ized ſei mir Schutz.“ — Liegt darin nicht eine Verwandtſchaft mit dem Geſetz der chriſtlichen Nächſtenliebe? Ormuzd iſt ein Gott der Liebe für den Parſen, wie für den Chriſten; er fordert kein Schmerzenbett, ſondern geiſtige Beſchauung ſeines höchſten Geiſtes.

Die hier abgebildete Figur ſtellt den Menſchen mehr vor dem Einſchlafen, als im Schlafe ſelbſt vor; denn der Körper iſt für einen ſchlafenden zu hoch aufgerichtet, und zeigt ſo vielmehr die Verrichtung der geſetzlichen Nacht-Andacht des Parſen.

In den Monumenten, Sarkophagen und Epitaphien der Katakomben in Rom, aus den Zeiten des Urchriſtenthums, finden ſich ähnliche Vorſtellungen von einer ruhenden Perſon (Jonas) unter Palmen. *)

*) *Roma subterranea*, Tom. I. pag. 551, 617. Tom. II. pag. 119, 331.

In der dritten Tafel iſt eine Figur in einem ſehr ſichtbaren Halbzirkel, der dem halben Mond und nicht der Erde ähnlich iſt; von der Luft getragen, ſchwimmt dieſe Gondel gleichſam mit dem Schatten eines Verblichenen in den Wolken.

Nach den geheiligten Büchern der Perſer beſchützt der Mond den Keim und Samen des Urſtiers, das Prinzipium aller vernunftloſen Geſchöpfe; er beſitzt ein Licht, das ihm eigen iſt; er erwärmt, gibt Geiſt und Frieden, läßt Alles wachſen, gibt Grüne, iſt wohlthätig. Den Samen des Lichts und der Stärke des Stiers übergaben die Izeds dem Mondhimmel. Zend-Aveſta legt dem Monde einen großen ſympathetiſchen Einfluß auf die Erde bei. Er iſt Quell aller organiſchen und animaliſchen Fruchtbarkeit; wie er ſelbſt rein iſt, ſo muß aller Same, der gute Frucht bringen ſoll, durch ihn rein werden. Daher wird auch der Mond mit Mithra angerufen.

Alle alten Völker erkannten der Seele Unſterblichkeit, vermöge der innern Empfindung und einer noch ungeſchwächten Tradition; auch die Perſer haben dieſe Lehre der Urreligion treu erhalten. Zoroaſter gibt dem Menſchen zwei Seelen, einen Feruer und Dew; jener iſt ein Ausfluß Ormuzds und dieſer Ahrimans. Der Dew iſt nur durch unrechtmäßige Beſitznahme Seele des Menſchen. Man hat, bei behutſamer Prüfung, keinen Grund, in dieſer Tafel eine Vorſtellung nach dem Lehrbegriff der alten Perſer zu finden. Der Parſe nennt den Tod einen Gang über die Brücke Tſchinevad zur Ruhe und Seligkeit für den Gerechten. Dieſer mondförmige Gegenſtand, der in Wolken ſchwebet, und aus welchem eine menſchliche Figur ſich erhebt, iſt jedoch eine den Zendbüchern fremde Geſtalt, und dürfte ihre Auflöſung in der Lehre

erhalten, die Macrobius über die Wanderung der Seele nach dem Tode aufſtellt. *)

Die Naturforſcher des Alterthums, welche die Sonne das Herz der Welt nennen, nehmen zugleich an, daß es eine helle, feurige, ſehr zarte Flüſſigkeit unter dem Namen Aether gebe, welche die Welt erfüllt; ſie macht die Subſtanz (Spiritus) der Sonne und Sterne aus; ſie iſt das Prinzip und die weſentliche Kraft aller Bewegung, alles Lebens, ein Ausfluß der Gottheit ſelbſt. Wenn ein Körper auf der Erde belebt werden ſoll, ſo ſenkt ſich ein rundes Theilchen dieſer Flüſſigkeit durch die Milchſtraße nach der Monds-

*) Von der Reinigung der Seelen und ihren Schickſalen lehrt Manes: daß jene Seelen, welche Chriſtus für den Sohn Gottes halten, den Dienſt des Judengottes, welcher der Fürſt der Finſterniß iſt, verlaſſen, dem von Chriſtus gegebenen und von Manes erweiterten und erklärten Geſetz gehorchen und die Lüſte der böſen Seele ſtandhaft beſtreiten, nach und nach von der Unreinigkeit der böſen Materie gereinigt werden. Doch kann die ganze Reinigung der Seelen in dieſem Leben nicht vollendet werden. Alſo müſſen die von ihren Leibern befreiten Seelen noch eine doppelte Reinigung nach dem Tode ausſtehen, ehe ſie in das Reich des Lichtes aufgenommen werden: eine Reinigung des guten Waſſers, und eine Reinigung des guten Feuers. Sie wandern zuerſt in den Mond, der aus gutem Waſſer beſteht, und nach fünfzehn Tagen reiſen ſie in die Sonne, deren gutes Feuer die übrigen Unreinigkeiten völlig wegnimmt. Der Leib, den ſie hier zurückgelaſſen haben, und welcher aus der böſen Materie zuſammengeſetzt iſt, kehrt zu ſeinem Urſprung zurück. — Seelen, welche ihre Reinigung auf dieſer Erde verabſäumten, kommen nach dem Tode in Leiber entweder von Thieren oder von andern Weſen, bis ſie gereinigt ſind, und die beſonders verdorbenen werden zur Reinigung eine Zeit lang den böſen Geiſtern in der Luft übergeben. Dieſe ungeheuern Sätze führten viele der erſtern Chriſten irre.

kugel, und dort verliert ſie ſich in eine dicke Luft, die geeignet iſt, ſich mit der Materie zu verbinden. Alsdann dringt ſie in den Körper, der ſich bildet, beſeelt ihn, wächſet, leidet, vergrößert und verkleinert ſich mit ihm. Wenn er in der Folge vergeht, und die groben Theilchen ſich auflöſen, ſo ſondert dieſes unverfälſchte Theilchen ſich davon ab, und würde ſich wieder mit dem großen Ozean des Aethers vermiſchen, wenn ſeine Vermiſchung mit der irdiſchen Luft es nicht aufhielte. Dieſe Luft oder Flüſſigkeit, welche die Formen des Körpers beibehält, bleibt ein Schatten oder Fantom, unvollſtändiges Bild eines Verblichenen. Die Griechen nannten dieſen Schatten das Bild oder den Abgott der Seele; denn mit dem Syſtem der Perſer hat dieſe Vorſtellung nichts gemein. — Pythagoras, Zoroaſters Schüler, ſtiftete eine philoſophiſche Schule, die einen Anſtrich von perſiſchen und indiſchen Lehren hat; in Babilon wurde er auf ſeinen Reiſen auch mit Iſraeliten bekant, und fand einige Lehren der Schriften Moſes würdig, ſie in ſeine Philoſophie aufzunehmen. So nannte er den Schatten eines Verblichenen den Wagen, die Hülle, welchen die rabbiniſche Schule ihr Schiff, ihren Nachen hieß. Wenn der Menſch gut gelebt hatte, ſo kehrte die ganze Seele, das heißt, ſein Nachen und ſein Aether in den Mond zurück, wo ſie erſt von einander geſondert wurden. Der Nachen lebte im Eliſium des Mondes und der Aether kehrte in die Fixſterne. Wenn der Menſch nicht gut gelebt hatte, ſo blieb ſeine Seele auf der Erde, um ſich zu vereinigen, und irrte umher, wie die Schatten des Homers, der dieſe ganze Lehre gekannt hat. Dieſes Syſtem der Seelenwanderung iſt ägyptiſchen Urſprungs, und die bildliche Vorſtellung des dritten Täfelchens rechts dürfte, ohne

weitere Auseinanderſetzung, das Symbol des Syſtems der Spiritualiſten ſein, wie wir bereits in unſerer Geſchichte Tirols darſtellten. Andere Meinungen mögen Philoſophen beſtimmen, die dadurch mit beſſerer Einſicht zu urtheilen vermögen, daß ſie den Zend-Aveſta in ſeiner Urſprache zu Rathe ziehen können.

Der Magnetismus unſerer Zeit leitet, nicht ganz fremd den Ideen der Spiritualiſten, den entfeſſelten Geiſt ins endloſe All, wo er ſich mit dem allgemeinen Naturäther (Naturgeiſte) verbindet. *)

*) Magnetismus, thieriſcher, animaliſcher, auch Lebensmagnetismus, oder, nach ſeinem Erfinder, Meßmerismus genannt, iſt die Uebertragung von einer höchſt feinen Flüſſigkeit von einem Menſchen auf den andern mittelſt kunſtmäßigen Berührungen, Manipulationen und andern Verrichtungen. Die feine übergetragene Flüſſigkeit wirkt unmittelbar auf das Nervenſyſtem des andern ein, und bringt verſchiedene Erſcheinungen hervor. Den darüber gemachten Erfahrungen zufolge hat

1) Jeder thieriſche Körper eine gewiſſe Menge von magnetiſcher Flüſſigkeit.

2) Dieſe nicht körperliche Flüſſigkeit (ſie iſt mit der elektriſchen zu vergleichen) iſt einer Anhäufung und eines Ueberſtrömens aus einem Körper in den andern fähig.

3) Die Träger dieſes Fluidums ſind die Nerven.

4) Rückſichtlich derſelben hat der menſchliche Körper ſeine Anziehungs- und Abſtoßungspunkte, das iſt, Pole.

5) Dieſe Flüſſigkeit kann ebenfalls in nicht belebte (Konduktoren) überſtrömen und ſich anhäufen.

6) Während der Uebertragung brauchen ſich beide Körper nicht unmittelbar zu berühren, ſie iſt ſchon in der Entfernung möglich.

7) Es werden durch dieſe Uebertragung nicht alle Körper gleichmäßig affizirt, indem die Empfänglichkeit dazu eine Kränklichkeit der Nerven vorausſetzt, woraus die große Wirkſamkeit dieſes Mittels gegen Nervenkrankheiten hervorgeht.

Die Uebertragung oder das Magnetiſiren, die magnetiſche

Das vierte Täfelchen zeigt einen Mann, der ſich mit Schnelligkeit in vorwärts gebogener Stellung dem Feuer nähert. — Schwer reichen unſere Blicke mit Sicherheit auf dunkele Gegenſtände in ſo weiter Zeitferne.

Das Auge muß indeß immer rein, unbefangen, ohne Vorliebe für ein gefaßtes Syſtem, die Spuren des

Behandlung wird einfach von dem Magnetiſeur allein bewirkt, oder ſie iſt zuſammengeſetzt bei der Zuziehung anderer Hilfsmittel. — Zu der einfachen Behandlung gehört das Anhauchen des Kranken, der in der Richtung des magnetiſchen Meridians dem Arzte gegenüber mit ihm in Rapport ſitzt; es gehören dazu die verſchiedenen Manipulationen mit den Händen, die alle darauf berechnet ſind, das Ueberſtrömen zu befördern; ſie beſtehen in einem Streichen, welches allezeit nach derſelben Richtung geſchieht, und damit ſeine Wirkung nicht durch entgegengeſetzte Striche aufgehoben werde, ſo kehrt die ſtreichende Hand in einem nach Auſſen laufenden Bogen vagirend wieder zurück. Das Streichen geſchieht mit der flachen Hand (Volar-), dem Handteller (Palmar-), den Fingerſpitzen (Digital-), mit dem Rande der Hand (Marginal-Manipulation). Mit ausgeſperrten Fingern (expandirte Digital-), in einen Punkt vereinigten Fingern (kontrahirte), mit der Spitze des ausgeſtreckten Daumens einer oder beider Hände (Pugnal-Manipulation). — Dieſe letztern ſind, nebſt dem Anhauchen, die kräftigſten; auch wenn ſie nicht mit wirklicher Berührung (mit Kontakt), noch Druck (Maſſiren), ſondern in der Entfernung vom Kranken in Diſtanz vollzogen werden. — Ueberdies unterſcheidet man das Spargiren, Beſprengen, durch Anſchnellen der Finger, das Komprimiren und Anfächeln, oder Kalmiren, Ventiliren. — Die Behandlung wird zuſammengeſetzt durch gleichzeitige Benutzung von Hilfsmitteln, welche jene Wirkung verſtärken, oder die Manipulation erſetzen (Subſtitute). — So verſtärken eiſerne Stäbe die Wirkung, wenn der Arzt und der Kranke ſie gleichzeitig anfaſſen; das Iſolatorium, dem elektriſchen

Steines betrachten, *wie* dieſelben wirklich noch *bemerkbar* ſind; nichts nach eigenen Anſichten den *Bildniſſen* andichten. Vermuthungen über das bis zum Unkennbaren Erloſchene bilden nie eine wahre Angabe.

Das *Urfeuer* iſt nach dem *Zend-Aveſta* von der ewigen *Zeit* geſchaffen, alles *materielle* Feuer aber

gleich, die Elektrizität ſelbſt und die Muſik. — Die oben im fünften Punkte angezeigte Erfahrung gab Gelegenheit zur Anwendung der *Subſtitute* (Eiſen, Glas, Waſſer, Bäume), denen man magnetiſche *Flüſſigkeit* mittheilt und welche darin ſo lange angehäuft bleibt, bis ſie ihnen durch die Verwandtſchaft anderer Körper wieder entzogen wird. — Die Erſcheinungen, welche der Magnetismus im lebenden Körper hervorbringt, ſind nach der Individualität ſehr verſchieden. — Die allgemeinen ſind Erweckung der Lebensthätigkeit der Nerven (Senſibilität) und davon abhängige andere Funktionen des Organismus, als: Beſchleunigung des Pulſes, Athmens, Erhöhung der Wärme u. ſ. w. — Fehlerhafte Senſibilität wird dadurch vorzugsweiſe in ihre natürlichen Grenzen gebracht, Krämpfe und Schmerzen beſänftiget und die Lebensthätigkeit regelmäßiger vertheilt. — *Gmelin*, *Wienhold* und ſpäter *Kluge* haben zur beſſern Unterſcheidung dieſes magnetiſchen Zuſtandes *ſechs* verſchiedene *Grade* unterſchieden, die ſich auf das durch Magnetismus hervorgebrachte Verhältniß der äuſſern Sinne zum Bewußtſein beziehen. — Im *erſten Grade*, dem Grade des Wachens, bleiben die Sinne in ihrer gewöhnlichen Thätigkeit: der Kranke fühlt nebenbei mehr oder weniger Nervenreizung; — im *zweiten*, oder dem Halbſchlafe, oder der unvollkommenen Kriſe, wird vorzüglich der Geſichtsſinn unterdrückt: der Kranke muß die Augenlieder unwillkührlich ſchlieſſen, obgleich es ihm vor den Augen hell bleibt; er empfindet übrigens mehrere Nervenzufälle, hauptſächlich in der Magengegend; — im *dritten* Grade, den man den *magnetiſchen Schlaf* nennt, wird der Zuſammenhang der Sinne mit der Auſſenwelt ganz aufgehoben und die Nervenzufälle vermehren ſich bis zur Ohnmacht, Erſtarrung u. ſ. w.

repräſentirt das unſichtbare Urfeuer, wie man es verehrt. Erſteres iſt Sohn Ormuzds, geſchaffen von Ormuzd, der Keim der Rechtſchaffenheit, die Haupturſache der Geſchöpfe, der Jugend; es anrufen iſt ſegenreicher Quell der Güter; es ſchenkt Einſicht des Zukünftigen, Kinder, Nahrung, Wiſſenſchaft, eine liebliche Sprache. Die Oberhäupter des Hauſes müſſen um ſechs Uhr Abends Holz zum Feuer legen, nachdem ſie Koſti

Der Kranke behält in dieſem Zuſtande Erinnerung ſeines vorigen Lebens, aber nach dem Erwachen hat er keine an die Zeit dieſes Schlafes. — Im vierten Grade, welcher die vollkommene Kriſe oder der einfache Somnambulismus genannt wird, erwacht das innere Bewußtſein des Kranken, bei völliger Ruhe der äuſſern Sinne, die ihr Vermögen zu perzipiren gleichſam andern Organen unterdeſſen überlaſſen. Der Kranke ſieht aber nicht mit den Augen, ſondern ungefähr ſo, wie man die Gegenſtände im Traume ſieht, deshalb wird dieſer Grad auch Schlafwandeln genannt. — Im fünften Grade, der Selbſtbeſchauung (Clairvoyance), des Hellſehens, bekommt der Somnambul ein Vermögen, ſeine und des Magnetiſeurs innere Zuſtände, ſo wie der mit ihm in Rapport ſtehenden Perſonen klar zu beobachten, und ſich darüber mit dem Magnetiſeur zu unterhalten. — Der ſechste und höchſte Grad der allgemeinen Klarheit, Extaſe oder Desorganiſation, iſt von dem vorigen nur dadurch unterſchieden, daß der Hellſehende die Fähigkeit bekommt, mit oder ohne Hilfe des Magnetiſeurs ſich mit entfernten Perſonen in Rapport zu ſetzen und ihre Zuſtände zu erkennen. — Nicht jeder Kranke erreicht dieſen höchſten Grad, viele bleiben auf niedrigen Stufen ſtehen; doch, um in die höhern verſetzt zu werden, muß er ſchneller oder langſamer die niedern Grade durchlaufen. Obgleich dieſe Erſcheinungen wirklich vorkommen und ihnen weder bloße Träumerei noch Betrügerei zum Grunde liegt, ſo iſt es doch nicht möglich, eine befriedigende Erklärung aufzuſtellen. Creuzers Symbolik. Zweite Ausgabe. 1819. I Theil. Seite. 625. —

gemacht, und die Hände ſich gewaſchen haben; der Feldarbeiter hat ein Gleiches bei der Zurückkunft von ſeiner Arbeit zu thun. Alsdann vertreibt das Feuer die Dews. Das Feuer macht die Metalle in den Bergen einſt flieſſend über die Erde; durch dieſelben werden die Gerechten bei der Auferſtehung gereinigt. Die meiſten Nationen des Morgenlandes verehren das Feuer als die Seele der Natur; die ſpätern Verehrer haben die reinen Grundſätze Zoroaſters ganz aus den Augen verloren; das immer brennende Feuer aber hat das moſaiſche Geſetz, wie alle Religionen der Welt, geheiligt. *) In dieſer Beziehung wollen wir hier in Kürze beifügen, was uns Abbé Foucher über den Sabäismus der Alten zur tiefſten Beherzigung in ſeinen Schriften hinterließ. Um ein Denkbild der göttlichen Gegenwart zu haben, wählte man Gegenſtände, die vor andern geſchickt wären, die Idee des höchſten Weſens zu erwecken, und wobei man gleichſam annehmen könnte, daß Gott hier beſonders gegenwärtig ſei; dies iſt, was die Morgenländer Schechina nennen, das heißt, ein Sinnbild der göttlichen Gegenwart. Hier war es, wo man Gott vor andern anbetete, beſonders beim öffentlichen Gottesdienſt, der gleichſam einen ſinnlichen Gegenſtand zu fordern ſcheint, worauf das Auge und die Gedanken des Volkes gerichtet werden. Dieſes Vorurtheil war ſo tief eingewurzelt, daß ſelbſt Gott, um die wahre An-

*) Joh. Lundii jüdiſche Heiligthümer und Beſchreibung des Levitiſchen Prieſterthums. Hamburg 1722. Seite 564 ad 17. — *Jo. Seldenus. De Diis Syris* Syntag. I. Cap. VI. pag. 166. *Moloch.* 169 — 170. *Mithra.* — Die Hebräer gingen zur Reinigung und aus Verehrung Molochs mit ihren Kindern durch das Feuer. *Joseph.* Lib. 9 de antiq. cap. 12. Confer. *Philon* de victimas offerentibus. pag. 661.

betung unter den Hebräern zu erhalten, ſich ſoweit zu ihrer Schwäche herabließ, daß er ihnen eine Schechina gab. Die übrigen Völker, denen Gott ſeine Gegenwart nicht ſo ſchenkte, wählten in der Sonne, in den Sternen, im Feuer ihre Schechina. Der größte Theil blieb ſelbſt bei dieſen allen Menſchen gemeinen Gegenſtänden nicht lange ſtehen. Jedes Volk wollte ſeine eigene Schechina und verſetzte die Gottheit in Bilder von Menſchen und Thieren. Wenn auch die Abſicht der erſten Anfänger nicht ganz ſo ſchlimm war, ſo begingen die Menſchen hierin doch zwei Fehler, deren Folgen ſchrecklich wurden.

Der erſte war, daß ſie ſich ſelbſt eine Schechina wählten: Gott iſt überall gleich gegenwärtig; und dem Menſchen kam es nicht zu, ihm eine beſondere Wohnung anzuweiſen, wo er, ſo zu ſagen, gehalten ſein ſollte, ſich zu offenbaren. Gott allein mußte ſich dieſelbe wählen, wenn er ſo herablaſſend ſein wollte; damit der Menſch immer bedächte, daß dieſe Einrichtung von Gott käme.

Zweitens verſahen es die Menſchen darin, daß ſie Gegenſtände zur Schechina wählten, die an ſich ſchon gemacht ſind, Ehrfurcht und Bewunderung einzuflößen. Will man, hieß es, Gott in ſeinem Bilde anbeten, ſo muß das Vollkommenſte und Ausgezeichnetſte gewählt werden. Nun aber iſt nichts fähiger, das ewige Licht und die Allmacht deſſen, der Alles belebt und Alles befruchtet, vorzuſtellen, als jener glanzlichte Stern, von dem alles Licht dieſer Welt ausſtrahlt, und das Feuer, welches die ganze Natur bewegt.

Nichts ſcheint vernünftiger und doch iſt im Grunde nichts unbeſonnener, als eben dies. Je natürlicher dieſe Bilder ſcheinen, je mehr ſie Gottes Größe, Güte und Macht ausdrücken, um ſo weniger hätte man ſie

zum Bilde der Anbetung, die man Gott ſchuldig iſt, machen ſollen. Man mußte dabei zu ſehr fürchten, daß ſolche Sinnbilder den Blick des Anbetenden zu ſtark feſſelten und der einzige Gegenſtand der Verehrung wurden.

Als daher Gott den Hebräern eine Schechina gab, wählte er weder die Sonne noch das Feuer. Ueber eine Arche (Bundeslade) ließ er ſeine Herrlichkeit glänzen. Gott offenbarte ſich den Menſchen, damit ſie wiſſen, was ſie von ihm, von ſeinem heiligen Willen und von dem ewigen Leben Tröſtliches zu wiſſen nöthig haben. Ohne dieſe göttlichen Offenbarungen würden die Menſchen vieles gar nicht, und vieles nicht mit Gewißheit erkennen. Gott offenbarte ſich bald nach Erſchaffung der Welt unſern Stammältern Adam und Eva; durch ſie entſtand die Urreligion des menſchlichen Geſchlechts: dieſe ſchätzbaren Keime der wichtigſten Wahrheiten erhielten ſich noch in Spuren uralter Sagen; man findet hievon auffallende Gleichlaute unter Völkern, die nicht das Geringſte unter einander gemein hatten. Sie erhielten ſich auch nach der Sündfluth, jener großen Erdrevolution, die der Herr der Natur geſchehen ließ. Gott offenbarte ſich in dortigen Zeiten dem Noah, ſpäter dem Abraham, Moſes und andern heiligen Männern, bis er die denkwürdigſte Offenbarung, durch Jeſus Chriſtus ſeinen Sohn den gottgeſandten Lehrer, den Menſchen ertheilte, welche Offenbarung uns fromme Männer unter Gottes Leitung aufſchrieben.

Die Arche, welche Gott den Hebräern als eine Schechina gab, mochte noch ſo künſtlich und koſtbar ſein, ſo war ſie doch im Grunde ein bloßer Kaſten, bei dem man gar nicht an Macht und Handlung denkt. Es leuchtet zu ſehr ein, daß dieſe Arche nur durch ihre Abſicht Ehrfurcht einflöße, als daß die Anbetung da-

bei hätte ſtehen bleiben können. Sie wurde daher auch nie ein Idol für die Iſraeliten. Wenn Gott ſeine Gegenwart unter dem Sinnbilde des brennenden Buſches dem Moſes, und bei der Geſetzgebung auf Sinai dem ganzen iſraelitiſchen Volke in Feuern und Blitzen offenbarte, ſo war dieſes beſtimmte Feuer, ohne Zweifel, für den Augenblick eine wahre Schechina, und dieſes einzelne Feuer war es, vor dem man die dem höchſten Weſen ſchuldige Anbetung verrichten mußte. Dieſes Feuer war übernatürlich (Urfeuer?), davon kann man nicht auf natürliche Feuer ſchlieſſen. — Hat Gott je aus der Sonne, je aus den geheiligten Feuern geredet? — Gegen die Gefahr des Sabäismus warnte daher Moſes die Iſraeliten (5 Buch Moſ. IV, 19). In eben dieſem Geiſte wagt Hiob es kaum, den majeſtätiſchen Lauf der Geſtirne zu betrachten. „Wenn ich“ ſagt er (XXXI, 26 u. ſ. w.) „die Sonne betrachtend in ihrem Glanz und den Mond, wenn er mit Majeſtät aufſteigt, alsdann mein Herz durch die Schönheit dieſer Sterne wollte berücken laſſen, und wenn ich meine Hand auf den Mund drückte, um ſie, ihnen huldigend, zu küſſen, ſo wäre das ein Hauptverbrechen, eine Entſagung des Allerhöchſten!“ Wenn auch die alten Perſer die Sonne nur als Schechina verehrten, ſo war die Gefahr immer groß, ſie wirklich als Gott anzubeten. Nach dem erſten Buche Moſes haben die Sonne und Sterne, als zum Dienſte des Menſchen geſchaffen, die Beſtimmung, daß ſie der Erde leuchten, Tag und Nacht unterſcheiden. Dieſe großen Körper ſind zum Nutzen der Menſchen, nicht um ihrer ſelbſt willen, gemacht.

Wir wollen durch dieſe Betrachtungen dem Gedanken nicht Raum geben, als ſei die Figur der vierten Tafel

rechts Moſes vor dem brennenden Buſche, ſondern bloß die Gefahren der menſchlichen Verirrungen zeigen, welche ſich aus Sabäismus ergeben. Das hier vorgeſtellte Feuer iſt die Schechina der Perſer, wie der Verehrer Ormuzds für die immerwährende Erhaltung des heiligen Feuers, dieſes göttlichen Elements des Alterthums, wacht. (I Izeſchne, LXVIII Ha.) Nach unſerm Dafürhalten zeigen dieſe ſämmtlichen Täfelchen vorzüglich Lehrſätze aus den geheiligten Syſtemen des ganzen Orients, nicht bloß indiſche Mythe, nicht bloß Prüfungen der geheimen Weihen in den mithraiſchen Myſterien der Römer. Dieſe Abbildungen zeigen zunächſt das Syſtem, das Prinzip der Zendbücher im Kleinen, wie es in wenigen Worten Porphyr zuſammenfaßt, wenn er ſagt: „daß Zabratus den Zoroaſter von den Unreinigkeiten ſeines vorigen Lebens befreite, ihn über das Prinzipium aller Dinge belehrte, und ihm alles das zeigte, wovon ein tugendhafter Mann frei ſein müſſe.“ Derſelbe Porphyr erzählt weiter: „Die Geiſter und Seelen, welche durch die Pforte des Mithra gingen, wurden im Durchgang durch die Flamme" gebraten.“ Am längſten Tage im Jahre feierten die Eingeweihten den pyrrhiſchen oder Feuertanz, die Taufe des Mithra (das uralte Sonnenwendefeuer). Dieſe Angaben Porphyrs ſtützen ſich aber nicht rein auf den Zend-Aveſta, ſie mögen Lehrſätze der römiſch-mithraiſchen Myſterien ſein; wonach in dieſer vierten Tafel vom Verfertiger des Denkmals darauf angeſpielt oder hingedeutet ſein dürfte.

Auch das Judenthum erkennt die Reinigung der Gerechten im Feuerſtrome Dinur, wie wir leſen im großen Jalkut Rubeni, S. 10, 7, und im Jalkut Chadaſch, S. 169. Die Lehre der Feuerreini-

gung nach dem Tode war im ganzen Morgenlande allgemein. Indien kennt die Reinigung durch Feuer noch. Mütter gehen mit ihren Kindern auf den Armen durch die Flammen. (Maurice Antiqq. of India, Vol. V, pag. 1075.) Payne Knight on the symbol. lang. pag. 134. Man findet darin Vergleiche ähnlicher Gebräuche bei andern Völkern.

In der fünften Tafel ſcheint ein Mann im Waſſer gegen einen Felſen hinzuſchwimmen. Dieſes Bild dürfte auf die Rettung des Menſchengeſchlechts aus der großen Waſſerrevolution des Erdkörpers hindeuten, wovon die Gebirgslagen Tirols viele und ſehr auffallende Spuren aufbewahren; ſo wie das nachfolgende ſechste Täfelchen, durch den Stier die Wiederkehr der untergegangenen Kultur des Erdbodens vorſtellen. Zoroaſter erwähnt der Sündfluth zwar nicht; den Bau der Arche, die Ueberſchwemmung der Urwelt, die Errettung Noahs und der Thiere, das Gebirg Armeniens als Rettungs-Punkt, die neuen Stammväter Sem, Cham und Japhet, erhielt Moses in ſeinen heiligen Urkunden in unſerm Andenken. War dieſes gänzliche Schweigen im Zend-Aveſta über die Sündfluth ein Mangel an hiſtoriſchen Denkmälern des großen, ewig merkwürdigen Erdereigniſſes, oder geſchah es von Zoroaſter abſichtlich, um die noachiſche Religion, die Elam nach Perſien brachte, ſeine geheime Lehrerin in den göttlichen Ideen der Urwelt, nicht als den Grund ſeines Syſtems zeigen zu dürfen? — Die alten Perſer hatten doch ein beſonderes Geſetz, wonach ſie alle Alterthümer ihrer Nation in eigenen Chroniken aufbewahren mußten. — Griechen und Römer, ſelbſt die Volks-Sagen des tiefſten Nordens, erwähnen dieſer großen Waſſerrevolution, nur mit Widerſprüchen in den Angaben der Begebenheit.

Dies zeigt, wie das offene Buch der Natur in allen Gebirgen, daß die Sündfluth keine alte orientaliſche Fabel iſt. Welches Archiv des Alterthums wird dieſe Fragen löſen? — Und wir erklären die Handlung dieſer fünften Tafel als das Bild dieſes wichtigen Welt-Ereigniſſes, welches der Scharfſinn in den gemiſchten mithraiſchen Myſterien ſchwerlich umging!

Wir haben noch keinen hiſtoriſchen Beweis, daß der höchſte Grad der Schwärmerei indiſcher Fakirn den Geiſt der Abendländer ergriffen hätte, und können daher dieſen Ideen, wenn ſie auch mit ſtrengſter Konſequenz die Auslegung der zwölf Täfelchen bilden, nicht beiſtimmen, ſo ſehr die Forſchungen und Anſichten die verdiente Verehrung anſprechen. Auch lernten die Römer Aſien nur bis an den Euphrat, höchſtens bis an den Indus kennen, denn von Hindoſtan hatten ihnen Alexanders gelehrte Begleiter faſt nichts als die lächerlichſten Fabeln hinterlaſſen. Von den ſüdlich-aſiatiſchen Reichen hingegen, und den unzähligen Inſeln des indiſchen Ozeans, von dem unermeßlichen Sibirien, von den Eilanden, die zwiſchen Sibirien und Amerika liegen, wie von den merkwürdigen Einwohnern dieſer Länder, ahneten die Griechen und Römer nicht einmal das Daſein. Indiſche Auslegungen der Mithriaca ſind daher ſehr gewagt.

Im ſechsten Täfelchen ſteht ein freier Stier, als eines der wichtigſten Sinnbilder des Morgenlandes. So genau wir oft den Stein betrachteten, ſo wenig konnten wir dieſes noch wohl kennbare Bild für eine Kuh erklären. Ohne aber darüber unſern Kopf zu zerbrechen, bleiben wir vorderſamſt als Augenzeuge auf unſerer Behauptung, daß dieſe ſechste Tafel das Bild des Stieres darſtellt. Wir bedürfen nach erworbener augenſcheinlicher Ueberzeugung auch keiner Kuh. Nach

dem Zend-Aveſta iſt der Urſtier der König alles Animaliſchen oder Belebten. Er wurde beſchädigt durch der Dew's Gift; getödtet von Ahriman gingen Pflanzen, Bäume, Menſchen aus ihm hervor. — Der Stier iſt auch ein Zeichen des Thierkreiſes. Der Stier verflucht den Menſchen, der nicht für ihn ſorgt. Er arbeitet auf dem Felde, ſein Urin (Ochſen- nicht Kuh-Waſſer) wird bei den Reinigungen von den Parſen gebraucht; denn alles von dieſem Thier hat beſondere Kraft, weil es der Vater der Natur iſt. — Der Zutritt dieſes Thieres in den Denkmälern Mithra's iſt daher genugſam zu erklären. *) Nach der Sündfluth wird die Kultur wieder hergeſtellt und in dieſer Beziehung ſteht dieſe Tafel mit der obenſtehenden fünften in ſinnvoller Verbindung. Die Sündfluth kannten die Römer auch nach den Lehren der jüdiſchen Bücher, mit welchen ſie ſich in der Periode des Kampfes des alten mit dem neuen Weltglauben ſehr vertraut machten, wie wir aus Celſus und andern erſehen. — Auf allen etruskiſchen Münzen iſt ferner der Stier ſichtbar, und zwar mit einem menſchlichen Kopf, als der Urquell aller Kultur. Es ſcheint, daß in der nämlichen Richtung noch ein anderes Täfelchen, ſohin mehr als zwölf beſtanden haben. Letzteres wurde aber durch die Zerſtörung des Randes unerklärbar.

Die ſiebente Tafel oben zur linken Hand zeigt unter einem mit fünf ſtrahlenden Büſten gezierten Bogen (den man auch den Stuhl aller Meiſterſchaft nennen kann) ein vierfüßiges

*) Man vergleiche übrigens noch damit, was Joh. Lund in den alten jüdiſchen Heiligthümern (Hamburg 1722) Kapitel 52, Seite 680 — 688, von der rothen Kuh und dem Sprengwaſſer der hebräiſchen Prieſter ſehr leſenswerth beſchreibt.

Thier; es läßt ſich nicht leicht entſcheiden, ob es ein heimiſches, oder wildes Schwein, ein Igel, oder ein liegender Stier ſei.

Groß iſt die Welt Ormuzds, ſie theilt ſich in die himmliſche unſichtbare und in die irdiſche ſichtbare! — — Zahllos ſind die Arten und Stufen der Geſchöpfe dieſer beiden Welten. Den höchſten Rang der Geiſterordnung haben die Amſhaſpands: ſie ſind zunächſt um Ormuzds Thron. Ormuzd iſt Erſter der Amſhaſpands, der ſechs übrigen König, Meiſter aller Meiſter am Stuhl. Am Bogen des Lichtglanzes iſt Ormuzd in der Mitte des Himmels-Volkes angebracht; zu beiden Seiten umgeben ihn die vier höchſten der Geiſter Gottes, Bahman, Ardibeheſcht, Schahriver und Sapandomad; während das vierfüßige Thier die ſichtbare Welt vorſtellt, um das Bild der ganzen guten Schöpfung Ormuzds zu vollenden. Ob das Thier ein Schwein, Stier oder Igel ſei, wie Einige bemerken wollen, iſt ſelbſt bei eigenen mehrmaligen genaueſten Beſichtigungen und Befühlungen des Originals in Innsbruck ſehr ſchwer zu unterſcheiden, da der Zahn der Zeit und die böſe Witterung das vierfüßige Thier, welches ſich am Boden des Täfelchens unter dem Bogen liegend befindet, beinahe ganz unkennbar machten. Mehr iſt anzunehmen, daß es ein Schwein, als ein Igel ſein könnte. Den mit Stacheln bedeckten Igel (Zozeh), ſetzen die Bücher der Parſen indeſſen unter die Hundsarten: er war dem Mithra gewidmet; denn dieſes Thier tödtet Ameiſen und Schlangen, Geſchöpfe Abrimans, und beſtreitet dadurch dieſen Feind des menſchlichen Geſchlechts. Der Vendidat gedenkt des Igels mit Stacheln im fünften und dreizehnten Fargard. Ein Schwein aus dieſem vierfüßigen Geſchöpfe zu

machen, ſtimmt zwar nicht mit der Parſen Lehre überein; doch hat der ſtrenge Beobachter des Steins mehr Grund, die Spuren dieſes Thieres zu entdecken, als das Bild eines Igels.

In der achten Tafel macht ein Mann einen andern über Stufen auf einen Berg ſteigen, an welchem man unten eine Vertiefung oder Höhle bemerkt. Die Figuren dieſes Reliefs ſind mehr als die der übrigen in ihrer Kennbarkeit erloſchen; doch bei genaueſter Unterſuchung des Original-Steins wird kein Auge den mit ſieben Pferden beſpannten Sonnenwagen erblicken, auf welchem der Myſte mit ſeinem Guru himmelan fahren will. Wir bedürfen zur Auslegung auch nur, was die Spuren des Reliefs wirklich zeigen.

Griechen, Römer und Orientaler ſind darin Eins, daß Zoroaſter ein Geiſt der erſten Höhe, ein auſſerordentlicher Mann geweſen. Ein Gewebe von Wundern erzählen die Alten über ſeine Geburt, ſein Leben und Sterben; wir lernen daraus den Genius ſeiner Zeitgenoſſen kennen. Er ſtand ungefähr fünfhundert und fünfzig Jahre vor Chriſtus auf und machte die Perſer bekannt mit dem Allerhöchſten, ſeinem Weſen, der Unſterblichkeit der Seele, der Todtenauferſtehung, mit den Prinzipien des Guten und Böſen. Seine Geſetze fanden Glauben vom Euphrat bis Indus, man erkannte ſie als einzigen Weg zum Heil; denn erhaben und groß ſind die Ideen, die er ſich vorzüglich nach dem uralten Naturmythus Indiens von der Gottheit bildete, und den Banden und Beziehungen aller Weſen zu einander; rein iſt ſeine Tugendlehre, ſie athmet Menſchlichkeit, ſie zeigt ein auffallendes Zuſammentreffen mit den Hauptlehren des Chriſtenthums, deſſen nähere Beleuchtung wir erleuchteten Theologen überlaſſen.

Im Laufe der Zeit zog ſich dieſer Glaube im geheimen Bunde der Prieſter auch gegen Abend hin; die Verbindungen des Handels und der Politik beförderten die Fortſchritte bis in die Paläſte der ſtolzen Roma, bis in die entlegenſten Provinzen dieſes weltbeherrſchenden Staates. Der Troſt der Unſterblichkeit lohnte die Bekenner des perſiſchen Lehrbegriffs; leider wurde er durch rohen Götzendienſt im Abendlande mehr oder minder in ſeiner Reinheit getrübt.

Des guten reinen Menſchen erſtes Verlangen von Ormuzd iſt Unſterblichkeit. Wenn die Zeit des reinen Menſchen gekommen, ſo geht ſeine rein und unſterblich geſchaffene Seele augenblicklich zum Sitz der Seligkeit über (Jeſcht-Taſchter LXXXVII, C. 6). Und dieſer Lehrſatz iſt die Vorſtellung der achten Tafel. Der Mann, der einen andern über Stufen im Aufwärtsſteigen unterſtützt, zeigt einen Jzed, der die Seele über die Brücke Tſchinevadpul leitet. Dieſe Brücke ſcheidet Himmel und Erde; die Seelen wandern über dieſelbe zum Beheſcht, wo ihre Handlungen im Leben beurtheilt werden. Ungleiche Empfindungen flößt dieſe Brücke dem Gerechten und dem Sünder ein; ſie wird ſich bei der allgemeinen Auferſtehung niederſenken. Den vierten Tag nach dem Tode kommen erſt die Seelen der Anverwandten der Seele des Verſtorbenen im Sitze der Seligkeit entgegen. Man vergleiche damit die Abbildungen zu Creuzers Symbolik Tab. LIX, auf welcher ſchwarze und weiße Genien die Seelen von Verſtorbenen in die Unterwelt führen. Die Kopie dieſer Gemälde iſt aus den Grotten von Corneto (dem alten Tarquinii) entnommen. Die Höhle im Felſen der achten Tafel zeigt die Höhle des Mithra und zwar in folgender Auflöſung an. Eubulus, in der Lehre Zoroaſters und der Magier ſehr dunkel

erfahren, ſchrieb verſchiedene Bücher über die religiöſe Verehrung Mithra's, wovon nur noch ein kleines Fragment beim Porphyrius übrig iſt. „Nachdem“ heißt es darin „Zoroaſter in den benachbarten Gebirgen Perſiens eine durch die Natur gebildete Höhle gefunden hatte, deren Eingänge von Blumen bedeckt und durch mehrere Bäche benetzt wurden, ſo heiligte er ſie dem Mithra, weil ihm dieſe Höhle ein gutes Sinnbild zu ſein ſchien von derjenigen Höhle, welche Plato und Pythagoras ſpäter die Welt nennen, durch welche Philoſophen vorzüglich die Verwirrung der Abendländer in dem Lehrſyſtem Zoroaſters hervorging. Im Zend-Aveſta findet ſich keine Stelle, welche Eubulus Angaben beſtätigt. Die Verehrung Mithra's in Höhlen hat erſt in den Myſterien der Griechen und Römer ihre Stiftung erhalten. Die Parſen haben jetzt noch das heilige Feuer auf Bergen und nicht in Höhlen. Eubulus hat daher den Zoroaſter gar nicht verſtanden. In den mithraiſchen Myſterien der Abendländer wurden in den Höhlen die mechaniſchen Bewegungen der Sterne, der Planeten und aller Himmelskörper nachgeahmt. Die Eingeweihten in dieſelben führten Namen der Geſtirne, und nahmen Geſtalten der Thiere, als: Löwen, Raben, Widder u. ſ. w. an. Man wollte in dieſen Geheimniſſen vorzüglich die Seele zur Betrachtung des höchſten Weſens erheben. Darin lag das ſtrengſte Geheimniß der heidniſchen Prieſter im vollen Widerſpruch mit dem öffentlichen Volksglauben der Vielgötterei, bis das Beſte, Reinſte und Vollkommenſte der Menſchheit im Chriſtenthume allgemein gegeben wurde.

Im neunten Täfelchen zeigen ſich zwei Männer: der eine in Kleidung, der andere nackt.

Das Alterthum hatte ſtarke Geiſter und mehr Muße

zur Unterſuchung der Wahrheit, dazu viel weniger künſtliche Zerſtreuungen, und die Prieſter der Tempel, welche für die Wiſſenſchaft vorzüglich lebten, drückten keine Nahrungsſorgen, die des Geiſtes höhere Wirkung hemmen. Der ganze Orient hüllt die Grundlehren der Religion und die Urgeſchichte des menſchlichen Geſchlechts in Allegorien, welche nachmals dem Volke ein undurchdringlicher Schleier und den Weiſen ein Labyrinth wurden. Auch bei den Allegorien dieſer Täfelchen läßt ſich nur mit mehr oder minderer Wahrſcheinlichkeit muthmaßen, mit voller Verläſſigkeit aber nicht entſcheiden.

Almoſen vereinigen den, der ſie gibt, mit dem, der ſie empfängt; ſie werden im Zend-Aveſta überall empfohlen. Man erinnert ſich bei der neunten Tafel auch an die ſinnverwandte alte Mythe von Poros und der Nymphe, die auf Nächſtenliebe und Wohlwollen deutet; ſie war zwar dem Zoroaſter und ſeinen Schülern fremd, es waren denſelben aber auch die nachherigen mithraiſchen Myſterien der Griechen und Römer fremd, in welchen ſie vom urſprünglichen Geiſte Zend-Aveſta's weit abwichen. Die unſterblichen Götter hielten einſt, um den Geburtstag der Schönheits-Göttin zu feiern, großes Banket, und Poros, der Gott des geiſtigen und körperlichen Reichthums, der Gott der Weisheit und des Ueberfluſſes, wäre, vom Nektar berauſcht, aufgeſtanden von den Tiſchen des Gaſtmahls, um ſich drauſſen in den Gärten des großen Zevs zu erholen. Da wäre ihm unter den ewiggrünen Gebüſchen die Nymphe Penia begegnet, deren Bild ihm nur ſein eigener Rauſch zu verklären ſchien. An ſich mochte die Nymphe wohl ſehr entblößt und beſcheiden einhergehen; denn dieſe Nymphe war die Armuth, welche der getäuſchte Poros in ſeine Arme nahm,

und ſchwerlich hätte er ſich bei der bekannten ſtolzen Hartherzigkeit der Reichen und Großen in der Nüchternheit ſo weit vergeſſen und herabgelaſſen, als er wirklich that. Dadurch wurde die Armuth Mutter der Liebe. Dieſe Tafel würde alſo nach dieſer Mythe den herrlichen Anklang enthalten, und das Geheimniß der Dürftigkeit, des Ueberfluſſes und der Wohlthätigkeit aufſchlieſſen, nach dem göttlichen Chriſten-Geſetz: „Liebe deinen Nächſten, wie dich ſelbſt.“ — Sagt ja auch jener große Apoſtel, den der Herr zum Werkzeug auserleſen, ihn unter Heiden und vor Königen bekannt zu machen: „Der Hauptzweck der Lehre iſt: Liebe aus reinem Herzen und gutem Gewiſſen und ungeheucheltem Glauben.“ Paulus an Timoth. I, 1, 5.

Die zehnte Tafel iſt wenig von der vorſtehenden neunten unterſchieden, und ſteht mit derſelben wahrſcheinlich in einiger Sinnesverbindung; ſie dürfte die römiſche Freilaſſung eines knieend flehenden Sklaven andeuten, den ſein Herr, unter Ermunterung zum Heldenmuth, aus dem Staube und der Niedrigkeit, der Knechtſchaft, mit edelm menſchlichem Wohlwollen, zieht.

Die eilfte Tafel zeigt wahrſcheinlich die Beſchneidung an. Eine vorläufige nothwendige Zeremonie vor jeder Einweihung, der ſich auch Pythagoras, vor ſeiner Aufnahme in die ägyptiſchen Myſterien, unterziehen mußte. Dieſe Unterſcheidung von andern, die nicht beſchnitten waren, ſollte eine engere Brüderſchaft, ein näheres Verhältniß zu der Gottheit anzeigen, wozu auch der erleuchtete Moſes ſie bei den Hebräern gebrauchte. Wie ſchwer ſich die erſten Chriſten von dieſer Zeremonie trennten, zeigt der Streit in der Apoſtel-Geſchichte, Kapitel 15.

Die allbefruchtende Mutter Iſis, im Römerreiche mit Mithra gleichzeitig durch Myſterien verehrt, könnte in dieſe Vorſtellung verwebt ſein. Die Liturgie des Iſisdienſtes zeigte ſich wunderwirkend in der Befruchtung der Weiber, die Prieſter-Aerzte zeigten hierin die Hauptkraft ihrer Heilſamkeit. Die auf dem Täfelchen angebrachte geheimnißvoll verſchleierte Bildſäule, wie die ganze Handlung, dürfte die Weihe zur Fruchtbarkeit andeuten, wenn die Anſicht in Bezug auf den Akt der Beſchneidung nicht den Vorzug erhalten ſollte. Einige wollen in den Spuren der ſitzenden Figur einen männlichen, andere dagegen einen weiblichen Körper erkennen. Im letztern Falle wäre der geheime Prieſterdienſt der Weiberbefruchtung anzunehmen. *)

Das Unvermögen der Fruchtbarkeit war bei allen Völkern des Südens ſchändlich. Die Zahl von zehn Kindern wird bei den Parſen als ein Segen Ormuzds anerkannt; die Ohnmächtigkeit dagegen als eine göttliche Strafe. Kinder ſind Stufen, die zum Himmel führen. Derjenige iſt groß vor Ormuzd, der viel Kinder hat, die Gutes thun; ſie ſind Glieder der Ormuzds-Geſellſchaft, und dieſe Kinder des Verdienſtes ſchenkt der wohlthätige Mithra. Iſis gab Fruchtbarkeit und Mithra gute Kinder. Die Vereinigung beider in den römiſchen Myſterien iſt daher ſehr denkbar.

*) *Martin* Dissert. du Dieu *Mithra* p. 258. — Saggi di Dissertazioni Accademiche pubblicamente lette nella nobile Accademia *Etrusca* dell' antichissima Città di Cortona, Tom. III Dissert. V del *March. Scip. Maffei*; pag. 141. — Vetera Monumenta Matthaeiorum Vol. III, pag. 1. *Romae* 1778. Sumpt. Venantii Monaldini Bibl. — *Lexicon* universae rei numariae veterum *Joan. Christ. Rasche.* Lipsiae 1790. S. 1335 — 1389.

Bun-Deheſch, das göttliche Geſetz, lehrt (XVI) von der Zeugung: „daß eine Frau, nachdem ihre Monatszeit vorüber, innerhalb zehn Tagen und zehn Nächten ſchwanger wird. Iſt der Same des Mannes kräftiger, ſo wird ein Männlein geboren, iſts des Weibes Same, ſo ein Mädchen. Tritt der Same des Mannes zuerſt aus und frappirt (wallet ſiedend auf), ſo wird die Frau Mutter; quillt aber der weibliche Same zuerſt, ſo iſts bloßes Blut und ſie hat Ungemach davon. Der Weibes-Same iſt blutähnlich und kommt aus der Seite, eine weißrothgelbe Flüſſigkeit; der feurige und trockene Manns-Same quillt aus dem Mark und Haupte, iſt flüſſig, weiß, ſtark und in Menge ausſchieſſend. Sobald der weibliche Same in die Mutter dringt, iſt er wirkſam, der männliche bedeckt ihn und erfüllt die Mutter; aller nachmalige männliche geht in die Adern der Mutter, wird zu Blut und nach der Geburt wird er Milch, Kindes-Nahrung, denn alle Muttermilch kommt vom männlichen Keime. Dies iſt das alte perſiſche Empfängniß-Syſtem. Der Prieſter ſcheint hier ein Gebet vor den unfruchtbaren Geſchlechtstheilen zu verrichten, ähnlich jenem, das den Parſen noch jetzt, vor und nach dem Uriniren, obliegt. — (Jeſchts Sades LVII, XVII, XVIII. Vend. F. XVIII.)

In dem zwölften und letzten Täfelchen hebt ein Mann einen Stier bei dem Schweif in die Höhe. Es dürfte dadurch die Gewalt des Menſchen über das bezwungene zahme Thier vorgeſtellt werden. Der Urin vom Stier wird bei den Reinigungen der Parſen gebraucht, doch unter den dabei üblichen Gebräuchen iſt in ihren Schriften keiner aufgeführt, der hier in dieſer Vorſtellung ſeine Abbildung gefunden hätte. Es iſt übrigens ſehr ſichtbar ein Stier, deſſen ganzer Hintertheil von einer aufrechtſtehenden männlichen Figur in

die Höhe gehalten wird, während der Kopf und die Bruſt des Stieres in abwärts gebogener Stellung der Erde zugewendet ſind. Die Vorderfüße des Stieres ſind übrigens nicht gebogen und in einer feſten Stellung. Wenn ein indiſcher Pandit eine treue Abbildung des Steins, wie er wirklich iſt, nicht wie ein gefaßtes Syſtem denſelben ſehen will, erhält, ſo mag er manches in dieſen Vorſtellungen nach indiſchem Glauben erklären; ganz andere Auslegungen, als rein indiſche, würde uns aber ein Eingeweihter der römiſchen Mithriaca geben. Wer über die zwölf Seiten-Reliefs gründlich urtheilen will, muß unausweichlich das Original und keine Kopie vor Augen gehabt haben.

Mögen andere Alterthumskundige nach ihren Forſchungen und Erfahrungen dieſen gemiſchten Allegorien und Bildern eine befriedigendere Auslegung geben und noch tiefer in die verborgenen Quellen alter Weisheit eindringen. *)

*) *Meditationes Exegeticae*, d. i. Johann Heinrich von Seelen, Theol. Licent. und Rektors zu Lübeck, exegetiſche Gedanken über verſchiedene Stellen des alten und neuen Teſtaments. Lübeck, I Theil 1730. II Theil 1732.

Anhang.

Die Erklärungen Mithra's von Freiherrn von Hammer in Wien.

I.

Auszug aus der Wiener Literatur-Zeitung 1816. Nr. 92. Seite 1462.

Anaitis oder Ζαρητις, dieſelbe mit der Mithra Urania, Artemis persica und Diana phosphora, mit der babyloniſchen Mylitta, und der phöniziſchen Aſtarte, die Darſtellung des weiblichen Naturprinzips in dem weiblichen Genius des Morgen- und Abendſterns, welcher, nach der Lehre des perſiſchen Mythos, mit Sonnenſtrahlen beſaiteter Lyra die Harmonien des Lichtes anſtimmt, und die Muſik des Gangs der Sphären leitet, iſt rein indiſchen Urſprungs, wo ihr Name Anahut (das perſiſche Anahid) die Muſik der Sphären bedeutet, welche der ſich die Ohren zuhaltende Dſchogi in dem Pulſe ſeiner Schlagadern zu hören glaubt. Worin die Lehre ihrer Myſterien (in welche ſich Artaxerxes Mnemon zu Paſargada einweihen ließ) beſtand, kann wohl nicht mit Gewißheit behauptet werden; vermuthlich eine Lehre des Lichts und der Ordnung der wahren Thesmophorien eines wohleingerichteten und wohlregierten Staates.

Genug, Anaitis oder Mithra Urania war die Darſtellung des weiblichen Naturprinzips in dem ſanften

Lichte des Morgen- und Abendſternes, wie Mithra die Darſtellung des männlichen in dem kräftigen Lichte der Sonne. Wiewohl die Darſtellung deſſelben, wie ſie auf römiſchen Mithra-Denkmalen erſcheint, nicht ganz im reinen Geiſte der Lehre Zerduſchts, wie wir dieſelbe aus den Zendbüchern kennen, erſcheint, ſo iſt dieſelbe dennoch unbezweifelt perſiſch, aber (wie wir weiter unten ſehen werden) mit indiſchen Zuthaten vermiſcht. Die lange räthſelhafte Inſchrift des Nama Sabasio iſt rein perſiſch, nämlich Lob dem Grünen oder Allbegrünenden. Das urſprünglich indiſche Nama, für Lobpreis und Hymnos der Gottheit, iſt zu den Griechen als *νομος* eingewandert, und die Idee des grünen oder allbegrünenden Genius, welcher den Frühling heraufführt, hat ſich in ganz Vorderaſien nicht unter dem Namen des M i t h r a, aber unter dem von C h i ſ r (heißt auf arabiſch ebenfalls grün wie Sabazios) erhalten, und dieſer vermittelnde, ſchützende Genius, dieſer Bote himmliſcher Eingebung, den der Koran ſelbſt als Propheten anerkennt, ſpielt eine Rolle, welche mit den dem Mithra in den Zendbüchern angewieſenen Verrichtungen ſehr wohl übereinſtimmt. Er iſt der Genius des Frühlings, welcher die Fluren begrünt; ein vermittelnder Schutzgeiſt, welcher das Unrecht beſtraft und die Unſchuld rächt; der Hüter des Lebensquells, der im Lande der Finſterniß ſtrömt, und der Geleiter der Seelen in ein beſſeres Land. M i t h r a lebt alſo noch zum Theil unter dem Namen C h i ſ r als wirkliche Perſon im ganzen Orient fort, und dem Namen nach in M i h r, dem alt- und neuperſiſchen Worte für Sonne und Liebe, indem die Sonne das ſchönſte Bild von befruchtender Kraft und ernährender Liebe iſt.

Wenn wir nun höher ins Alterthum hinaufſteigen, erſcheint uns Mithra, den der Orient noch heute der

Perſon und Sache nach als Chiſr und Mihr kennt, als Genius der Sonne in den Zendbüchern im hellſten Lichte des Mittags. Als Schutzgeiſt des ſiebenten Monats, der ſeinen Namen trägt, und des ſechszehnten Tages in jedem Monate waren ihm die zwei größten Feſte des altperſiſchen Kalenders: das Nevrus, um die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, und das Mihrgan, um die Winter-Sonnenwende, heilig. Um dieſelbe Zeit wurden zu Rom die Mithra-Myſterien um das Frühlings-Aequinoktium, und der Natalis solis invicti am 25 Dezember gefeiert, auf welchen Tag erſt im vierten Jahrhunderte das vordem nicht gefeierte Feſt der Geburt Chriſti übertragen ward. Noch bemerken wir, daß der Name Myſterien ſelbſt μυστηριον vom altperſiſchen Wurzelworte Misd abgeleitet iſt, welches in den Zendbüchern ein unblutiges Opfer von Brod und Fleiſch bedeutet. (S. Miczd in Anquetil du Perrons Ueberſetzung der Zendbücher.) Die altindiſche Formel der eleuſiniſchen Geheimniſſe κογξομπαξ iſt in der Liturgie der Parſen durch die von Jeſchtubeheſcht, die im Grunde auf daſſelbe hinauslauft, erſetzt; materiell aber iſt dieſelbe in dem perſiſchen Worte Kambachſch zuſammengezogen, was einen ſeines Wunſches theilhaftig Gewordenen bedeutet, von Kam, der Wunſch, das höchſte Verlangen (wie Kauska im Indiſchen), und bachſch zuſammengeſetzt. Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen über den orientaliſchen und zwar perſiſch-indiſchen Urſprung der Mithra-Myſterien ſei es uns erlaubt, denſelben mittelſt des unſers Wiſſens wichtigſten Momentes, des einzigen nämlich, worauf auſſer dem gewöhnlichen Stieropfer auch die Proben der Eingeweihten abgebildet ſind, noch heller zu beleuchten. Dieſes Denkmal iſt das vom Freiherrn von Hormayr, in ſeiner Geſchichte von Tirol

(I, S. 127, Note ff) beſchriebene, das ſich gegenwärtig im k. k. Antikenkabinete befindet, und wovon auſſer der in den lettere del Conte Giovanelli äuſſerſt untreuen und verfälſchten Zeichnung noch kein treuer Kupferſtich vorhanden iſt. Da das Verlangen darnach nächſtens befriedigt werden wird, ſo iſt eine ausführliche Beſchreibung dieſes vom Frhn. v. Hormayr für tuskiſch gehaltenen Denkmals um ſo überflüſſiger, als in der Grotte ſelbſt, auſſer dem Stier, dem opfernden Jünglinge, Sol und Luna, den zwei Fackelträgern und den gewöhnlichen Thieren (Hund, Schlange und Skorpion), nichts vorkommt, das ſich nicht auch auf andern und namentlich auf dem unlängſt bei Stix-Neuſiedel aufgefundenen Mithra-Monumente befände, wovon in Nr. 25 der Wiener Modezeitung eine getreue Abbildung und zuſagende Erklärung geliefert worden iſt. Deſto wichtiger und beſprechenswerther ſind die auf beiden Seiten auſſer der Grotte angebrachten Vorſtellungen von Prüfungen, je ſechs auf einer Seite, welche wie aufgehangene Votivtafeln unter einander ſo folgen, daß die Prüfungen auf der rechten Reihe oben anfangen, und bis zum Grade der höchſten Vollendung aufſteigen. Die Zahl derſelben iſt die der Bilder des Thierkreiſes, worauf ſich auch die etwas dunkle Stelle bei Porphyrius bezieht, welche Creuzer auf die Seelenwanderung durch den Thierkreis auslegt: *Παλλας ἐν τοῖς περὶ τοῦ Μίθρα τήν κοινὴν φησί φοραν οἰεσθαι ὡς πρός τὴν τοῦ Ζοδιακου κύκλου αποτείνειν.*

Die Prüfungen ſind auf beiden Seiten augenſcheinlich ganz verſchiedener Art: links körperliche, welche der Myſte (die erſte ausgenommen) ganz allein zu unternehmen und auszuführen im Stande iſt; rechts geiſtige, zu denen er nur durch die Führung eines Epopten gelangen kann. Mit einem Worte, links ſind

Buß- und rechts Tugend-Uebungen, dorten Kaſteiungen und hier Reinigungen. Ein doppelter Kreis von Prüfungen, den Porphyrius, wo er von den ägyptiſchen Prieſtern ſpricht, in die θεάσις und θεωρία, d. i. in das äuſſere Schauſpiel (die Kaſteiungen) und das innere Anſchauen (das beſchauliche Leben) eintheilt. „Jenes“ ſagt er „führte zu Ehren, Sicherheit und Heiligkeit, dieſes zur Wiſſenſchaft, beides zu einer geheimen Sittenübung.“ δὶ ἀμφοῖν τε ἀσκησιν ἠθων κεκρομμενην τινα. Dieſer Unterſchied von Sittenübung oder Prüfung durch körperliche Kaſteiung und durch geiſtiges Studium ſpringt auch in dem, was Porphyrius bei den Indern von den Brahminen und Samanäern ſagt, ins hellſte Licht, indem jene der Wiſſenſchaft, dieſe der Enthaltſamkeit, jene eine Kaſte von Geburt aus als Prieſter an den Tempeln für ſich, dieſe aus allen Kaſten als Mönche in Klöſtern auf Koſten des Staats lebten. Dieſer Unterſchied beſteht in Indien noch heute eben ſo genau, wie Porphyrius denſelben angibt. Die Prieſter und Pandits oder Schriftgelehrten ſind nur aus der Kaſte der Brahminen; die ſich ſelbſt genügenden Bettelmönche, hier Dſchogi und Fakirn (von Porphyrius Samanäer genannt) aus allen Kaſten; die erſtern weihen ihr Leben dem beſchauenden Studium θεωρία und der Wiſſenſchaft, während die zweiten durch die fürchterlichſten Bußübungen dem Volke das Schauſpiel θεασις der Heiligkeit vorſtellen.

Dieſer doppelte Kurs von leiblicher und geiſtiger Sittenübung (ασκησιου των ἠθῶν), den wir aus Porphyrius bei den Aegyptern und Indern nachgewieſen haben, war auch bei den Perſern (?) in die Mithra-Myſterien aufgenommen, und iſt auf dieſem merkwürdigen Denkmal rechts und links ſo deutlich ab-

gebildet, daß über den rein **indiſchen** Urſprung dieſer Prüfungen nicht der geringſte Zweifel übrig bleiben kann. Wir ſehen nämlich links in den Büßungen den Myſten in allen Proben und Stellungen, in denen ſich noch heute indiſche **Dſchogis** und **Fakirn** dem Volke zum Schauſpiel der Heiligkeit ausſtellen, wie ſchon die Gymnoſophiſten (die Samanäer des Porphyrius) zu den Zeiten Arians.

1) Der Myſte wird in die Fluth getaucht und mit Waſſer begoſſen. 2) Er liegt auf einem Schmerzensbette, wie der Fakir noch heut auf einem mit eiſernen Nägeln geſpickten Bette.*) 3) Er ſteht mit den Füßen in die Erde gegraben, eine ebenfalls gewöhnliche Bußübung indiſcher Fakirn. 4) Er hält ſeine Hand in die Flamme. **Dieſe vier erſten ſind die Elementarproben von Waſſer, Luft, Feuer und Erde.** 5) Er hält ſich in einer äuſſerſt ſchweren Stellung, wo er faſt zu fallen ſcheint. Solche ſelbſt erfundene und gewählte Stellungen gibt es mancherlei. 6) Hier iſt der Myſte verſchwunden und ſtatt ſeiner iſt hier eine **Kuh** abgebildet, worüber Alterthumserklärer, die nicht mit der **indiſchen** Religionslehre bekannt ſind, ſich gewaltig den Kopf zerbrechen müßten. Wer aber weiß, daß die **Kuh**, den Indern das heiligſte Thier, denſelben zugleich das höchſte Reinigungsmittel vorſtellt, wodurch der Büßende gehen muß, um zur Reinigung zu gelangen, und daß ſterbende Hindus eine Kuh beim Schweife halten, zum Zeichen des Durchgangs durch dieſelbe aus dieſer in jene Welt, wird über die Erklärung dieſer letzten Probe der rechten Reihe und über die erſte der Proben der linken Reihe nicht verlegen ſein.

*) S. z. B. das Kupfer im 2 B. von l'Hindoustan. Paris 1816. S. 141.

Es iſt bekannt, daß Radſchas und Brahmanen, die ſchwer geſündigt haben, eine goldene Kuh verfertigen laſſen, durch welche ſie kriechen, um auf dieſe Art vollkommen gereinigt zu werden. Die älteſte und neueſte indiſche Geſchichte liefert mehrere Beiſpiele davon, wie z. B. das des Radſcha von Travancore und des Mahratten-Fürſten Ragonat, deren im obenangeführten Werkchen, II, S. 90, Erwähnung geſchieht. Dieſe Reinigungsprobe, heißt es dorten, consiste à faire passer le coupable au travers d'une statue d'or fondue à cet effet, et qui représente la puissance feminine sous la forme d'une femme ou d'une vache. Der Myſte iſt alſo zum Beſchluſſe ſeiner körperlichen Bußübungen durch die Kuh wirklich oder ſymboliſch durchgegangen, und beginnt nun den zweiten Kurs der geiſtigen Reinigungen damit, daß er die Kuh beim Schweife hält, wie der ſterbende Inder, der damit anzeigt, daß er die Prüfungszeit des Erdenlebens beſchloſſen hat, und nun einem höhern Kurs von Reinigungen entgegengeht, indem nach dem indiſchen Weltſyſtem die Erde zwiſchen ſieben untern und ſieben obern Sphären ſteht, wovon jene zur Buße gefallener, dieſe zur Reinigung reuiger Engel beſtimmt ſind. Im zweiten Grade kniet der Myſte, von einem Myſtagogen geführt, vor ſeinem geiſtlichen Lehrer Guru, an deſſen Hand er den Pfad, die Reinigungen des beſchaulichen Lebens, im dritten und vierten Grade wandelt, wo ihm der Meiſter, mit der Hand nach oben weiſend, den wahren Weg zur höchſten Vollendung anzeigt. Auf dem fünften Bilde fährt er bereits mit ſeinem Guru auf dem mit ſieben Pferden beſpannten Sonnenwagen himmelan, zum höchſten Grade der Vollendung des beſchaulichen Lebens; auf dem ſechsten und höchſten (oder eigentlich dem zwölften des ganzen Kurſes) iſt der Myſte verſchwunden, und

ſo wie zum Schluſſe der Büßungen bloß die Kuh daſteht, ſo ſteht hier zum Schluſſe der Reinigungen bloß der Stuhl des Gurus oder Meiſters, den der Myſte nun als Epopte nach durchgangenen Büßungen und Reinigungen ſelbſt einzunehmen würdig iſt.

Nachdem die Uebereinſtimmung dieſes doppelten Kurſes von Prüfungen des Mithradienſtes mit dem, was Porphyrius von der θεασις und θεωρια ſagt, und mit den heutigen leiblichen und geiſtigen Uebungen der Hindus durch die Anſchauung der zwölf Basreliefs zur deutlichſten Gewißheit geworden, ſo wollen wir nun, mit Uebergehung des Löwen, des Raben und der zwei andern nicht deutlich genug erhaltenen Thiere, welche auſſer dieſen zwölf Prüfungstafeln ſich in der Höhe des Monuments befinden, und welche nichts anders als Symbole der verſchiedenen Grade der Eingeweihten ſind (S. Porphyr.), von dieſen Graden ſprechen, und auch hierin die vollkommene Uebereinſtimmung des Stufenranges der alten Myſterien mit dem Stufenrange der Sofis (die Σωφοι der Griechen) unwiderleglich darthun. Ueber die letzten hat zwar Malcolm in ſeiner Geſchichte von Perſien jüngſt einige für den größten Theil der Leſer neue Aufſchlüſſe gegeben, aber die Grundwerke des Myſtizismus, nämlich das Nefhatol-ins (Hauch der Menſchheit) von Dſchami, das Terdſchumetol-awarif (Dollmetſchung der Erkennenden) und die zehn Regeln Seid Alis von Hamadan, hat er entweder doch nicht gekannt oder nicht benützt. Nach denſelben und namentlich nach dem erſten iſt der Zweck der Lehre der Myſterien oder der Sofis die Erreichung der Heiligkeit (Welajet), oder Annäherung zu Gott (denn Weli, ein Heiliger, heißt in der urſprünglichen Bedeutung der Wurzel, der Nächſte); dieſelbe wird auf doppeltem Wege erreicht: 1) durch äuſſere Religions-

übungen, 2) durch innere Betrachtung und Anſchauung. Der Heilige (der Epopte) iſt der in Gott ſich vernichtende und mit ihm fortdauernde Diener. Die Vernichtung (Fena) iſt das Fortſchreiten zu Gott, die Fortdauer (Baka) iſt das Fortſchreiten in Gott. Nach der Definition Abu Ali Dſchusdſchanis iſt der wahre Heilige, oder Gott nächſte Eingeweihte, der, welcher ſich in ſeinem vergänglichen Zuſtande vernichtet und in der Anſchauung Gottes fortdauert.

Iſt es möglich, irgendwo zu den zwölf Basreliefs dieſes Mithra-Monumentes einen deutlichern Kommentar zu finden als dieſen? — Auf der einen Seite iſt die Vernichtung des vergänglichen Zuſtandes durch die Büßungen des Fakirs, auf der andern die Fortdauer in der Anſchauung Gottes durch das Wandeln des Jüngers (Murid) an der Hand des Meiſters (Scheich) bildlich vorgeſtellt.

Bei Malcolm werden vier Grade des Myſtizismus angegeben, wobei die erſten zwei vor der Vereinigung mit Gott wieder augenſcheinlich die hier dargeſtellten ſind.

1) Naſſut, der Grad der Menſchheit, d. i. die Beobachtung der poſitiven Religionsgeſetze und äuſſern Andachtübungen. 2) Tarikat, d. i. der Weg zur Vollkommenheit an der Hand eines geiſtlichen Meiſters, den ſich der Jünger erwählt. Der dritte und vierte Grad, nämlich Aarif, die Erkenntniß, und Hakikat, wodurch der vollendete Sofi den Engeln gleich wird, folgen der Vereinigung mit Gott, und ſind alſo über die hier vorgeſtellten beiden Prüfungswege der äuſſern Büßung und innern Beſchauung, als das erworbene Reſultat derſelben, ſchon hinaus.

Nachdem auf dieſe Weiſe der ſchon von Porphyrius angegebene Unterſchied des doppelten Weges zur Voll-

kommenheit der θεασις und θεωρια, durch die bildliche Darſtellung dieſes Basreliefs und dieſe wieder durch die Lehre der Sofis, von dem doppelten Wege der Vernichtung durch äuſſere Bußübung, und der Fortdauer durch innere Beſchauung beleuchtet, nachdem die Ableitung aller Myſterien von einer und derſelben Quelle, nämlich aus dem Morgenlande, hinlänglich dargethan worden iſt, wird die Frage erlaubt ſein, ob dieſes nicht augenſcheinlich größere und kleinere Myſterien ſeien, und ob nicht vielleicht auch der Unterſchied der großen und kleinen Myſterien von Eleuſis bloß in dieſem durch Jahrtauſende im Oriente fortgeführten Unterſchiede der äuſſern und innern Uebungen, der exoteriſchen und eſoteriſchen Lehre, beſtanden habe. Merkwürdig iſts, daß dieſer Unterſchied des kleinen und großen Tugendweges ſogar in den mündlichen Ueberlieferungen Mohameds erwähnt wird, indem er von einem doppelten Kampfe um das Paradies ſpricht, von dem kleinern und dem größern. Zu jenem gehören die Kaſteiungen und der Märtirertod, zu dieſem das Studium und das beſchauliche Leben. Ohne hiebei länger verweilen zu wollen, kehren wir wieder zu Porphyrius und den orientaliſchen Werken über den Myſtizismus der Sofis zurück, um die weitere Uebereinſtimmung derſelben zu zeigen.

Wie Porphyrius drei verſchiedene Grade der Eingeweihten angibt, ſo unterſcheidet auch Dſchami in dem oben angeführten Werke drei Arten von Sofis: 1) den Fakir, 2) den unvollkommenen Sofi (Mutaſaurif), und 3) den vollkommenen (Sofi). Der erſte iſt der ſich ſelbſt peinigende Büßer, der zweite der an der Hand des Meiſters wandelnde Jüngling, der dritte derſelbe nach vollendeten Prüfungen, wenn er ſelbſt würdig geworden, den auf dem zwölften Bas-

relief abgebildeten Meiſterſtuhl einzunehmen. Damit ſtimmt auch die Eintheilung des Ferdſchumet-olawarif, d. i. Dollmetſchung der Erkennenden, vollkommen überein.

Nach derſelben ſind die Pilger des Weges zur Vollkommenheit nach drei Graden, in drei Klaſſen eingetheilt: 1) die Stillſtehenden (Mukiman), 2) die Fortſchreitenden (Salikan), 3) die zum Genuß Gelangenden (Waſſilan). Wer ſieht nicht in den erſten ſechs Basreliefs den immer in Waſſer, Feuer und auf der Erde wie eingewurzelt feſt und ſtillſtehenden Fakir und auf den ſechs andern den fortſchreitenden Jünger (Murid), der, wenn er die höchſte Stufe erſtiegen, zum Genuſſe der Wahrheit, d. i. Gottes, gelangt. — „Dieſe letzten" (fährt das angeführte Werk fort) „ſind die Scheiche oder Obern der Sofis (die Myſtagogen) die eigentlichen Vollkommenen (Kamil, καδμιλλος), welchen es gelungen, das höchſte Ziel zu erreichen, und welche dann andere auf demſelben Wege zur Vollkommenheit leiten. Dieſe Vollkommenen zerfallen in zwei Klaſſen, in die, welche nur die Anſchauung Gottes (der Wahrheit), und in die, welche die ewige Seligkeit ſuchen. Die erſte Klaſſe begreift drei, die zweite vier Unterabtheilungen, welche die ſieben Stufen oder Grade der Leiter des beſchaulichen Lebens ausmachen.

Hier haben wir alſo auch die ſieben Weihen, welche nicht nur in den Mithra-Myſterien und andern beſtanden, ſondern auch in das Prieſterthum und in die Einrichtung mehrerer geheimen Geſellſchaften übergingen, die hauptſächlich durch die Kreuzzüge in Europa verbreitet worden ſind.

Die Myſterien des Mithra hatten alſo zwölf Prüfungen, drei Grade und ſieben Weihungen, welche ſich alle auf dieſem Monumente bildlich dargeſtellt finden.

Die zwölf Prüfungen auf den zwölf Basreliefs, die drei Grade, 1) des Lehrlings (der büßende Myſte auf den ſechs Basreliefs rechts), 2) des Jüngers oder Geſellen (der an der Hand des Meiſters wandelnde Epopte auf den ſechs Basreliefs links), 3) der zur Vollkommenheit gedichene und auf dem ſiebenſpännigen Sonnenwagen zum Anſchauen Gottes in den Himmel aufgefahrene Epopte, ſelbſt nun ein Myſtagoge, wie die oben abgebildeten Genien der Sonne und des Mondes (Mithra und Mithra-Urania), welche den myſtiſchen Rang der Geſtirne anführen. Endlich die ſieben Weihen, die vier untern durch die vier zu oberſt abgebildeten Thiere, und die drei höhern (Bromios, Helios und Perſes), vielleicht durch die drei gewöhnlichen Menſchengeſtalten (die der drei Jünglinge, der mit dem Dolch und die zwei mit den Fackeln) vorgeſtellt. Daß dieſe zwei Jünglinge, in denen man bisher den Genius des Morgen- und Abendſterns erblickt hat, Opfernde ſind, erhellt deutlich aus einem andern Mithra-Monumente des k. k. Antikenkabinettes. Der Jüngling mit der erhabenen Fackel hält nämlich einen Büſchel in der Hand, der nichts anderes zu ſein ſcheint als der Barſombund, mit welchem ſich die Parſenprieſter dem Opferaltare nahten. Ein drittes Mithra-Monument iſt das oben erwähnte von dem um das k. k. Kabinet durch Talente, Fleiß und Sorgfalt verdienten Hrn. Steinbüchler beſchriebene; ein viertes ein bloßer Inſchriftſtein, und ein fünftes eine Votivtafel. Eine ſeltene Auswahl von Denkmalen dieſer Myſterien, worunter das letzte aus Tirol gebrachte nicht als Kunſtwerk, aber wegen der zwölf hier erläuterten Basreliefs der Prüfungen ein bisher einziger Schatz iſt.

Joſeph von Hammer.

II.

Auszug aus den Wiener-Jahrbüchern 1818. Seite 110.

Zoega iſt auf dem ſchon von Herder (aber nicht mit gehöriger Sprachkenntniß) verſuchten Wege glücklich fortgeſchritten, und hat daher den wahren Begriff des Opfers, als Sühn-Opfer weit richtiger aufgefaßt, als die Herren Eichhorn und Silveſtre de Sacy, welche in dem Stieropfer nur ein Sinnbild der erneuerten Natur und der Ausſicht auf beſſere Zeiten geſehen. Mit Beſeitigung der bekannten ſinnreichen aber keineswegs verbürgten Erklärung, daß der Stier die Erde, und der Dolch den dieſelbe eröffnenden Sonnenſtrahl vorſtelle, läßt ſich nicht wohl begreifen, wie der geſchlachtete Stier die Wiederkehr des Frühlings und glücklicher Zeiten vorſtellen ſoll. Ganz anders erſcheint dieſes Opfer auf dem von Zoega eingeſchlagenen, aber dann wieder zum Theil aufgegebenen Wege der Lehrbegriff der Zendbücher. Nach dieſen iſt Kajomors, oder, wie die neuen Parſen ausſprechen, Kejumers, der Urſtier, aus dem alle Geſchöpfe hervorgegangen, und der erſte Menſch zugleich (Bundeheſch III). Das Opfer des Stieres iſt alſo zugleich ein blutiges Menſchenopfer, von Mithra dem Vermittler zur Sühne Gottes und des Menſchen, zur Vernichtung der ahrimaniſchen Erbſünde dargebracht. Der Grundbegriff dieſes Opfers findet ſich in den erſchlagenen Meiſtern aller alten Myſterien in Oſiris und Adonis, wie in Atys und Jachus oder Zagreus, Nyktetis, Iſodaites, der immer mit Dionyſos und dem Sonnengenius ein und daſſelbe Weſen iſt (Plut. de Ei apud Delph.).

Unter allen dieſen Geſtalten liegt kein anderer als der demiurgiſche Bacchus verborgen, deſſen myſtiſche

Thiergeſtalt ταυρομορφος ſchon Creuzer in ſeinem Dionyſus (Seite 267 und 278) mit dem Schöpfungsſtier der Inder und Perſer, ſo wie Zoega (in den vorliegenden Abhandlungen, Seite 141) das ſühnende Taurobolium mit dem Stieropfer des Mithra in Verbindung geſetzt hat. Wenn man von dieſem Begriffe ausgeht, laſſen ſich die Attribute des Stiers, die dem guten und böſen Prinzip angehörigen Thiere im Gegenſatze, der hier vermittelt wird, am ungezwungenſten erklären. Sonne, Mond und die Geſtirne des Himmels verherrlichen das Opfer als Zeugen, und nur die beiden Genien mit geſenkter und erhobener Fackel, welche aber ſehr wahrſcheinlich ein ſpäterer Zuſatz ſind, ſchweben noch in einiger Dunkelheit. Diejenigen, welche den Mithra mit der Mithra oder Anaitis vermiſchen, und ihm ſeinen Sitz im Planeten Venus anweiſen, wollen dieſe beiden Genien für den Abend- und Morgenſtern erklären; aber ſie bedenken nicht, daß in dem morgenländiſchen Mythos immer nur der Genius des Morgenſterns und nie der des Abendſterns erſcheint, und daß ſich auch hierin der Gegenſatz des Morgen- und Abendſterns klar ausſpricht, indem jener in demſelben Planeten vorzugsweiſe nur den Herold des Morgens und dieſer den Boten des Abends liebgewann und verehrte.

Will man das Mithraopfer, wie es uns am ſicherſten und gerathenſten ſcheint, ſo weit als die vorhandenen Quellen reichen, aus der perſiſchen und aus der morgenländiſchen Anſicht erklären, ſo dürften dieſe beiden Genien mit gehobener und geſenkter Fackel wohl auf den Fall und das Wiederaufſteigen der Seele, deren Wanderungen nach Porphyrius in den Myſterien des Mithra dargeſtellt werden, bezogen werden. Der Grund dieſer Vermuthung liegt in der morgenländiſchen Auslegung des oben erwähnten Mythos von dem Falle

der Engel Harut und Marut und dem Aufſchwunge Anahids unter die Geſtirne, worunter die Lehre von dem Fall und dem Wiederaufſteigen der Seele verborgen liegt. *)

Wiewohl dieſe Erklärung des Mythos zunächſt bloß auf die Myſterien der Anaitis oder perſiſchen Artemis angewendet werden dürfen, ſo dürfte der Verſuch dieſer Lehre von den Myſterien der Mithra auf die des Mithra zu übertragen, durch die Stelle des Porphyrius gerechtfertigt ſein, welcher den Myſterien des Mithra die Lehre der Seelenwanderung beilegt. Das Merkwürdigſte, was wir weiter über die Myſterien wiſſen, iſt, daß in den-

*) Als Beleg ſtehe eine ſich darauf beziehende merkwürdige Stelle aus dem Gloſſarium der berühmten perſiſchen Geſchichte Waſſafs wörtlich überſetzt hier. Nachdem der Verfaſſer die Geſchichte Anahids mit Harut und Marut erzählt, fährt er folgendermaßen fort: „Wie dem nun auch ſei, wenn auch der äuſſere buchſtäbliche Sinn dieſer Geſchichte nicht zugegeben wird, ſo iſt doch der innere Sinn derſelben klar und deutlich. Beidhawi und Abdolhekim Schalkuni ſagen hierüber in ihren Randgloſſen ganz beſtimmt: Harut und Marut bedeuten Geiſt und Verſtand, die von der unkörperlichen Welt auf die körperliche niederſtiegen, ſich mit dem menſchlichen Leibe, deſſen Schönheit durch den Planeten Venus vorgeſtellt wird, ſinnlich verbanden, und fleiſchliche Lüſte genoſſen. Der ſinnliche Menſch erhob ſich mit ihrer Hilfe vom Staube gegen Himmel, d. i. die Bildung führte den Staubgebornen himmelan. Als aber die Form des Leibes zerſtört und die Elemente zerſtreut wurden, wollten auch Geiſt und Verſtand in ihr Vaterland zurückkehren; weil ſie ſich aber dem Sinnlichen unterwarfen, und dem Zeitlichen die Herrſchaft über das Ewige eingeräumt hatten, wurden ſie eine Zeit lang (nämlich während des menſchlichen Lebens) durch Beraubung des ewigen Genuſſes und des geiſtigen Lebens beſtraft.

ſelben die Dreifaltigkeit des Mithra (τριπλασιος) *) gelehrt ward, und verſchiedene Sakramente, als: Feuertaufe, **) Firmung, ***) Euchariſtie †) und die Buße, in der Geſtalt vieler harten Proben ſtatt fanden. Alle dieſe Lehren laſſen ſich nach Indien zurückführen, wo noch heute die Brahmanen nach der Verſchiedenheit ihrer Sekten verſchieden auf der Stirne gefirmt ſind, und wo ſich die Fakirn und Dſchogis noch heute durch die ſtrengſten Bußübungen überbieten, wie ſchon zu Zeiten Alexanders die Gymnoſophiſten.

Solche Bußübungen finden ſich nun wirklich auf den Seiten-Basreliefs des tiroliſchen Mithra-Monumentes im k. k. Antikenkabinet zu Wien, was auch Herr Profeſſor Welker darüber einwenden, zweifeln oder anders vermuthen mag. Die darauf vorkommenden und in dem Aufſatze der Wiener Literatur-Zeitung 1816, Nr. 92, angegebenen Vorſtellungen ſind

*) Dieſe Dreifaltigkeit fand ſich nach Plutarch auch im Ormuzd. De Is. et Os. XLVII. Ωρομαζην τρις ἑαυτον αυξησας.

**) Tertullianus de Bapt. C. 5, de praes. C. 40.

***) Mithras signat in fronte milites suos. Tertullianus de praescript. Cap. 40.

†) Mithras celebrat et panis oblationem et imaginem resurrectionis inducit. Tertullianus in cit. loco.

Id (Eucharistia) ut in Mithrae mysteriis quoque fieret, pravi daemones imitati docuerunt; nam panem et poculum aqua in ejus, qui initiatur, mysteriis, quibusdam verbis additis apponi, aut scitis, aut discere potestis. S. Justinus Apol. 1, N. 66 (de S. S. Eucharist.). Das unblutige Opfer mit Brod und Kelch iſt rein perſiſch, wie es aus den Zendbüchern erhellt, wo daſſelbe Hom und Miesd heißt. Aus dem letzten Worte iſt wohl am wahrſcheinlichſten das griechiſche μυστηριον abzuleiten.

eben ſo richtig, als das vom Frhrn. von Hormayr angegebene Maas von vier Fuß Höhe und beinahe fünf Fuß Breite richtig iſt, wiewohl Hr. W. umgekehrt fünf Fuß hoch und vier Fuß breit vermuthet.

Daß übrigens durch jene Beſchreibung in der Wiener L. Z. die frühere deſſelben Denkmals durch Hormayr und Giovanelli gehörigermaßen berichtiget worden, wird am beſten aus dem Stiche der getreuen Zeichnung (die ſich zu dieſem Ende in Hrn. Hofraths Böttigers Händen befindet) erhellen. Wenn auch über die Vorſtellung der Waſſer- und Feuertaufe geſtritten werden könnte, ſo iſt doch die reine indiſche Vorſtellung des Myſten, der die Kuh beim Schweife hält, ſo wie die des in die Höhe fahrenden Sonnenwagens, auſſer allem Zweifel, und wenn gleich der über dem Wagen ausgehauene Meiſterſtuhl nicht auf derſelben Linie ſteht, wie das erſte Feld auf der rechten Seite der Basreliefs, ſo ſcheint daſſelbe dennoch zu den fünf untern zu rechnen zu ſein, ſo daß die Zahl der zwölf Prüfungen der Myſterien des Mithra herauskommt. Daß auf den Basreliefs der linken Seite von keinen körperlichen, ſondern nur von geiſtigen Proben die Rede ſei, zeigt hinlänglich der bloße Anblick des Monuments.

Ein großer Beweis für den indiſchen Karakter dieſer Vorſtellungen iſt, daß, als Herrn Keeke (dermalen Fellow am Sidney-Kollegium zu Cambridge) nach neunjährigem Aufenthalte in Indien, dieſes Denkmal ſo gezeigt ward, daß er mit Verdeckung des Mithraopfers nur die Seitenbasreliefs ſah, er alſogleich in denſelben die treue Abbildung der indiſchen Büßungen erblickte, wie denn auch das zweite Basrelief mit dem Kupfer im zweiten Bändchen von l'Hindoustan (Paris 1816, Seite 143) ganz übereinſtimmt, und noch merkwürdigerer Aufſchluß dürfte erhalten werden, wenn (wie dazu Hoffnung iſt) die Zeichnung des ganzen Monuments gelehrten

Panditen in Indien zur Erklärung ihrer Religionslehre vorgelegt werden wird. Indeſſen aber genügt ſchon die hieſige Anſicht deſſelben, um eine frühere oder ſpätere Vermiſchung indiſcher Lehre mit den Myſterien des Mithradienſtes nicht zu bezweifeln, und da, wie wir oben gezeigt, ſich die Spuren indiſcher Religionsbegriffe in den Mythologien aller aſiatiſchen Religionen erhalten haben, ſo dürfte über die Verwandtſchaft der Mithra-Myſterien mit indiſchen um ſo weniger etwas Erhebliches einzuwenden ſein, als ſelbſt die heiligſte Formel der eleuſiniſchen Myſterien (die doch weit mehr griechiſch, als die des Mithra) im Sanskrit aufgefunden worden iſt; wie dieſe noch heute den Schluß indiſcher Opfer macht, ſo wiederholen indiſche Büßer noch heute die auf dieſem Mithramonumente vorgeſtellten Proben, und wenn Herr Welker das Reſultat ſeiner Zuſätze mit der Behauptung beſchließt, daß in den Denkmalen und der Religion des Mithra Perſiſches und Phrygiſch-, Griechiſch-Römiſches zu ungefähr gleichen Beſtandtheilen verſchmolzen ſei, ſo hätte er kühn das Indiſche hinzuſetzen und ſagen dürfen, daß der Kultus des Mithra und ſeiner Monumente eine aus indiſchen, perſiſchen, phrygiſchen, ciliciſchen, griechiſchen, römiſchen und (nach den oben angeführten Zeugniſſen der Kirchenväter) ſogar aus hernach chriſtlichen Religionsbegriffen zuſammengeſetzte Moſaik ſei.

VIII.

Urreligion und Heidenthum. *)

Wenn gleich die mythiſchen Weſen ſchon im ſpätern Alterthume zu bloßen Kalenderweſen und zu Schildhaltern auf dem Wappen der Nationen herabſanken; wenn ſie ſich gleich heut zu Tage gefallen laſſen müſſen, als Titelzeichen vor Flugblättern, oder wohl gar als Zierrathen vor einem Waaren-Krame zu prunken: ſo waren ſie doch dem größten Theile der alten Menſchheit ehrwürdige Sinnbilder, geſtickt auf den Schleier der Iſis, um wichtige Geheimniſſe der Religionsphiloſophie anzudeuten. Sie waren die Seele der alten Dichtkunſt, weswegen die alten Dichter auch wohl vorzugsweiſe den Namen der Mythologen erhielten. — Sie begeiſterten einen Phidias und Praxiteles zu der hohen Anſchauung, daß dieſe Künſtler die edeln Züge der Menſchengeſtalt ſelbſt über die Wirklichkeit erhoben. Sie waren, wie das ganze Heidenthum, nicht ein unmittelbares ausſchließliches Werk des Satans, zu dem nur mißverſtandener Eifer ſie herabwürdigen mochte,

*) Minerva. Siebenter Jahrgang. Aufſatz von C. A. G. Clodius. Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher dem Jüngern. 1815. S. 233. — Symbolik und Mythologie der alten Volker von Dr. Fr. Creuzer. Zweite Aufl. Leipzig und Darmſtadt, bei Heyer und Leske. 1819. Seite 533. Von der Religion Indiens.

ſondern bezeichneten untergeordnete Stufen und Reſte verlorner religiöſer Bildung; ſie waren zwar Weltkinder, unter deren Geſtalten ſich das irdiſche Leben mit allen ſeinen egoiſtiſchen und ſtolzen Thorheiten idealiſirte, aber doch auch wohlthätige Genien, deren Erfindungsgeiſt die Menſchengeſellſchaft zuſammenknüpfte und veredelte. — Sie waren nicht ſo todt als ſie in den Reliquienkaſten des Alterthums, in den mythologiſchen Wörterbüchern zuſammen liegen. Sie lebten im Gemüthe des Menſchen, wie alle Ideen, welche das Leben zu geſtalten vermögen. Die Muſen ſangen aus der Bruſt des Dichters. Die Abſtammung von Zevs gab dem Heros herkuliſche Stärke. Das Licht Phöbos Apollo's erleuchtete die Seele der Wahrſager, welche Vergangenheit mit Zukunft verknüpften. Das häusliche Feuer der Veſta ſammelte die Städtebewohner um ſeinen Altar, und die Feſte der geſetzgebenden Demeter und des freudegebenden Dionyſos erfüllten die Landleute mit neuer Luſt zur Ordnung und Arbeit, mit Hoffnung und Muth. Das Volk, unfähig geworden, ſich zu einem Urweſen auſſerhalb aller Erſcheinungswelt zu erheben, wandte ſich an ſeine Lebensgötter, als Mittelsperſonen, wie ſelbſt Chriſten, obgleich auf eine ſittlichere Art, an Schutzheilige. Jene Lebensgötter, deren eigener Karakter aus fantaſtiſcher Laune beſtand und durch ſein Beiſpiel die Sterblichen mehr zur Klugheit, als zur ſittlichen Vernunft auſſorderte, gaben daher der Phantaſie und dem ſpielenden Wiſſenstriebe des Menſchen mehr Freiheit, die niedern Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte des Lebens auszubilden, deren höchſte Kultur wir eben deswegen vom klaſſiſchen Heidenthume, von den Griechen, empfingen, während wenig wiſſen und Gott anbeten die Weisheit des zur religiöſen Vernunft erhobenen Menſchen iſt. Alles Gründe genug,

jene fabelhafte Weſen und ihren Einfluß auf die Menſchheit einer genauern Betrachtung zu würdigen.

Die Menſchheit auf Erden wird, wie die Erfahrung lehrt, durch eine doppelte Gewalt regiert: durch das Schwert des Krieges und das Schwert des Geiſtes. Das erſtere, das Schwert des Krieges, bekehrt die widerſpenſtigen Sterblichen, die hienieden freilich nur ihre Probejahre ausſtehn, zum bürgerlichen Verein, zu den Banden der geſelligen Ordnung. Das Flammenſchwert des Geiſtes hingegen, von dem Cherub überirdiſcher Begeiſterung geſchwungen, löſet die Menſchheit wieder von allen irdiſchen Feſſeln, und erhebt ſie zu himmliſcher Freiheit, in wie fern dieſe im Gemüthe beſtehen kann. Daher läuft die politiſche Geſchichte an dem Faden einiger auf einander folgenden großen Erobererſtaaten herab, während die Geſchichte der Geiſtesbildung an der Hand der Religion, die den Menſchen bald feſter ergreift, bald lockerer zu führen ſcheint, ihren eigenen Gang geht. In der Finſterniß der Menſchengeſchichte, welche oft nur als ein planloſes Chaos von Völkerſchaften vor uns liegt, die einander abwechſelnd verſchlingen, erſcheinen die innern Offenbarungen des höhern Geiſtes bald als ein Blitz, welcher Aufgang und Niedergang, Morgen und Abend der Zeit zugleich hell werden läßt, wie in Moſes, Zoroaſter und Chriſtus, bald als ein ſchwächeres Wetterleuchten, wie in Hermes, Orpheus, Homer, Plato und Mahomed. Aus dem Urquell des frühern Orients gehen zwei Hauptſtröme der Geiſteskultur durch das Alterthum, die man herausfindet, wenn man in deſſen ungewiſſer Nacht die Spuren des Schöpfergeiſtes verfolgt. Jener Urquell der Geiſtesbildung im Orient verbreitet ſich anfangs wie ein Ozean, der unter dem allgemeinen Namen der Religion alle

Ideen, Philoſophie, Naturwiſſenſchaft, Geſchichte, freie und unfreie Kunſt in ſich faßt. Bald aber trennt ſich dieſer Ozean in zwei große Arme. Die einfache, der Menſchheit ohne Zweifel zugleich mit der Gabe der Sprache mitgetheilte Urreligion bildet den einen Strom, der gleich dem fabelhaften Nil oder Ganges unmittelbar vom Himmel gekommen, anfangs vor dem Geräuſche der unheiligen Welt verborgen, die alten Jahrhunderte durchſtrömt, bis ihm Moſes mit gewaltiger Hand in dem wunderbaren Volke der Hebräer ein ſicheres Bett anwies, ſo daß er ſich Jahrtauſende lang rein erhalten und erſt im Chriſtenthum der Welt wieder offenbar werden konnte. Den andern Hauptſtrom, der ſich näher an das weltliche und an die politiſche, das heißt unheilige, Geſchichte anſchließt, deſſen Ideen die Vervollkommnung des irdiſchen Daſeins, der niedern, ihrem Weſen nach atheiſtiſchen Wiſſenſchaften, der ſchönen und nützlichen Künſte bewirken, kann man unter dem allgemeinen Namen des Heidenthums von jenem erſten der Urreligion unterſcheiden. Die Ideen des Heidenthums heißen Abgötterei; denn ſie machen Vervollkommnung der erſcheinenden niedern Welt, an welche der Menſch mit ſeiner Thätigkeit freilich zuerſt gewieſen iſt, Vervollkommnung der irdiſchen Lebensgüter, die unter Sinnbildern vergöttert werden, zur alleinigen Menſchenbeſtimmung. Sie gehn in die politiſchen, das iſt unheiligen Zwecke ein; denn ſie trennen die Welt in unzählige Völkerſtämme, oder ſcheinen, wie zu der Zeit der Römer, das irdiſche, auf Trümmern der geſammten Menſchheit erhobene und heilig geſprochene Vaterland dem allgemeinen himmliſchen Vaterlande vorzuziehen, und ſind auf dieſe Art allerdings Erziehungsmittel der Menſchheit auf einer niedern

Stufe des Daseins, wo vorzüglich Bildung zur National-Individualität verlangt wird. So gleich ſich auch das Heidenthum in dieſem ſeinem allgemein bezeichneten Karakter der religiöſen Weltlichkeit bleibt, ſo nimmt es doch im Alterthume verſchiedene Geſtalt an. Zuerſt wird es als eine von der einfachen Urreligion abtrünnig gewordene, aber von ihr manche Wahrheit entlehnende, halb materialiſtiſche, halb idealiſtiſche Philoſophie in Myſterien gelehrt, verbirgt ſich der großen, aller Faſſungskraft ermangelnden Menſchenmaſſe, die ſie insgeheim durch Eingeweihte leitet, und wird nur zuweilen aus der dunkeln Zelle der Hieroglyphe ans Licht gebracht; entweder wenn das Volk zu klug wird und die alternden Symbole abgeſchmackt finden lernt, um durch Enthüllung des wahren Sinnes ihnen neues Anſehen zu verſchaffen, oder wenn einzelne Lehrlinge von ausgezeichneten Talenten an dieſen Myſterien zu Verräthern werden und ſie öffentlich machen. So ward die Myſterie enthüllt zu den Zeiten der Neuplatoniker, wo die Mythe ihr Anſehen durch das aufkeimende Chriſtenthum und noch mehr durch die Aufklärung der Nationen verloren hatte. Denn man trat nun aus dem verborgenen Sinn der Mythe hervor, um deſſen Aehnlichkeit mit den chriſtlichen Ideen zu zeigen. So ward die Myſterie ſchon früher verrathen durch Pythagoras und Plato und die griechiſche Philoſophie überhaupt, welche deswegen nicht ſelten verfolgt ward.

Die zweite und zwar öffentliche Geſtalt, welche das Heidenthum annahm, war nun eben die von uns hier zu betrachtende Geſtalt der Mythe, oder der religiöſen poetiſchen Volksſage. Sie gewann bei dem bewunderungswürdigen Volke der Griechen

vorzüglich durch epiſche Dichter das höchſte Leben. Dieſe doppelte Form des Heidenthums, Myſterie und Mythe, findet ſich nun im ganzen Orient. Die Höhen Nord-Aſiens oder Scythien, Indien und Aegypten blieben die bekannter gewordenen großen Hauptbehälter der als Prieſter-Geheimniß behandelten myſteriöſen Weisheit, welche Hyperboräer, die heiligen Prieſter der Geten auf ihren Bergen, Brahmanen und Iſisprieſter gewiſſen Kaſten und Eingeweihten mittheilten. Die Phönizier — durch Schifffahrt, Kolonien und Handlung die Alles verbindende Seele der alten Welt — führten aus jenen Hauptbehältern die von ihnen ſelbſt ſchwerlich verſtandenen Symbole überall hin, und namentlich nach Griechenland, wo ſie zu Mythe und ſpäterhin zu Philoſophie verarbeitet wurden. Auch beſondere, von jenen Hauptdepots ausgeſendete Miſſionarien verbreiteten mit den Kolonien zugleich den heidniſchen Kultus. So mögen, während eine höhere Vorſehung den Mann Gottes, Moſes, auserſah, einige Urkunden der Urreligion zu retten und dieſes nie genug geſchätzte Geſchenk auf die Nachwelt hinüberzubringen, theils zu derſelben Zeit, theils ſpäter ein Danaus, ein Cecrops, ein Minos, ein Cadmus und Orpheus die geheimnißvollen Elemente des Heidenthums in jenes Land gebracht haben, welches denſelben durch größere Freiheit im Homer die klaſſiſche Form der Mythe zu geben beſtimmt war. Wie ſich die Religion des Himmels und die Religion der Erde, Urreligion und Heidenthum, ungefähr zu eben der Zeit in zwei Hauptvölkern, in Hebräern und Griechen, trennten, um jede beſonders zum Beſten der Menſchheit durch ihr auserwähltes Volk ausgebildet zu werden: ſo war auch ein Hauptvolk der Erde beſtimmt, in einem

ſpätern merkwürdigen Zeitpunkte beide getrennte Hauptzweige der Geiſteskultur wieder zu verbinden, und dieſes Volk waren die Römer. Das römiſche Reich iſt der Janustempel in der Geſchichte. Die Durchgangspforte der Menſchheit aus der alten in die neue Welt, oder ſelbſt ein Janus, der die eine Seite ſeines Doppelkopfs nach den alten heidniſchen Göttern, die jüngere andere nach dem neuaufgehenden Sterne des Chriſtenthums, oder der wiederhergeſtellten, ſich vollendenden Urreligion zuwandte, und den Schlüſſel zur neuern Weltgeſchichte in der Hand hielt. Das römiſche Reich war es, welches griechiſche, lateiniſche und hebräiſche Sprache und Anſicht, kurz alle phyſiſche und geiſtige Kraft der Menſchheit, in ſich verſammeln ſollte; welches einestheils die Politik, Kriegsmacht und Geſetze der berühmtern Völker vereinte, anderntheils in gräciſirenden Sitten, auch freiern wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen das klaſſiſche Heidenthum, und in dem zur Staatsreligion erhobenen Glauben an Chriſtus die in dem Orient ausgeworfenen Samenkörner der reinern Urreligion aufnahm. Mit Recht mag daher Plinius Rom als eine Weltbeherrſcherin begrüßen, als Hauptſtadt des Erdbodens, vom Himmel beſtimmt, die zerſtreuten Stämme der Menſchen zu verbinden. Mit Recht mag ein neuerer ausländiſcher Schriftſteller Rom den Kulminationspunkt der Erde nennen. Mit Recht mögen diejenigen, welche die Menſchheit für jenen fabelhaften Phönix Arabiens halten, der ſich immer im Alter verbrennt, um ſich wieder zu verjüngen, welche gewiſſe etruriſche Weltperioden annehmen, die nach gewiſſen Völkern zu benennen ſind, die Römer gerade in die Hälfte, oder an das Ende einer ſolchen Weltperiode ſtellen. Zwar fiel Rom durch

ſeine eigenen Verbrechen, und ſelbſt die an ſich unſchuldige, anfangs von keinem andern Blute als dem des Lammes und der Märtirer beſprengte Hand der neuen Religion wollte den innerlich faulenden Koloß nicht länger erhalten. Aber doch blieb die ſtolze Welteroberin bei allen Gräueln, die man von ihr erzählt, das Werkzeug, in der zweiten Sündfluth, der Völkerwanderung, alle bürgerliche und geiſtige Keime der Menſchenbildung zu einer neuen Generation eben ſo hinüberzuretten, wie dieſelben auch aus den Zeiten vor der erſten bekannten Sündfluth zu uns herübergerettet ſein mögen. Denn Rom, um deſſen morgenländiſche und abendländiſche Erbſchaft eigentlich noch in der heutigen Welt der große blutige Prozeß mit Kanonen geführt wird, erlag im Occident und Orient den Barbaren, nur um dieſen das Geſchenk der Vorwelt, Religion und Wiſſenſchaften, zu übermachen. Die ſiegenden Barbaren wurden eigentlich vom Geiſte der Ueberwundenen beſiegt, von denen ſie Kenntniſſe, Sitten und Glauben empfingen, und nur erſt ſpäter mußten die ebenfalls barbariſchen Araber eine veraltete halbabgeſtorbene chriſtliche Welt von neuem anfeuern und belehren.

In dieſem kurz angedeuteten Gange der politiſchen und geiſtigen Weltgeſchichte dürfte nur eins nicht nach dem herrſchenden Geſchmacke ſein, nämlich die Annahme einer mit der Sprache überlieferten und durch Tradition fortgepflanzten, die Menſchheit allgemein zuſammenhaltenden Urreligion, von welcher das myſteriöſe und mythologiſche Heidenthum mit der Vielheit der Sprachen und Nationen erſt abgewichen ſei. Der Menſch möchte nur gar zu gern alle geiſtige Bildung ſich ſelbſt zu verdanken, alle Vernunft der rohen Materie abgetrozt haben. Er, der

alle Erfindungen, ſelbſt die gemeinſten, ſcheinbar dem Zufall verdankt, möchte ſich als vernünftiges Weſen am liebſten ſelbſt erfunden und aus dem Chaos der Welterſcheinungen herausgewickelt haben. Der Undankbare möchte nichts auſſer ſich zu lieben und zu achten haben, niemanden nichts ſchuldig ſein. So iſt der Menſch, der ſich aufgeklärter Zeiten rühmt. Natürlich wird alsdann nach dieſer materialiſtiſchen und atheiſtiſchen Philoſophie der Zuſtand der Wildheit als der primitive, die Anſicht des Heidenthums als die erſte und frühſte angeſehen, wie wir ſie auch freilich noch jetzt bei gewiſſen ſogenannten Wilden, zumal in rauhern Himmelsſtrichen, antreffen. Man vermeint an Wahrſcheinlichkeit für den Alles begreifenwollenden Verſtand auf dieſe Art zu gewinnen, und darum neigen ſich auch alle von den Heiden beſchriebenen Kosmogonien oder Weltentſtehungen, welche auf Popularität bedacht ſind, nach dieſer Seite. Die Sonne zieht Blaſen auf in der von Schlamm bedeckten Erde, und aus dieſen aufgeſprungenen Blaſen gehen die Geſchöpfe hervor. So die Aegyptier nach Diodor von Sizilien; oder, wenn man ja die erſten Schöpfungsſzenen mit etwas Majeſtät und wunderbarer Herrlichkeit umgeben will, wie die Phönizier, ſo läßt man die lebendigen Erdbewohner nach einem nebelartigen Niederſchlage der Materie unter Donner und Blitz erwachen, um die Geſtirne anzuſchauen. Allein, wenn auch nicht zu läugnen, daß ein urſprüngliches Vorhandenſein unordentlicher Materie oder Chaos, aus welcher ſich alles Geiſtige und ſelbſt Göttliche entwickelt, wenigſtens der Phantaſie ein Bild gibt, ſo gibt dies doch für den Verſtand keine Wahrſcheinlichkeit. Kurz, wenn die Vernunft alle ihre Brillen aufſetzt, ſo vermag ſie doch nichts mehr als das Wunder der Weltentſtehung und

erſten Menſchenbildung weiter hinauszuſchieben, das ſie nie erklären kann. Denn die Entſtehung des Geiſtigen, der Götter, oder der ordnenden Ideen aus der Materie, die eigentliche Anſicht der heidniſchen Poeſie und Philoſophie (wenigſtens der nichtplatoniſchen), iſt eben ſo unbegreiflich, als umgekehrt die Schöpfung der Materie durch ein urſprünglich vorhandenes geiſtiges einfaches Urſein. Es iſt hier der Ort nicht, den Wortſtreit fortzuſetzen, der Jahrtauſende bereits zum Nachtheil der Religion zwiſchen Materialiſten und zwiſchen Idealiſten, den Anhängern der ſogenannten Vernunft und denen der Offenbarung geführt worden iſt. Wenn unter Vernunft der uns mitgetheilte Götterfunke, das uns urſprünglich Gegebene verſtanden wird, ſo iſt ihre plötzliche Entwicklung, das plötzliche Aufleuchten dieſes Götterfunkens, Offenbarung, und in ſo fern das alles im Menſchen zum Worte ward, Sprache und Ueberlieferung göttlicher Urkunde von Munde zu Munde. Nur eins iſt nicht Wortſtreit, eins muß von dem religiöſen Glauben gegen die materialiſche und atheiſtiſche Anſicht, die den Verſtand in gleicher Hilfloſigkeit und Unbegreifſamkeit läßt, ſtandhaft behauptet werden: nämlich daß es ein eben ſo troſtloſer als ungereimter Gedanke ſei, wenn man die Welt und die Menſchheit in ihrer Wiege ohne eine Seele der Liebe träumt; wenn man wähnt, der Menſch als ſolcher, der nicht Froſch oder Affe, ſondern Menſch war — (denn Schöpfungstage mußten allerdings vorhergehn, ehe er werden konnte der Lieblingsſohn der Schöpfung in ſeiner gottähnlichen Würde) — dieſer wahre Menſch, ſage ich, habe ſich mühſam dem Schlamm entwinden müſſen; habe furchterregend und ſchauderfühlend in einſamen neblichten Forſten gekreiſcht, wie ein Lämmergeier; habe als vierfüßiges Thier ſich einen

Dorn von Ungefähr in die Vorderfüße geſtochen, und habe ſo auf zwei Füßen gehen und die Sonne anblinzeln lernen. Nein! die Welt, Erde und Himmel in Harmonie waren vorbereitet, das Höchſte der Geſchöpfe, den edeln Gaſt zu empfangen, als der Menſch werden ſollte, ſo wie von liebenden Aeltern vor dem Eintritt des erwarteten Lieblings ins Leben ihm Wohnung, Bett und Hülle bereitet wird. Nur unter einem heiterlächelnden Himmelsſtriche, nur in einem Paradieſe konnte der vollkommene Menſch erwachen. Geiſtesarme, liebeleere Zweifler, die ihr eine Erdgeſchichte, welche von geſtern iſt, als das Maas aller Wahrſcheinlichkeit aufſtellt: was ihr könnt und vermögt, nämlich euern künftigen Kindern ein ſchützendes Loos zu ihrer Entwicklung vorbereiten, das hätte die Grundkraft des Alls nicht vermocht, nicht gekonnt bei der Geburt des liebſten ihrer Söhne? Wer das zu wähnen vermag, will nur ſich ſelbſt und auſſer ſich Nichts; er iſt beſeſſen vom Satan des Stolzes, will nur dem Zufalle, nichts einer höhern Liebe ſchuldig ſein, während ſelbſt der rohſte kindiſche Wilde ſich ſo gern in den Baum eine Seele hineinträumt, von dem er Schatten, Frucht und Wohlthat bekommt, nur um danken zu können, nur um einem lebenden Weſen etwas ſchuldig zu ſein. Nein, dem Menſchen, als er zuerſt wurde, mußte von auſſen Liebe entgegenſtrahlen, wie ihn Liebe innerlich beſeelte und an das Licht heraustrieb. Darum ſchmückte ſich die Mutter Erde zu einem Garten Gottes, um ihn zu empfangen, und des unſichtbaren Vaters Wohnſitz, der ſichtbare Himmel, lächelte ihn an mit dem reinſten Frühlingslichte. Und der erſtgeborne Menſch wäre kein Menſch geweſen, ohne die Sprache, ohne das Religionsgefühl der dankbaren Liebe, das Erſte was ſeine Sprache ſtammelte. Wenn es lächerlich klingt

in altmodiſchen Univerſalhiſtorien, daß Adam Wiſſenſchaften in unſerm Sinne gehabt, und wohl gar Verſe gemacht habe, ſo liegt dieſes Lächerliche nur im Ausdrucke. Der erſtgeborne herrliche Sohn der Schöpfung, dem ein reinerer Hauch der Liebe zum Leben vom ſchaffenden Gott in die Bruſt gehaucht war, öffnete bei ſeinem Erwachen den Mund, und hauchte ihn aus den erſten Ton der Bewunderung und der Sehnſucht, und ſchloß dann wieder ſtumm anbetend ſeine Lippen. So ward der erſte Vokal in Liebe und der erſte Konſonant im Gebet geboren. So ward aus dem Geſange der Liebe, aus der erſten Poeſie des Gebets das erſte artikulirte Wort, mit dem der aus den Armen der ſichtbaren Mutter Natur ſich loswickelnde Menſch den unſichtbaren Vater grüßte, und laut ausſprechend ſich ſelbſt die Gottheit offenbarte. Und die Tradition war fertig, die Religion als ein kindliches Urgefühl mit dem erſten Stammeln gegeben, und in der That geht das Wort, das den natürlichſten Vokal und die natürlichſten Konſonante enthält, Aba, Vater (Indiſch Dhada, Engliſch Dadda), in welchen die ganze Religion liegt, von den früheſten Urſprachen des Orients an durch alle Dialekte.

Aber dieſe urſprüngliche kindliche Religion der Liebe, des Glaubens an ein unmittelbar ſich ankündigendes Unſichtbare, die zarte, von Gott ſelbſt unmittelbar erzogene Pflanze, ward welk und kraftlos im Geräuſche der ſich bevölkernden und die Sprachen verwirrenden Erde. Mit dieſem Verluſte ſeiner Unſchuld ſtürzte der Menſch herab aus ſeinem Paradieſe. Was der Menſch in ſeinem Urſprunge war, was er ſein mußte ſammt allen ſeinen Umgebungen, das iſt nicht mehr. So viel weiß auch die Vernunft, wenn ſie das Ideal ihres Urſprungs mit dem moraliſchen und phyſiſchen

Uebel in der Wirklichkeit vergleicht. Aber wie dieſe große Veränderung geſchah, welche neue ſpätere, in der Hand der Vorſehung wieder zweckmäßig werdende Veränderungen ſie vorbereitete, das weiß die Vernunft, nicht in wie fern ſie ein menſchliches Selbſtklügeln iſt. Und hierauf antwortet nur in dunkeln prophetiſchen Andeutungen heilige Tradition, faſt bei allen Völkern mehr oder minder klar dieſelbe. Durch egoiſtiſche Klugheit, durch Selbſtdünkel ohne Glauben und Vertrauen auf eine unſichtbare Urkraft, verführt, wollte der Menſch ſelbſt frei erkennen, was gut oder böſe ſei, wollte in und für die Sinnenwelt, an die er ſich einzig hielt, Herr ſeines Schickſals werden. Und von nun an erkannte er nur ſeinen ſichtbaren Tod, wie er nur ſein ſinnliches Leben erkannte; von nun an beugte er ſich nur vor der Stimme des ſcheltenden Donners. Von nun an erkannte er ſein Leben als nackt und hilflos, und umkleidete es mit allem von irdiſcher Vorſicht erſonnenen Flitterſtaate künſtlicher Bildung. Von nun an bemeiſtert ſich Mißtrauen und Furcht ſeiner Seele vor fremden ihm feindlichen Götterweſen. Das Sinnbild, was die meiſten heiligen Traditionen aufſtellen, um dieſe Verführung des Menſchen zum irdiſchen Selbſtdünkel und das an den Wurzeln ſeines Lebensbaums nagende Unheil zu bezeichnen, iſt die Schlange. Die Schlange ſtellt in ihrer geheimnißvollen Geſtalt, in ihren in ſich ſelbſt zurücklaufenden Windungen, die irdiſche Zeit dar, wenn ſie die Miene der Ewigkeit annimmt. Darum iſt ſie bei den Orphikern und in andern heidniſchen Myſterien das Sinnbild des Kronos, oder Zeitgottes, und des Ganges der Geſtirne. In ihrem thieriſchen Karakter aber ſtellt die Schlange, die auf der Erde kriechende, mit ſinnlicher Macht verbundene Liſt dar.

Darum ward ſie ſchon im Alterthume das Sinnbild der Völker-Politik, dieſes Teufels des Menſchengeſchlechts. Darum nahmen ſie Nationen, welche zu Land und Meer wie jene furchtbaren Amphibien mächtig ſein wollten, ſo gern in ihr Wappenſchild auf. Darum kannten Eroberer, wie Alexander, keinen ſüßern Traum, als den von einer Schlange zu ſtammen, während edler geſinnte Myſtiker und Mythologen in der Schlange das Bild des Böſen erkannten, hier den Typhon, den Fürſten der Finſterniß, welcher den Lichtgott Oſiris zerriß, mit Schlangenfüßen abſchilderten, dort Apoll, den Lichtgott, über den Drachen Pytho, und den Olymp über die ſchlangenfüßigen Giganten ſiegen lieſſen. Darum endlich ward auch die Schlange das Attribut der meiſten Götterbilder und in der Prophetenſprache bis zur Apokalypſe hinab das bleibende Symbol des Götzendienſtes und der heidniſchen Religion. Denn mit jenem Abfall des Menſchen von ſeinem lebendigen Glauben an die unſichtbare Ewigkeit, mit der Verbreitung einer bloßen Zeitanſicht wandte ſich die menſchliche Anbetung nur gegen das Sinnliche, gegen die bald nützlichen bald ſchädlichen, durch Aberglaube und Zauberei, wie es ſchien, nur zu bannenden Elemente des phyſiſchen Lebens, welches allein der Zeit dient. Mit Verbreitung dieſes großen, an der Wurzel der Menſchheit nagenden, und durch die Geſchlechter nun forterbenden Uebels verband ſich auch, nach Uebereinſtimmung aller heiligen Traditionen der Völker, denen wir folgen können und müſſen, ohne gerade an die noch als Reliquien vorhandenen Splitter der Arche Noah, oder an den thraziſchen, chaldäiſchen Xyſutrus, oder den indiſchen Menu zu glauben, eine große Revolution des Erdkörpers, der noch einmal mit Waſſer bedeckt ward und aus dem Schlamme

emporſteigen mußte. Nur weniger Same des Guten und Böſen aus der Vorwelt wurde bei dieſer Verderbniß der Natur und Menſchheit in unſere Nachwelt herüber gerettet, und nur unterweilen blickt der tieferwohnende Menſch noch Oſten, nach den Höhen ſeines verſunkenen Paradieſes zurück, und glaubt noch immer den Cherub mit dem Flammenſchwerte zu ſehen, der die Stätte der ſeligen Kindheit bewacht!

Es iſt hier der Ort nicht, dieſe nach religiöſer Tradition entworfene Geſchichte der Menſchheit, deren Hauptperioden eigentlich in jeder einzelnen Menſchenbruſt von der Kindheit an im Kleinen wiederholt werden, fortzuſetzen, oder auf die Heilmittel aufmerkſam zu machen, welche zugleich mit dem Uebel laut prophetiſchen Zeugniſſen der Urkunden geboren wurden, oder den Einzigen zu nennen, welcher den unbekannten Weg zum verlornen Paradieſe wiederfand, voranging und zeigte. Wir haben es nicht mit allen Schickſalen der Urreligion zu thun, ſondern mit der Abweichung von derſelben im Heidenthum und Götzendienſt, und der hieraus entſprungenen mythiſchen Vorſtellungsart.

Während einige Samen der Urreligion mit der Geſchichte des menſchlichen und des Naturverderbniſſes bei dazu beſtimmten Völkerſtämmen erhalten wurden; während in einigen Prieſtergeſellſchaften oder geheimen Vereinen eine aus der reinen Tradition entſprungene, aber verderbte und mißverſtandene heidniſche Myſterienphiloſophie fortgepflanzt, und in dieſen Myſterien von der Weltſchöpfung durch Liebe, von einem göttlichen dreieinigen Bewußtſein, von den Leiden eines göttlichen Weſens in der Welt, von dem Verderbniſſe der Menſchheit, dem Falle der Geiſter und der Natur, und eines deswegen nöthigen frommen Betrugs oder ſymboliſchen Heidenthums den Eingeweihten

Vieles gelehrt wurde, das oft einen ſehr melancholiſchen Karakter hatte: ſprach ſich in der großen öffentlichen Welt das Heidenthum laut aus, als poetiſche Mythe oder muntere Volksſage.

Ein berühmter Schriftſteller gibt folgende Karakterzüge der eigentlich heidniſchen Geſinnung und zugleich der mythiſchen Vorſtellungsart an: „Vertrauen auf ſich ſelbſt, auf das Wirken in der Gegenwart, Verehrung der Ahnherrn und der Kunſtwerke, Ergebenheit in Schickſalsübermacht, Unſterblichkeit als Nachruhm auf der Erde, im Genuſſe, in Aufopferung, im Untergange unverwüſtliche Geſundheit.“ Wenn man dieſe allerdings wahren vielleicht nur nicht allgemein ausgedrückten und hinlänglich erſchöpfenden Merkmale des Heidenthums zuſammennimmt, ſo laſſen ſie ſich mit dem allgemeinen Worte: religiöſe Weltlichkeit oder Zeitlichkeit, ausdrücken, welches das Reſultat unſerer obigen Betrachtungen iſt. Der oberſte Gott des heidniſchen Menſchen iſt eben darum Zevs, das heißt, die Lebenskraft, in wie fern ſie in die Sinne fällt. Der eigentliche, nicht philoſophiſche Heide iſt alſo keinesweges dem ewig lebendigen, ewig ſich gleichen Urſein (Jehova) zugekehrt, ſondern dem wechſelnden Lebensprinzip in der unbeſtändigen Scheinwelt. Aber dieſe heidniſche Weltlichkeit iſt religiös; das heißt, man gibt ſich der Welt hier mit einer gewiſſen Empfindung dankbarer Verehrung hin, während ſo manche, die ſich zu aufgeklärter Religion bekennen und der Welt nicht minder ausſchließlich leben, zu ihrem Genuſſe nur einen rohen profanen Sinn mitbringen. Der Heide verehrt alſo nur an ſeinen Göttern, wie die Dichter ſich deutlich ausdrücken, die Geber irdiſcher Güter; aber er beginnt jede Handlung ſeines Lebens mit dieſer dankbaren Verehrung, und

läutert, veredelt dadurch ſeinen Genuß. Der Helde hängt allerdings an der Gegenwart oder nächſten Zukunft. Auch iſt alle ſeine Zukunft nur auf der Erde, oder in einem Scheinleben unter derſelben. Dankbar verehrt er den ſchöpferiſchen Geiſt in den Ahnherrn, welche den geſellſchaftlichen Verein gründeten und durch Sitten befeſtigten. Mit äſthetiſcher Schwärmerei betet er an vor den Kunſtwerken, welche das ſinnliche Leben in reinern Geſtalten wiedergeben. In ſich, im Kreiſe ſeiner Menſchlichkeit ſowohl, als auſſer ſich im Uebermenſchlichen, ſucht und findet er, vermöge ſeiner äſthetiſchen Bildung, *Geſtalt*, und ſo gibt er ſich mit einem gewiſſen Gefühl von *Harmonie* und *Anſtand* ſelbſt bei widerwärtigen Schickſalen den Parzen oder Moiren hin. *Schiller* ſagt:

„Geſtützt auf Grazien und Muſen,
Empfängt er das Geſchoß, das ihn bedräut,
Mit freundlich dargebotnem Buſen
Vom ſanften Bogen der Nothwendigkeit.“

So zeigt er Kraft im Kampfe, wo es das Aeuſſerſte gilt, und ſelbſt im Schmerze der Verzweiflung, dem er ſich laut hingibt, ſelbſt im Untergange menſchliche Würde. So ruht er mehr im Vertrauen auf ſich ſelbſt, als auf ſeine Lebensgötter, und erhält ſich bei freier Verehrung ihrer Macht und Schönheit doch in einer gewiſſen Unabhängigkeit von ihnen. Sie ſind zwar mächtiger als er, aber der *blinden* Naturnothwendigkeit des Schickſals eben ſo unterworfen, wie er, und über ihre Schwächen und Eigenheiten ſteht ihm ein Urtheil frei, wodurch er ſich, wie wir in der griechiſchen Tragödie ſehn, ihnen gegenüber ſtellt. Wenn auch der *Grieche* und *Römer* ſeine ihm ungünſtigen Götzenbilder nicht wie der Wilde zertrümmert, ſo verbietet doch ſelbſt ein *Auguſt* es, die Bildſäule des Neptuns in öffentlicher

Prozeſſion mit herumzutragen, weil das Meer dem kaiſerlichen Unternehmen nicht günſtig war. So gibt der Grieche ſeinen Lebensgöttern den eben nicht edeln Zug des heimtückiſchen Neides Schuld, namentlich gegen das Menſchengeſchlecht. Mißgünſtig ſehen ſie deſſen Vervollkommnung, und ſuchen ſie ſogar zu hindern. Wohlthäter der Menſchheit, Erſinder der Künſte, die das Menſchenleben verſchönern und der Unwiſſenheit ſteuern, wie Prometheus, die perſonifizirte menſchliche Vorſicht, ſind eben deswegen gemeiniglich Rebellen gegen die Olympier. Eben ſo dulden die Götter ſelten das übermäßige Glück einzelner Menſchen. Sie verführen den armen Sterblichen zu einem Hochmuth, der ſich dem Olympe gleichſtellt, um ihn deſto tiefer zu ſtürzen. Von Beiſpielen dieſer Art wimmelt die ganze mythiſche Geſchichte. Arachne webt mit Minerven um die Wette und wird zur Spinne. Thamyris, Thraziens alter Sänger, ſtreitet mit den Muſen um den Preis des Geſanges und erblindet. Kaſſiopeja will eben ſo ſchönes Haar haben, als die Nereiden, welche die langen grünen Locken am Meergeſtade kämmen, und dieſe ſchicken ein Meerungeheuer ans Land. Niobe, die Mutter ſchöner und zahlreicher Kinder, vergleicht ſich mit der Latona, der Mutter Apolls und Dianens, und alle ihre Kinder werden an einem Tage von den Pfeilen der göttlichen Zwillinge erlegt. So kann man dieſen Lebensgöttern nicht vertrauen, weil ſie nur die Repräſentanten des irdiſchen wandelbaren Schickſals ſind; weil ſie der Tugend der Heroen nur Klippen in den Weg werfen, und kein übermäßiges, beſtändiges Glück dulden. Sie geben die Güter dieſes Lebens, aber mehr nach Laune und Gunſt, als nach Gerechtigkeit, und tragen ganz den Karakter des ſtiefmütterlichen flüchtigen Erdenlebens, und ſo findet der Heide in ſeiner Mythe

weniger Troſt, als in ſeinem Innern, mit dem er die Götter entbehren zu können glaubt. So zeugt das mythiſche Heidenthum durchgängig von der höchſten Verfeinerung der Sinnlichkeit, von einer frommen Liebe zur ſichtbaren Geſtalt des Lebens. Es hat einen Grad von Energie, die ſich mit Stolz füttert und in Egoismus verſchließt. Aber wahre Geſundheit der Seele iſt doch in dem Heidenthum nicht zu finden. Es ſtößt ſein Auge immer nur an das äuſſere Kleid der Dinge, füllt die Seele weder mit himmliſcher Ruhe noch ſeliger Wonne, wie ſie der wahre religiöſe Menſch empfindet, der in dem ganzen ſichtbaren und unſichtbaren Weltall daheim iſt; der das Weltall nicht als einen Schauplatz widerſtreitender Kräfte unter ſchöner Geſtalt, ſondern als eine väterliche Wohnung betrachtet. Aus eben dem Grunde lehrten ſchon Myſterien und philoſophiſche Schulen hin und wieder die Eingeweihten würdigere Vorſtellungen von einem höhern, über das irdiſche Schickſal erhabenen Urweſen. Denn indeß die poetiſche Volksſage, dem öffentlichen Karakter und dem fröhlichen Karakter der Griechen zufolge, alle Religion in ein Phantaſieſpiel, in einen weltlichen Taumel verwandelte; indeß der ernſte Hauch orientaliſcher Begeiſterung in den griechiſchen Flöten, um mit Baco zu reden, zum Scherz des Märchens ward: nahm dagegen die griechiſche Philoſophie ganz den melancholiſchen Karakter des alten Aegyptens an, und verband damit manche höhere Wahrheit, die von der Sinnenwelt als einem Kerker edler Seelen abzog. Schon Plato's ganze Anſicht geht dahin, den Menſchen auf das Eine einfach geſtaltete, heilige und unwandelbare zu verweiſen. Dahin deutet auch die Monas des Pythagoras; darum ſuchen auch die heidniſchen Philoſophen die Vielgötterei nur allegoriſch deutend zu entſchuldigen. Seneka

ſagt, der ganze Olymp ſei nur die Benennung eines einzigen göttlichen Weſens, und andere Weltweiſen geben nicht undeutlich zu verſtehen, die heidniſchen Götter wären nur durch das Weltgebäude verbreitete, ſich ergieſſende Tugenden des Unnennbaren. Allein auch hiezu ſind ſie in ihrem Karakter nicht vollkommen genug. Denn dem ganzen Heidenthum iſt und bleibt erſtlich Vielgötterei, weil ihm nur um eine den Sinnen ſchmeichelnde Mannigfaltigkeit und Abwechſelung zu thun iſt; zweitens Abgötterei, weil es den Schein und die äuſſere Geſtalt auf den Thron des Weltalls ſetzt, und, wie irgend ein thörichter, kindiſcher, ungebildeter Unterthan, den Goldmantel ſeines Fürſten ſtatt deſſen Regierungsweisheit und Vatergüte verehrt. Der Urſprung der Mythe, welche nur die Mumie oder der Sarg heidniſcher Religionsſymbole iſt, wird demnach allerdings aus der Verderbtheit der Urreligion, aus der Vielgötterei und Abgötterei hergeleitet werden müſſen.

Wenn das mythiſche Heidenthum eine Vergötterung der Zeitlichkeit war; wenn das von der verführeriſchen Zeitſchlange verleitete Alterthum, ſtatt ſich vor dem ewigen Urgotte zu beugen, nur vor dem Glanze der Welt kniete: ſo iſt es begreiflich, warum Zevs und alle Lebensgötter vom Kronos oder der Zeit ſtammen, in deſſen Geſetzen ihre Macht beſchloſſen iſt. Alle Kräfte, welche die ſichtbare Welt bilden, die das hilfloſe einzelne Menſchenleben unterſtützen, bekommen ihre Altäre. Hier treten nun dreierlei Weſen hervor, welche auf den uſurpirten Thron der Gottheit Anſpruch machen können, und denſelben bei den meiſten heidniſchen Nationen bald nach einander, bald auf einmal eingenommen haben. Erſtlich, die phyſiſch unterſcheidbaren vier Hauptelemente und ihre ſchönſte,

beharrlichſte regelmäßigſte Erſcheinung, das Licht der Geſtirne; zweitens, die einzelnen Gattungen kleinerer Naturgegenſtände, welche irgend eine dem Menſchen überlegene Zauberkraft zu äuſſern ſcheinen, und beſonders den mit ſinnlicher Kraft mehr als der Menſch ausgeſtatteten, mit dem All in einem engern Zuſammenhange erfundenen Organismus der Thiere; drittens, der in allgemein wohlthätigen Wirkungen ſichtbare Menſchengeiſt, beſonders die zwar entſchwundenen, aber auf lange Jahrhunderte die Geſellſchaft fortbildenden Seelen der verſtorbenen Stammherren, der Weiſen und Erfinder, der Geſetzgeber, Krieger und Könige, die man allzuſammen Heroen nennt. Daher bezeichnet man zuweilen das Heidenthum mit dem Namen eines Pantheismus, weil die Hauptgeſchlechter des ſichtbaren Alls der Dinge in ihm vergöttert worden ſind. Der Menſch, welcher die Idee einer wirkſamen Kraft zwar von ſich entlehnt, aber dieſelbe doch in ſeiner Hilfloſigkeit auf höhere Weſen auſſer ſich überträgt, macht übrigens nie die einzelne Erſcheinung, welche immer Sinnbild bleibt, ſondern eine ihm überlegene beharrliche Gattung von Erſcheinungen, mithin bleibende und perſonifizirte Ideen der Erſcheinungswelt, zum Gegenſtande ſeiner Anbetung, welche demnach allemal allegoriſch iſt. Man kann dieſe drei Hauptgattungen abgöttiſcher Verehrung unter den drei Namen, Sabäismus, Fetiſchdienſt und Heroendienſt begreifen, welche bei den heidniſchen Nationen entweder einzeln oder zuſammen beſtehen. Weil aber der eigennützige Dienſt dieſer drei ſinnlichmächtigen Weſengattungen allemal auf irdiſche Lebensgüter, auf die Zeit und namentlich auf den handelnden Menſchen ſo wichtigen Blick in die Zukunft berechnet iſt, ſo iſt mit allen dieſen drei heidniſchen Verehrungen das

Orakelweſen oder die Divination in unzertrennlicher Verbindung. Die Enträthſelung der poetiſchen Hieroglyphen und Symbole des Sabäismus, des Fetiſch- und Heroendienſtes, und endlich des Orakelweſens, enthält alles was ſich zu Karakteriſirung der Abgötterei ſagen läßt.

Was erſtlich den Elementendienſt betrifft, den wir der Kürze halber unter dem allgemeinen Namen des Sabäismus begreifen wollen, ungeachtet nicht unbekannt iſt, daß im engern Sinne nur der Licht- und Geſtirndienſt, namentlich der Kultus der Sonne, welcher von den arabiſchen Sabäern täglich Weihrauch angezündet ward, dieſen Namen führt, ſo iſt er gewiß uralt, wenigſtens ſo alt als überhaupt das Heidenthum. Die indiſche Trimurti oder Dreieinigkeit, Brahma, Wiſhnu und Shiva, welche von dem (nach einigen Reſten der Urreligion bei den Indern verehrten) wahren eigenthümlichen Gotte oder Parabrahma noch verſchieden iſt, deutet, nach der Meinung der meiſten Ausleger, auf die phyſiſch unterſcheidbaren Elemente, indem Brahma den Erdgeiſt, Erde ſammt ihrer Atmoſphäre, Wiſhnu den Geiſt auf den Waſſern, und Shiva das allverzehrende, aber auch verwandelnde Feuer bezeichnet. Aus Brahma's des Erdgeiſtes Kopfe ſtammen die Brahmanen, aus ſeinen Schultern die Könige und Helden, aus ſeinen Eingeweiden die Ackersleute und Kaufleute, aus ſeinen Hüften und Füßen die Handwerker. Feuer- und Waſſerfeſte theilen noch jetzt ganz Indien, während Brahma, der überall iſt, als ſolcher keine Tempel hat. Hier zeigt ſich nun der heidniſche Eigennutz. Man verehrt nur, was ſchaden kann, und Feuer und Waſſer ſind die mächtigſten Feinde der Menſchen. Auch bei den Perſern, Chaldäern und Aegyptern liegt der Religion die Idee von Feuer, Waſſer und Erde

zu Grunde, und bekanntlich ſtritten die Prieſterſekten häufig wegen der überwiegenden Macht des Feuer- oder Waſſergottes, wobei einmal durch Prieſterliſt der in ein durchlöchertes Gefäß verſchloſſene Waſſergötze über das Feuer geſetzt ward, und den Sieg davon trug. Selbſt die minder wiſſenſchaftlichen Pelasger, die vielleicht noch durch keine genaue Phyſik oder Scheidekunſt von dem Unterſchiede der Elemente belehrt waren, verehrten doch nach Herodots Zeugniſſe den feſten vaterländiſchen Boden, den Herd (Heſtia), welcher in unvergänglicher Dauer die nach einander entſtehenden und vergehenden Menſchengeſchlechter nährend um ſich ſammelte, ferner die Luft (Hära), mit welcher der Menſch Leben und Geiſt einathmet, weswegen ſie ſpäterhin bald des Lebensgottes Zevs Gemalin, bald ſeine Tochter (Minerva) die Weisheitsgöttin ward. Endlich galt auch der bei den Griechen verehrte Okeanos für die alte Wiege der Dinge, deſſen ungeheure Wogen, um den Rand der Erdſcheibe verbreitet, noch immer die Erde in ihrem Schooſe zu wiegen ſchienen. Zuweilen galt auch wohl das Chaos für das Waſſer, während Zevs von den Stoikern beſonders für das natürliche Aetherfeuer erklärt ward, welchem der Hephäſtos, die künſtlich angefachte und zur Kunſt gebrachte Flamme, entgegengeſetzt wurde, oder Prometheus, der feuerbringende Heros, der es erfindungsreich vom Himmel ſtahl. Beſonders iſt die Erde bei den Griechen, wie Aeſchylus geheimnißvoll andeutet, unter vielen Namen und Geſtalten nur das eine Weſen. Wie ſie als Gaia die Mutter der Titanen und Götter, dem Vater Ouranos, Himmel, entgegengeſetzt, als Heſtia (Veſta), Wohnort und das Heiligthum des Hauſes, der Stadt, des Staates iſt, ſo iſt ſie als Demeter, die pflanzenbringende, ernährende Mutter des Samenkorns, und

ihre Myſterien wurden auf dieſe Weiſe bald mit denen der phrygiſchen Cybele, bald mit denen der ägyptiſchen Iſis vermiſcht. Auch unſere alten deutſchen Vorfahren ſcheinen, wenigſtens wenn wir des Tacitus in dieſen, wie in mehrern Punkten bezweifelte Autorität anerkennen, unter dem Namen Hertha's (vielleicht auch der Freya, fru-gaue, γαια, fruchtbare Erde) den Erdgeiſt angebetet zu haben, welches die alte Verbindung der Weltſtämme, wenigſtens Gleichheit von Ideen, beweiſet. Die Reudigner, Anglen, Varionen, Suarionen (Völker, die man an die Küſten der Oſtſee ſetzt) werden, ſagt Tacitus, von Flüſſen und Wäldern geſchützt. Sie haben das gemeinſchaftlich, daß ſie Herthum, oder die Mutter Erde, verehren, und von ihr glauben, ſie miſche ſich in die menſchlichen Dinge und fahre unter den Völkern umher. Es gibt in einer Inſel des Ozeans (der Ozean müßte hier die Oſtſee bedeuten, wenn man Jasmund, Rügens waldiges Vorgebirg, und nicht, wie Manche, Helgoland, für dieſes deutſche Samothrazien hält)... einen heiligen, Gott geweihten, von keinem Beile oder profanen Fußtritte berührten Hain. Dort wird ein Wagen aufbewahrt, den ein geheimnißvolles Gewand bedeckt, welches nur einem Prieſter anzurühren geſtattet iſt. Dieſer allein bemerkt und verkündet, wenn die Göttin in ihrem Heiligthume gegenwärtig iſt, und folgt dann dem von weißen Kühen gezogenen Wagen mit vielen Zeichen der Anbetung. Da gibts frohe heilige Tage im Lande, und feſtlich glänzen die Orte, die der Wagen der Göttin berührt, in die er einzukehren würdigt. Kein Volksſtamm greift dann zu den Waffen, oder geht in den Krieg. Stahl und Eiſen werden in die Rüſtkammer verſchloſſen. Friede und Ruhe iſt nur in dieſer Zeit den ſonſt wilden Deutſchen bekannt, oder von

ihnen geliebt, bis endlich dieſer Prieſter die von dem Umgange mit den Sterblichen geſättigte Göttin ihrem Heiligthume wiedergibt. Dann wird Wagen und Gewand und, wenn man es glauben will, die Gottheit ſelbſt in einem geheimen See gebadet. Sklaven verrichten den Dienſt, welche eben dieſer See ſogleich verſchlingt; daher ein geheimes Grauſen unter dem Volke, eine heilige Ungewißheit, was das eigentlich ſei, das allein Sterbende erblicken können.

Noch findet ſich in Rügens Vorgebirgen, deſſen Geſtade bald mit Haide, Sand und Feuerſteinen, gleich Todtenſchädeln bedeckt, bald mit romantiſch geſtalteten waldigen Kreidefelſen, bald mit grünenden Hügeln und lachenden Fluren zu einem Heiligthum der Natur ausgezeichnet ſind, ein Ort, ganz der Beſchreibung des Tacitus ähnlich. In den letzten Höhen, kurz ehe die ſchwindelerregende Ausſicht der offenen See ſich öffnet, deren Rauſchen man hier kaum vernehmen kann, tief im hochſtämmigen Buchenwald, iſt ein großer, regelmäßig gerundeter Landſee. Hier hört man keinen Laut als des Raubvogels Geſchrei, oder das Geklapper von hölzernen Halsbändern der einzeln herumirrenden Kühe. Ueberall gibt das Echo im Wald ein über den See hinübergerufenes Wort wie Geiſterſtimme zurück. Die majeſtätiſchen Buchen ſpiegeln ſich in dem ſchwarzen Waſſer des unbeweglichen Sees, der nur durch Kunſt ſo tief gegraben und von Fiſchen bewohnt ſcheint, deren Störung nach der Volksſage noch jetzt ein Zauber verbietet. Ein doppelter Umkreis von amphitheatraliſch über einander erhöhten Erdwällen zur Seite des Sees, mit Gras, Geſträuch und Bäumen bedeckt, öffnet nur eine Ausfahrt in den See, — wie für den Wagen der Göttin, wo die verſanken, welche den Lichtglanz der badenden Hertha ſahen.

Aus dieſem Kultus der Elemente iſt auch die Vorſtellung der alten Weltentſtehungen oder Kosmogonien erklärbar, bei welcher zwei Hauptelemente unter dem Namen Erde und Himmel die erſte Rolle ſpielen, die erſten perſonifizirten mythiſchen Perſonen, die erſten liebenden Stammältern des großen Königshauſes ſind, das die Welt beherrſcht. Die meiſten Aſiaten laſſen, ſo wie nach ihrem Beiſpiele die Griechen, das große urſprüngliche Weltei plötzlich entzweigehen, ſich in zwei große Hälften theilen, in eine goldene und in eine ſilberne, Himmel und Erde, welche die geiſtigen und körperlichen Samen, und die übrigen ſogenannten Elemente in ſich enthalten, welche dann ſich beeifern, Ordnung zu zeugen, und beſonders das begünſtigte Menſchenleben wechſelsweiſe an ihre Bruſt zu ziehen. Aehnliche rieſenhafte, nur minder liebliche und friedliche Vorſtellungen enthält die nordiſche Mythologie Skandinaviens. Ein großer Rieſe Ymer wird von ſeinen Feinden zerriſſen; ſein Haupt wird der Himmel, ſein Fleiſch die Erde, und aus ſeinem Blute, vermuthlich dem Waſſer, entſtehen, wie Würmer, die Dverge, das Gewimmel der lebendigen Kräfte. Kurz, der Menſch, dieſer eingeborne Säugling der Natur, muß ſich alſo, wenn er zuerſt zu unterſcheiden und das große Gemälde der Dinge mit Sinnen und Verſtande zu entwirren beginnt, vorkommen, als wenn er ſelbſt aus einer Puppe gekrochen ſei, welche ſich in zwei große Hälften, Himmel und Erde, getheilt habe. Die Erde, ſammt dem in und neben ihr gefundenen Waſſer, gibt ihm einen feſten, geſunden, nährenden Wohnplatz; der Himmel, mit den Millionen Augen goldener Geſtirne, die Luft vom Sternenlicht durchdrungen, vom Feuer erwärmt, gibt ſeinen Gliedern Regung, Leben und Geiſt, und bald richtet er ſich von

der Erde empor, und was von oben kommt, was ſich glänzend oben wölbt, erſcheint ihm als dasjenige Element, was die Raupe zum geflügelten Schmetterling macht, was ihn der Gottheit oder dem Heiligthume des Alls näher bringt. Dieſe Vorſtellungen können auch im dunkeln Gefühle der Urreligion Statt gefunden haben. Im Heidenthume werden ſie zur Abgötterei.

Je mehr Ordnung in die Geſchichte des Menſchenlebens kommt, deſto verehrungswürdiger werden dem heidniſchen Menſchen auch die großen Lichter, Sonne, Mond und Sterne, deren regelmäßige Bewegung ſeinem Leben Wachen und Schlaf, ſeinem Wohnplatze die Abwechſelung der Jahreszeiten, ſeinen Arbeiten die Tagesſtunden gibt. Daher enthält ſchon das alte pelasgiſche Wort Theos, nach Herodot und Plato, Begriffe von einer ordnungſetzenden und in ihrem Glanz angeſtaunten Bewegung. Der myſtiſche Sphärentanz der unſterblich dauernden, immer neu erglänzenden, in freier Luft wundervoll fortſchwebenden Himmelskörper wird nun ein Hauptzweig der alten Abgötterei, vor welcher Moses ſein Volk nicht genug warnen kann, da er daſſelbe auf höhere Eingebung belehren ſollte, nicht die Schalen des zerbrochenen Welteneis, ſondern den einfachen Keim anzubeten. Da Sonne und Mond durch ihren Glanz den übrigen Sternenhimmel verdunkeln, ſo kann man ſie daher unter dem Namen der meiſten alten Gottheiten verborgen glauben, während die übrigen Planeten und Fixſterne nur von fern anbetende Trabanten, Generale und Hofleute dieſes Herrſcherpaares ſind, die nur bei abſtraktern Denkern, wie etwa Plato, gleiches Recht der Verehrung genieſſen. Daher bringen auch noch jetzt die nordöſtlichen Aſiaten und Grenznachbarn Amerika's, die durch die neueſten Reiſen beſſer bekannt worden, der Sonne die

Erſtlinge ihrer Nahrungsmittel dar; daher ſind die Fürſten und Könige, in Indien wie in Mexiko, Kinder der Sonne, und die Thaten oder Reiſen der irdiſchen Könige und Helden, eines Dionyſos, Oſiris und Herkules, werden mit den Thaten und Reiſen jener Himmelswesen durch den Weltraum vermiſcht; die Geſchichte des Himmels wird in Indien, wie in Aegypten oder Island, auf die Erde, und die Geſchichte der Erde wieder an den Himmel geſetzt.

Mit der Verehrung des Sternenlichts oder Sternenfeuers und der Erde verbinden ſich noch zwei Ideen und Gegenſätze der frühern Myſterienphiloſophie, welche durch die Syſteme aller ſpätern Weltweiſen hindurchgehn: erſtlich der Hauptgegenſatz vom Guten und Böſen; zweitens der Hauptgegenſatz von einer urſprünglich thätigen und urſprünglich leidenden, einer männlich zeugenden und weiblich geſtaltenden Grundurſache. Was den erſten Hauptgegenſatz betrifft, ſo iſt das Licht bei allen Völkern das Sinnbild des Guten, des Urbewußtſeins, der alles beſeelenden Liebe, es heiße Oſiris (der Vieläugige), Oromasdes, Mithra, Horus, Apollo, Dionyſos, Herakles, Adonis, Sheirama (wie bei den Indern), oder Juterbog (das weiße Urſein), wie bei den Wenden. Gott iſt, ſagen die perſiſchen Magier, nach dem Körper dem Lichte ähnlich, nach der Seele der Wahrheit. Die Finſterniß hingegen iſt bei allen Völkern das Sinnbild des Böſen, der widerſpenſtigen Materie, der Hölle, des in ſich verſchloſſenen Egoismus und Stolzes, ſie heiße Typhon, oder Ariman, oder Hades (der Nichtſehende), oder Ravana, wie bei den Indern, oder Czerenbog (das ſchwarze Sein), wie bei den Wenden, oder Teufel, Tybellin. Ob wirklich die Myſterien-

Philoſophie bei allen Völkern hier an zwei gleich mächtige Grundweſen gedacht habe, die ewig im Kampfe liegen, oder nur an ein beſiegbares, dem alleinigen guten Urweſen untergeordnetes Böſe, welches wahrſcheinlicher iſt: die Beantwortung dieſer Frage würde uns zu weit führen. Genug, in Hinſicht des Lichtdienſtes theilen ſich die alten Dämonen und Götterfamilien in gute und böſe Geiſter, die in einem ſteten Kampfe liegen, und das Licht iſt in der Schöpfung vertheilt, zerriſſen, in Kerker eingeſchloſſen, und erweckt ewige Sehnſucht bei allen edlern Weſen nach der Heimath. Das iſt die Anſicht der Oſirisprieſter, wie der Magier; der Brahmanen, wie des Plato. In Rückſicht des Lichtdienſtes wird auch die Welt im Orient nach guten und böſen Zeitaltern, guten und ſchlimmen Jahreszeiten eingetheilt, heilſamern oder ſchädlichern Neigungen der Erdaxe; beſonders ſeit Aſtronomie und Kalenderweſen ſich mehr zu bilden begann, und Inder und Aegypter vereinigen ſich mit den nordiſchen Mythologien und griechiſchen Philoſophen, die Welt bald unter Waſſer zu ſetzen, bald zu verſinſtern, bald zu erleuchten, bald zu verbrennen. Der zweite Hauptgegenſatz in der Myſterienphiloſophie von einer männlich zeugenden und weiblich geſtalteten Grundurſache mag nun aus den Verhältniſſen der Erde zu dem Sternenhimmel, die wir ſchon unter dem mythiſchen Bilde einer Vermählung kennen lernten, oder aus dem kräftigern Sonnenlichte, und dem ſchwächern abgeleiteten der Planeten herſtammen, ſo ſtammt er doch in beiden Fällen aus dem religiöſen Licht- und Elementenkultus, und iſt dem menſchlichen Geiſte auf der höchſten Stufe der Naturphiloſophie, wie in der roheſten Anſicht, gleich natürlich. Entſtehen und gezeugt werden iſt dem von Menſchen zweierlei Geſchlechts

gezeugten und alles auf menſchliche Verhältniſſe zurückbringenden, ungebildeten Naturſohne gleichbedeutend. Daher in dem vielleicht ſchon aus Schamhaftigkeit geheimern Myſteriendienſt die Verehrung gewiſſer den Geſchlechtsunterſchied anzeigender Sinnbilder, des Phallus, Myllus u. ſ. w. Daher die mythiſche Perſonifikation männlicher und weiblicher Gottheiten, die ſich vermälen. Daher die Iſis, oder die Materie, um welche ſich der Lichtgott und der Feind des Lichtes, zwei Männer, zanken, und welche von dem einen zu dem andern ſchwankt. Daher der große Streit in den griechiſchen alten Religionen, ob Sonne und Mond, und überhaupt Gottheit, männlich, weiblich oder beides ſei, und der große Unterſchied der Völker und Sprachen auf dieſem Punkt.

Von dem ältern Sternendienſte, den wir bisher geſchildert haben, muß man übrigens einen jüngern unterſcheiden, welcher letztere eine genauere Sternkunde, einen nach Konſtellationen oder Sternbildern eingetheilten himmliſchen Thierkreis vorausſetzt, welcher allerdings die mythiſchen Attribute der alten Gottheiten, z. B. die Stier- und Widdergeſtalten, ſelbſt religiöſe Symbole, z. B. Lamm und Jungfrau u. ſ. w. erklärt, und welcher eine unter bildlicher Sprache verborgene Kalenderweisheit ausdrückt. Fälſchlich wird von manchen neuern Gelehrten, die dieſe beiden Gattungen von Sterndienſt verwechſeln, das ganze Weſen der Mythe, welches doch, wie wir ſahen, zugleich theologiſche und moraliſche Ideen bezeichnet, in eine kalte allegoriſche Aſtronomie verwandelt. Aber auch jener jüngere Sternendienſt war gewiß nicht bloß Kalenderhieroglyphe. Er verband ſich mit der Idee der Seelenwanderung. Die Sterne waren

die ewig flammenden Wohnungen für die Einkehr der auswandernden Götterſeele eines Oſiris, einer Iſis, und waren alſo doch immer mehr als bloße aſtronomiſche — Sterne.

Nächſt der Verehrung der Elemente hat zweitens der Fetiſchdienſt das Heidenthum in zahlloſe Sekten getheilt, womit der Menſch die ihm überlegene Naturkraft auch in einzelnen kleinern Gegenſtänden verehrt: Neger und Amerikaner nennen Fetiſch, was für ſie Karakter der Zauberkraft hat, was entweder durch künſtliche, magiſche, abergläubiſche Weihung, oder durch natürliche Organiſation mit dem großen Weltgeiſte in näherer Verbindung zu ſtehen ſcheint, als ſelbſt der Menſch. Man ſollte hier eher die Beſcheidenheit des Fetiſchdieners rühmen, als ſeine Thorheit beſpötteln, daß er nicht, wie Griechen und Römer, die Menſchengeſtalt in ſtolzer anmaßlicher Würde, ſondern eine Zuſammenſetzung von Pflanze, Thier, Menſch und Stein zum Sinnbild der Schöpferkraft macht und zur Verehrung hinſtellt. In Nichts zeigt ſich die thörichte Anmaßung des zweibeinigen Vernunftthieres ohne Federn größer, als in dem griechiſchen Olymp, der ſelbſt in den herrlichſten Reſten alter Bildhauer doch nur eine ſchöne Sünde iſt. Wenigſtens zeugen die vielen Köpfe und Aerme der indiſchen, ſcythiſchen, wendiſchen Götzenbilder bei aller Geſchmackloſigkeit von der beſcheidenen Ueberzeugung, daß zu einem Gotte mehr Geiſt und Kraft gehört, als ein eingebildeter Menſchenkopf verſchließt oder zwei Arme verrichten können. Das Chriſtenthum verehrt zwar auch im religiöſen Sinnbilde eine Menſchengeſtalt, aber die einzige, welche Verehrung verdient, die leidende, hilfloſe, ſterbende, in Demuth und Liebe an das Kreuz geſchlagen, während der Affe

der Gottheit, der griechiſche Götterkönig, alle Schwachheiten hochgeborner Sterblichen theilend, auf einem Throne ſich brüſtet und Sklaven zu Füßen hat. Vor allen iſt die Verehrung des Thieres dem heidniſchen Menſchen zu vergeben, wenn er einmal zum Heidenthume herabſank. Denn eine gewiſſe Ueberlegenheit der Thiere kann der zur Weltherrſchaft durch die ſpäter entwickelte Vernunft beſtimmte Menſch keineswegs verkennen. Das Thier hat ſchärfere Sinne, die es in den Augen der Menſchen zu Propheten machen, lebt vertraut mit allen Elementen, ſchlägt ſeinen Wohnplatz hoch in der Luft, tief unter der Erde, im unergründlichen Schlunde des Ozeans, ja ſelbſt, wie man wenigſtens vom Salamander behaupten wollte, im alles verzehrenden Feuer auf. Der Thierkörper ſcheint ſonach nur eine Hülle für alle Elementarkräfte der Schöpfung. Es weiß den für Menſchen unbetretbaren Weg, den die Berg- und Waſſergeiſter wandeln; der Adler ſchwingt ſich in die Luft, und der ſchwache Herr der Schöpfung muß ihnen nachſehen, bis es ſpäter bei völlig entwickeltem Wiſſen ihm gelingt, das Meer und die Atmoſphäre zu beſchiffen, oder den Schoos der Erde zu durchgraben. Der Menſch ſoll nach ſeiner Beſtimmung Alles lernen, das Weltall in ſein Bewußtſein aufnehmen. Allein deſto mehr Mühe hat er zur Reife zu kommen, deſto mehr bewundert er das Thier, das auf dem leichten Wege des Naturtriebes ihm vorangeht. — So mag ſich die Thierverehrung beſonders in dem, wie ſchon der Name zeigen ſoll, an wunderbaren Thieren reichen Afrika, namentlich in Aethiopien, gebildet haben, gleichwie der Sternendienſt mit der Aſtronomie in den Ebenen Aſiens. Aegypten, das in der Mitte lag, vereinte beide religiöſe Anſichten, gab ſeinen Göttern Hunds- und Ibisköpfe, oder ſonſt

groteske Geſtalten, und veranlaßte die ſpätern Griechen zu ſingen: „Die Götter hätten ſich am Nil aus Furcht vor dem böſen Typhon unter Thiergeſtalten verborgen.“ Wenn freilich der vom ägyptiſchen Könige aus Politik genährte Sektenhaß wegen der Heiligkeit gewiſſer Thiere eben ſo viel Mißbilligung verdient, als die Kriege um ein falſch verſtandenes Wort der Bibel, ſo iſt die Grundidee des Fetiſchismus doch gewiß nicht unedler, als die des ganzen Heidenthums, und umſonſt ſpottet Juvenal, der Satirendichter, über die Verehrung der Pflanzenwelt, die aus ähnlichem Grunde Statt fand: der Aegypter Götter wüchſen auf Krautfeldern und in Gärten empor. Auch verwechſelt man zu oft heilige Scheu, die den Iſisprieſter vom Genuſſe gewiſſer Pflanzen, wie Knoblauch und Zwiebeln, abhielt, mit eigentlicher, göttlicher Anbetung. Uebrigens gibt es eben ſo einen ältern und einen jüngern Fetiſch- und Thierdienſt, wie es einen ältern und jüngern Sternendienſt gibt. In der ſpätern Zeit, wo die Allegorie klarer erkannt ward, war das Thier wenig mehr als nur ein Zeichen des Thierkreiſes, Kalenderſymbol, und der unter Donner und Bliz gezeugte Wunderſtier Apis, nach Ideen der Seelenwanderung, nur die Wohnung einer Götterſeele, nicht der Gott ſelbſt.

Heroen ſind nicht diejenigen, welche ihrer Perſon in der abgeſtorbenen Weltgeſchichte einen Namen machen, ſondern die fortleben in der Menſchheit durch eine wohlthätige wahrhaft große Idee, welche ſie zu verwirklichen wußten. Die eigentliche Geſchichte hat keine wahre Heroen, weil ſie nur das Individuum der einzelnen Menſchen darſtellt, und auch hier heißt es doch mit Tacitus: „Das Menſchengeſchlecht lebt in wenig Männern.“ — Aber nächſt der Religions-

geſchichte hat die Mythe, welche niemals den Menſchen, ſondern den Stamm, nicht die That, ſondern das Reſultat der Thaten für das Ganze ſchildert, Heroen, oder perſonifizirte Ideen göttlicher Ordnung. Der Menſch, der fühlt, daß ſein Werk der Nachwelt angehört, lebt durch ſeine Sorge für dieſe Nachwelt als ihr Schutzgeiſt fort und greift über die Schranken ſeines engen Lebens hinaus, und dankbare Enkel verehren in ſeinem Namen die heilige Form, welche die Gottheit durch ihn beleben ließ, durch ihn langen Jahrhunderten einprägte. Daher die Vermiſchung der Religionslehrer und Prieſter mit den Göttern, denen ſie opferten, der Stämme mit dem Ahnherrn, der Erfinder und der Erfindung durchs ganze Alterthum; daher die Idee von Dämonen oder Mittelweſen, die ihr Volk beim höchſten Weſen und das höchſte Weſen bei ihrem Volke vertraten. Wie die Sonne jeden Tag neu glänzend emporſteigt, ſo erneut ſich jeden Tag eine Kunſt, eine Sitte, welche das Menſchengeſchlecht beglückt. Bald ward es den Menſchen klar, daß in ihnen ſelbſt ein ähnlicher Funken ſchöpferiſchen Urfeuers lebte, wie in der übrigen Natur, die durch ihre große Maſſe ihn anfangs niederdrückte. Er fühlte, daß er in ihr nur das anbete, was ihm mit ihr gemein ſei, daß der Geiſt in ihm den Körper um ihn auf die Knie werfe. Seine Sprache brachte von nun an in alle Kräfte, welche die Naturmaſſen, Flüſſe, Meere, Wälder bewegten, menſchenähnliche Geſtalt, die ſich ſelbſt Welttheilen, Ländern und Städten, kurz allen todten Naturdingen zum Behuf der hiſtoriſchen Memnonik mittheilte. Zevs, der Gott des menſchlich geſtalteten Lebens, verdrängte die ungeſtalteten Titanen oder Elementargötter; die Thiere wurden Attribute der Menſchengeſtalt, und der menſchliche Gott König

in irgend einem ihm angewieſenen Kreiſe der Natur. Auch hier that man dem Heiden unrecht, wenn man glaubt, er habe den einzelnen Menſchen vergötzt. Das that erſt der ſpätere verderbte Heroendienſt, der eben ſo an die Stelle eines frühern trat, wie wir dies in den andern Zweigen der Abgötterei bemerkt hatten. Unedle Schmeichelei, welche die Gewaltigen auf Erden in der Perſon ihrer Kreaturen zu allen Zeiten umgibt und verdirbt, vergötzt auch ſpäterhin einzelne Menſchen, ſchwache Sterbliche, oft ganz leer von dem Götterfeuer, das ſie zu Wohlthätern des Menſchengeſchlechts machen ſollte. — Aber in älterer Zeit war der Heide ſo ſehr davon entfernt, das einzelne Individuum zu verehren, daß ſelbſt jede auſſerordentliche wunderbare Gemüthsſtimmung und Kraft im Einzelnen einem höhern, aber freilich menſchenähnlichen Weſen zugeſchrieben ward, worauf das Weſen der Epopee beruht, in welcher der Menſch geführt von den Göttern erſcheint. Die ganze Mythologie ward epiſch, das heißt, der Menſch Werkzeug der Götter, und der größte Held, wie Homers Achilles, iſt nur dadurch geehrt, das die Götter am meiſten durch ihn thun.

Der durch die Urreligion auf die Ewigkeit gerichtete, in der Ewigkeit ſelige Menſch, hat ſich ſelbſt nach Verluſt des Paradieſes in die Zeit herabgeſtoßen. Von nun an erſcheint er als mühſelig arbeitend, und alle Urkunden und Mythen verknüpfen die Idee der Arbeit mit dem Ende der goldenen Weltjugend. — Selbſt das Heidenthum beginnt ſchon mit dem ſilbernen Zeitalter des Zevs eine Epoche der Anſtrengung. Darum iſt der handelnde Menſch auf die Zukunft gerichtet, und alle ſeine Lebensgötter verehrt er, weil ſie ihn in der Zukunft unterſtützen, für die Zukunft Rath geben ſollen. Elemente und Geſtirne verehrt er,

weil ſie die Zukunft ordnen und bringen, und der weiſſagende Geiſt von dem Himmel herabgerufen wird durch Zauber und Aberglauben ſelbſt lebloſen Dingen, Statuen, Talismanen u. ſ. w. mitgetheilt, ſo wie die ganze Aſtronomie zur Aſtrologie wird, die dem künftigen Menſchenleben aus den Konſtellationen das Horoſkop ſtellt. Das Sternenlicht, das alle Finſterniſſe vertreibt, zerſtreut auch die Schatten, welche die Zukunft verhüllen. Dem prophetiſchen Thiere wird mit hetruriſcher Kunſt das Eingeweide durchforſcht, um darin Zeichen der Zukunft zu finden. Der Vögelflug, der den Umſchwung der ganzen Natur, wie der Erde zu fühlen ſcheint, begleitet nach der Anſicht der Augurn die menſchlichen Begebenheiten. Apis, der heilige Stier, ertheilt aus ähnlichem Grunde ſeine Orakel. Endlich müſſen natürlich die Heroen, die für die Nachwelt arbeiten, auch der Nachwelt ihr Loos weiſſagen können. Daher hat jede der drei von uns genannten Gattungen der Abgötterei ihre Orakel, und die Orakel wohnen da, wo die Erde durch beſondere Naturwunder, Dampfhöhlen im Gebirg, finſtere Eichenwälder und Felſengebirge ſich auszeichnet. Uebrigens thut man dem Alterthume Unrecht, wenn man glaubt, es habe den Schleier der Zukunft mit frevelnder Hand wegziehen, nicht bloß lüften wollen. Vielmehr ſind nach der Mythe alle Propheten unglücklich, vom Tireſias bis zur Kaſſandra; ihre Divinationsgabe iſt ein krampfhafter, halb wahnſinniger Zuſtand, nächſtdem daß ihnen nie geglaubt ward. Das Leben iſt eine Uebung in der Zeit. Eben ſo, wie ein Spiel mit offenen Karten nicht vergnügen noch üben kann, eben ſo wenig darf das Menſchenleben, ohne ſich ſelbſt zu zerſtören, den Vorhang der Zukunft ganz aufheben wollen. Das wußten die Heiden,

wie wir: aber ſie verlangten nur Rath, nur einen mutheinſprechenden Wink von ihrer Wahrſagerkunſt, und ſie glaubten, die ganze Natur könne dieſen ertheilen. Und in der That, ein Blitz, der zur rechten Zeit vom Himmel fällt, ein auf dem Altar erwachendes Feuer, ein Adler, der ſich über dem Haupte des Helden in die Luft ſchwingt, ein Vogelzug auf die rechte Seite hin, auf die Seite der Hand, die alles geſchickt macht, — alles dies kann Wunderdinge verrichten, — mehr als eine ängſtliche Berechnung der Wahrſcheinlichkeiten nach Bernoulli's Kalkul. Am allerwenigſten war das Orakelfragen den Königen und Staatsmännern zu verdenken, da ihre Verantwortung leider ſo groß iſt. „Un roi ne doit se conduire, que par ordre des Dieux immortels“ ſagt Voltaire ſcherzhaft, aber wahr genug. Darum ehrten die Weiſen bis auf den nüchternen Sokrates im Xenophon herab die Orakel. Daß alles dies zu Gaukelei, Zweideutlerei, Betrug, zum Werke der Parteilichkeit und Beſtechung herabſank, ändert in der Hauptſache nichts. Denn was wäre wohl, das Menſchen nicht entweihten? So riß Alexander mit Gewalt in einer Zeit, da der Pythia das Heiligthum bei Lebensſtrafe verſchloſſen war, die ſich ſträubende Prieſterin nach dem Dreifuß. „Mein Sohn,“ rief ſie, die Stufen mit Zittern betretend, „Du biſt unüberwindlich“, und mit dieſem Ausſpruche zufrieden, erließ er ihr die förmliche Mühe, den Gott zu fragen. Wir ſchlieſſen dieſen Artikel mit Curtius Bericht von eben dieſem heldenabenteuerlichen Zuge nach dem Orakel Jupiter Ammons in Lybien, weil uns nichts beſſer das Orakelweſen in ſeiner Verderbniß zeigt.

Alexander bricht mit auserwählter Mannſchaft aus Aegypten in jene heiße, waſſerarme Sandwüſte auf. In den erſten Tagen ſchienen die Aegypter die

Gefahren der Reiſe übertrieben zu haben. Aber immer mehr ſtarb die Erde ab. Unermeßliche Gefilde voll Staubes öffnen ſich, und das Heer, wie in ein tiefes Meer gerathen, in Sand verſinkend, muß die Erde mit den Augen ſuchen. Kein Baum, keine Spur von Landbau; Alles verſengt von der Sonne. Aber Zufall oder Göttergunſt bedeckt plötzlich den Himmel und die Sonne mit Wolken; bald trinken die Wanderer ſtatt des Waſſers wenigſtens kühle Luft, und der Sturm ſchüttelt endlich einen Platzregen herab, den die Lechzenden mit dem Munde auffangen. Vier Tage waren hingegangen, als mehrere Raben dem Heereszuge entgegenflogen, bald die Fahnen des Welteroberers umſchwebten, bald ſich auf den Boden niederlieſſen bei langſamerer Bewegung des Heeres, kurz, ſich als Wegweiſer anzukündigen ſchienen. Endlich gelangte man zu dem Heiligthume, welches wundervoll mitten unter dieſen Syrten mit ſo dichten alten Bäumen bedeckt war, daß kein Sonnenſtrahl in die heiligen Schatten drang. In dem ehrwürdigen Haine, der fünfzig Stadien ins Gevierte einnahm, murmelten Quellen ſüßen Waſſers, das friſche Grün und die Kühlung zu erhalten. Hier wohnten die Hammonier unter zerſtreuten Dächern. Drei Mauern umgaben in der Mitte des Waldes eine alte Veſte uralter Fürſten. In der äuſſerſten war die Einkehr für die Kriegsknechte und Fürſtenbegleiter, der Platz für die Wachen. In der zweiten Mauer wohnten die Kinder und Weiber, und weiterhin war hier der eigentliche Tempel. In einem heiligen Bach daneben reinigte man zuvor die dem Gott zu bringenden Geſchenke. Ein anderer Wunderquell am Heiligthume, das Sonnenwaſſer genannt, vermehrte als Naturwunder die geheime Würde des Ortes. Des Morgens war das Waſſer lau, mit dem Tage wurde es kalt und ſtand

Mittags auf dem Gefrierpunkte; dann erwärmte es ſich wieder mit abnehmendem Tage, und um Mitternacht war der Wärmegrad bis zum Sieden. Was man als Gott verehrte, war ein Stück Menſchenkörper aus Smaragden und andern Edelſteinen zuſammengeſetzt, und mit einem Widderkopfe verſehen. Achtzig Prieſter trugen es in einem goldenen Schiffe (dem Sinnbilde der Weltregierung) auf den Schultern nach jeder Gegend hin, wo das Bild zufällig winkte. Silberne Becken, an dem Schiffe herabhängend, und Weiber und Mädchen, den Zug begleitend mit Liedern, vereinten ſich in unharmoniſchen Tönen, um den Gott zum Orakelſpruche zu bewegen. Alexander trat kaum dem Götzenbilde gegenüber, als ihn der älteſte der Prieſter im Namen des Gottes als Sohn grüßte, und ihm dieſen Namen für alle Zeiten ertheilte. Schon Philipp, Alexanders Vater, war vom delphiſchen Orakel an das hammoniſche verwieſen worden, und hatte des letztern Gunſt geſucht. Die geheimen Prieſtergeſellſchaften waren im Bunde, die Welt zu betrügen, und die Begebenheiten derſelben mittelſt der Könige zu lenken. — So bedarf es nicht der bosbaften Erklärung einiger Alexanders Glück beneidenden Schriftſteller: „der Hoheprieſter hätte den Welteroberer auf Griechiſch Söhnlein (Paidion) nennen wollen, habe aber einen Sprachfehler gemacht, und ihn Sohn des Zeus (Pai-dios) genannt, — wenigſtens ein ſehr glücklicher Schnitzer, ein Zufall, der die Würde des Orakels annehmen kann. — Dem ſei wie ihm wolle: Alexander erklärte in ſtattlicher Gegenrede, daß er dieſen Namen anerkenne und annehme. Mehr, als um die Göttlichkeit, war ihm um die Welteroberung zu thun. Er nahm daher den neuen Namen nur unter der Be-

dingung an, daß ſein Vater ihm zum Beweiſe die Weltherrſchaft zukommen laſſen möchte. Der Oberprieſter ging noch einmal in das Heiligthum. Man ſchüttelte das Götzenbild, welches nicken mußte, und ſogleich erklärte man, die Weltherrſchaft könne nicht ausbleiben. Noch einmal vergaß ſich der neue Gott Alexander, vielleicht abſichtlich, um neue Beſtätigung ſeiner Würde zu veranlaſſen. „Hab' ich, großes Weſen" fragte er, „alle Mörder meines Vaters beſtraft, oder ſind einige entflohen?" — „Rede wahrer," rief der Hoheprieſter, „welcher Sterbliche könnte deinem Vater nach dem Leben trachten? Aber die Mörder des Philipp haben ihren Lohn. Deine Geburt aus Gott werden deine großen und glücklichen Thaten bezeugen. Niemand hat dich beſiegt, und in Zukunft wird dich Keiner beſiegen! Dies iſt dein Loos, bis du zu den Göttern gehſt!" Natürlich war der König über dieſe Ausſprüche höchlich erfreut, und lohnte ſie mit königlichen Geſchenken. Hierauf ward den Freunden Alexanders auch eine Frage frei gegeben. Sie fragten den Gott, ob ſie ihrem Fürſten göttliche Ehre erzeigen dürften? Auch dies ward von dem Oberprieſter bejaht. Kurz, Alexander zog vergnügt zurück durch den Sand, der Befehl über ſeine Gottheit ward in die Länder ausgefertigt, und von Stund an nahm ſein Wahnſinn zu.

Curtius, Alexanders Geſchichtſchreiber, ſeufzt bei dieſer Gelegenheit: „Glücksgöttin, die du deine Söhne und Lieblinge zu übermäßigem Selbſtvertrauen verführſt, warum machſt du ſie gieriger nach Ruhm, als fähiger den Ruhm zu ertragen!"

IX.

Iſis und Oſiris im Tempelleben des alten Prieſterthums, hiſtoriſch exegetiſch dargeſtellt.

Der allgemeine Menſchenglaube an die Fortdauer unſers Daſeins iſt die Pyramide der Religion auf allen Gräbern der Völker, ſagt der unſterbliche Herder. Die Sprache der Religion war aber bei den meiſten Völkern nur ihren Geweiheten verſtändlich, wobei es nicht fehlen konnte, daß die Prieſter, die urſprünglich Weiſe der Nation waren, nicht immer ihre Weiſen blieben. So bald ſie nämlich den Sinn des Symbols verloren, waren ſie ſtumme Diener der Abgötterei oder mußten redende Lügner des Aberglaubens werden; und ſie ſind es auch faſt allenthalben geworden, nicht aus vorzüglicher Betrugſucht, ſondern weil es die Sache ſo mit ſich führte. Sowohl in der Sprache, als in jeder Wiſſenſchaft, Kunſt und Einrichtung, waltet daſſelbe Schickſal: der Unwiſſende, der reden, oder die Kunſt fortſetzen ſoll, muß verbergen, muß erdichten, muß heucheln; ein falſcher Schein tritt an die Stelle der verlornen Wahrheit. Dies iſt die Geſchichte aller Geheimniſſe auf der Erde, die Anfangs allerdings viel Wiſſenswürdiges verbargen, zuletzt aber, beſonders ſeitdem menſchliche Weisheit ſich von ihnen

getrennt hatte, in elenden Tand ausarteten; und ſo wurden die Prieſter derſelben bei ihrem leer gewordenen Heiligthum zuletzt arme Betrüger. *)

Wer ſie am meiſten als ſolche darſtellte, waren die Regenten und Weiſen. Jene nämlich, die ihr hoher Stand, mit aller Macht bekleidet, gar bald auf zwangloſe Ungebundenheit führte, hielten es für Pflicht ihres Standes, auch die unſichtbaren höhern Mächte einzuſchränken und alſo die Symbole derſelben als Puppenwerk des Pöbels entweder zu dulden oder zu vernichten. Daher der unglückliche Streit zwiſchen dem Thron und Altar bei allen halbkultivirten Nationen; bis man endlich beide gar zu verbinden ſuchte, und damit das unförmliche Ding eines Altars auf dem Thron oder eines Throns auf dem Altar zur Welt brachte.

Nothwendig mußten die entarteten Prieſter bei dieſem ungleichen Streit allemal verlieren: denn ſichtbare Macht ſtritt mit dem unſichtbaren Glauben, der Schatten einer alten Tradition ſollte mit dem Glanze des goldenen Zepters kämpfen, den ehedem der Prieſter ſelbſt geheiligt und dem Monarchen in die Hand gegeben hatte. Die Zeiten der Prieſterherrſchaft gingen alſo mit der wachſenden Kultur vorüber: der Deſpot, der urſprünglich ſeine Krone im Namen Gottes geführt hatte, fand es leichter, ſie in ſeinem eigenen Namen zu tragen, und das Volk war jetzt durch Regenten und Weiſe zu dieſem andern Zepter gewöhnt.

Das Prieſterland Aegypten war mit Tempeln bedeckt; dennoch kommen immer nur vier Haupttempel

*) L'antiquité expliquée etc. par *Bernard Montfaucon*. Tom. II. Seconde Partie, liv. I et II, p. 269—352. Dieſes unſchätzbare Werk iſt die reichhaltige Quelle, aus welcher alle Gelehrten der neuern Zeit ſchöpfen; es iſt ein treuer Rathgeber für Jeden im Fache der Antiquitäten.

vor, jeder einem beſondern Gott geweiht und durch eine Hauptprieſterſchaft bedient; zu Theben hatte Jupiter, zu Memphis Vulkan, zu Heliopolis die Sonne, und zu Sais die Minerva ihr beſonderes Heiligthum. Nebſt dieſen vier Gottheiten wurde hoch vor allen Iſis, die Mutter und Königin des Himmels, verehrt. In allen Orten fand man Gelobungstafeln der Iſis. Alle Tempel dieſer Göttin waren damit angefüllt. Dieſe Votivtafeln ernährten ſogar eine große Menge von Malern; daher Juvenal ſagt:

Et quam votiva testantur fana tabella
Plurima: pictores quis nescit ab Iside pasci?
Juv. Sat. XII, v. 27, 28.

In Tempeln können dies Gelobungstafeln lehren.
Wie manchen Maler muß die Iſis nicht ernähren!

Jeder Prieſter war als Prieſter nur im Dienſte eines Gottes und mit ſeiner Familie erblich an ſein Heiligthum gebunden. Obgleich jeder Prieſter Privateigenthum beſitzen konnte, ſo lebte er doch eigentlich von den Reichthümern ſeines Gottes; indem von dem Ertrage der Ländereien, die zu einem Tempel gehörten, Opfer und freie Tafel für die Prieſter und ihre Familien beſtritten wurden. Doch waren die Prieſter nicht bloß Diener des Altars, ſondern auch die erblichen Stände des Reichs, im eigentlichſten Sinn der Adel im Lande. Ihr Oberprieſter ſtand dem Könige zur Seite als ſein erblicher Rath, die übrigen Prieſter beſetzten alle Reichs-Senate, alle Richterſtühle, alle Polizeikollegien und überhaupt alle weltlichen Aemter im Staat. Sie waren die einzigen Gelehrten im Reiche und theilten ſich in dieſer Hinſicht in drei Klaſſen:

a) in Propheten;

b) in Hierogrammateen.

Dieſe beiden Klaſſen beſchäftigten ſich, neben der geheimen Theologie, mit Rechtsgelehrſamkeit, Phyſik, Matheſis, und Philoſophie; dann

c) in Neokoren,

denen die Medizin hauptſächlich übertragen war: überhaupt alles dasjenige, wozu Kenntniſſe nöthig waren, das beſorgten Prieſter. (Wer erblickt hier nicht das chriſtliche Prieſterthum während des ganzen Mittelalters?) — Die Prieſter der alten Welt machten ſich auch dieſer ihrer Beſtimmung würdig, als Mathematiker, Aſtronomen, Aerzte, Geſchichtſchreiber, Architekten und Kunſtverſtändige.

Unter ihrer Aufſicht erhielt Aegypten ſeine Tempel und übrigen ungeheuern Bauwerke, wie die ungeheuern Tempel zu Theben und die unermeßlichen Grabmäler der alten Könige in der Nähe dieſer Stadt, das Labyrinth, ſeine Obelisken und Pyramiden, ſeine Katakomben, Bildſäulen und Gemälde.

In der Geometrie wurden Thales und Pythagoras ihre Schüler; in der Aſtronomie entdeckten ſie den wahren Inhalt des Sonnenjahres bis auf eine Kleinigkeit, und ſetzten den Kalender feſt, deſſen man ſich bis in den Anfang des achtzehnten chriſtlichen Jahrhunderts bediente; in der Medizin drangen ſie auf eine ihrem Lande angemeſſene Diät, und verminderten dadurch das Ungeſunde ihres Landes. Doch ſtanden ſie in Allem früh ſtill. Ihre Aſtronomie ward bald eine abergläubiſche Aſtrologie, die in dem Ringe des Oſimandias in eine Art von Ueberſicht gebracht war; ihre Aſtrologie miſchte ſich in Phyſik und Medizin, ſo daß ſie jeden Theil des menſchlichen Körpers einer eigenen aſtronomiſchen Gottheit widmeten. Ihre größte Regierungsweisheit und praktiſche Philoſophie beſtand in Unterdrückung und unmenſchlichem

Deſpotismus. Ihre Kunſtverſuche, ſo bewunderungswürdig das Mechaniſche an denſelben war, gingen doch nur auf das Ungeheure und auf die ewige Wiederholung von ein paar Ideen, und ſchränkten ſich bloß auf das Wenige ein, worauf ſie Land und Klima führte. Ihr Ideenkreis war höchſt beſchränkt, und ſchon allein ihre Hieroglyphik wird ein ewiges Denkmal ihrer Geiſtesarmuth bleiben. *)

Die Myſterien empfahlen ein ziviliſirtes Leben und ermunterten ihre Eingeweihten dazu durch die heiligen Geſänge eines Orpheus, Linus und Muſäus; Chiron und Aſklepius zeigen ſich ſchon als die erſten Aerzte; Dädalus weiß als kunſtreiches Genie Schiffe durch Segel zu beflügeln, das Labyrinth auf Kreta auszuhauen und Bildſäulen zu verfertigen, welche ſehen, gehen, ſich bewegen, und in die todte Darſtellung Leben zu bringen; in Theſſalien und Böotien keimen ſchon die ſchönen poetiſchen Sagen, in deren Hüllen lauter Züge entſtandener geiſtiger Veredlung liegen. Handlung und Kolonien erweitern ſich, und theilen die Erfahrungen und Kenntniſſe des Orients im Laufe der Zeit auch den Abendländern mit.

Nachdem wir die Verehrung Mithra's zergliederten, dürfte es zur Würdigung des öffentlichen Glaubens im erſten und zweiten Jahrhundert nach Chriſto nicht zwecklos ſein, die religiöſe Stimmung des Volkes zum Iſisdienſte zu ſchildern, der, verwandt mit der Verehrung Mithra's, ſo vorherrſchend und allgemein ſich verbreitete.

*) J. G. Eichhorns Weltgeſchichte. 1818. Erſter Theil, S. 131. — Anton Baniers Erläuterungen der Götterlehre und Fabeln aus der Geſchichte von J. A. Schlegel. Wien, bei F. A. Schrämbl, 1791. Vierter Band, die Gottheiten des Morgenlandes.

Im erſten und zweiten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung wurde nicht nur in der Weltherrſcherin Rom ſelbſt, ſondern auch in allen bedeutenden Handelsplätzen an den Küſten Italiens, ja faſt durchs ganze römiſche Reich, die große Königin und Mutter Iſis von allen Glaubigen verehrt und aufs inbrünſtigſte angebetet. Es iſt bekannt, daß ſich dieſer Dienſt jeden Tag mit einer Morgenandacht öffnete und mit einer Abendandacht ſchloß, wobei jedesmal die Gemeinde der Glaubigen ſich zahlreich und im gehörigen Koſtüm an den Stufen der Iſiskapelle, um den im Vorhof befindlichen Hauptaltar herum, zur Ausübung der vorſchriftmäßigen Liturgie verſammelte.

Wir wollen hier einige Aufſchriften auf alten Denkmalen anführen, welche in wenigen Worten zeigen, was von den Gottheiten Oſiris und Iſis jene Völker dachten, bei denen ihr Dienſt eingeführt war.

Von dem Oſiris.

„Kronus, der jüngſte unter den Göttern, iſt mein Vater. Ich bin aber Oſiris.“ —

„Ich bin der König, der mit ſeinem Kriegsheere alle Länder durchzog, bis in die Wüſteneien Indiens und bis in die unbewohnten Gegenden, die gegen Norden liegen, bis an die Quellen, woraus der Iſter entſpringt, und von da wiederum durch die andern Länder der Erde bis an den Ozean.“ —

„Ich bin der älteſte Sohn Saturns, aus einem berühmten Stamme und edelm Blute entſproſſen, *) ein Verwandter des Tages. Es iſt kein Ort zu finden, wo ich nicht geweſen wäre und mit meinen Wohlthaten das menſchliche Geſchlecht reichlich überſchüttet hätte.“ —

*) Weſſeling glaubt, es werde hiermit auf die Tradition der Aegypter von der Entſtehung der Welt gezielt.

Obgleich es eine große Anzahl von ſolchen Aufſchriften gibt, welche der Iſis zu Ehren geſetzt ſind, ſo dürften hievon folgende genügen, die man im Diodor von Sizilien (Bibl. Hist. lib. 1, c. 27, T. I, p. 31, 32) findet. Sie ſind in folgenden Worten abgefaßt:

1.

„Ich Iſis bin die Königin der ganzen Welt und habe den Merkur zum oberſten Staatsbedienten gehabt. Was ich nur verordnet habe, kann kein Menſch aufheben.“ —

„Ich bin die älteſte Tochter Saturns, des jüngſten unter den Göttern.“ —

„Ich bin die Schweſter und Gemahlin des Königs Oſiris. Ich bin die erſte, welche den Menſchen zum Beſten den Feldbau erfunden hat.“ —

„Ich bin die Mutter des Königs Horus.“ —

„Ich bin Diejenige, welche in dem Geſtirn der Hund aufgeht.“ —

„Die Stadt Bubaſte wurde mir zu Ehren erbaut.“ —

„Lebe wohl, lebe wohl, o Aegypten, du Land, das du mir zur Säugamme und Mutter gedient haſt.“ —

2.

Die zweite Inſchrift, die auf einem Marmor befindlich war, den man zu Capua gefunden, war, wie wir bereits geſagt haben, folgenden Inhalts:

„Göttin Iſis, die du die Einzige, und alle Dinge biſt: Arius Balbinus thut an dich dieſes Gelübde.“ —

3.

Die dritte befand ſich, nach Plutarchs Berichte, zu Saïs, und war auf dem Fußboden des Tempels der Minerva eingegraben.

„Ich bin Alles, was geweſen iſt, was iſt und was ſein wird, und Keiner unter den Sterblichen hat noch mein Gewand aufgehoben.“ —

Durch Darius Ermordung (im Jahr 331 v. Chr.) war Alexander Herr von allen Ländern, die zum perſiſchen Reich gehört hatten; für den menſchlichen Geiſt war dadurch die größte Revolution gegründet. Griechiſches Blut miſchte ſich mit aſiatiſchem, nicht etwa vorübergehend, ſondern dauernd durch griechiſche Kolonien; der Oſten kam mit dem Weſten in Verbindung; griechiſche Sprache, griechiſche Kunſt und Wiſſenſchaften wurden den entfernteſten Gegenden des Orients bekannt, ſo wie dagegen wieder dem Occident die phyſiſchen und moraliſchen Seltenheiten des Orients; jüdiſche, babyloniſche, perſiſche, indiſche, ägyptiſche und griechiſche Weisheit floſſen in- und durcheinander. Dieſe Geiſtesveränderung, wie die Geſchichte der alten Welt weiter keine kennt, vermiſchte in den ſeltſamſten Zuſammenſchmelzungen die zwei Hauptfamilien aller alten Religionen: den Sternen- und Feuerdienſt, deſſen höchſte Blüthe die Lehre Zerduſchts geweſen iſt, und die gröbere Abgötterei des Bilderdienſtes, deſſen plaſtiſche Vollendung in den Idealgeſtalten der griechiſchen Götterlehre uns erſcheint. Morgenländiſche und abendländiſche Religionsphiloſopheme begegnen ſich nun während langen drei Jahrhunderten zu Epheſus, Antiochien, Alexandrien, Rom, als dem vorzüglichſten Schmelztiegel dieſer wunderbaren Miſchungen, welche im Zeitalter Auguſts, als die Zeit erfüllt war, ſelbſt wider ihren Willen, die Epiphanie und Verherrlichung des Erlöſers des Menſchengeſchlechts, die mehr als eine prophetiſche Ekloge an den Pollio ankündigte, nach den Planen einer höhern Weltregierung vorbereiteten und erleichterten. Der neu-ägyptiſche Aberglaube bewies ſich hierbei überall am wirkſamſten.

Längſt ſchon war die griechiſche und römiſche Welt den Kinderbegriffen der alten Göttererzeugung (Theogonien) und Heldenmythen entwachſen. Jupiter und Juno, Apollo und Diana, und wie die übrigen Bewohner des alten Olymps angerufen werden mögen, hatten ihre Herrſchaft freilich noch nicht in dem Sinne verloren, in welchem der franzöſiſche Dichter Paruy in ſeinem Götterkriege ihre Entthronung beſang. Noch dampften ihre Altäre in den geſetzten Jahresfeſten; noch wurden ihre Bildſäulen mit Pomp und Schaugepränge in zahlreichen feierlichen Umgängen durch die Straßen getragen, und Tempel und Theater füllten ſich an den Tagen der Weihe mit Tauſenden von Zuſchauern. Allein von Anbetung wußten dieſe Zuſchauer nichts mehr. Die Kunſt ſelbſt, welche in idealiſchen Göttergeſtalten ſchwelgte, war nur ein verfeinerter Sinnenreiz. Daher hielt auch der weniger Altgläubige feſt bei der Ueberzeugung, daß nur den uralten Bildern voll ſteifer, trockener Unform die Gottheit leibhaftig beiwohne. Die Volksreligion ſtellte ſich vergeblich der heilloſen Aufklärung der Philoſophen und Spötter entgegen. Mit Füßen wurde göttliche und menſchliche Satzung, und was dem beſchränkten, frommenVäterglauben das Heiligſte geweſen war, weggeſtoßen und zertreten. Aber die Bruſt des Menſchen fühlt gerade in einem ſolchen Zuſtande allgemeiner Auflöſung am meiſten unbefriedigte Leere und eine geheime Sehnſucht, ein Göttliches, Unnennbares darin aufzuſtellen. Dieſe Sehnſucht wurde von vielen tauſend überſättigten Genieſſern und Genieſſerinnen empfunden, und ſo wurde durch viele Tauſende auch der alte Erfahrungsſatz beſtätigt, daß, wo Unglaube Hausherr iſt, der Aberglaube ſich ſchon die Hinterthür geöffnet hat.

Für Viele erſchien der Judaismus als eine willkommene Ausfüllung dieſer ſo ſchmerzlich gefühlten Leerheit; durch das ganze römiſche Reich und über deſſen Grenzen hinaus häuften ſich Judengemeinden und fromme Anhänger des moſaiſchen Geſetzes und Zeremoniendienſtes. Dieſer ſtrengere Jehovadienſt duldete indeſſen kein irdiſches Bildwerk. Die Sinnlichkeit forderte beſtimmtere, koſtbarere Formen der Anſchauung und Anbetung. Da ſchickte Aegypten, die treue Pflegerin und Säugamme aller religiöſen Fantaſiereize und Schwärmereien von Anbeginn, dem ſinkenden durch klügelnde Spitzköpfe und überfeinerte Weltlinge lange vor Lucian ſchon hinlänglich untergrabenen Bilder- und Götzendienſt zwei neue kräftige Stützen, ein Labſal für krankhafte Seelen und reizbedürftige Leiber. Serapis kam den kranken Leibern, Iſis den ſchmachtenden Seelen zu Hilfe. Jupiter Serapis, mit ſeinem allſegnenden Fruchtmaas auf dem majeſtätiſchen Strahlenhaupte, verdrängte bald die olympiſchen und kapitoliniſchen Jupiterformen und ihre ſchützende Obhut durch Griechenland und Rom. Der alte Jupiter konnte ja nur donnern und ſein Blitz traf oft ſeine eigenen Tempel und geweihten Eichbäume. Der ägyptiſche Wundergott, ausgeſtattet mit allen Wunderſagen und Verheißungen des ältern Apis- und Oſirisdienſtes und mit allen Herrlichkeiten des griechiſchen Olymps, hielt nicht vergeblich die Schlüſſel des Nils und des Schattenreichs in ſeinen Händen. Er allein konnte die bedrängten Sterblichen von allen Gebrechen und Seuchen heilen. In verſtärkter Wirkſamkeit verrichtete dieſer neue alexandriniſche Heiland alle jene Heilwunder, welche einſt Aeskulap, der Schmerzenbändiger, in den Tempelhallen zu Epidaurus und auf der Tiberinſel gewirkt hatte. Faſt alle

großen Hafenſtädte Italiens erhielten Serapeen (ſo hießen die Tempelbezirke und Lazarethe des heilbringenden Gottes) mit geräumigen Vorhöfen und Säulengängen, in welchen nach den Klaſſen der Krankheiten für alle Siechlinge Kammern und Badegemächer abgetheilt waren. *) So wurden dieſe Serapeen bald die einzigen Quarantaine-Anſtalten und Geneſungshäuſer der alten Welt. Freilich wurden auch hier natürliche Heilmittel, vor allen aber jene Bäder und Einreibungen, durch deren Geringſchätzung allein ſchon die verkünſtelte Reiz- und Heilkunde unſerer Zeit zu einer Verrätherin des Menſchengeſchlechts wird, in die ſonderbarſte Verbindung mit Tempelſchlaf, Somnambulismus und andern Jonglerien gebracht, die nun die Prieſterärzte übten und unter ſich fortpflanzten. — Allein auch dies war mit tiefer Einſicht auf das Bedürfniß der damaligen Menſchheit berechnet, und es entwickelte ſich daraus eine auffallend wirkſame pſychiſche Medizin. Schade, daß uns darüber ſo wenig zuverläſſige Quellen offen ſtehen!

*) Bereits in den älteſten Zeiten, welche uns die Geſchichte aufſchließt, erſcheint das Baden als eine Anordnung, die von den Völkern des Alterthums als höchſt nothwendig und heilſam anerkannt worden, und deren ſogar in den älteſten Mythen gedacht wird. Mehrere Geſetzgeber machten das Baden zu einer religiöſen Handlung und ſo blieb es bei den Hindus, den Aegyptern und den Iſraeliten im Gebrauch. Auf der Inſel Atlantis gab es Bäder von auſſerordentlicher Pracht Die Römer bedienten ſich in den erſten ſechs Jahrhunderten nach Erbauung Roms der Bäder allein ſtatt der Arzneien. Zur Zeit der Cäſarn gab es in Rom achthundert und ſechszig Privatbäder und zwölf öffentliche Badeanſtalten von der prachtvollſten Bauart und üppigſten Einrichtung. — Ueber die Bäder des Alterthums, von Dr. E. Wichelhauſen. Mannheim und Heidelberg, 1807.

Weit eingreifender und bethörender für die entnervte, wunderſüchtige Menſchheit wirkte der allverbreitete Iſisdienſt beſonders auf das weibliche Geſchlecht. Alles, was einſt die ſchauerlichen Weihungen und Myſterien der Cabiren und der eleuſiſchen Götter in Griechenland, was die wohlabgeſtuften, in drei Graden gefeierten Naturgeheimniſſe und Bacchanalien des Liber Pater und Hebon in Kampanien und Großgriechenland, ja was ſelbſt die verhüllte Feier der guten Göttin in Rom der ſpähenden Geheimnißſucht und frömmelnden Andächtelei im Einzelnen dargeboten hatten, fand ſich durch den liſtigen Pfaffenbetrug in dem geheimen Gottesdienſt der großen ägyptiſchen Göttin, wie in einem unterirdiſchen Kanal, der alle Abzüge aufnimmt, zuſammengefloſſen. Abwaſchungen, Faſten, Händeauflegen und Berührung mit den Händen, Sühnungen, Kaſteiungen und Abtödten des Fleiſches, waren Vorſpiele der Weihe, die Männer und Frauen nach mancher Prüfung und Aufopferung endlich in dem Allerheiligſten der Göttin von tauſend Namen und Kräften in drei Stufen erſtiegen.*) Neuen Ausſchweifungen wurden dadurch Riegel und Thore geöffnet. Unter dem Vorwand dieſer oft viele Tage lang dauernden Vorbereitungen und Prüfungen, die kein Gatte ſeiner Frau, kein Liebhaber ſeinem Mädchen, ohne die Peitſchenſchläge des Oſiris oder die Schlangenbiſſe von den Nattern der Iſis ſich aufzuladen, verweigern durfte, ſchlichen ſich bald die zweideutigſten Zuſammenkünfte, vom allverhüllenden Schleier der großen

*) Hamilton in ſeinem Account of the Discoveries in der brittiſchen Archäologie T. IV, pl. XI und XVIII. — *St. Non Voyage* pittoresque T. II, p. 170. — Die unter Oberlin von Joh. Jak. Jügle vertheidigte Streitſchrift: De L. Apuleio, Aegyptiorum mysteriis ter initiato. Argent. 1786.

Göttin umhangen, in dieſe Heiligthümer ein. Die verbotene Frucht ſchmeckte unter ſolchen Umgebungen doppelt ſüß, und der ſcherzende Muthwille nannte die allſühnende, allbefruchtende Mutter Iſis wohl gar eine Gelegenheitsmacherin und Kupplerin. Denn ſo ruft der leichtfertigſte der römiſchen Dichter in ſeiner Kunſt zu lieben:

Meide das Heiligthum nicht dort, wo die Nilotiſche Kuh thront!
Buhlerin war ſie dem Zevs; Buhlerinnen wirbt ſie zum Dienſt!

Es gehörte zum guten Ton in Rom, daß eine Dame wenigſtens zweimal im Monat das Iſenum, oder die Tempelhallen der Göttin Iſis auf dem Marsfelde im neunten Quartier der Stadt, mit allem Anſtand einer ſchönen Büßerin beſuchte. Denn dort hatte die allreinigende und entſündigende Göttin, trotz aller Polizeiverfügungen des Kaiſers Auguſtus, der die ägyptiſchen Tempel auf wenigſtens tauſend Schritte vom Weichbild der Stadt verwies, ja trotz des gewaltigen Strafgerichts, welches Tiber über die ſchamlos kuppelnden Iſispfaffen und ihre Göttin ergehen ließ, ſich ſchon unter ſeinen nächſten Nachfolgern wieder angeſiedelt und einen anſehnlichen Tempelbezirk nebſt Vorhöfen und allem Zubehör ſich anzueignen gewußt. Hier fand der Müßiggang und die Neugier, nebſt der ganzen Sippſchaft von Lüſten und Begierden, die ſich Kinder jener großſtädtiſchen Tugenden nennen, alle Morgen und alle Abende volle Befriedigung.

Denn auch auſſer den beſondern Monatsfeſten und großen Weihungstagen war hier täglich zweimal eine feierliche Anbetung und Zuſammenkunft aller Glaubigen beiderlei Geſchlechts. Früh um die erſte Stunde ſtand die Göttin auf, und wer ihre beſondere Huld ver-

dienen wollte, fand ſich alſo ſchon hier zum Morgengebet beim Aufſtehen oder Lever der Göttin ein. Der Tempel wurde mit beſondern Gebräuchen eröffnet. Der Oberprieſter mit ſeinen Miniſtranten trat aus dem innerſten Heiligthum hervor. Unten loderte, Weihrauch duftend, die Flamme des Morgenopfers auf dem Altar. Ein ſüßer Flötenklang präludirte. Die Gemeinde hat ſich indeß in zwei Reihen im Vorhof bis an die unterſten Stufen des Tempels geſtellt. Die Stimme des Prieſters ruft zur Andacht. Eine Art von Litanei wird geſprochen. Nun fallen im raſchen Schlag taktmäßig alle Iſisklappern in den Händen der begeiſterten Menge ein. Oben vor dem Heiligſten wird durch ſymboliſches Geberdenſpiel, oft auch durch mimiſchen Tanz oder andere Darſtellungen, ein Theil aus der Geſchichte der Iſis verſinnbildet. Die Elemente ihres Dienſtes werden mit lautem Ruf dem knienden, betenden, klappernden, allerlei Gebetsformeln abklappernden, ſich ſeltſam gebehrdenden Volk vorgehalten. Iſt eine beſondere Büßerin, eine ausgezeichnete Perſon des einen oder des andern Geſchlechts gegenwärtig; hat ſie dem Oberprieſter in ihrer Beichte ein beſonderes Anliegen vorgetragen: ſo tritt auch ſie jetzt beſonders hervor, opfert, ſchlägt die Klapper. Die Gemeinde vereinigt ſich mit ihr in Fürbitte und Gebet an die große Göttin und Helferin aus allen Nöthen. Nun erſt wird dieſe Liturgie geſchloſſen und die Schaar der Anbetenden mit einer feierlichen Entlaſſungsformel verabſchiedet. Wer ſolchen Segen empfing, gewinnt die Gnade der Göttin und erwirbt Gedeihen fürs ganze heutige Tagewerk. So endigt ſich dieſe Morgenbegrüßung und Anbetung der dreimal hochgeprieſenen Göttin, bei der ſich nun jeder einzeln noch ein beſonderes Gehör erbitten und den ganzen Tag über ſein Anliegen anbringen kann.

Aber hatte man der Göttin früh beim Aufgang der Sonne ſchon einen guten Morgen gewünſcht, ſo durfte man auch nicht verſäumen, ihr einen feierlichen Abendgruß zu überbringen und eine gute Nacht anzuwünſchen. Dies geſchah Nachmittags bei der feierlichen Schlieſſung des Tempels, um vier Uhr nach unſerer Zeitbeſtimmung, oder nach der alten Tagesordnung nach Verfluß der achten Tagesſtunde. Es kann füglich der Veſperdienſt oder auch le petit coucher der Göttin genannt werden. Die Götter mußten ſich ja von jeher nach menſchlicher Sitte und Lebensweiſe bequemen. Der homeriſche Zevs führt auf ſeinem Olymp gerade die patriarchaliſche Wirthſchaft mit ſeinen Weibern, Söhnen und Töchtern, wie die Könige Priamus oder Alkinous unten im Troer- oder Phäakerland. So mußten auch die zwei großen nilanwohnenden Götter Iſis und Serapis, ſeit ſie ſich in Rom und an den italiſchen Küſten angeſiedelt hatten, römiſche Lebensweiſe annehmen. Selbſt in den üppigſten Zeiten, unter den Kaiſern, ſtand man doch in Rom ſehr früh auf, und ſchon um die erſte und zweite Tagesſtunde war Alles auf den öffentlichen Plätzen, in den Gerichtshöfen und Märkten in voller Bewegung. Dafür war aber auch um die achte Stunde des Tages, oder um vier Uhr Nachmittags, alle Berufsgeſchäftigkeit völlig geſchloſſen. Man zog ſich aus dem öffentlichen Leben zur häuslichen Ruhe, zu Bädern und Mahlzeiten zurück; denn die achte Stunde war, wie bekannt, damals die allgemeine Eßſtunde, nicht nur in Rom, ſondern in der ganzen alten Welt. Daher wurden um dieſe Zeit alle Tempel geſchloſſen, und alſo auch Mutter Iſis im feierlichen Veſper- oder Abenddienſt nochmals angeſungen, angeklappert und angebetet. Das Erſte war, daß man durch eine beſondere Formel, die einen weſentlichen Theil der Liturgie

ausmachte, der Göttin ſelbſt die Abendſtunde anmeldete. Bekanntlich entbehrten die Alten der modernen Bequemlichkeit der Schlag- und Sackuhren, erſetzten ſie aber, wie ſo Vieles, was bei uns die Mechanik bewirkt, durch lebendige Maſchinen, durch Sklaven und Sklavinnen, die bloß darauf abgerichtet waren, nach der Beſtimmung der Waſſeruhren und den Schatten an den Sonnenweiſern ihren Herrſchaften die Stunden anzumelden. Dieſelbe Sitte fand auch bei den Tempeln ſtatt. In der Prieſterordnung beim Iſisdienſt beſorgten dieſes Geſchäft die Stundenſchauer und Stundenverkünder (Horoſkopen und Horologen). Nach der Anmeldung der Stunde zum Metten- und Veſperdienſt fing das Klappernſchlagen und die Muſik an, und die in zwei Reihen geordnete Gemeinde rief dann eine Antiphonie (Gegengeſang oder Wiederholung im ganzen Chor) im ſtarken Uniſono ab. Die übrigen Abtheilungen der Liturgie waren der Hauptſache nach wohl dieſelben, die auch bei der Morgenandacht ſtatt gefunden hatten; doch wechſelte man unſtreitig in den Litaneien und Hymnen, die zum Klapperſchlag, Flöten- und Trompetenklang abgeſungen und von einem eigenen Pſalmiſten oder Vorſänger, der in der Prieſterordnung der Hymnode hieß, intonirt und angeſtimmt wurden. In dem feierlichſten Moment wurde von dem Oberprieſter — der mit zwei Diakonen oder Paſtophoren, wie ſie in der Kunſtſprache hießen, rechts und links eingefaßt, auf der oberſten Stufe vor den Schranken des Heiligthums ſtand — der heilige Grundſtoff, das Symbol des allbefruchtenden Nilſtroms, das geweihte Waſſer, mit großem Anſtand emporgehoben und der Gemeinde zur inbrünſtigſten Anbetung vorgehalten; den Schluß machte die gewöhnliche Entlaſſungsformel an das Volk, welche ſpäter auch bei den Chriſten

in ihre Verſammlung, durch das bekannte: ite, missa est! aufgenommen wurde. Nur daß bei jener Iſisfeier, wo die ſinnlichſten Vorſtellungen die vollkommenſten waren, wahrſcheinlich auch noch der gewöhnliche Abſchiedsgruß: Bleibe geſund! der Göttin zugerufen und in einer langſam gedämpften Modulation Etwas abgeſungen wurde, was mit der Melodie eines Schlafliedes die ermüdete, mit tauſend Stimmen und Gelübden beſtürmte Göttin zum ſüßen Schlummer einlullen ſollte.

Wie fruchtbar an überraſchenden Folgerungen und vergleichenden Bemerkungen könnte die Liturgie des Iſisdienſtes in einer weitern Ausführung werden! Der gelehrte Pelliccia ſelbſt fände vielleicht ganz unerwartet auch hier noch manchen Beitrag für ſein klaſſiſch geachtetes Werk.*) Eine Abbildung der Iſisveſper nach einem herkulaniſchen Gemälde findet man, nebſt einer trefflichen Abhandlung über dieſe Liturgie von C. A. Böttiger, im Taſchenbuche „Minerva“ für das Jahr 1809, Seite 95; Leipzig, bei Gerh. Fleiſcher d. Jüng.

*) Joh. Bellamy's Geſchichte aller Religionen, nach der zweiten Ausgabe überſetzt (1 Thlr. 4 Gr.). Leipzig bei Baumgärtner, 1820.

X.

Ueber die Tempelſtaaten im Alterthum.

Die älteſte Staatsform, welche wir kennen, iſt die **hierarchiſche**. *)

Sie war im Alterthum die vorherrſchende; und es müſſen ſich noch jetzt die Gründe auffinden laſſen, warum ſie es war.

Zu allen Zeiten ſind die Bedingungen, unter welchen die Geſellſchaft allein fortdauern kann, dieſelben geweſen; nicht ſo die Mittel, dieſe Bedingungen zu erfüllen. Es bedurfte alſo zu allen Zeiten einer großen Autorität, um Geſetze geben und vollziehen zu können; allein ſo lange es dieſer Autorität an den Grundlagen fehlte, welche ſie gegenwärtig hat, mußte man darauf bedacht ſein, die eigene Sicherheit nicht über die Ausübung derſelben einzubüßen.

Zu dieſem Endzwecke leiſtete man Verzicht auf die Ehre, im eigenen Namen Autorität zu üben; und indem man ſich zu einem bloßen Werkzeuge derſelben machte, übrigens aber ſich durch das Unerreichbare beſchützte, erwarb man das Recht, deſto unbeſchränkter zu Werke gehen zu können.

Hierin nun war das Weſen aller Tempel- oder Prieſterſtaaten abgeſchloſſen. Wie die Geſetze nur im

*) **Journal für Deutſchland**, von F. Buchholz, 1818. Drittes Heft, S. 379; **Berlin**, bei T. J. Chr. F. **Enslin**.

Namen der **Gottheit** gegeben wurden, ſo wurden ſie auch nur im Namen derſelben vollzogen. Ob dieſe Geſetze gut oder ſchlecht waren, davon konnte nie die Rede ſein; als göttliche Befehle mußten ſie unbedingten Gehorſam finden.

Von allen Prieſterſtaaten der Vorzeit iſt der jüdiſche der, von welchem wir die vollſtändigſte Kenntniß haben. Ein weſentlicher Aufſchluß über denſelben iſt im 19 Kap. des zweiten Buches Moſis gegeben, wo es heißt: „Moſes ſtieg hinauf zu Gott, und der Herr rief vom Berge, und ſprach: So ſollt du ſagen zu dem Hauſe Jakob und verkündigen den Kindern Iſrael. Ihr habt geſehen, was ich den Aegyptern gethan habe, und wie ich euch getragen auf Adlersflügeln und zu mir gebracht. Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen und meinen Bund halten, ſo ſollt ihr mein Eigenthum ſein vor allen Völkern; denn die Erde iſt mein. Und ihr ſollt mir ein prieſterliches Königreich und ein heiliges Volk ſein.“ Kann die Natur eines Prieſterſtaates vollkommener ausgeſprochen werden? In ihm iſt der erſte Diener der Gottheit der Souverain; aber, wie lieb ihm auch die Souveränität ſein mag, ſo ſchiebt er ſie doch von ſich auf etwas Unerreichbares, um jeder Verantwortlichkeit zu entrinnen. Ein gleiches Verfahren beobachten die, welche ihm untergeordnet ſind; ſie ſind immer nur Diener der Gottheit, deren Befehle ſie überbringen, auslegen und vollziehen. Die natürliche Folge davon iſt, daß das ganze Volk als heilig oder vielmehr als geheiligt betrachtet wird; es iſt der Gottheit leibeigen, und kann, ſo lange der Tempelſtaat vorhält, nie aufhören, es zu ſein. Darum ſind die Juden im Weſentlichen auch jetzt noch, was ſie vor Jahrtauſenden waren.

Weil die den Tempelſtaaten zum Grunde liegende Idee immer dieſelbe iſt, ſo mußte auch ihr Organismus

derſelbe ſein. Alſo überall Tempel, Altäre, Feſte, Prieſter und prieſterliche Gehilfen. Solche Staaten konnten ſich zwar in Hinſicht ihrer Größe unterſcheiden; — und wer begreift nicht, daß ſie über eine gewiſſe Grenze hinaus gänzlich aufhörten, Tempelſtaaten zu ſein? — aber in Hinſicht ihrer organiſchen und bürgerlichen Geſetzgebungen konnten ſie ſich nie unterſcheiden; und ihr eigentliches Gepräge blieb die Heiligung. Jeder Bürger oder Unterthan eines Tempelſtaates war alſo ein Knecht des Gottes, der ſeinen vermeintlichen Wohnſitz in dem Tempel aufgeſchlagen hatte. Die erſten Knechte waren die Prieſter (weshalb Moſes z. B. ſich den Knecht Gottes nennt); den nächſten Platz nahmen ihre Gehilfen unter allerlei Benennungen ein; zuletzt kam das Volk, deſſen ganze Freiheit darauf beruhte, daß es dem Gotte leibeigen war. Alle Mitglieder eines Tempelſtaates ohne Ausnahme waren alſo Hierodulen; nur daß diejenigen, welchen der Tempeldienſt ins Beſondere aufgetragen war, vorzugsweiſe dieſe Benennung führten. Der Mittelpunkt aller Beſtrebungen war der Tempel: in ihm engte ſich das ganze Staatsleben zuſammen; er war Kabinet, Miniſterium, Bank; mit Einem Wort, er war in jeder Beziehung das Herz des Staates. *)

*) Daß es ſich alſo verhalten, läßt ſich ſogar aus der heil. Schrift des Neuen Teſtaments beweiſen, wenn man Rückſicht nimmt auf das Verfahren Jeſu gegen die Klein- und Großhändler im Tempel von Jeruſalem. Sobald es ausgeſprochen war, daß das angebliche Bethaus eine Mördergrube ſei (Matth: 21), ließ ſich der Umſturz des jüdiſchen Staates nur dadurch abwenden, daß man den kühnen Reformator aus dem Wege räumte. Man übertreibt aber ſchwerlich, wenn man behauptet, im ganzen Alterthum ſei der öffentliche Kultus Geldſpekulation geweſen. Im europäiſchen Griechenlande waren die Prieſter von Olym-

Die Art und Weiſe, wie die Gottheit aufgefaßt wurde, beſtimmte den ſittlichen Karakter der Bürger jedes einzelnen Tempelſtaates, ſo daß das bekannte Qualis rex talis grex auch hier ſeine Anwendung fand. Die Entfernung, worin wir, der Zeit nach, von den polytheiſtiſchen Tempelſtaaten leben, verhindert uns freilich, die ſpezifiſchen Unterſchiede der Bürger dieſer Staaten genau aufzufaſſen; aber ſo gewiß das Gepräge eines Prieſters des Jupiter anders war, als das eines Prieſters des Mars, eben ſo gewiß unterſchieden ſich alle Angehörigen eines Jupiter-Tempels von denen eines Mars-Tempels. Und wer iſt im Stande, ſich die

pia und Delphi die erſten Banquiers. Sie machten den Anfang damit, daß ſie die dem Jupiter und Apollo in Gold und Silber dargebrachten Geſchenke einſchmolzen und in Geld verwandelten, welches ſie nicht bloß an Privatperſonen, ſondern auch an Städte und Provinzen, zu hohen Intereſſen ausliehen; und als die Sache einmal in Gang gebracht war, hielt ſie ſich ganz von ſelbſt durch die Bequemlichkeit, welche ſie der ganzen Geſellſchaft gewährte. In Aſien war der Dianentempel zu Epheſus die berühmteſte Bank; und nach Chryſoſtomus legten ſelbſt regierende Herren in dieſe Bank ihre Schätze nieder, um ſich gegen Unglücksfälle zu ſichern. Dieſer Tempel war alſo, was die Bank von London in unſern Zeiten iſt. Bei den Alten ſtützten ſich die wichtigen Einrichtungen auf den Aberglauben. Der ganze Karavanenhandel war auf denſelben berechnet; denn die Niederlagsörter des Karavanenhandels waren Tempel. Bei den Römern war es nicht anders. Der Schatz des römiſchen Staates war im Tempel des Saturn; die Münze im Tempel der Juno, und die allgemeine Kaſſe der Nation in dem Tempel des Kaſtor und Pollux. Und weil der Geiſt der Theokratie ſich immer gleich bleiben muß, ſo dürfen wir uns nicht darüber wundern, daß man auf den Trümmern dieſer vor Alter verfallenen Gebäude in der Folge die Dataria, die apoſtoliſche Kammer, die Bank des heil. Geiſtes u. ſ. w. errichtet hat.

Prieſterinnen der Here ſo zu denken, wie die der Aphrodite! Im Ganzen kann man annehmen, daß jeder Bürger eines Tempelſtaates den Karakter des Gottes hatte, der als an der Spitze dieſes Staates ſtehend vorausgeſetzt wurde. Die Hierodulen der polytheiſtiſchen Tempelſtaaten hatten alſo die verſchiedenſten Karaktere, und mußten ſie haben, weil ſie ſonſt ohne allen Karakter geweſen ſein würden. Durch die Erziehung, welche die für den Tempeldienſt Beſtimmten erhielten, war hinlänglich dafür geſorgt, daß dieſes Ergebniß nicht ausbleiben konnte; und es iſt zu glauben, daß die Tempelvorſteher mit einiger Gewiſſenhaftigkeit dafür ſorgten, daß nur Solche angenommen wurden, von deren Fähigkeiten ſie ſich etwas für ihre Zwecke verſprachen. Dieſer Theil der Prieſter-Politik liegt zwar ſehr im Dunkel; doch läßt ſich annehmen, daß die griechiſchen Prieſter ſich in dieſer Hinſicht eben ſo gut auf ihren Vortheil verſtanden haben, wie die Jeſuiten. Bei reichlich ausgeſtatteten Tempeln hatte man die Wahl unter Denen, die ſich um Aufnahme bewarben; die Bewerbung aber war um ſo größer, je angenehmer das Tempelleben war.

Der Streit über Hierodulie, welcher ſich in dieſen Tagen entſponnen hat, iſt alſo ſo gut als aufgehoben, ſobald man erwägt: 1) daß Hierodule der generiſche Name für alle Diejenigen war, die auf irgend eine Weiſe dem Tempelſtaate angehörten; 2) daß die Hierodulen nothwendig entweder männlichen oder weiblichen Geſchlechts waren, theils weil die Tempelſtaaten nur dadurch fortdauern konnten, theils weil der Polytheismus in Hinſicht der Gottheiten ſelbſt ein Geſchlecht ſtatuirte; 3) daß ſich an den Begriff der Hierodulie beiweitem mehr die Ehre als die Schande knüpfte, weil ſie mit

Privilegien aller Art verbunden war, wohin vorzüglich die Steuerfreiheit gehörte; 4) daß eine beſondere Klaſſe weiblicher Hierodulen durchaus nicht als die Hierodulie vertretend betrachtet werden kann.

Irren wir nicht ſehr, ſo folgen alle dieſe Sätze aus dem Vorbemerkten.

Hiernach iſt nichts ungerechter, als der dem Herrn Hofrath Hirt, als Ordner eines viel beſprochenen Feſtes, gemachte Vorwurf, Hierodulen in dasſelbe verflochten zu haben; er mußte ſie darein verflechten, weil die Weihe des ehelichen Bundes zwiſchen Eros und Pſyche unter dem Beiſtande der Here Teleia nicht ohne Hierodulen vollzogen werden konnte. Wäre ein ſolches pantomimiſches Schauſpiel im Alterthume gegeben worden, ſo hätten die Hierodulen dabei nicht fehlen können; und das iſt genug. Entweder alſo muß man die Idee eines ſolchen Schauſpieles bekämpfen (und dann kann von Hierodulen, die dabei eine Rolle ſpielen, gar nicht die Rede ſein); oder, wenn man gegen die Idee ſelbſt nichts einzuwenden hat, ſo muß man ſich mit den Hierodulen vertragen.

Iſt übrigens, wie der Kritiker in der Zeitung für die elegante Welt behauptet, die Alterthumskunde eine ſtrenge, wohl gar etwas grämliche und harthörige Dame, die keinen Scherz verſteht, wenn man in ihr Gebiet einſchreitet: warum hat der Sachwalter dieſer Dame (wir meinen den Kritiker) nicht vorgezogen, dem Ordner jenes Feſtes einen Vorwurf daraus zu machen, daß er dem Eros Hierodulen zugetheilt hat? Die Sache ſelbſt iſt hinlänglich entſchuldigt, wenn man die Natur eines ſolchen Feſtes in's Auge faßt; aber der Vorwurf, daß hierin ein Verſtoß gegen die beſſere Archäologie liege, würde zum wenigſten nicht ungegründet ſein. Eros gehörte nie zu den Gottheiten, die der Volksglaube zu

Gegenſtänden einer religiöſen Verehrung gemacht hatte: er war immer nur ein Abſtrakt, der den Dichtern ſeinen Platz im Olymp verdankte; und als ſolches hatte er weder Tempel noch Altäre, folglich auch keine Hierodulen. Eine Stelle in Plato's Gaſtmahl entſcheidet hierüber. „Mir kommt es vor,“ ſagt Ariſtophanes in dieſem auserleſenen Produkt attiſcher Feinheit und überſinnlicher Anſchauung, „als hätten die Menſchen die Macht des Eros nie empfunden: denn hätten ſie dieſelbe empfunden, ſo würden ſie ihm Tempel und Altäre errichtet haben, und ihm die herrlichſten Opfer darbringen; und doch iſt nie das Eine noch das Andere geſchehen.“ Hiernach mußten alle in die Weihe des Bundes zwiſchen Eros und Pſyche verflochtenen Hierodulen der Here Teleia angehören, wenn das Zartgefühl eines Alterthumskenners nicht verletzt werden ſollte.*)

Doch wir führen dies nur an, um anzudeuten, daß, wenn der Verfaſſer jener Kritik, ehe er ſeinem gepreßten Herzen über die bei dem Feſte des Eros und der Pſyche begangenen Verſtöße Luft machte, vorher Plato's Gaſtmahl geleſen hätte, er in jeder Hinſicht auf ganz andere Gedanken hätte kommen müſſen. Die unſägliche Mühe, welche er ſich gegeben hat, um zu beweiſen, daß Aphrodite, die Tochter des Uranios, nichts mehr und nichts weniger geweſen, als jene Pandemos, die ihren Urſprung dem Zevs und der Dione verdankte — dieſe unſägliche Mühe, was leiſtet ſie weiter, als daß wir erfahren, das Bedürfniß der Hafenſtädte ſei in

*) Creuzers Symbolik, zweite Ausgabe, IV Theil, S. 480. — Die alten jüdiſchen Heiligthümer und das levitiſche Prieſterthum, von Johann Lund, herausgegeben von Heinrich Muhl. Hamburg, bei Fickweiler, 1722. Ein für Forſcher über die Religionen des Morgenlandes ſehr achtbares Werk.

Hinſicht der Pandemos zu allen Zeiten daſſelbe geweſen! Dies wollen wir bereitwillig glauben; nur ſei uns erlaubt, zu ſagen, daß wir dies nicht zu wiſſen verlangten, da es uns nur darum zu thun war, den Eindruck zu bewahren, den das Feſt des Eros Uranios auf uns gemacht hatte. Doch:

Let Hercules himself do what he may,
The cat mew, the dog will have his day.

XI.

Betrachtungen über den chriſtlichen Weltglauben.

Prüfet Alles, und behaltet das Gute.
Paulus.

Dieſe Schrift über Mithra und die geheimen Tempelverhältniſſe des Alterthums ſoll nicht bloß antiquariſche Denkmale beſchreiben, deren Hypotheſen entwickeln, die ſeltenſten Inſchriften und Monumente des berühmten Sonnendienſtes, vorzüglich im Abendlande, mit treuen Abbildungen geben, die Urlehren Indiens, wie die Dogmen der alten Perſer rein und klar auffaſſen, und Rom als den Hauptgötzenſitz, als den gewaltigen ſtolzen Rieſen des Heidenthums ſchildern — ſie ſoll auch zugleich die chriſtliche Liebe beleuchten und in jeder Hinſicht Alles behandeln, was die gründlichſte Anſchauung des Glaubens im Alterthume, wie der Grundbildung der modernen Welt, gewähren kann. — Dieſe beabſichtete Konſtruktion der Maſſen nach dem vorgeſteckten Ziele vollkommener zu bilden, dürfte es hoffentlich dem Leſer willkommen ſein, das Treffliche hier zu finden, was Buhle, Schröckh, Creuzer, Abegg und Buchholz mit ſo heiligem Intereſſe für das geiſtige Leben der Menſchen über Jeſum, die Grundlage ſeiner Lehre und Erlöſung im kurzen

Ueberblicke, nach den Reden des göttlichen Religionsſtifters und der Geſchichte ausſprachen. Es wird durch dieſe Anſchauungen leicht, alles Eigenthümliche des Urchriſtenthums zu beurtheilen. Die Menſchen können zwar die göttliche Lehre verderben, nach ihren Meinungen ausbilden, auch wohl läſtern: doch die ſelige Kraft des himmliſchen Wortes kann ſich nie verlieren, und niemals kann ſie untergehen. Mögen dieſe Vorträge im Laufe der Zeit in einer den Geiſt noch mehr erheiternden Geſtalt und anmuthvollern Führung mitgetheilt werden: im Zwecke unſerer Schrift liegt vorerſt nur die ernſte Nachweiſung und Sammlung der Quellen, als ein zuverläſſiges Material zu einem Gebäude von noch glänzenderm Schmucke.

Als Einleitung zum Chriſtenthum betrachten wir vorerſt den Lehrbegriff der Eſſener, oder, wie ſie Philo nennt, Eſſäer (nach ſyriſcher Ableitung die Frommen oder Reinen), und der Therapeuten.*) Dieſe jüdiſchen Prieſtergeſellſchaften ſind ſehr merkwürdig, theils weil in ihren Lehren die Verbindung griechiſcher und orientaliſcher, vorzüglich perſiſcher Philoſopheme mit urſprünglich hebräiſchen Ideen ſich am deutlichſten offenbart, theils wegen ihres Zuſammenhanges mit dem hiſtoriſchen Urſprunge des Chriſtenthums, vornämlich der Moral desſelben. Wie bei den meiſten jüdiſchen Sekten, ſo iſt auch bei dieſen die Geſchichte ihrer Entſtehung dunkel und unzuverläſſig. Wahrſcheinlich bildete ſie ſich

*) Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften von Joh. Gottlieb Buhle. Sechste Abtheilung, erſter Band, Seite 614 — 622. Göttingen, bei Joh. Georg Roſenbuſch's Wittwe. 1800. — Starks gelehrte Geſchichte der chriſtlichen Kirche des erſten Jahrhunderts. — Köppens Philoſophie des Chriſtenthums. Leipzig, 1813.

zuerſt bei der jüdiſchen Kolonie in Aegypten, die nach den Verwüſtungen der Aſſyrer dorthin geflohen war, in einſamen wüſten Gegenden Aegyptens und des angrenzenden Arabiens zerſtreut lebte, und da es ihr an dem Kanon und den Hilfsmitteln zur Fortſetzung des väterlichen Gottesdienſtes fehlte, den Ausgang dieſes durch eine ſtrengere moraliſche Lebensart erſetzen zu müſſen glaubte. Es erhellet dieſes daher, daß bei den jüdiſchen Eſſenern und ägyptiſchen Therapeuten ſich zuerſt der Hang zur Einſiedelei und zum Mönchthum äuſſerte, der hernach ſo weit um ſich griff, und in einen ſo auſſerordentlichen Fanatismus überging. In der Folge kamen dieſe Juden mit den Aegyptern in nähere Verhältniſſe, zumal ſeitdem Alexander der Große und Ptolemäus Lagi von Neuem jüdiſche Kolonien nach Aegypten führten, um die Stadt Alexandria zu bevölkern. — Hier wurden ſie mit griechiſcher Philoſophie bekannt, vorzüglich mit dem Platonismus, wodurch ihre religiöſe und philoſophiſche Denkart einen beſtimmtern Karakter und einen gewiſſen ſyſtematiſchen Zuſammenhang erhielt. Ptolemäus Philadelphus gab den Juden in Aegypten die Freiheit, in ihr Vaterland zurückzukehren, wenn ſie wollten. — Hier mögen denn auch Manche von den Eſſenern nach Paläſtina zurückgekommen ſein, die, da ſie ſich in ihren Grundſätzen und in ihrer Lebensart weſentlich von dem großen Haufen, den Phariſäern und Sadducäern, unterſchieden, eine eigene Partei ausmachten, die übrigens an Zahl, zum mindeſten in Paläſtina, wohl von allen die ſchwächſte war. Sowohl Joſephus, als Philo, haben die Grundſätze und Lebensweiſe der Eſſener ausführlich beſchrieben; der Letztere mit einer Vorliebe, die beinahe berechtigt, ihn ſelbſt zu ihrer

Partei zu zählen.*) Nach dieſen Beſchreibungen hielten die Eſſäer auf Dialektik (gelehrte Streitkunſt) nichts; in Bildern legten ſie nieder, was von ihnen als Wahr-

*) Die klaſſiſchen Stellen über die Eſſener ſind bei *Jos.* de bello jud., II, 12; *Philo* de vita contemplat., p. 457, T. I, Opp. ed. Mangey. Vergleiche Basnage hist. des Juifs, liv. II, ch. 20; Bruckeri hist. crit. philosoph., T. II, p. 765. Man hat darüber geſtritten, ob die Eſſener heidniſche Philoſophen (Jo. Joach. Langii Diss., quæ demonstrat, *Essæos* non fuisse Judæos, seu peculiarem *Judæorum sectam*, sed philosophos barbaricos judaizantes, Hal. 1721, 4.), oder philoſophiſche Juden, oder eine Art chriſtlicher Mönche geweſen. Ihre Grundſätze und ihre Lebensweiſe ſchienen zu jeder dieſer Vermuthungen berechtigen zu können. — Euſebius (Hist. II, 17) nahm ſie geradezu für Chriſten, und ihm ſind in dieſer Behauptung mehrere neuere Gelehrte, Montfaucon, Helyot und Andere gefolgt. (Le livre de *Philon* de la vie contemplative sur l'original grec, avec des observations, où l'on fait voir, que ces *Therapeutes*, dont il parle, étoient Chrétiens. Paris, 1709, 8. — Lettres pour et contre la fameuse question, si les *Therapeutes* étoient chrétiens. Paris, 1712, 8. Der Verfaſſer der Briefe gegen die Behauptung Montfaucon's war J. Bouhier. Siehe auch die Vorrede zur Histoire des ordres religieux, von Helyot.) Daß ſie inzwiſchen Juden waren, iſt aus den Beſchreibungen von Joſephus und Philo klar genug, und von Heumann (Act. philosoph., Vol. III, p. 512) und Brucker bis zur hiſtoriſchen Evidenz erwieſen worden. Vergleiche Stäudlins Progr. de hist. theolog. moral. apud Ebræos ante Christum, p. 28. Wie auffallend die Lebensart der Eſſener zu ihrer Zeit geweſen ſein muß, erhellt aus einer Stelle beim Plinius (Hist. nat. V. 17): „Ita, per sæculorum millia, incredibile dictu, gens æterna est, in qua nemo nascitur. Tam fœcunda illis aliorum vitæ pœnitentia est.“ Harte äuſſerliche Schickſale, welche die Juden zum Theile erfuhren, Ueberdruß des geſelligen und bürgerlichen Lebens, ſcheinen am meiſten zur Entſtehung und in der Folge zur Ausbreitung der Partei der Eſſener beigetragen zu haben. In jenen lagen auch

heit erkannt war. Es waren ſtille und ſinnige Menſchen, unermüdet in ihrer Arbeit und Gebet. Der Bau ihrer Felder und die Betrachtungen wechſelten bei ihnen regelmäßig. Nüchternheit und Gerechtigkeit waren ihre eigenſte Sitte. Waffen führten ſie nur zur Nothwehr. Sie waren muthig und ſanft, ſtreng und milde. Da ſie in Bildern redeten, nach der Weiſe des Morgenlandes, ſo werden ſie ſich ſelbſt auch im Bilde erſchienen ſein. In der Hauptſache ſtimmen beide Schriftſteller mit einander überein. Die Grundbegriffe dieſer Prieſtergeſellſchaften blieben aller Orten, wo ſie ſich niederlieſſen, dieſelben; ſie gingen in den Pythagoräismus über, wie in die Syſteme Plato's und der edelſten Denker ſeiner Schule, bis in die Jahrhunderte nach Chriſtus herab. Es waren Lehren, die ſich durch ihre Kraft und Tiefe bewährt hatten, und daher immer das Eigenthum der vollkommnern Menſchen blieben. Ueberhaupt aber unterſchieden ſich die Eſſener dadurch, daß Einige bloß auf das Praktiſche drangen, und die

wohl die Urſachen ihrer Abneigung gegen die Ehe, die denn nachher in der überſpannten Religioſitat ſelbſt eine beſondere Rechtfertigung fand. Was die Eſſener durch ihre Begünſtigung der Eheloſigkeit der Geſellſchaft entzogen, bemühten ſie ſich durch eine zärtliche Theilnahme an Kindern Anderer, für deren Unterhalt, Pflege, Unterricht und moraliſche Erziehung ſie ſorgten, zu erſetzen. Abgewendet von der Sinnenluſt, ſtreng und rein tritt auch der vollkommnere Prieſter, der Vorläufer, auf. Johannes der Täufer folgt noch ganz jener harten Prieſterregel der Vorwelt; von Kameelhaar iſt ſein Kleid, ſeine Nahrung wilder Honig und Heuſchrecken. Auch ihm genügt die einfache Prieſterkoſt, die dem Prediger in der Wüſte ſelbſt die Einöde gewähren kann. (Matth. 3, 4; Mark. 1, 6. Man vergleiche vorzüglich damit Creuzers Symbolik, vierter Band, zweite Ausgabe, S. 362, 404 bis 423.)

Spekulation verwarfen, oder beſeitigen zu müſſen glaubten, auſſer ſofern ſie für die Praxis ſchlechthin nothwendig ſei; Andere hingegen auch der Spekulation einen Werth zugeſtanden, und ihr eifrig nachhingen. Der karakteriſtiſche Grundſatz Jener war: „Gott könne nur im Geiſte und in der Wahrheit verehrt werden, durch Tugend des Herzens, nicht durch Opfer und äuſſere Gebräuche: die Tugend aber ſei die reine uneigennützige Liebe Gottes und des Nächſten.“ Daher verbannten ſie die Opfer und das ganze Zeremonienweſen, was das ſchriftliche moſaiſche Geſetz ſowohl, als das mündliche, zur Pflicht machten. Jeder ſiebente Tag war ihnen heilig; an dieſem verſammelten ſie ſich in Synagogen, in ſtiller Ruhe und Ordnung, wo ſie feierliche Hymnen zur Ehre der Gottheit ſangen und die Alten der Jugend die heiligen Urkunden nach einer allegoriſchen Auslegungsweiſe erklärten. — Bruderliebe, Frugalität, Enthaltung von der Wolluſt, Wahrhaftigkeit und Redlichkeit, die nie täuſchte (auch ohne Eidesleiſtung, als welche verboten war), Ehrerbietung der Jugend gegen die Alten, Reinlichkeit, Arbeitſamkeit, Geduld und Standhaftigkeit im Leiden, unerſchütterliche, ſelbſt durch ausgeſuchte Qualen erboster Widerſacher nicht zu beugende Feſtigkeit in Behauptung ihrer Grundſätze und ihres ſittlichen Karakters: das waren die edeln, ſchönen Züge, wodurch ſich die Eſſener auszeichneten. Sie verwarfen ferner alle Ungleichheit der Menſchen durch Rang und Stand, alle Oberherrſchaft und Knechtſchaft, als dem Geſetze der Natur widerſtreitend, nach welchem alle Menſchen gleich frei ſeien, und die ſtatt gegenſeitiger Liebe und Wohlwollen gegenſeitige Abneigung und Haß erzeugten.

Die Ehe verwarfen ſie zwar nicht ſchlechthin, aber ſie erklärten doch das Cölibat für heiliger; auch ſchloſſen ſie von dem Zwecke jener den Genuß der Wolluſt aus: ihr Zweck dürfe nur die Fortpflanzung des Geſchlechts ſein. Was insbeſondere das Studium der Philoſophie betrifft, ſo hielten ſie die Logik und Dialektik für überflüſſig zur Tugend; die Metaphyſik, auſſer ſo weit ſie vom Daſein Gottes und der Erſchaffung der Welt unterrichtet, blieb denen überlaſſen, die für ſolche Forſchungen beſonders Talent und Neigung hatten; ihr Hauptſtudium war die praktiſche Moral, als die einzige Lehre des ächten Gottesdienſtes. — Die andere Partei der Eſſener, die mehr in der Spekulation lebte, als die bisher geſchilderte, bekam eben hiervon den unterſcheidenden Namen der Therapeuten. Sie war am zahlreichſten in Aegypten, vorzüglich in der Nähe von Alexandrien. Sie zeichnete ſich durch den Hang zur myſtiſchen Kontemplation und Verehrung der Gottheit aus. Daher lebten die Anhänger derſelben einſam in Einſiedeleien, Garten, Dörfern, Landhäuſern, und vermieden das Getümmel der Städte und die Geſellſchaft überhaupt, nicht ſowohl aus einem gewiſſen Menſchenhaſſe, als um nicht mit Leuten von ungleicher Art zu denken, zu handeln und zuſammenzuſtoßen. Sie überlieſſen ſich einzeln in kleinen dazu beſtimmten Häuſern (Kapellen) der Meditation über das göttliche Geſetz, die Weiſſagungen der Propheten und die Pſalmen, und verloren ſich in allegoriſche Erklärungen, deren Ausſchweifendes in der Art ihrer kontemplativen (anſchauenden, bloß dem ſtillen Nachdenken gewidmeten) Studien zu ſuchen iſt. Um für die Meditation deſto fähiger zu werden, beobachteten ſie nicht nur eine ſehr ſtrenge Frugalität und Mäßigkeit, ſondern auch häufige Faſten. An jedem ſiebenten

Tage hielten ſie gottesdienſtliche Verſammlungen, wo der Aelteſte von ihnen über einen Gegenſtand der Religion öffentlich redete. Auſſer der Ehrfurcht, die ſie dem Alter weihten, erkannten ſie ebenfalls keinen Unterſchied des Ranges und Standes, und erklärten Herrſchaft und Knechtſchaft als der Natur zuwider. Zuweilen ſtellten ſie gemeinſchaftliche Mahle an, ſogenannte Liebesmahle, wobei Hymnen geſungen und religiöſe Unterredungen gepflogen wurden.

Die Geſchichte der jüdiſchen Parteien in Beziehung auf Religionsphiloſophie verbreitet ein helles Licht über die Geſchichte der Entſtehung des Chriſtenthums. Wird Jeſus Chriſtus nicht von der Seite betrachtet, von welcher ihn unſere poſitive Religion darſtellt, und die der Geſchichtſchreiber der Philoſophie nicht aufzuklären vermag: ſo erſcheint jener erhabene auſſerordentliche Mann als ein jüdiſcher Weiſer, innigſt vertraut mit dem religiöſen Bedürfniſſe ſeines Zeitalters und von der Gottheit dazu erſehen, durch ſeine Lehre und ſein Leben die Menſchheit zu veredeln, die Finſterniß und das Böſe zu beſiegen. Es iſt ein ſehr ſchmerzlicher hiſtoriſcher Verluſt für uns, daß wir über die frühere Jugendgeſchichte Chriſti, über die Art ſeiner Bildung, bis er ſeinen für die geſammte Menſchheit ſo wohlthätigen Wirkungskreis eröffnete, nicht unterrichtet ſind, wenige allgemeine Data abgerechnet. Aus der auffallenden Aehnlichkeit der Grundſätze der Eſſener in Anſehung der Religion und Moral und ihrer geſammten Lebensweiſe mit der Lehre und dem Wandel Chriſti hat man mit einiger Wahrſcheinlichkeit vermuthet, daß Chriſtus früh mit den Eſſenern (vielleicht bei ſeinem Aufenthalte in Aegypten) in Verbindung gekommen, und bei ihnen die Weihe zu ſeinem nachherigen großen und heiligen Beruf

genommen oder empfangen habe. Man denke ſich, daß irgend ein anderer Eſſener von der Vorſehung mit Muth und Kraft ausgerüſtet worden wäre, zur Verbeſſerung der Religionsverfaſſung und Sittlichkeit der Völker, zunächſt aber des jüdiſchen Volks in Paläſtina, öffentlich zu lehren und zu handeln, wie es dem Geiſt ſeiner Partei gemäß geweſen wäre: er würde kein anderes Benehmen beobachtet und keine andere Lehre verbreitet haben, als wie uns die Geſchichte von den Thaten und Lehren Chriſti erzählt. Bei dem ſchneidenden Kontraſte, den die in Paläſtina herrſchenden Parteien der Phariſäer und Saducäer *) durch ihre Grundſätze und ihren Wandel mit der vernünftigern Religioſität und moraliſchen Denkart der Eſſener machten, würde auch jeder andere Eſſener, den wir in Chriſti öffentliche Verhältniſſe verſetzten, eben ſo herzlich und lebhaft gegen den Frohndienſt Gottes und die Entweihung ſeines Tempels, gegen die ſklaviſche Anhänglichkeit an das geſchriebene moſaiſche Geſetz und den Buchſtaben deſſelben, vollends an das ſogenannte mündliche Geſetz, gegen das phariſäiſche Syſtem der Scheinheiligkeit und Heuchelei, gegen den alle Moralität zerſtörenden Unglauben der Saducäer an künftige Fortdauer und einen Zuſtand der moraliſchen Vergeltung geeifert haben, wie Chriſtus wirklich that; ohne darum das moſaiſche Geſetz, nach ſeinem wahren Geiſte und einem richtigen Verhältniſſe zur moraliſchen Beſtimmung des

*) Die Saducäer waren eine Hauptſekte bei den Juden, von Sadoc, einem jüdiſchen Rabbi, ungefähr zweihundert Jahre vor Chriſto geſtiftet. Sadoc wollte weder Belohnung noch Strafe in dem andern Leben ſtatt finden laſſen, und ſeine Anhänger läugneten daher Auferſtehung und Unſterblichkeit der Seele, glaubten weder Engel noch Geiſter, waren aber in ihren Sitten ſtreng und tadellos.

Menſchen, zu verwerfen. — Anbetung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit, Liebe Gottes und des Nächſten, geiſtige Verehrung der Sonne, Tugend des Herzens und nicht bloß durch äuſſere Werke, Bändigung ſinnlicher Begierden durch das ſittliche Gebot Gottes, Ausſicht auf einen künftigen Zuſtand moraliſcher Seligkeit oder moraliſchen Elends nach der Gerechtigkeit und Güte Gottes: dies waren nach Joſephus die Grundzüge der Eſſeniſchen Religion und Moral, und ſie ſind zum Theil auch die Grundzüge der rein evangeliſchen Lehre Chriſti. Man kann und muß aber auch annehmen, daß Chriſtus nach ſeiner Weisheit in Beziehung auf die religiöſe Vorſtellungsart Manches im Eſſäismus abgeändert und insbeſondere den moraliſchen Theil desſelben in nähere Verbindung mit dem gemeinen geſellſchaftlichen Leben geſetzt habe. Eine noch genauere Uebereinſtimmung im Lehren und Handeln mit den Eſſenern iſt bei den erſten Schülern Chriſti und den erſten Ausbreitern der chriſtlichen Religion bemerklich. Mehrere von dieſen waren vermuthlich ſelbſt Eſſener, und dadurch ſchon zum Chriſtenthum vorbereitet worden, ehe ſie ſich eigentlich zu demſelben bekannten. Sofern ſie nachher Lehrer desſelben wurden, behauptete dennoch der Geiſt des Eſſenismus auf ihre Lehre einen fortdauernden Einfluß, einen ſtärkern oft, als er hätte haben ſollen. Durch Chriſtus hatte die Eſſeniſche Partei, die bis dahin zerſtreut war, ein Haupt bekommen, unter welchem ſie ſich zu einer großen Geſellſchaft vereinigte. Daß mit dem Eſſenismus die Idee vom Meſſias verbunden, und gleichſam darauf gepfropft werden konnte, läßt ſich leicht daraus erklären, daß die Eſſener, bei allen ihren Abweichungen von der herrſchenden Volksreligion, doch gewiſſe jüdiſch National-

begriffe behielten, unter denen der Begriff vom Meſſias einer der vornehmſten und intereſſanteſten für ſie war. Auch erhielt dieſer Begriff ſelbſt durch Chriſti Lehre einen ganz andern Sinn, als er bis dahin gehabt hatte, ſo daß er mit dem Eſſenismus verträglich wurde. Uebrigens gibt es, wie ſchon oben bemerkt iſt, in der Geſchichte und im Evangelium Chriſti eine Seite, die für die profane Forſchung keiner hiſtoriſchen Aufklärung fähig iſt, und nur Gegenſtand eines religiöſen Glaubens ſein kann. Dahin gehören das Verhältniß Chriſti zur Gottheit, das Werk der Erlöſung und die geſammte Art der Ausführung desſelben durch hohe Wunderthätigkeit. Die Jdeen Abeggs über den göttlichen Rathſchluß Gottes bei Erſchaffung des Menſchengeſchlechts und der Erſcheinung Chriſti auf Erden theilen wir zum Beſchluſſe dieſes Werkes den verehrteſten Leſern aus Creuzers berühmter Symbolik mit.

Wenn ſich übrigens der Urſprung des Chriſtenthums irgend aus hiſtoriſchen Umſtänden der Zeit erklären laſſen ſollte, ſo kann er noch am beßten aus der Geſchichte des Eſſenismus erklärt werden. Auch verlor ſich die Partei der Eſſener ſehr bald in die Partei der Chriſtianer. Dieſe nahmen von Jenen in der Folge ſogar die Einrichtung der geſellſchaftlichen Lebensart des äuſſern Gottesdienſtes, die Liebesmahle, an, oder die Eſſener änderten dieſe nicht ab, auch nachdem ſie Chriſten geworden waren. Die Standhaftigkeit der erſten Chriſten in der Behauptung ihres religiöſen Glaubens bis zum Märtirertode war dieſelbe, durch welche ſich auch die Eſſener ausgezeichnet und berühmt gemacht hatten. Wenn man den Bericht des jüngern Plinius in einem ſeiner

Briefe an den Trajan über die Chriſten lieſet, ſo iſt es, als ob man darin die Beſchreibungen des Joſephus und Philo von den Eſſenern wiederfände. *)

Abriß der Lehre Jeſu.

In einem kleinen Lande Aſiens, deſſen Bewohner ſich von allen übrigen Völkern des Erdbodens durch Religion, Sprache und Gebräuche unterſchieden, entſtand vor ungefähr achtzehnhundert Jahren derjenige Glaube, welchen die Chriſten bekennen. Er kam ſo wenig als ſein Stifter unerwartet; breitete ſich bald in der mächtigſten Monarchie aus, welche ſich durch alle drei Welttheile erſtreckte; erhob ſich über jede andere Religion; wurde von dem Lichte der Wiſſenſchaften und von der Ruhe der Zeiten begünſtigt, und überließ der Welt alle Freiheit, aber auch alle Bequemlichkeit, geprüft, verworfen oder angenommen zu werden. Man mag dieſe große Begebenheit entweder bloß als eine Veränderung in den Einſichten der Menſchen betrachten, die durch die zufällige vortheilhafte Lage der Welt befördert worden ſei, oder man mag zum Voraus muthmaßen, daß die göttliche Vorſehung den geſchäftigſten Antheil daran genommen, und ſie zur Erleuchtung

*) Bei dem Kriege, welchen die Römer unter Domitian und Flavius Veſpaſianus mit den Juden führten, und der ſich mit der gänzlichen Zerſtörung Jeruſalems durch den Titus endigte, wurden oft die härteſten Martern vornehmlich gegen die Eſſener vergeblich angewandt, um ſie zum Abfallen von ihrem Religionsglauben und zur Anbetung der römiſchen Götter und der Bildniſſe der Cäſarn zu bewegen. Dieſer Geiſt unbiegſamer Standhaftigkeit war auch unter den Chriſten der erſten Jahrhunderte allgemein.

und Beſſerung der Menſchen habe erwachſen laſſen, ſo muß man bei aller Freiheit des Gewiſſens in jedem Falle zugeſtehen, daß Jeſus als Stifter der Lehre der Vernunft huldigt, und ihre allgemeinen Wahrheiten zu einer Grundlage ſeines Religionsunterrichts macht; *) wie uns folgende Betrachtungen überzeugen werden.

Das Vornehmſte, was Jeſus den Menſchen zu ihrem Unterrichte und Troſte zu ſagen hatte, war die Lehre, daß er Chriſtus ſei, wie die Evangeliſten reden, das heißt: daß man ihn als den verſprochenen König und Erlöſer der Welt annehmen und nur durch ihn Gnade bei Gott ſuchen müſſe. Auf dieſem Mittelpunkt ſeiner Religion traf alles Uebrige, was er lehrte, zuſammen; er wäre aber ſehr dunkel geblieben, wenn Jeſus nicht auch alle andern Lehren, welche entweder bei demſelben vorausgeſetzt werden müſſen, oder mit ihm ſonſt zuſammenhängen, erklärt und eingeſchärft hätte. Da er zunächſt den Lehrer des jüdiſchen Volkes abgab, ſo konnte er Vieles als bekannt annehmen, was dieſes längſt aus göttlichen Offenbarungen wußte; und alſo, wird man ſagen, war der Unterricht, den er noch hinzuzuſetzen hatte, ſehr kurz und leicht. Nichts weniger: er war noch weitläufig und ſchwer genug. Eben dieſes Volk, das zwar geoffenbarte Begriffe von Gott und Unſterblichkeit nach dem Urglauben der Menſchheit hatte, war noch weit von der chriſtlichen Vollkommenheit entfernt. Der Dienſt, mit

*) Der Weiſe im Lichte, oder Jeſus das Licht der Welt. Eine Schrift zur Belehrung und Erbauung für gebildete und bildende Chriſten, von J. G. Diefenbach. Gieſſen, bei C. G. Müller, 1821. Preis 54 Kr. — Gottfried Arnolds wahre Abbildung der erſten Chriſten. Leipzig, bei Fuchs. Auflage VI, Jahr 1740.

welchem er Gott verehrte, konnte nicht völlig als eine allgemeine Religion angeſehen werden. Er hatte eine ſehr merkliche Beziehung auf den Zuſtand und die Sitten eines einzigen Volkes, ließ noch manches von einer vollſtändigen Erkenntniß Gottes zurück, und ſchränkte ſich auf zu viele und mühſame äuſſerliche Beobachtungen an einem gewiſſen geheiligten Orte ein. — Unterdeſſen mußte man bei dem Volke, das an dieſe Religion, gleichſam als ſein Eigenthum, gewöhnt war, deſto mehr Mühe anwenden, um es zu überzeugen, daß jetzt mit derſelben eine durchaus vortheilhafte Veränderung vorgehen müſſe. Die Juden brauchten Vieles von der Religion zu lernen; viele falſche, nach und nach eingeführte Vorſtellungen von derſelben mußten ſie ablegen: und gleichwohl glaubten ſie, beides weniger als irgend ein Volk auf der Welt nöthig zu haben. Auf alles dieſes war die Weisheit Jeſu bei ſeinen Lehren gerichtet. *)

Er war mit den Juden (wie mit den Perſern) über den erſten Grundſatz der Religion einig, daß es einen einzigen, wahren und höchſten Gott gebe, der alle Eigenſchaften des vollkommenſten Geiſtes in einer unermeßlichen Größe beſitze, Alles geſchaffen habe, und Alles regiere, die Menſchen glückſelig machen wolle, und ihrer dankbarſten Verehrung würdig ſei. — Aber er lehrte ſie dieſen Gott viel näher und nach weit herrlichern Offenbarungen, als ſie vor ihm empfangen hatten, kennen. Er belehrte ſie, daß in dieſem einigen Gotte Vater, Sohn und heiliger

*) Chriſtliche Kirchengeſchichte von Joh. Matth. Schröckh. Leipzig, bei Engelhard Benjamin Schwickert. 1772. I Theil. S. 424 – 443. – J. A. Starcks Geſchichte der chriſtlichen Kirche des erſten Jahrhunderts. Berlin 1779, drei Bände.

Geiſt ſei, und daß man Gott als Vater, Sohn und heiligen Geiſt erkennen, bekennen und verehren müſſe. Dieſen Begriff von Gott hatten die Juden zur Zeit, da Jeſus unter ihnen erſchien, augenſcheinlich nicht. *) Zwar kann es nicht geläugnet werden, daß die Schriften der Propheten ſie darauf leiteten; aber für ſie wenigſtens waren dieſelben nicht deutlich genug, um ihnen dieſe Lehren eben ſo einleuchtend zu machen, als es die Einigkeit Gottes war. Wir können die Urſachen dieſes dunklern Vortrags nicht unwiderſprechlich angeben, vielleicht aber fand Gott nicht nöthig oder heilſam, ſeine geheimnißvolle Natur zu derjenigen Zeit genauer bekannt zu machen, da der Sohn Gottes ſelbſt, durch deſſen Erkenntniß dieſe Lehre erſt recht ſchätzbar werden ſollte, nur in Vorbildern betrachtet werden konnte. Genug, ſie iſt ein Vorzug der Religion, welche Jeſus lehrte. Aber ſie blieb dennoch auch in ſeinem Munde immer ein Geheimniß, wenn man anders dasjenige noch ein Geheimniß nennen darf, was er auf eine ſo lehrreiche und rührende Art geoffenbaret hat. So genau und vollſtändig er auch den Menſchen Alles, was ihnen von dem Sohne Gottes zu wiſſen nöthig war, bekannt machte; ſo ſehr er durch die Belehrung die Ehrerbietung, Liebe und Dankbarkeit gegen Gott bei ihnen vergrößerte: ſo erklärte

*) Creuzers Symbolik der alten Völker, zweite Ausgabe, I Theil. Seite 583 — 595. § 6. — Auch die Dreieinigkeit trifft als indiſche Urlehre mit den Hauptlehren des Chriſtenthums zuſammen. Es lag vor Chriſtus in dieſer Idee der Uebergang von der Einheit Gottes zur Abgötterei. Dabei beantwortet Creuzer mit tiefforſchendem Geiſte die wichtigſte aller Fragen, nämlich: „Was iſt der Grund der Offenbarung des ewigen Weſens oder ihrer Selbſtentäuſſerung.

er ihnen doch nicht, wie der Sohn Gottes vom Vater gezeugt worden ſei; wie ſich die Annehmung der menſchlichen Natur mit ſeiner Gottheit vertragen könne; oder wie es ihm möglich ſei, ſich des Gebrauches ſeiner göttlichen Eigenſchaften, ſo lange er ſichtbar auf der Welt lebte, zu enthalten. Er ließ die Menſchen über die höchſte Würde des heiligen Geiſtes nicht in Ungewißheit; er verſprach, ihn als einen Lehrer, Tröſter und Fürſprecher vom Vater zu ſenden; ſeine Gaben ſollten den Apoſteln und allen künftigen Nachfolgern Jeſu mitgetheilt werden; und auf eben dieſes göttlichen Geiſtes, wie auf ſeinen und des Vaters Namen ſollten alle diejenigen, welche ſeine Religion anzunehmen entſchloſſen wären, getauft werden. Aber was dieſes heiße, daß der heilige Geiſt vom Vater ausgehe, auch davon ſagte er den Menſchen nichts Beſtimmtes. Er wollte, daß ſie ihm die Wahrheit aller dieſer Lehren glauben ſollten; allein nur diejenigen darunter klärte er ihnen völlig auf, welche ihr Verſtand nicht leicht begreifen kann, und welche ihnen zur Ausübung der Gottſeligkeit unentbehrlich ſind. So warnte er die Menſchen, in dieſer und in andern Lehren, die er vortrug, lediglich bei ſeinen Ausdrücken ſtehen zu bleiben, noch ſich in weitere vergebliche Unterſuchungen und Erklärungen desjenigen, was er ſelbſt nicht erklärt hat, zu verlieren. Umſonſt gewarnt, haben ſie eben über dieſe Lehren am meiſten geſtritten.

Dieſer Gott nun, ſagte Jeſus zu den Juden, den ich euch zuerſt vollkommen offenbare, ruft alle Menſchen zur Glückſeligkeit dieſes und eines zukünftigen Lebens: er bietet ihnen Wohlthaten für den Leib und für die Seele an, und unter dieſen das höchſte und wünſchenswürdigſte Gut, nach ihren eigenen Begriffen, die Vereinigung mit ihm ſelbſt. Dasjenige

alſo, worüber ſich die Heiden mit einigem Anſchein der Billigkeit beklagen konnten, daß die Juden ihren Gott zu parteiiſch für ein einziges Volk machten, und eine Religion, die ſich nur für ſie allein ſchickte, ſie allein als die Geliebten und Auserwählten des Himmels vorſtellte, gleichwohl für die einzige wahre ausgaben. Dieſes konnte der Religion Jeſu durchaus nicht vorgeworfen werden. Ob er ſie gleich zuerſt und vornämlich den Juden empfohlen hatte, ſo gab er doch deutlich genug zu erkennen, daß ſie die allgemeine Religion der Welt ſein ſollte. Ihre Forderungen und Verheißungen ſchickten ſich für alle Völker und alle Zeiten. Sie richtete ſich nicht wie die jüdiſche in manchen Stücken nach der Gemüthsart und den Gewohnheiten einer gewiſſen Nation: ſie führte auch nicht bloß oder doch größtentheils, wie eben dieſe, leibliche Belohnungen und Strafen mit ſich, die eine beſtimmte Veränderung in dem Zuſtande eines Volkes hervorbringen ſollten. Gott, ſagte Jeſus, hat die Welt geliebt und Alle, die an ſeinen Sohn glauben, ſollen das ewige Leben haben.

Hier kommt der Kern der Religion, welche er predigte. Indem er die Menſchen das allgemeine ſündliche Verderben, welches ſie auf die Welt bringen, öfters fühlen ließ; indem er ihnen die unzähligen Ausbrüche deſſelben und die Unmöglichkeit vorſtellte, in einer ſolchen Geſtalt Gott zu gefallen, oder ſich durch ihre eigenen Kräfte zu beſſern: kündigte er ihnen eben ſo oft dasjenige Mittel an, welches ſie zu allen Zeiten vergebens geſucht hatten, um bei ihrem höchſten Geſetzgeber, den ſie unaufhörlich beleidigen, Gnade zu erlangen, ihre Herzen und ihr Leben zu heiligen. — Ein Mittel, welches zugleich den Menſchen aufhelfen, ihre Freiheit erhalten, die Gerechtigkeit Gottes befrie-

digen, und mithin vollkommen genannt werden kann. Jetzt, ſagte Jeſus, ſendet Gott ſeinen Sohn unter die Menſchen. Dieſer nimmt ihre Natur und ihre Schwachheiten an, lebt bei ihnen, lehret ſie, und wird bald für ſie ſterben. Sein Leiden und ſein Tod wird alle Strafen, welche ihr ganzes Geſchlecht wegen ſeiner Sünden erdulden ſollte, ausfüllen und vertilgen. Er wird ihnen das verlorne Recht zur Seligkeit wieder herſtellen, und alles leiſten, was Gott von ihnen fordern konnte. Aber dieſe ſeine großmüthige Liebe wird ihnen nur alsdann zu ſtatten kommen, wenn ſie ſich ſein Verdienſt mit einem feſten und beharrlichen Glauben an ihn zueignen. Und die Früchte davon werden ſich darin zeigen, daß ſie ſich dieſer neu erworbenen Kräfte zur Gründung der Tugend in ihrer Seele, und zur Ausübung derſelben im Leben, bedienen.

Dieſer Erlöſer der Menſchen, der wahre Sohn Gottes, bin ich, ſagte Jeſus. Er redete ſehr deutlich und ausführlich von ſeiner Würde, und von der Abſicht, in welcher er auf die Welt gekommen war. Er verſicherte, daß ihn Gott, ſein ewiger Vater, vermöge eines neuen Bundes, den ſie mit einander zum Heil der Menſchen getroffen hatten, unter dieſelben geſchickt habe, um ſie zuvörderſt von ſeiner gnädigen Neigung gegen ſie zu unterrichten, oder ihnen, wie er es ausdrückte, das Evangelium, eine ſehr erfreuliche Nachricht, zu verkündigen; ſodann aber ſie mit Gott wirklich auszuſöhnen, und ein herrliches Reich unter ihnen zu errichten. Er zeigte ihnen, wie ſehr er ſich, um alles dieſes auszuführen, von ſeiner Hoheit herabgelaſſen habe; eben ein ſolcher Menſch, die Sünde ausgenommen, geworden ſei: und der Name des Menſchen Sohn, den er ſich in der ſyriſch-chaldäiſchen Mundart, die damals von den Juden geſprochen wurde,

beilegte, bedeutete in der That nur einen ordentlichen Menſchen, der aber eben durch dieſen beſonders geführten Namen deſto merkwürdiger wurde, weil er zugleich ſo viele Dinge verrichtete, welche die Kräfte eines Menſchen überſtiegen. Er erklärte aber auch den ganzen Umfang ſeines großen Werks und ſeiner Beſtimmung unter den Menſchen: der größte Lehrer unter denſelben, ihr wahrer Prieſter und Friedensmittler bei Gott, und der Stifter des herrlichſten, eines ewigen Reiches zu ſein. Alles, was er ausrichten ſollte, war Ein Ganzes, ein einziges Geſchäft, aber er bildete es unter mehrern Namen ab, die aus der Religion und den heiligen Schriften der Juden genommen waren.

Hatte das jüdiſche Volk ehemals von Zeit zu Zeit Propheten oder auſſerordentliche Lehrer gehabt, welche Gott ſichtbarlich als ſeine Boten beſtätigte, und durch welche er die dem Volke heilſame Wahrheit entweder offenbaren, oder, wenn ſie verdunkelt worden war, von neuem wieder einſchärfen ließ; hatten jetzt die Juden ſeit einigen hundert Jahren keinen ſolchen Mann unter ſich auftreten geſehen: ſo kündigte ſich Jeſus nicht bloß als einen gleichen Propheten, ſondern als den Vertrauten, den Sohn Gottes ſelbſt, an. Ihm brauchte die Religion, welche er predigte, und die weit vortrefflicher als die jüdiſche war, nicht erſt offenbaret zu werden; er kam, wie er ſagte, aus dem Schooſe ſeines Vaters, und niemand kannte dieſen beſſer, als er. Der Eifer, die Standhaftigkeit, mit welcher er im Namen deſſelben, ja in ſeinem eigenen lehrte, und die Laſter ohne Unterſchied der Menſchen beſtrafte; die große Gewißheit, mit der er ſeine künftigen Schickſale vorherſagte; das ehrwürdige Anſehen, das er ſtets

gegen Freunde und Feinde behauptete, und der hohe Vorzug, zugleich der Lehrer der Juden und des ganzen menſchlichen Geſchlechts zu ſein: ſchon dieſes zuſammen erhob ihn über alle Propheten der alten Zeiten. Aber die Deutlichkeit und Vollſtändigkeit ſeiner Lehren, die allen ähnlichen Unterricht, den man von der Religion bisher gehabt hatte, ſo ſehr übertrafen; der Nachdruck ſeines Vortrags, die wunderthätige Kraft, mit welcher er denſelben unterſtützte: dieſe Eigenſchaften forderten jedermann zum Vertrauen, zum Glauben und Gehorſam gegen ihn auf.

Noch größer und bewundernswürdiger erſchien er der Welt, da er ſich ihr in der Geſtalt ihres Mittlers und Fürbitters bei Gott zeigte. Die Menſchen waren ſeit den älteſten Zeiten darauf bedacht geweſen, ſich durch die Zwiſchenkunft heiliger Perſonen mit Gott wegen ihrer Sünden auszuſöhnen. Die meiſten heidniſchen Völker lieſſen durch ihre Prieſter dem Gott, den ſie ſo wenig kannten, das Blut unſchuldiger Opferthiere darbringen, ohne zu wiſſen, ob er es auch für das ihrige annehmen wollte. Mehr Gewißheit über dieſes Mittel beſaß zwar das jüdiſche Volk, von welchem es auf die übrigen Völker gekommen ſein mag; aber es ſah in demſelben nur das Vorbild einer künftigen Verſöhnung, und ſein Hoherprieſter, ſeine Prieſter opferten für ihre Sünden eben ſo wohl, als für diejenigen, welche ihr Volk beging. Jeſus hingegen war Prieſter und Opfer zugleich; er war es für die ganze Welt, aber nicht für ſich. Großmüthige Helden hatten wohl ehemals ihr Leben für ein geliebtes Vaterland, für ihre Fürſten und Freunde hingegeben: aber Jeſus verſprach, es für ſeine Feinde, für eine ſündenvolle und unwürdige Welt aufzuopfern. Er wollte ſich die Sünden der Menſchen, gleichſam als wären es

ſeine eigenen, zurechnen laſſen und die Strafen tragen, welche ihnen für dieſelben zukamen. Für ſie erfüllte er die göttlichen Geſetze mit der höchſten Vollkommenheit. So wurde er ihr Erlöſer, und, da er jede ihrer Verbindlichkeiten auf ſich nahm, auch ihr mächtiger Vertreter.

Dieſe ſeine Wohlthaten, welche die Chriſten ſein Verdienſt, ſeine Genugthuung und von ihm erworbene Gerechtigkeit bei Gott nennen, machte Jeſus nicht nur oft in der lebhafteſten Klarheit den Menſchen bekannt: er lehrte ſie auch, wie ſie ſich dieſelben zueignen und ihrer theilhaftig werden könnten. Die Bedingungen, welche er ihnen vorſchrieb, waren leicht und billig: was ihnen noch dabei Schweres übrig blieb, das verſprach er, durch ſeinen Beiſtand und ſeine Aufmunterung zu heben. Sie ſollten ihre Sünden bereuen; Alles, was er an ihrer Statt thun würde, mit einem freudigen und zuverſichtlichen Glauben für ſich ſelbſt Gott darſtellen; darauf die Hoffnung einer wahren, unaufhörlichen Seligkeit gründen; daraus den Vorſatz, die Bewegungsgründe und Kräfte zu einem heiligen Leben hernehmen.

Er verhieß ſeinen glaubigen und gehorſamen Verehrern keinen von den Vortheilen, welche die Menſchen ſchenken können; keine irdiſche Glückſeligkeit, Ruhe, Macht, Ueberfluß und langes Leben. Mit der Ausſicht auf ſolche Belohnungen war ehemals das jüdiſche Volk, deſſen Augen nur auf zeitlichen Segen gerichtet waren, befriediget worden. Aber geiſtliche und ewige Güter ließ Jeſus hoffen: ſo wenig von vergänglichen, daß es vielmehr ein Kennzeichen ſeiner Nachfolger ſein ſollte, wenn ſie, nach ſeinem Ausdrucke, wie er, ihr Kreuz mit ſich nehmen, das heißt, ſich ſtets bereit halten ſollten, Ungemach und Verfolgungen, in der Erwartung

eines beſſern Lebens, zu erdulden. Und nicht allein in dieſer Erwartung, ſondern auch im Beſitze eines ſüßen Friedens der Seele und des Gewiſſens, welcher auf der Welt ihr beſtändiger Begleiter ſein ſollte. Man kann ſagen, daß die Belohnungen, welche *Jeſus* mit ſeiner Religion verband, allein werth ſind, von einem unſterblichen Geiſte empfunden zu werden.

Durch dieſen Unterricht, durch ſo unſchätzbare Verdienſte und Verheißungen, durch die Bequemlichkeiten, welche er den Menſchen verſchaffte, ſie zu genieſſen, und durch das Anbieten des Schutzes und der Hilfe, das er ihnen that, erwarb er ſich das unſtreitige Recht der beſondern Oberherrſchaft über ſie; er legte den Grund zu einem neuen geiſtlichen Reiche, in welches ſie alle den Zutritt haben, alle in demſelben glückſelige Unterthanen ſein ſollten. Nichts iſt bekannter als der Name eines Königs, oder nach der morgenländiſchen Redensart, eines Geſalbten, der *Jeſus* in den göttlichen Schriften der *Juden* beigelegt wurde. Dieſe ſeine Würde war ihren Herzen tief eingeprägt; aber ihre Vorſtellungen von derſelben konnten nicht höher ſteigen, als zu einem weltlichen Königreiche, das er, wie ſie glaubten, unter ihnen aufrichten würde. *Jeſus* widerſetzte ſich einem ſo ſchädlichen und ſeine Größe beleidigenden Vorurtheile auf das ſorgfältigſte. So oft er von ſeinem Reiche redete, entfernte er von demſelben alle weltlichen Begriffe: er nannte *es das Himmelreich*; er verſicherte, daß man nur durch Buße und Glauben an demſelben Antheil haben könne; er beſtrafte ſeine Jünger, welche ein gleicher Irrthum mit dem übrigen Volke hingeriſſen hatte, und er ſagte noch in ſeinen letzten Tagen vor ſeinem heidniſchen Richter, er ſei zwar ein König, aber nur, um durch die Stimme der Wahrheit, die er predigte, zu regieren.

In dieſem ſeinem Reiche, welches wir ſeine Kirche oder das Reich der Gnaden zu nennen pflegen, hat er alle Anſtalten getroffen, die zur Ausbreitung und Befeſtigung deſſelben dienen können. Er hat die Geſetze und Grundlehren deſſelben aufzeichnen laſſen, und ihre Sammlung wird unter dem Namen der Schriften des neuen Bundes begriffen. Er hat Lehrer beſtellt, welche dieſelben häufig ins Andenken der Menſchen bringen, erklären, und ſeine Rechte, die ſich ſelbſt behaupten, auch, ſo viel es ihre Schwachheit leidet, vertheidigen ſollen. Sein Verſprechen, für dieſelben bis an das Ende der Welt zu ſorgen, und ſie gegen ihre Feinde zu beſchützen, ging noch bei ſeinem Leben unter den Menſchen in die Erfüllung: er leiſtete es auf eine ſehr rührende Art, da er jene boshaften Geiſter, welche die Menſchen von ihm abzuziehen ſuchten, aus den Leibern derſelben, welche ihnen damals einzunehmen vergönnt worden war, durch ſeinen Befehl vertrieb, um anzuzeigen, wie ſehr ihre Gewalt durch ihn geſchwächt worden ſei. Auf dieſe Art errichtete Jeſus ſein Reich in der Welt; er übernahm die Regierung deſſelben erſt nach ſeiner Auffahrt gen Himmel: und einſt wird er es, wie wir aus ſeinen Worten wiſſen, in das Reich ſeiner Herrlichkeit verwandeln, in welchem er diejenigen ewig belohnen will, welche ihm unverbrüchlich treu geblieben ſind.

Obgleich ſeine Religion und ſein Reich ganz geiſtig und himmliſch iſt, ſo fand er es doch für nützlich, zwei Zeremonien in denſelben einzuführen, welche vermuthlich der ſchwachen Vorſtellungskraft der Menſchen durch eine ſinnliche Erinnerung zu Hilfe kommen, aber zugleich mehr als bloße Zeremonien ſein, ein Unterpfand der göttlichen Gnade (σύμβολον), eine Verſicherung des Rechts an dieſelbe, und

eine Stärkung des Glaubens an ſeine Verheißungen abgeben ſollten. Sie waren dabei ſo einfach, ſo wenig verführeriſch zum Aberglauben, daß wir die Weisheit ihres Stifters, aber auch die ausſchweifenden Verzierungen und Verfälſchungen, welche die Menſchen bei denſelben vorgenommen haben, bewundern müſſen. *)

Die erſte derſelben, welche zur feierlichen Aufnahme in ſein Reich dienen ſollte, iſt die Taufe. Alle, welche die Lehre Jeſu annehmen wollten, ſollten in ſeinem, ſeines Vaters und des heiligen Geiſtes Namen, unter reines Waſſer getaucht und wieder aus demſelben hervorgezogen werden. Durch dieſe Handlung ſollten ſie ſich zur Verehrung Gottes, wie er ſich durch Jeſum geoffenbart hatte, und nach der Vorſchrift deſſelben, im Glauben an ſeine Wohlthaten und in einem heiligen Leben, verpflichten, und gleich beim Eintritte in ſein

*) Creuzers Symbolik, zweite Ausgabe. 1819. § 22, Seite 40, I Theil. — Das Chriſtenthum als Lichtlehre gewährt uns die reinſte Erkenntniß Gottes: unſer Geiſt gewinnt dadurch an Stärke in göttlicher Ausbildung; je tiefer und inniger wir uns daſſelbe zueignen, deſto vollkommener wird ſich unſere ewige Seele mit den guten Weſen der unſichtbaren Welt vereinen, wenn einſt die hinfälligen Körper aufhören, ihr als Werkzeuge zu dienen. Ein ſinnliches Mittel zu dieſer Bildung ſind die Myſterien des Glaubens, die Sakramente oder σύμβολα.

Es kehret nicht zur Sterblichkeit, die vergänglich, der Leiden Haus,
Wer mich erreichte, noch zurück, hoch am Ziel der Vollkommenheit.
Wiederkehrender Art, Orjun, ſind aus Brohma die Welten all.
Wer mich erreicht hat, Kuntis Sohn, iſt der fernern Geburt befreit.

Friedr. Schlegels Ueberſ. des Bhagavatjeta.

Reich widmen. Ebendieſelbe ſollte ihnen auf dieſe Bedingungen das Recht an die ewige Seligkeit ertheilen. Man ſieht aus dieſer Verbindlichkeit auf der einen Seite, und aus den Verheißungen von der Seite des Heilandes, daß die Taufe nach ſeiner Abſicht eine Art von Bündniß zwiſchen Gott und den Menſchen ſein ſollte, deſſen Beobachtung bei allen Chriſten unverbrüchlich wäre. Man findet aber auch leicht die ſinnbildliche Bedeutung, welche dieſe Zeremonie mit ſich führet. Eine ſolche Abwaſchung durch das Waſſer ſollte die neuen Unterthanen Jeſu erinnern, daß ſie nunmehr von allen Gräueln ihrer bisherigen Lebensart gereinigt und zu einem unſchuldigen Leben unter der Anführung ihres Erlöſers geheiligt würden.

Die zweite Zeremonie, welche Jeſus in den letzten Tagen ſeines Lebens anordnete, war nicht, wie die erſtere, für die neuen Ankömmlinge in ſeinem Reiche, ſondern für diejenigen beſtimmt, welche ſchon einige Stärke in ſeiner Kenntniß und in ſeinem Dienſte erlangt haben würden. Dieſes iſt das Abendmahl des Herrn, wie es ſein Apoſtel nennt. Indem Jeſus zum letztenmale mit ſeinen Jüngern des Abends aß, betete er über dem aufgetragenen Brode, brachs in Stücken, gab es ſeinen Jüngern mit dem Befehl, davon zu eſſen, und ſetzte hinzu: dieſes iſt mein Leib. Gleichergeſtalt betete er auch über dem Weine, und gab ihnen denſelben, mit den Worten: Trinket alle daraus; dieſes iſt mein Blut des neuen Bundes, das für viele zur Vergebung ihrer Sünden vergoſſen wird. Er gebot ihnen auch zu beidenmalen, wie Paulus meldet, daß ſie dieſe Handlung öfters zu ſeinem Gedächtniſſe vornehmen ſollten. In der That war das erſte, was den Freunden Jeſu bei dieſen Reden deſſelben beifallen konnte, und was auch wir noch immer daran wahrneh-

men, dieſes, daß er dadurch für die Chriſten ein lebendes und beſtändiges Andenken ſeines Leidens und Sterbens habe ſtiften wollen. Das gebrochene Brod war ein Bild ſeines am Kreuze verwundeten und getödteten Leibes, und das Blut, welches er ebendaſelbſt zur Verſöhnung der Menſchen vergieſſen ſollte, floß gleichſam in dem Wein, den er zuletzt vor ſeinem Tode zu trinken gab. Aber die kurze und deutliche Verſicherung, welche er ſeinen Jüngern gab, daß dieſes, was er ihnen reichte, ſein Leib und ſein Blut ſei, mußte bei ihnen einen weit höhern Gedanken hervorbringen, als eine bloß ſinnbildliche Deutung. Paulus hat ihn mit den Worten Jeſu verbunden: und wir können kaum zweifeln, daß durch dieſelben eine eben ſo gewiſſe Mittheilung des Leibes und Blutes Jeſu ausgedrückt werde, als der Genuß des Brodes und Weines iſt, welche die Eſſenden ſehen und fühlen; ja, daß jenes himmliſche Gut eben unter dieſen irdiſchen Gaben dargereicht und zugerechnet werde. So viel kann man über den Verſtand der Worte des Heilandes mit einer überwiegenden Wahrſcheinlichkeit ſagen; allein er erklärte es nicht, auf was für eine Art er uns ſeinen Leib und ſein Blut im heiligen Abendmahle gebe: und wir wollen uns alſo nicht überreden, dasjenige zu wiſſen, was er uns nicht offenbaret hat. Genug, daß es unläugbar iſt, er habe durch dieſes feierliche Mahl den Glauben der Seinigen ſtärken und ſie auf alle Weiſe feſter an ſeine Gemeinſchaft knüpfen wollen.

Er berechtigte aber die Chriſten durch dieſe beiden Zeremonien keineswegs, ſeine Religion mit einer Menge von Gebräuchen auszuſchmücken und nach und nach unkenntlich zu machen. Anſtatt ihnen dieſe Erlaubniß zu geben, räumte er vielmehr Alles auf die Seite, was einen Mißbrauch ihrer Einbildungskraft veranlaſſen

konnte; er ſchaffte den alten jüdiſchen Zeremoniendienſt ab; er tadelte die willkührlichen Zuſätze, welche die Phariſäer und Schriftgelehrten zu dem göttlichen Geſetze gemacht hatten, und die pünktliche Strenge, mit welcher ſie kleine, zum Theil ſelbſt erfundene Pflichten und Anſtalten beobachteten, aber die großen und erhabenen Gebote Gottes vernachläſſigten. Alle ſeine Lehren waren, ſo zu reden, eine Erklärung von jenem vortrefflichen Grundſatze, der nicht genug wiederholt werden kann, und nur zu bald unter den Chriſten vergeſſen worden iſt: Gott iſt ein Geiſt, und die ihn anbeten, müſſen ihn im Geiſte und in der Wahrheit anbeten; ſie müſſen ihn, um es mit andern Worten zu ſagen, mit den Trieben eines rechtſchaffenen und aufrichtigen Herzens verehren.

In der Religion, welche er predigte, war alles praktiſch; kein Platz für leere Spitzfindigkeiten und unfruchtbare Unterſuchungen. Sie beſchäftigte nicht bloß den Verſtand, ſondern immer zugleich und am meiſten das Herz und Leben der Menſchen. Was wir in derſelben die Glaubenslehren nennen, hängt ſo unzertrennlich mit ſeiner Sittenlehre zuſammen, daß jene, auſſer dieſer Verbindung betrachtet, einem Garten, der mit den herrlichſten Früchten angefüllt iſt, gleichen würde, den wir aber, weil er auf einem ſehr hohen und unzugänglichen Berge gelegen wäre, nur von weitem bewundern könnten. Man hat, bei aller Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen den von Jeſu geoffenbarten Glauben, doch nicht unrecht zu ſagen, daß er uns nur wenig zu glauben, aber deſto mehr zu thun und auszuüben anbefohlen habe. Er ſprach von den Geheimniſſen ſeiner Religion zwar deutlich und beſtimmt; aber nur kurz, ohne die Fragen der menſchlichen Neubegierde zu beantworten. Sein ſeligmachendes Evangelium hingegen von

der Vergebung der Sünden, welche die Menſchen ſeinem Verdienſte zu danken hätten, trug er unaufhörlich in ausführlichen und reizenden Erklärungen vor; von den Pflichten derer, die ſeine Nachfolger ſein wollten, gab er den ſorgfältigſten Unterricht: und es iſt keine Tugend, die er nicht oft gelehrt und angeprieſen hätte. Er lehrte die Menſchen hauptſächlich, die Früchte ſeiner Religion zu empfinden; aber bis auf den verborgenſten und tiefſten Grund derſelben führte er ſie nicht, weil ſie ihm bis dahin nicht hätten folgen können. Seine Sittenlehre war die ſchönſte und vollkommenſte, die man noch in der Welt gehört hatte. Sie begriff nicht nur alle Pflichten, welche ſonſt die allgemeine Uebereinſtimmung der Menſchen aus dem natürlichen Rechte herzuleiten wußte, und alle ſittlichen Geſetze, welche das jüdiſche Volk von Gott ſelbſt bekommen hatte; ſie erklärte, beſtimmte, erweiterte ſie auch, auf eine den Menſchen ganz unbekannte und unmögliche Art; ſie vermehrte dieſelben mit neuen Pflichten, deren Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit aus ihrem erſten Anblicke hervorleuchtet; ſie bereicherte ſie mit edeln, dringenden und neuen Bewegungsgründen, die vornämlich aus den Wohlthaten Jeſu gegen das menſchliche Geſchlecht hergenommen waren, und, welches nicht weniger ſchätzbar iſt, ſie verſprach den Menſchen auch die Kräfte, welche ſie zur Beobachtung aller ihrer Pflichten brauchten. Einen weiſern und gütigern Geſetzgeber, als Jeſus war, konnte ſich der menſchliche Verſtand nicht denken.

Wie ſeine Religion überhaupt dem menſchlichen Geſchlechte heilſam werden ſollte, ſo war dieſes auch der eigenthümliche Endzweck ſeiner Sittenlehre, die Menſchen zu beſſern und glückſelig zu machen. Sie iſt der menſchlichen Natur durchaus gemäß: weder zu ſtrenge,

und in ihren Forderungen bis zum Unmöglichen ausgedehnt, noch zu nachgebend und weichlich. Sie gibt dem Menſchen ſo viel zu thun, daß er nicht nöthig hat, neue Arten, Gott zu dienen, auszuſinnen. Ihre Vorſchriften können ſchwer heißen, ſo lange das menſchliche Herz durch die Empfindung der göttlichen Gnade nicht geſtärkt worden iſt; aber ſie ſind leicht und angenehm, wenn erſt der Glaube an den Heiland der Welt dasſelbe durchdrungen. Es iſt ein offenbarer Irrthum, da man geglaubt hat, daß es die Abſicht der Sittenlehre Jeſu ſei, die Menſchen ſtörriſch, finſter und traurig zu machen. Nie hat er ſie fern von einander, in Einöden, zu einem ungeſchäftigen und unnützen Leben verbannt; nie von allen Vergnügungen, deren er ſie doch ſelbſt fähig gemacht hat, ausgeſchloſſen; er hat ihnen keine freiwilligen Martern vorgeſchrieben, mit denen ſie ihren Leib belegen möchten; und nicht verlangt, daß ſie ein Leben, das ſo voll von Beſchwerlichkeiten iſt, ſich ſelbſt noch elender machen ſollten. Sich daſſelbe auf alle Art zu erleichtern und erträglicher zu machen, darauf zielen ſo viele ſeiner Geſetze. Die Welt könnte bloß ihres äuſſerlichen Wohlſtandes wegen keine vortheilhaftere Sittenlehre wählen, als die chriſtliche. Keine andere kann ſo gute Fürſten und Unterthanen, Eheleute und Kinder, ſo liebenswürdige und brauchbare Mitglieder der allgemeinen menſchlichen Geſellſchaft bilden. Und man darf, um dieſes alles zu beweiſen, nicht einmal die ganze Sittenlehre, welche Jeſus vorgetragen hat, abſchildern; einige Züge, die vorzüglich oder allein dazu gehören, ſind hier genug.

Er empfahl die Ehrerbietung gegen Gott, und das Vertrauen auf die Fürſorge und Gnade deſſelben, auf eine deſto rührendere Art, je verehrungswürdiger und gütiger er ihn den Menſchen bekannt gemacht hatte.

Er lehrte ſie zu Gott beten. Die kurze und bündige Vorſchrift, welche er darüber gegeben hat, iſt der täglichen Verfaſſung aller Menſchen angemeſſen, und enthält Alles, was ſie von ihrem Vater im Himmel bitten können: die wahre Erkenntniß von ihm und die Tüchtigkeit, ſeine Ehre und Herrlichkeit auszubreiten; den Antheil an ſeinem durch Jeſum aufgerichteten Reiche; die Kraft, ſeinen Willen eben ſo zu erfüllen, als ihn die Engel, ſeine Diener, vollbringen; ihren täglichen Unterhalt; die Vergebung ihrer Sünden mit einer Nachſicht, welche ſie einander ſelbſt erweiſen; die Bewahrung vor allen Neigungen zur Sünde, und die Erlöſung von allem Böſen. Die Juden waren in demjenigen, was ſie von Gott bitten ſollten, nicht unwiſſend geweſen; aber Jeſus offenbarte der Welt erſt den völligen Zutritt zu ſeinem Vater, leitete das Gebet von zeitlichen Gütern und Bedürfniſſen auf himmliſche, und befahl, daß es in ſeinem Namen, in der Zuverſicht auf ſeine Fürſprache und ſein Verdienſt, verrichtet werden ſollte. Inſonderheit aber wollte er, daß die Liebe Gottes das ganze menſchliche Herz erfüllen ſollte: aus dieſer, nicht aus Furcht vor den Strafen des Geſetzes, ſollte der Gehorſam gegen ſeine Gebote flieſſen. Die Liebe und Dankbarkeit gegen ihn, eine freudige Annehmung ſeiner für ſie geſtifteten Ausſöhnung mit Gott, ſollte zuerſt allen Trieben des Menſchen eine beſſere und höhere Richtung geben, und ſodann in heiligen und tugendhaften Handlungen fruchtbar werden.

Eben dieſe Liebe gegen Gott, verbunden mit der Liebe des Nächſten, ſollte auch die gewiſſe und unerſchöpfliche Quelle von allen Pflichten ſein, welche ſich die Menſchen einander ſchuldig ſind. Und nach den Lehren Jeſu ſind nicht bloß unſere Mitbürger, die mit uns aus Einem Volke entſproſſen ſind, einerlei Religion

bekennen, gleiche Sitten und Geſetze mit uns haben, unſere Nächſten. Dieſes ſchlimme jüdiſche Vorurtheil, das aus der Religion und Verfaſſung dieſes Volks mit einigem Scheine vertheidigt werden konnte, hob Jeſus gänzlich auf. Jeder Menſch, ſagte er zu den Juden, iſt euer Nächſter. Seine allgemeine Menſchenliebe ſtiftete unter uns allen eine vollkommene Gleichheit, und verband uns auch alle zu einer aufrichtigen und wirkſamen Liebe gegen einander. Dieſes edle, ſo ſehr unter den Menſchen vor ſeinen Zeiten verkannte Gebot, einander ohne Unterſchied zu lieben; dieſe neue unwiderſtehliche Aufmunterung, welche er ihnen dazu ertheilte, und der Vorzug, den er dem Geſetze der Liebe vor allen andern gab, berechtigten ihn genugſam, zu ſeinen Jüngern zu ſagen: er gebe ihnen ein neues Gebot, nämlich, daß ſie ſich unter einander lieben ſollten.

Nichts iſt gewiſſer, als daß die Religion Jeſu nach ſeiner Abſicht durchaus liebreich ſein ſollte. Sie weiß nichts von Zwang und Verfolgung: ſie ſoll gelehrt, aber niemanden aufgedrungen werden. Die Menſchen ſollen, wie er ſelbſt ſagt, zum Genuß derſelben durch ein eben ſo freundſchaftliches und wiederholtes Zureden eingeladen werden, als man ſeine Freunde, die ſich zu entſchuldigen ſuchen, zu einem Gaſtmahle nöthigt. Niemals hat er ein Wort von Gewaltthätigkeiten geſagt, welche man gegen diejenigen anwenden ſollte, die ſich weigerten, ſeinen Glauben anzunehmen. Das geſellſchaftliche Leben der Seinigen ſollte ebenfalls eine ſtets überflieſſende Liebe ſein. In allen Verhältniſſen der Menſchen ſollte ſie unſer Triebwerk abgeben, und uns gleichſam mit ſich fortreiſſen. Die Sanftmuth und Verträglichkeit, die Mäßigung des Zorns nach empfangenen Beleidigungen, das gütige Urtheil von fremden Fehlern, die Mildthätigkeit gegen die Armen, und ſo

viele andere chriſtliche Pflichten, die unſer Herr und Lehrer anbefohlen hat, haben alle dieſen gemeinſchaftlichen Urſprung. Mit eben dieſem Grundſatze der allgemeinen und bei genauern Verbindungen auch auſſerordentlich geſchäftigen Liebe, verſtärkte Jeſus die Pflichten beſonderer Stände.

Er lehrte den Gehorſam und die Unterwürfigkeit gegen die Obrigkeit, ſelbſt gegen eine heidniſche, und er ließ die Menſchen nicht einmal muthmaßen, daß er die Lehrer ſeiner Kirche von dieſer Pflicht befreit wiſſen wollte. Er gab dem Eheſtande ſeine faſt verlorne Ehre und Dauer wieder, indem er die Vielweiberei und die leichtſinnigen Eheſcheidungen aufhob, und auch hier die Herzen näher vereinigte. Kein Schritt kann nach ſeiner Sittenlehre unter den Menſchen gethan werden, ohne die Liebe zur Begleiterin zu haben. Sie erhebt ſich von der allgemeinen zur brüderlichen, freundſchaftlichen und chriſtlichen; allein die Liebe gegen die Feinde beweiſet vor allen andern Arten, daß Jeſus ihr Lehrmeiſter und ihr Muſter ſei.

Aber auch die Tugend, welche wir an uns ſelbſt ausüben ſollen, hat Jeſus nicht vergeſſen. Er hat uns eine beſtändige Liebe und Wahrheit, eine eifrige Sorgfalt für das Beſte unſerer Seele, und zugleich auch unſers Leibes, Mäßigkeit, Keuſchheit, Geduld, Genügſamkeit und Zufriedenheit, Arbeitſamkeit, Standhaftigkeit, lauter ſehr nothwendige Pflichten auf der rauhen Bahn dieſes Lebens, die aber in der Gemeinſchaft mit ihm eben und angenehm werden ſollte, empfohlen. Da er uns gelehret hat, uns auf ſolche Art in dieſem Prüfungsſtande auf eine künftige Welt vorzubereiten: ſo hat er uns — einer der höchſten Vorzüge ſeiner Religion — nicht ungewiß aus der gegenwärtigen gehen laſſen wollen; er hat uns mit Troſt, Hoffnung

und Zuverſicht im Tode verſehen; er, der ſich die Auferſtehung und das Leben nannte, hat verſprochen, daß wir durch ihn dereinſt aus unſern Gräbern hervorgerufen werden, und mit ihm ewig leben ſollen.

In den erſten Jahrhunderten kämpfte das Chriſtenthum mit den härteſten, grauſamſten Verfolgungen; täglich floß das Blut ſeiner Märtirer. Kaum aber waren die Chriſten Herren des römiſchen Reiches geworden, ſo wurde ihre bisher geduldige und liebreiche Religion eine gewaltige und unbarmherzige Fürſtin. Zuerſt wurden die Heiden zu Boden geworfen; hierauf verfolgte man, unter dem Namen der Ketzer, alle diejenigen unter den Chriſten ſelbſt, welche im Glauben irrten, oder zu irren ſchienen; ſodann die Ueberbleibſel des jüdiſchen Volks; und endlich Alles, was ſich den Befehlen des herrſchenden Theils der Kirche widerſetzte. Es waren nicht bloß gemäßigte Züchtigungen des Ungehorſams, oder ernſte Zurechtweiſungen ſolcher Köpfe, welche auf verkehrte Meinungen gerathen waren; ſondern gehäufte Drangſale, ausgeſuchte Qualen und Lebensſtrafen, mit denen man viele Tauſende, welche den gemeinten Lehren und Anſtalten nicht beipflichten konnten, gleich den Miſſethätern belegte. — Die Vernunft wurde endlich durch die Furcht zum Schweigen gebracht, und die Religion, die Liebe ihrer erſten Verehrer, war bloß das Schrecken der Welt geworden. — Nach vielen Jahrhunderten kam eine Zeit, da ein Theil der Chriſten die Religion wieder menſchlich machen, die Unterſuchungen über dieſelbe gelaſſen anſtellen und verhüten wollte, daß der Zwiſt, zu dem ſie Gelegenheit geben kann, nicht zum Verderben des menſchlichen Geſchlechts ausſchlage. Allein der andere mächtigere Theil erneuerte gegen ſie alle Grauſamkeiten der heidniſchen Verfolger und übertraf dieſelben vorzüglich in Spanien

noch; bis jene durch das Gleichgewicht der Anzahl und durch den ſich immer mehr aufklärenden menſchlichen Verſtand vor ihren Feinden in Sicherheit geſetzt worden ſind. Dieſer alte Grimm hat ſich endlich gelegt; aber es iſt kein erloſchenes Feuer: es glimmt noch unter der Aſche. Sobald nur in Gegenden, wo noch jene menſchenfeindlichen Grundſätze die Oberhand behalten, ihre Vertheidiger hinzutreten und es anblaſen wollen: ſo können ſie gewiß ſein, daß ſie alles um ſich herum in Brand ſetzen werden. Faſt immer einerlei Groll, Bitterkeit und Streitſucht trennt noch die Chriſten von einander, die bloß wegen des Unterſchiedes in Glaubensmeinungen ſich auch die Rechte, die ſie als Menſchen und Bürger eines Staates beſitzen, verſagen. — — Und alles dieſes ſollte zur Ehre der Religion geſchehen ſein? — um ihre Würde zu behaupten und um eine Uebereinſtimmung in derſelben hervorzubringen? — Nein, es iſt wirklich mehr zur Befriedigung der menſchlichen Leidenſchaften geſchehen. An allen dieſen betrübten Unruhen hat die Religion ſelbſt keine Schuld. Man iſt offenbar ungerecht, wenn man über dieſelben in einer gehäſſigen Abſicht ſpottet, und mit den witzigſten Schriftſtellern ausrechnet, wie viel Millionen Menſchen die Theologie ums Leben gebracht habe. Es gibt Streitigkeiten in der Theologie, und darunter auch unerhebliche und unnütze, aber die Religion macht den Grund dieſer Wiſſenſchaft aus, und dieſe gebietet weder Haß noch Blutvergieſſen. Die Religion iſt ihrer Natur nach ſanft und wohlthätig. Allein die Menſchen ſind von jeher ungelehrig, ſtolz, zankſüchtig, unverträglich gegen Widerſpruch, hartnäckig und blutdürſtig geweſen. Sie haben die Religion zu einem Loſungszeichen und Vorwand gemißbraucht, um ſich ihren Begierden ungeſtrafter überlaſſen

zu können: ſollte man ihnen nicht daher allein das ganze Maas von Uebeln, welche durch die **Uneinigkeit** im Glauben geſtiftet worden ſind, zuſchreiben können? Der fremden, nicht chriſtlichen Gottesverehrung ſei dabei gar nicht gedacht! *)

Doktor Friedrich **Creuzers** Ideen über Heldenthum und Chriſtenthum, während der drei erſten Jahrhunderte nach Chriſtus. **)

In Mittheilung dieſer Ideen erwarte man nichts Ausgeführtes über dieſes große Thema, ſondern einige Worte nur über jene Vergleichungspunkte, welche etwa ſeit dem zweiten und dritten Jahrhundert einem nachdenkenden Bekenner des **Heidenthums** ſich darbieten konnten, oder, wenn man will, Gedanken eines **Pantheiſten** über den **alten** und **neuen** **Glauben**.

Es war **Alles**, was im religiöſen Denken der griechiſchen Völker unter ſo mannigfaltigen Formen immer wiederkehrt, im **Weſentlichen** nichts anders, **als eine Vergötterung der leiblichen Natur**. Die lebendigen Elemente, was ſie ſo nannten, Luft, Feuer, Waſſer und Erde, in ihrer Wechſelwirkung und ihrem Einfluſſe auf den Menſchen, die auffallendſten Erſcheinungen im Thierreiche, die Merkwürdigkeiten der Pflan-

*) **Stunden der Andacht**, zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung. VI Band. S. 129 — 138. (Die Erdbewohner und ihre Religionen.) Fünfte Ausgabe. **Aarau** 1820, bei H. R. Sauerländer.

) **Doktor Friedrich Creuzers Symbolik und Mythologie der alten Völker, beſonders der Griechen. IV Theil, II Ausgabe. S. 551 — 559. **Leipzig** und **Darmſtadt**, bei Karl Wilhelm Leske. 1821.

zenwelt; daneben beſonders Sonne und Mond, die Planeten nebſt einigen andern ausgezeichneten Sternen und noch der Sirius — das waren die Dinge, die der Grieche verehrte, und die er zur Grundlage und zum Inhalte von tauſend und tauſend Fabeln machte. Phyſiſch war faſt ſeine ganze Religion, die öffentliche wie die geheime. Auf das eigenthümliche Sein der natürlichen Dinge, auf ihr Beſtehen und Leben, im Reflex des Menſchengeiſtes — darauf bezog ſich alles religiöſe Thun und Denken. Der Gottesdienſt heiligte in dieſem Kreiſe Alles. Selbſt das Kleinſte verſchmähte er nicht. Es war da nichts zu klein und zu geringfügig. In dieſem magiſchen Schimmer lebendiger Einbildung ward jedes phyſiſche Daſein, Regen und Weben abgeſtrahlt. Es war eine Religion der Phantaſie. — Lichtzeit, Schattenzeit und das Jahr in ſeinem wechſelnden Laufe, Sonnen- und Mondsperioden in den daran hängenden Veränderungen, mit Saat und Aernte, dieſe bildeten den immer wiederkehrenden Kreis der Feſte. — Naturgeiſter wurden erſchaffen, Sternengeiſter, Luft-, Erd-, Waſſer- und Feuergeiſter, die dann wieder, in einzelne Strahlen zerlegt, zu einer unüberſehbaren Zahl von Göttern und götterähnlichen Weſen anwuchſen. In ihren Beziehungen zu einander wurden die Geſetze des phyſiſchen Lebens aufgefaßt, wie ſie ſich dem offenen Naturſinne darbieten konnten. Auf der Höhe der Körperwelt, im Organiſchen, ward die Zeugung der Mittelpunkt des religiöſen Ahnens, Glaubens und Bildens. Und im Natürlichen war nichts zu geheim, es ward ans Licht gezogen, und in Bild und Geſtalt vor Augen geſtellt. Was der Kultur-Menſch im geſellſchaftlichen Leben verſchämt und beſorglich verbirgt, ward vom geraden Sinne des Natur-Menſchen in Namen und Abbild religiös ergriffen, und dem öffentlichen Dienſte

geheiligt. In dieſem ganzen Glauben, der den Gott in die Natur ſetzt und mit ihr identifizirt, ſodann bei der freiern Lebensweiſe ſüdlicher Völker, zumal der Griechen, dort konnten jene Unterſcheidungen von Schicklich und Unſchicklich, des Gottes Würdig und Unwürdig, wie ſie ſich erſt unter ganz andern Lebensanſichten und hiſtoriſchen Ereigniſſen für uns feſtgeſetzt haben, gar nicht aufkommen. Daher jene Nationen in ihren Religionen viel unſchuldiger ſolche ſinnliche Göttergeſchichten und Bilder haben konnten, als z. B. die Römer in der Kaiſerzeit und als die neuern Europäer.

Die Götterwelt der griechiſchen Bildnerei beruht auf demſelben phyſiſchen Grunde. Sie führte aber von da aus beträchtlich weiter, läuterte die Phantaſie, und ſteigerte die religiöſen Vorſtellungen. Hier war eine jede Göttergeſtalt ein Körpergeiſt. In einer ſchönen Individualität das eigenthümliche Weſen der ganzen Art, und, ſo zu ſagen, durch die Oberfläche des leiblichen Erſcheinens das innere Beſtehen, wie auf dem Grunde, zu erblicken, das war das eigenthümliche Beſtreben des griechiſchen Künſtlers. Damit iſt ein bedeutender Fortſchritt gethan. In dieſer plaſtiſchen Darſtellung des Göttlichen ward nun nicht mehr die Natur, als ſolche, in ihren individuellſten Aeuſſerungen genommen und als ſolche vergöttert. Das Einzelne mußte mehr und mehr gegen das Allgemeine zurücktreten. Was nicht zur wahren Weſenheit des Körperlichen, zum eigentlichen Sein der Menſchengeſtalt gehörte, ward abgethan und dahinten gelaſſen. Es ward als Schranke und Hinderniß des wahren leiblichen Daſeins erkannt. Das Geſetz ſelbſt ſollte verkörpert werden, welches die

bildende Natur in der Menſchenform befolgt hatte. Nicht was dem leiblichen Auge erſchienen, ſondern was das Auge des Geiſtes in der Tiefe der Menſchengeſtalt ſah, ward vom Künſtler gebildet. Es war eine Idee, die der griechiſche Bildner vom Körper ausgehend ſuchte und erſtrebte. Es war ein Geiſtiges im Leiblichen, ein Körpergeiſt. Selbſt die höchſten Eigenſchaften der Götter, Macht, Weisheit und Güte, mußten hier einen Leib anziehen und im Sichtbaren anbetungswürdig werden.

Dieſe Eigenſchaften ſchaute der Grieche auch in den Werken ſeiner Dichter an. Auch in den Göttergeſchichten ſah er ſie. Götterähnlich an Kraft, Schönheit, Güte, Weisheit waren ihre Heroen, jene Söhne oder Abbilder der großen Götter. Die Heldengeſchichte zeigte dem Griechen, wie dieſe Edeln der Vorzeit kein anderes Beſtreben gekannt hatten, als das Göttliche zu thun und durch Ringen und Kämpfen der Götterwürde, oder doch der nächſten Ehre nach ihr, theilhaftig zu werden. Ungemeine Sorge für das Vaterland, Vertheidigung ſeiner Götter und Altäre, Einführung des Ackerbaues und des geſitteten Lebens, Stiftung von Heiligthümern, uneigennütziges Aufopfern ihrer ſelbſt — das hatte jene Heroen ausgezeichnet, und ſo ſtanden ſie jedem freien Griechen als Muſter vor Augen. Darin war ein feſter Grund für die Moral gelegt. Noch mehr Ethiſches war in der Art, wie die Myſterien die Heroenlehre aufgefaßt hatten; wo, wenn gleich unter ſinnlichen Bildern von Feuerläuterung und dergleichen, doch der Zwieſpalt im Menſchen und der Sieg des Beſſern in den Lebensläufen vaterländiſcher Helden ganz allgemein und im edelſten Sinne dargeſtellt ward. Es war damit eine

religiöſe Erziehung begründet, die von der entſcheidendſten Lebensſtufe an dem griechiſchen Manne die ehrwürdigen Geſtalten einer höhern Welt beſtändig vorhielt. Ein jeder hatte Heroenberuf. Jeder ſollte werden, was dieſe Helden geweſen. Jede Seele war aus dem Orte der Götter, und die Rückkehr dahin ſollte eines Jeden vornehmſte Sorge ſein.

Das war nur ein Folgeſatz aus dem Allgemeinen, der die Summe aller Geheimlehre befaßte und wodurch ſie mit dem ganzen Orient zuſammenhing. Es iſt die Lehre von der Emanation, von dem Ausfluß aller Dinge aus Gott und von der Wiederaufnahme in ihm. Hiebei drang ſich die Frage auf: „warum doch jener Abfall geſchehen, warum das ewige, ſelige Weſen ſich auſſer ſich geſetzt und in einer Welt habe offenbaren wollen?“ Eine Frage, die, wie Görres (in der Mythengeſchichte der aſiatiſchen Welt, Seite 633) von mehrern vortrefflich gezeigt, alle alten Religions-Theorien vorzüglich beſchäftiget hat.

Die Löſung dieſer Frage in der griechiſchen Myſterienlehre gibt Creuzer umfaſſend im dritten Buche ſeiner Symbolik. Dieſe vaterländiſche Geheimlehre immer mehr zu beſtätigen und zu läutern, war das Bemühen vieler geiſtvollen Denker, beſonders aus der pythagoräiſchen und platoniſchen Schule. Als nun das Chriſtenthum verkündigt war, da war auch auf jene Hauptfrage eine andere, eine neue Antwort gegeben. Sie kann jenen heidniſchen Philoſophen gegenüber auf folgende Weiſe gefaßt werden: Es iſt im Chriſtenthum die Lehre von der Menſchwerdung und von der Verſöhnung der

Mittelpunkt, worauf Alles bezogen wird (Tim. III, 16; Epheſ. I, 7; Koloſſ. I, 14). Hiernach war mit Gottes ewigem Rathſchluß: ſich in einer Welt zu offenbaren, wodurch alſo das Auſſer Gott ſein und mithin der Abfall und die Sünde ſelbſt geſetzt war — zugleich der andere Rathſchluß von Ewigkeit her in der Gottheit gegeben (Kol. I, 20; 2 Tim. I, 9, 10; Epheſ. I, 3, 4): dieſe Welt wieder zu ſich zu nehmen, Gott ſelbſt, aus Gott herausgeſetzt (alſo in die Lage des Abfalls gebracht, wie der Menſch, aber nicht in deſſen Schuld), beſteht den moraliſchen Kampf bis auf den Punkt, wohin der Sieg in dieſem Kampfe gebracht werden mußte, das heißt, bis zur Zurückgabe ſeiner endlichen Natur (Phil. II, 6, 7; Ebr. IV, 15; II, 9, XIV, 17; Phil. II, 8; 1 Kor. XV, 55 — 57); wodurch alſo das Auſſer Gott, und mithin in ihm die Möglichkeit zur Sünde, aufgehoben iſt. Damit iſt der Sieg über den Tod gegeben; indem das aus Gott heraus Geſetzte, durch freie, ethiſche Kraft ſich ſelbſt vernichtend, wieder in die Gottheit zurückkehrt. Mit jenem Akt des durch den Gottmenſchen vollendeten Kampfes iſt von Seiten des abgefallenen Theils (von Seiten des Menſchengeſchlechts) die große Aufgabe gelöſet, nach deren Löſung von Adam her alle Kreatur geſeufzt und ſich geſehnt hat (Röm. VIII, 19). Durch eine That der höchſten Freiheit iſt das auſſer Gott Geſetzte wieder fähig geworden in Gott zu ſein. Das Opfer iſt dargebracht, und die Verſöhnung iſt vollendet. Es hat nämlich jeder Menſch das damals dargebrachte Opfer mit dargebracht (Ebr. X, 10, 14; V, 9), wenn er ein Chriſt, d. h. ein Chriſtus, ein Geſalbter, ein Geweihter und ein heiliger Opferheld, wie jener war, ſein will. In die eigene Wahl, in die ethiſche Kraft, iſt die Rückkehr in Gott einem Jeden geſtellt. Jene

Veranſtaltung der möglichen Rückkehr durch jenen ewigen Rathſchluß der Menſchwerdung, ſo wie die wirklich vollendete Rückkehr durch den freithätig übernommenen Opfertod, iſt das Geheimniß der ewigen Liebe (1 Joh. IV, 9 ff.; Epheſ. II, 4 ff.). Dieſes Geſetz der Liebe gibt allein Aufſchluß über die Entſchlieſſung Gottes, ſich in einer Welt zu offenbaren; ſie löſet das Räthſel der Schöpfung und der Weltgeſchichte. Denn nun, nachdem jenes heilige Todesopfer dargebracht worden, nun iſt es beſſer, daß eine Welt geſchaffen worden; wäre ſie nicht, ſo wäre auch jener Triumph des Heiligen nicht. Durch letztern iſt erſt das Daſein der Welt gerechtfertigt. Erſt mit dem in Chriſtus vollendeten Opfer feiern alle Himmel und alle Naturen die Herrlichkeit des in der Welt ſich offenbarenden Gottes.

Hierdurch erhalten die Hauptdogmen des Chriſtenthums ihre Bedeutung. Zuvörderſt das Dogma von der Gottheit des Sohnes; indem die Wiederaufnahme des auſſer Gott Geſetzten in Gott, die Verſöhnung der Welt, durch niemand anders geſchehen kann, als durch den, der niemals auſſer Gott geweſen, und der niemals weniger als Gott ſelbſt war (Joh. I, 1, 3, 10, 14). In und durch Chriſtus war die Welt (das auſſer Gott Geſetzte) von Ewigkeit her wieder in Gott. — — Sodann das Dogma von der Erbſünde, indem das Menſchengeſchlecht, von dem ethiſchen Mittelpunkte betrachtet, wovon die chriſtliche Lehre es anſieht, in ſeinem Daſein an ſich böſe war (Röm. VII, 14, 18; VIII, 7, 8), das heißt, indem das auſſer Gott ſein ſchon an ſich als eine Folge von Verſchuldung betrachtet werden muß, welche erſt durch ein freies Opfer des Lebens ſelbſt abgebüßt oder gerechtfertigt werden kann. Damit iſt die ganze Typo-

logie geſetzt, d. h. die Lehre von der Sehnſucht der Väter alten Teſtaments nach der Erlöſung und von den Vorbildern, worin ſie das künftige Heil erblicken, mithin der Satz, daß erſt von dem neuen Teſtamente aus der Inhalt des alten als erfüllt betrachtet werden kann.

Im Chriſtenthum iſt Alles in die freie Kraft des Willens geſtellt. Das Problem von der Schöpfung und von dem Daſein auſſer Gott iſt einzig durch das Ethiſche (durch die Lehre von der Heiligung des Willens) gelöſet. Das Phyſiſche, d. h. die bildliche Hinweiſung auf die ſichtbare Natur, iſt nur ſparſam eingewebt. In den heidniſchen Religionen herrſcht das Phyſiſche vor, ſowohl in Vergötterung des Jahres mit ſeinen ſinnlichen Einflüſſen und Erſcheinungen, als in den größern Naturperioden. Der Satz, daß jedes einzelne Weſen wieder zu ſeiner Quelle zurückkehre, war im öffentlichen Götterdienſte phyſiſch ergriffen und phyſiſch durchgeführt. Er äuſſerte ſich in enthuſiaſtiſchen Gefühlen und begeiſterten Handlungen, wodurch der Menſch ſein Einzelnes und Endliches mit dem Allgemeinen und Unendlichen zuſammenknüpfte. Ethiſche Strahlen ſchieſſen hier nur einzeln durch, z. B. darin, daß der gefeierte Naturgott auch als ein weiſer Geſetzgeber und Regent vorgeſtellt iſt. Mehr Annäherung zum Chriſtlichen zeigt ſich da, wo der Lehre von der Seelenwanderung zugleich der Satz moraliſcher Läuterung untergelegt iſt; noch mehr in der altperſiſchen Lehre von der in Gott vermittelten Feindſchaft, als dem Grunde der Welt und dem Kampfe des Lichtes mit der Finſterniß. Durch die Aufnahme dieſer Lehre, durch deren Ausbildung und Einprägung wurden die Eleuſiniſchen gehoben und vor

allen andern griechiſchen Myſterien dem Chriſtenthume genähert. Aber auch hier war der ſinnliche Naturgeiſt noch zu mächtig. Unter der Hülle von Bildern und Göttergeſchichten konnte es nicht ausbleiben, daß das Ethiſche vom Phyſiſchen immer wieder überwachſen und verdämpft, oder daß der Geiſt vom Buchſtaben immer wieder übermeiſtert ward.

Es ergibt ſich aus dem Allem zweierlei:

Erſtens wird es begreiflich, warum die einſichtvollſten, aber auch ſittlich eifrigſten unter allen Vätern älterer chriſtlicher Kirche, auch wenn ſie, wie dieſes zuweilen der Fall war, die Myſterien genauer kannten, dadurch dennoch nicht nur nicht befriediget wurden, ſondern auch den ernſthafteſten Kampf gegen dieſe Anſtalten für Pflicht hielten.

Zweitens ſehen wir auch, warum achtbare, würdige Denker unter den Heiden ſich ihrer Geheimlehre gegen das Chriſtenthum annahmen. Eines Theils ſtützten ſie ſich auf den rein ethiſchen Sinn der weſentlichſten Myſterien-Dogmen; in ſo weit erſchien ihnen die neue Religion überflüſſig. Anderſeits fanden ſie im Chriſtenthum zu viele Erörterungen bei Seite geſetzt, oder vorweg abgeſchnitten, die ihrem philoſophiſchen Forſchungsgeiſte reichen Stoff und erwünſchte Nahrung gewährten. So mußte Zwieſpalt kommen. — Aber auf beiden Seiten ward ein höherer Friede denen, die ſeiner werth waren, dennoch zu Theil.

Ideen des Kirchenraths Abegg über die Frage: Wie die Apoſtel den Rathſchluß Gottes bei Erſchaffung des Menſchengeſchlechts in der Erſcheinung Chriſtus enthüllt gefunden haben? *)

Wie die Gottheit, nach Bildern des Glaubens der alten Welt, den Honig zur Koſt der Unſterblichkeit läuterte, ſo hatten auch die Edelſten der Vorwelt keine angelegentlichere Sorge, als den beſſern Geiſt, der von jeher in den Symbolen des alten Glaubens gelegen, auszuſcheiden von dem Körperlichen und immerfort rein zu bewahren. Das war die Lehre von einem ewigen göttlichen Weſen und von der Seele unſterblichen Natur. Das war der Glaube der Geiſtigen von jeher, und der beſſere Geiſt der alten Myſterien.

Dieſer Vor-Satz, das Ergebniß der tiefſten Forſchungen und Auslegungen der Symbolik und Mythologie der alten Völker, welche der hochgefeierte Creuzer mit dem religiöſeſten Gemüthe gab, veranlaßte, daß Kirchenrath Abegg folgende inhaltſchwere Ideen der Welt zur Gründung höhern Friedens in den Herzen der Geiſtigen im Volke mittheilte.

Alle, welchen die Gewißheit einer ſtets vorhandenen Gotteskraft ein über Alles theures Bewußtſein iſt, werden Creuzers Reſultat mit entgegenkommender Geſinnung dankbar annehmen: denn dasjenige Leben, deſſen Licht und Kraft eben jenes Bewußtſein iſt, wünſchen ſie recht tief gewurzelt und befeſtigt zu wiſſen. Die frühere Zeit ſcheint aber der tiefere Grund

*) Symbolik und Mythologie der alten Völker, beſonders der Griechen, von Doktor Friedrich Creuzer. IV Theil. S. 440 und 560 — 575. II Ausgabe. Leipzig und Darmſtadt, bei Karl Wilh. Leske. 1821.

zu ſein, und die in derſelben nachgewieſene reinere Erkenntniß Gottes ein beſtätigendes Zeugniß für das Leben, deſſen wir uns mit Erhebung erfreuen und getröſten.

Die Götterbilder waren unſtreitig Symbole des Göttlichen ſelbſt; ihre Bedeutung, ihr Sinn und Geiſt ward aber nur denen kund gethan und mitgetheilt, welche in die Myſterien eingeweiht waren. Das Köſtliche der Erkenntniß war in das Symbol und in das Myſterium des Symbols eingeſchloſſen, um es vor Verfälſchung und Entweihung durch Unverſtand und Mißverſtand *gemeiner* Geſinnung zu ſchützen und zu verwahren; dieſes widerſpricht ſelbſt der geiſtreichſte der Apoſtel, *Paulus*, keineswegs, ſehr beſtimmt aber widerſpricht er der *Weisheit* dieſer Maasregel unter Andeutung von Gründen, die aus der Sache und aus den Wirkungen jener Maasregel genommen ſind (Röm. I, 19 ff.). Wiewohl aber *Paulus* in dieſem Briefe mit dem freimüthigſten Ernſte auch über die Unvollkommenheit und verhältnißmäßig geringere Wirkſamkeit der *moſaiſchen Inſtitution* ſich erklärt, ſo iſt doch kein Zweifel, daß er die *Frage*: In welcher dieſer *beiden* religiöſen Inſtitutionen findet ſich in Abſicht auf den Inhalt und in Abſicht auf das Mittel zur Bewahrung und Mittheilung dieſes Inhaltes, die gewiſſere und größere Kraft, um dem Menſchenleben jene Würdigkeit zu geben, welche nur durch Erkenntniß Gottes und durch Theilnehmung an ſeinem unvergänglichen Leben gewonnen wird? — zu Gunſten des *Moſaismus* entſchieden habe. — Viel voraus hat der *Jude*, ſagt er (Kap. III, 2), vor allen andern dadurch: ὅτι ἐπιστεύθησαν τὰ λόγια τοῦ θεοῦ. Unter τὰ λόγια τοῦ θεοῦ verſteht er den Inhalt der prophetiſchen Schriften, in welchen das *Geheimniß des Willens Gottes* in Beziehung auf das Menſchengeſchlecht enthalten iſt (Kap. XVI, 24—27).

Dieſe Schriften ſind demnach wenigſtens als die Hülle, der Leib, das Symbol, das Wortbild zu achten, in welches bei den Juden die Erkenntniß Gottes zur Bewahrung aufgefaßt worden war, und wie ſie in früheſter Zeit, z. B. in dem königlichen Prieſter Melchiſedek, unſtreitig reiner und reichlicher geleuchtet hat, als in Aaron und ſeinen Nachfolgern. Paulus behauptet aber, nach den vorhin bemerkten Stellen, noch eine viel höhere Beſtimmung, Enthüllung und Kundmachung in jenen jüdiſchen heiligen Büchern und prophetiſchen Schriften, welche durch die Erſcheinung Jeſu Chriſti für das Menſchengeſchlecht in Erfüllung ging. (Röm. XVI, 25, 27, verglichen mit Kap. V, 12 bis 21, und Epheſ. I, 3 — 10; Kol. I, 25 — 27; Akt. XVII, 16 — 32; Hebr. X, 1 ff.)

In dieſen heiligen Schriften nun wird von jenem Rathſchluſſe Gottes in Anſehung des Menſchengeſchlechts Bericht ertheilt; und zwar, wie derſelbe zuerſt ausgeſprochen und vollführt worden iſt, im erſten Buch Moſis Kap. I, 26 — 28, II, 7 — 25, III, 1 — 24: „Gott ſchuf den Menſchen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes ſchuf er ihn.“

Von der eigenen Lebenskraft Gottes war des Menſchen belebende Kraft genommen (2 Moſ. II, 7, vergl. 1 Kor. II, 6 — 16). Und nachdem der Menſch hiermit eine eigenthümliche Menſchenkraft empfangen hatte, ſo hatte er auch den Geiſt, in welchem ſowohl Gott ſich dem Menſchen kund gegeben, als auch der Menſch Gott erkennen konnte: dadurch gelangte der Menſch alſo in das Bewußtſein der Gemeinſchaft göttlichen Lebens, und ward ein Bild Gottes in der Sichtbarkeit. Der Geiſt des Menſchen, wiewohl göttlicher Art, war allein noch nicht hinreichend, den Menſchen zum Ebenbilde Gottes zu machen; denn dieſer Geiſt

hätte durch ſich allein Gott nicht erkannt, wenn nicht Gottes Geiſt ſich ihm offenbart hätte. Denn in ſo fern dieſer Geiſt des Menſchen ſich ſelbſt wahrnimmt, und das Vermögen hat, auch anderes geiſtiges Leben zu ſchauen und wahrzunehmen, iſt er oder hat er eine Sehkraft, ein Auge: das Auge des Menſchengeiſtes, oder des eigentlichen inwendigen Menſchen, die Vernunftkraft (Röm. I, 19, 20; Epheſ. IV, 22, 23, 24). Aber wie das Auge des äuſſerlichen leiblichen Menſchen nur eigentlich ſieht durch das Licht, welches in daſſelbe eindringt, und wie dieſes Auge die Sonne nur dadurch ſiehet, daß dieſe Sonne in ihrem Lichte ſich demſelben offenbaret, alſo auch ſiehet und erkennt der Geiſt des Menſchen Gott nur in dem Lichte des Lebens Gottes, und erkennt Gott ſo viel und ſo weit, als dieſer ſich ihm kund geben mag, und als er, der Menſch, mit dankbarem Vertrauen und mit demüthigem Verlangen ſich Gott nahet, und mit ihm in Gemeinſchaft ſich zu erhalten befliſſen iſt.

Dieſes gegenſeitige Verhältniß Gottes und der Menſchen beſtand in der erwünſchteſten Weiſe zwiſchen Gott und dem erſten Menſchenpaare; Gott war in ihnen und bei ihnen und ſie waren bei Ihm und in Ihm durch das Bewußtſein, daß ſie im vertrauenden Gehorſam ſeines Willens lebten und dadurch die Erfahrung machten, daß ihre, ohne erſchöpfende Anſtrengung thätige, Lebenskraft im Stande ſei, die übrigen Kreaturen ſich unterthänig zu machen. Die Menſchen waren die Göttlichen auf Erden, welche die ungöttlichen Kreaturen nach dem Willen der ewigen Güte und Wahrheit des Schöpfers leiten und gebrauchen ſollten und konnten, auf daß ſie auf dieſe Weiſe durch dankbare Liebe und vertrauenden Gehorſam Gott verherrlichten, und ſelber göttlich ſelig ſeien ohne Aufhören!

Allein die Menſchen blieben nicht lange in dieſem ſeligen Zuſtande. Wie war dies möglich?

Obſchon die Menſchen an göttlichem unvergänglichem Leben Antheil hatten, ſo waren ſie dennoch Endliche, denen der, welcher Alles in Allem erfüllet, der Unendliche, ſich nicht ganz offenbaren konnte. Manche Ordnungen und Fügungen ſeines Willens, denen die Menſchen unterworfen waren, mußten ſowohl nach ihrem Grund als nach ihrem Endzweck ihnen dunkel, räthſelhaft, unverſtändlich bleiben. Gleichwohl mußten ſie auch hier, — in ſolchen Verhältniſſen willig gehorchen. Durch kindliches Hingeben, aber aus freier Entſchlieſſung des dankbaren Sinnes, ſollten ſie beſonders den liebreichen Urheber ihres Daſeins verehren, um ja in keiner Beziehung ihres Lebens der Verbindung mit ihm zu entbehren. Unterlieſſen ſie dieſes, ſo verlieſſen ſie Gott: denn nur im fortwährenden Gehorſam ſeines Willens konnten ſie ſich in der Gemeinſchaft des Lebens dieſes Willens erhalten. Entfernten ſie ſich durch Ungehorſam vom Lichte des göttlichen Lebens, ſo wurde ihr Sinn verfinſtert; entfernten ſie ſich durch Unglauben von der Theilnehmung an der Kraft ſeines Lebens, ſo wurde ihre Lebenskraft geſchwächt, und mehr und mehr lichtloſer und kraftloſer mußte das Menſchenleben der Finſterniß und dem Tode endlich anheimfallen. An dieſes wurden die Menſchen erinnert, 1 Moſ. II, 15 — 17. Und Gott der Herr nahm den Menſchen und ſetzte ihn in den Garten Eden, daß er ihn bauete und bewahrete. Und Gott der Herr gebot dem Menſchen und ſprach: du ſollſt eſſen von allerlei Bäumen im Garten, aber von dem Baume des Erkenntniſſes Gutes und Böſes ſollſt du nicht eſſen, denn welches Tages du davon iſſeſt, wirſt du des Todes ſterben!

Hier war der Scheitelpunkt in dem Zuſtande der

erſten Menſchen. Nun ſtand ihm frei, entweder dem Worte des warnenden Schöpfers, der ſich ihm doch übrigens in reichlicher Güte und in unläugbarer Wahrheit zu erkennen gegeben hatte, aus freiem Antriebe des dankbaren Herzens Glauben und Gehorſam zu erweiſen; oder der anreizenden Verſicherung der Schlangenklugheit, die durch den irdiſchen, äuſſerlichen Anſchein und durch die Gelüſtungen des thieriſchen Menſchenſinnes blendet und verführt, zu glauben und zu gehorchen.

Im erſtern Falle wären die Menſchen durch vertrauenden Gehorſam in der Gemeinſchaft des Lebens Gottes geblieben, und zwar in einem unzertheilten, ungeſchwächten Bewußtſein und Gefühl des Guten, das in ihnen leuchtend und aus ihnen ſtrahlend, die reichen Zeugniſſe ewiger, allmächtiger Güte um ſie her ihnen ohne Aufhören geoffenbart und dargereicht hätte.

Im andern Falle, in welchen die Menſchen aus eigener Entſchlieſſung ſich verſetzten, gelangten ſie freilich zunächſt zur Erkenntniß, wie des Guten, alſo auch des Böſen: denn das letztere erfuhren ſie in ihrem Ungehorſam und durch denſelben. So wurden allerdings ihre Augen aufgethan: ſie wiſſen, wie Gott, was gut und was böſe iſt! — aber ſie werden auch gewahr, daß ſie nackt waren; nicht mehr umgeben von der ſchützenden Gegenwart Gottes, aus welcher ſie durch dieſen Ungehorſam getreten waren; nicht mehr angethan mit guter kindlicher Zuverſicht in der Bewußtloſigkeit des Böſen, jenes allerböſeſten zumal der Schuld, die eben durch den Genuß der verbotenen Frucht gegen den ausdrücklichen Willen des Gütigen an ſie und in ſie gebracht worden war. Nun ſcheuen und fürchten ſie Gott und fliehen ihn und verſuchen es, ſich vor ſich ſelbſt durch Feigenblätter zu verhüllen, als ob eine

äuſſerliche Verhüllung zudecken könnte, was ewig offen und aufgedeckt iſt im eigenen Bewußtſein und im Lichte des allſehenden Gottes, „die Schuld!“ und verſuchen es, durch Beſchuldigung eines andern die eigene Verſchuldung von ſich abzuwenden, „als ob die eigene Schuld getilgt würde, wenn Andere mitſchuldig erſcheinen!“ Obwohl ſie alſo wieder zum Frieden mit ſich und mit Gott und dadurch zur ſeligen Gemeinſchaft göttlichen Lebens zurückgebracht zu werden ſehnlich ſtreben, ſo kann es ihnen nun nicht mehr gelingen. Durch die Entfernung aus der unmittelbaren Lichtkraft des Lebens Gottes iſt ihre innere Lebenskraft allbereits finſterer und ohnmächtiger geworden. Der Cherub mit dem bloßen hauenden Schwerte lagert vor dem Garten Eden, und bewahret gegen den Menſchen den Weg zu dem Baume des Lebens (1 Moſ. III, 24). Die Schuldbewußten haben zwiſchen ſich und Eden die ewig wache, ewig rege und über alle Menſchenkraft erhöhete, ſtrafende Kraft, die den undankbaren Abfall von dem Willen der ewig wahren und gerechten Liebe mit Scham und Furcht und Ohnmacht, und mit Noth, Elend und Tod ſtrafet und bedroht, und von der Theilnehmung göttlichen ſeligen Lebens ewiglich entfernt hält, wenn nicht Einer, der höher iſt, als der Cherub, aus erbarmender Liebe zu den Menſchen Eden für ſie durch den allerſchwerſten, aber auch allerherrlichſten Sieg erkämpft. Wird dies geſchehen? Es wird geſchehen, ſo gewiß es iſt, daß der Wille des Menſchen, welcher durch undankbaren Mißbrauch ſeiner Freiheit dem Willen Gottes ſich ungehorſam erzeigt hat, den Willen der allmächtigen Liebe nicht vermögend iſt zu vermitteln. (Röm. III, 3, 4.)

Es muß dennoch das Menſchenleben ein Bild Gottes ſein und abſtrahlen! Dazu ſoll

dieſes Menſchenleben ſein, dazu wird es erneuet werden.

Dieſer Rathſchluß Gottes iſt zuerſt geſprochen und aufbewahrt in dem Worte der Verheißung, 1 Moſ. III, 14, 15: Des Weibes Same ſoll der Schlange den Kopf zertreten; und dieſe wird ihn in die Ferſe ſtechen!

Die Menſchen-Natur, einſt mit der Lichtkraft Gottes neu erleuchtet und geſtärkt, wird der Schlange, jener Kraft, welche mit dem nichtigen lügenhaften Scheine von Klugheit und Einſicht, von Freude und Hoffnung, blendet und locket, und dadurch vom Lichte des wahren Lebens, vom Quell der reinern, ächten Freude und Hoffnung entfernt, und nun mit ihrem Lohne, Elend, Schmerz und Tod den ohnmächtigen Menſchen ängſtigt und ſchreckt, den Kopf zertreten, die Lebenskraft zertreten, indeß ſie, die Schlange, den Menſchen nur in die Ferſe ſtechen wird, zwar empfindliche Wunden und Schmerzen verurſachen wird, aber nur an demjenigen Theile des Menſchenlebens, wo durch Wunden und Schmerz keine Verletzung des wahren Lebens, kein Tod verurſacht wird.

Und dieſe Verheißung fängt ſofort an als Wort der Wahrheit ſich zu erweiſen. Obſchon nämlich in den Menſchen, nachdem ſie einmal durch Unglauben das Band der Gemeinſchaft mit Gott zerriſſen hatten, unausbleiblich Verfinſterung und Ohnmacht in dem Verhältniſſe zunehmen mußten, als ſie ſich von den unlautern und ungöttlichen Trieben beherrſchen lieſſen, ſo hat doch Gott den ſonſt unabwendbaren gänzlichen Untergang des Menſchengeſchlechts verhütet, und hat gemacht, daß von einem Blute aller Menſchen Geſchlechte auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel geſetzt, zuvor verſehen, wie lange, wie weit ſie wohnen ſollten,

daß ſie den Herrn ſuchen ſollten, ob ſie doch ihn fühlen und finden möchten (Akt. XVII, 26 ff.). Dieſe fürſorgende Güte war nicht vergeblich. Viele erkannten es, Er, der Urheber ihres Lebens und der Kräfte und Ordnungen, durch welche das Menſchenleben erhalten, geſchützt und gefördert wird, müſſe ihnen nahe ſein: Er iſt nicht fern von einem Jeglichen unter uns! und aus manchem Herzen in allerlei Sprache von allerlei Volk ertönte das Wort: „In Ihm leben, weben und ſind wir!“ Ja manche Hochbegnadigte bezeugten aus erhebendem Bewußtſein: „Wir ſind göttlichen Geſchlechts!“

Insbeſondere aber bezeugte Gott bei einem in dieſem Betrachte höchſt merkwürdigen Manne und einem von ihm ſtammenden Volke, daß er jenen Rathſchluß gefaßt habe und ausführe, nämlich, durch den Glauben an die unwandelbare und allmächtige Güte und Wahrheit ſeines Willens die Menſchen zur freiwilligen Rückkehr zu Ihm zu bewegen und dadurch zur ſeligen Gemeinſchaft ſeines Lebens zurückzubringen. Dem Abraham gibt Gott zu dem Ende die unläugbarſten Proben von der Gütigkeit, Wahrheit und unwiderſtehlichen Kraft ſeines Willens, und ſagt ihm den Inhalt jenes Rathſchluſſes unergründlicher Weisheit und erbarmender höchſter Liebe in dem Worte: „In dir ſollen alle Völker auf Erden geſegnet werden!“ Dadurch wurde in Abraham ſolche innigſt vertrauende Ergebenheit gegen Gott erzeugt, daß er nicht nur willig gehorchte, ſo lange es ihm in Allem, das ihm begegnete, nach eigenem Wunſche erging, ſondern auch alsdann, als der Wille Gottes ihm das Leben des geliebten Sohnes, den die göttliche Liebeskraft dem Greiſe geſchenkt hatte, wieder abforderte. Er geht, zu gehorchen, indem er allen Zweifel, allen Unglauben, alle

Widerſetzlichkeit, die aus dem dunkeln, grimmigen Schmerze ſeines Vaterherzens erregt werden mochte, durch das Wort des Glaubens beſiegte: „Gott kann auch wohl von den Todten erwecken!“ (Hebr. XI, 19). Dieſer Glaube wurde ihm zur Gerechtigkeit gerechnet. Durch dies vertrauenvolle Feſthalten an der Liebe und Wahrheit des Lebens und Willens Gottes bekam er Siegel und Pfand, an der Gerechtigkeit des Lebens Gottes, an dem vollkommenen Leben ewiger Liebe und Wahrheit Antheil zu haben, und einſt den Tag zu ſehen, wo nach der Verheißung aus ſeinem Stamme der Held und Fürſt des Lebens aufſtehen, und die Geſchlechter der Menſchen durch den Glauben an die weltüberwindende Kraft des Willens der Liebe und Wahrheit Gottes gerecht und ſelig machen werde (Joh. VIII, 56).

Dieſer Glaube Abrahams leuchtete und lebte in vielen ſeiner Nachkommen; hochherrlich unter andern in Moſes (Hebr. XI, 24 ff.). Durch Moſes gab Gott dieſem wunderbaren Volke Abrahams eine Verfaſſung und Ordnung, wodurch Pflicht und Recht des Menſchenlebens in Beziehung auf Gott, auf die Menſchen und auf die Natur im Bewußtſein und in lebendiger Wirkſamkeit erhalten werden ſollte. Allerdings war dieſes Geſetz (wie der ganze Inbegriff dieſer Ordnungen genannt wird) eine Beſtätigung der Zeugniſſe des vollkommenen Lebens, der rechtſchaffenen Gerechtigkeit und Heiligkeit, die auch nach dem Ungehorſam der erſten Menſchen in dem Herzen der Menſchen durch die anklagenden und losſprechenden Gedanken ſich kund gaben (Röm. II, 14, 15); aber ſie ſollten auch hauptſächlich dazu dienen, jenen Rathſchluß Gottes der Ausführung näher zu bringen, dadurch, daß durch das Geſetz die Sündlichkeit der Menſchen deſto einleuch-

tender erkannt, und das Elend dieſes Zuſtandes deſto inniger betrauert, und Erlöſung durch den verheißenen Helden deſto herzlicher und ſehnſuchtvoller verlangt werden möchte. Denn jenes Geſetz und deſſen vorgeſchriebene Werke konnten nicht innerlich gerecht und heilig machen, weil kein Menſch im Lichte des Geſetzes, welches ſpricht: „Laß dich auch nicht gelüſten wider meinen Willen!“ ſich ſchuldlos, gerecht und heilig finden konnte. Das Geſetz bezeugte alſo täglich des Menſchen Ungerechtigkeit und Elend. Und ſelbſt die verordneten Sühnopfer konnten nicht, die da opferten, vollkommen machen; ſondern es wurde durch dieſelben nur das Gedächtniß der Sünden alle Jahre erneuert. Es war unmöglich, daß durch Ochſen- und Bocksblut Sünden weggenommen worden wären (Hebr. X, 1 ff.). Das wußten und fühlten die nach menſchlichem Maas und Urtheil edelſten Menſchen ſehr wohl, und bezeugten es durch den Ausruf: „Selig iſt der Menſch, dem Gott keine Sünde zurechnet!“ alſo, meinten ſie, dem Gott aus erbarmender Liebe vergibt, und den dieſe höchſte Liebeskraft heilet von dem Verderbniß der Sünde! Deshalb war die Erfüllung dieſes Wunſches die liebſte Hoffnung dieſer frommen Menſchen! und obſchon ſie ſich bei allem Beſtreben, dem Willen des Geſetzes zu genügen, doch nur als ſchwache Anfänger des vollkommenen Lebens bekennen mußten, ſo zweifelten ſie doch nicht an der Wahrheit und Treue desjenigen, welcher eine völlige und ewige Erlöſung von der lichtraubenden und liebetödtenden Gewalt des Böſen, dem ſie durch die Sünde anheim gefallen waren, verheißen hatte. In dieſem Glauben ſind ſie geſtorben, und haben die Verheißung, die Erfüllung derſelben, in ihrem Erdenleben nicht empfangen, ſondern ſie von ferne geſehen und ſich damit vertröſtet. Sie

haben bekannt, daß ſie Gäſte und Fremdlinge ſeien, und dadurch zu verſtehen gegeben, daß ſie ein Vaterland, das verlorne Eden, ſuchen und hoffen, nämlich das Reich Gottes, wo die Kraft Gottes über alle lichtloſe und liebloſe Gewalten ſiegen, und in allen ächten Abrahamiten und durch dieſe nach und nach in allen Menſchen Freiheit und jedes andere reine Lebensgut herbeiführen werde (Röm. IV, 1 — 25; V, 12 — 21; Hebr. IX, 8 ff.; XI, 13 ff., 39 ff.). Solches Bewußtſein und ſolche zuverſichtliche Erwartung hatte und äuſſerte zuletzt am beſtimmteſten der größte unter denen, welche bei den Iſraeliten aus dem Lichte des göttlichen Geiſtes von jenem Rathſchluſſe Gottes geredet hatten, Johannes der Täufer (Mark. I, 1 — 11; Matth. XI, 2 — 11). Er war es, der aufs Klarſte aber auch mit dem nachdrücklichſten Ernſte verſicherte, daß nun nichts weiter vonnöthen ſei, um an der ſegnenden Kraft des eben erſcheinenden Erlöſers Antheil zu erhalten, als eine aufrichtige Anerkennung des Willens Gottes, und die freiwillige Verpflichtung, allem ungöttlichen Sinn und Leben zu entſagen. Obſchon Johannes die Vollführung jenes Rathſchluſſes Gottes nicht erlebte, ſo ſah er doch und kannte und bezeichnete den, durch den es geſchehen ſollte, Jeſum, den Sohn der Maria, in welchem das Wort Fleiſch geworden war.

Das vollkommenſte Wort des Lebens Gottes hat ſich mit jenem Menſchenleben des Jeſus von Nazareth vereinigt, und der wahre Menſch, der Menſchenſohn, das Ebenbild Gottes, war nun erſchienen. Aus unmittelbarer und innigſter Gemeinſchaft und Erkenntniß des Vaters ſoll Er deſſen Willen in allen weſentlichen Verhältniſſen und Zuſtänden des Menſchenlebens mit

herrſchender, mit obſiegender Kraft vollbringen und bewähren. Daher beginnt er ſein Werk mit der Theilnahme an der Taufe des Johannes, um damit auf das feierlichſte zu erklären, daß er der Menſchenſohn, das Ebenbild Gottes, nur im Gehorſam des Willens Gottes über die Feinde der Freiheit und Wohlfahrt des Menſchenlebens obſiegen könne. Bei dieſer Handlung der Taufe wird von Gott unmittelbar bezeugt, daß ihm zur Erfüllung jenes Geſetzes die Kraft des göttlichen Lebens mitgetheilt werde. Vom Himmel, woher für die dunkle, todte Erde alles Leben und alles Licht kommt, aus dem geöffneten Urquell des Lebens ſelber, neiget ſich die Fülle der Kraft dieſes Lebens in lichtſtrahlender Hülle, zu vergleichen der reinen Taube, die im Silberglanze ihres Leibes niederſchwebt, auf den nieder, der den Willen Gottes vollführen, und als Rathſchluß ewiger Wahrheit und Liebe offenbaren ſollte. Nachdem er nachher auf mancherlei Weiſe in Wort und That ſeines Lebens den Menſchen ſich wohlthätig erwieſen hatte, muß er, nach demſelbigen Rathſchluſſe Gottes, gegen die finſtere Macht des Böſen, welche den Menſchen auf ewig von der Rückkehr nach Eden abhalten möchte, den entſcheidenden furchtbaren Kampf beſtehen. Der Unglaube an die Kraft der ewigen Güte und Wahrheit, Vertrauen auf die Kraft und Einſicht des beſchränkten Weltſinnes, das Werk jener Finſterniß, entziehet ihm die Edelſten durch ſchwächende Muthloſigkeit; erreget gegen ihn liebloſe Verrätherei, unverſöhnlichen Haß des gedemüthigten Hochmuths und der entlarvten Heuchelei, und es will ſcheinen, als ob das Leben der reinſten Liebe nicht nur beſiegt, ſondern vernichtet werden könnte, und damit zu gleicher Zeit die Schuld des Menſchengeſchlechts durch den allergrauſenhafteſten Brudermord unaustilgbar gemacht, und das Wort der Ver-

heißung zu Lüge oder Wahn geſchändet werden könnte. Aber in das in höchſter Anfechtung betende Menſchenherz leuchtet die Gewißheit der unwandelbaren Güte und Wahrheit des Willens, der jetzt ſoll vollbracht werden, und ſtärkt mit unüberwindlicher Standhaftigkeit, um Wahrheit und Liebe bis zum Tode, bis zum Tode des Kreuzes zu behaupten (Luk. XX, 41 ff.; Phil. II, 8). Und dieſer Tod ſelbſt verletzt nicht ſeine Lebenskraft; die Kraft des Lebens, deſſen Willen er getreu geweſen bis in den Tod, erweckt ihn aus dieſem Tode, wie aus einem Schlafe, und erhöhet und verkläret ihn zur Rechten der Majeſtät Gottes. Nun iſt der Cherub am Eingange Edens, mit dem bloßen hauenden Schwerte, gewichen, und Eden iſt wieder für die Menſchen erobert!

Nachdem das Himmelreich von der Taufe Johannes an durch den Helden, der es für die Menſchen erſtreiten ſollte, Gewalt erlitten (Matth. XI, 12); nachdem der Held durch allerhöchſte Anſtrengung in daſſelbe eingedrungen, hat er für Alle die Bahn gebrochen, die ihm vertrauend nachfolgen. Alle, die Gewalt thun, reiſſen es an ſich: Alle, die im Vertrauen auf dieſen Anhänger und Vollender des Glaubens, an die Wahrheit und Kraft des Willens Gottes, gleichfalls kämpfen gegen die lichtloſen und liebloſen Mächte des Unglaubens, erringen das Himmelreich, Freiheit und Wohlfahrt des göttlichen Lebens (2 Tim. II, 11 ff.). Denn dieſes Leben iſt erſchienen voller Gnade und Wahrheit, und hat in ſich für Alle, die ſeine Erſcheinung lieb haben, die lebenerzeugende Kraft. Der Rathſchluß Gottes iſt durch die Erſcheinung dieſes Lebens enthüllt; denn aus der Anſchauung dieſes Lebens wird in den Menſchen das vollſtändigſte Bewußtſein des wahren Lebens, nach deſſen Grund, nach deſſen eigenſtem innerſtem Weſen und Sinn, nach deſſen Welt und Tod

beſiegender Kraft, gewirkt, und damit nicht nur zuſtimmende Anerkennung ſeines Willens, ſondern auch herzliches Verlangen und Streben nach demſelben.

In dem Lichtſtrome reinſter und reichſter Liebe, welcher in dem Tode des Gerechten für die Ungerechten, in dem Blute ſeines Opfers für die Sünden der Menſchen, ſich ergoſſen hat, werden die ſündigen, nach der Gabe des ewigen Lebens verlangenden, Menſchen gereinigt und geläutert, daß ſie nun aufs Klarſte ſehen, wie Gott die Liebe iſt, daß ſie nun nicht zweifeln können an der göttlichen Gnade, die Sünde vergibt, und heilet alle Gebrechen.

In der unbeſieglichen, unzerſtörbaren Kraft des Lebens, welches in dem Auferſtandenen ſich geoffenbaret hat, erfaſſen ſie die Zuverſicht, daß auch in ihnen die Kraft dieſes nämlichen Lebens, das ſie in Chriſtus erkannt und ergriffen haben, ſich erweiſen werde als unzerſtörbares, in Ewigkeit fortſchreitendes ſeliges Leben.

Der Sünde Kraft, die Macht der Ungerechtigkeit, iſt durch die Kraft der Gerechtigkeit, welche in Chriſtus erſchienen iſt, überwältigt! Des Geſetzes Kraft, welches die Menſchen verdammen mußte, weil ſie ſeinen Willen nicht vollbringen, iſt überwältigt von der Gnade Kraft, welche durch jene Gerechtigkeit Chriſti die Verdammniß und Strafe der Sünde für ſie erduldet, und die unbeſiegliche, unverletzliche Kraft desjenigen Lebens, welchrs das göttliche Geſetz bezeuget und fordert, dadurch bewährt hat. In dem Tode des leiblichen Lebens Chriſti zeigte ſich die Kraft der Sünde in ihrer abſcheulichſten und entſetzlichſten Wirkung. Den, der mit reinſter Liebe die höchſte Kraft zum Heil der Menſchen angewandt hatte, tödten die in Selbſtſucht des irdiſchen Daſeins befangenen und verfinſterten Menſchen. Den, der die edeln Wünſche und

Hoffnungen ihrer gefeierten Propheten erfüllen wollte und konnte, ſchlagen ſie ans Kreuz. Aber ohne ihr Wiſſen und wider ihren Willen müſſen ſie den Rathſchluß des ewig Guten, des Gerechten und des Erbarmenden in Vollziehung bringen. Er, der allein gut iſt, konnte die höchſte Gerechtigkeit und Wahrheit, welche unerbittlich und unabänderlich auf Erfüllung ihrer Ordnungen und Ausſprüche beſtehen und dringen muß, mit der höchſten Liebe, welche in dem Tode des Gerechten für die Ungerechten ſich bewährt hat, vereinigen.

In dieſem einzigen, wahren Sühnopfer, welches der in Sünde verfinſterte, verſtrickte und geſchwächte Menſch nicht vermögend geweſen ſelbſt darzubringen, ſehen wir den Willen des vollkommenen Lebens, das Geſetz der göttlichen Gerechtigkeit, zu gleicher Zeit gerechtfertigt und befriedigt. Es iſt keine grundloſe Willkühr, das Geſetz dieſes Lebens. Es iſt kein täuſchender Wahn, an das Daſein und die Kraft dieſes Lebens zu glauben. Es iſt ewige Wahrheit und ewiges Recht. Wer von dieſer Wahrheit abweicht, entfernt ſich vom Lichte des Lebens und wird verfinſtert.

Wer von den Ordnungen dieſes Rechts weicht, entfernt ſich vom feſten Grunde alles Lebens, und geräth in bodenloſe, grauſenhafte Abgründe der Ungerechtigkeit. Es iſt keine Freiheit, kein Heil, als in der freiwillig ergriffenen Gemeinſchaft dieſes Lebens und in der Bewahrung deſſelben durch kindlich vertrauenden Gehorſam.

In Chriſtus alſo hat das wahre Menſchenleben in ſeinem Erſtgebornen, dem zweiten Adam, der vollkommener iſt, als der erſte Adam, angefangen. Die Lichtkraft dieſes in Chriſtus geſchauten und mit Verlangen aufgenommenen Lebens dringet, wie ein geöffneter Strahlenquell des wahren Lebens, in das Menſchenherz, und läutert, ſtärket und heiliget durch den

Glauben an ihn zur Gewißheit und beruhigenden Zuverſicht ewiger Theilnahme an ſeinem Leben. Alle, die ihn aufnehmen, bekommen damit die Kraft, Göttliche, das iſt: Kinder Gottes zu werden. Und dieſe ſeine Kraft wird thätig herrſchen, bis alle Feinde des göttlich-ſeligen Lebens überwältiget worden, und Gott ſein wird Alles in Allem (Röm. V, 6 ff. beſonders V, 12 bis 21; 1 Kor. XV, 23 — 28). *)

Wie bildete ſich das Chriſtenthum zu einer Staats-Religion aus, ehe es vorherrſchend wurde? **)

Von allen Handlungen Konſtantins iſt keine erfolgreicher geweſen, hat keine ihren Einfluß auf alle nachfolgenden Jahrhunderte mehr bewährt, keine überhaupt größere Wirkungen hervorgebracht, als ſeine Erhebung des Chriſtenthums zur Staatsreligion. — Verloren gegangen iſt die Frucht ſeiner Siege, und ganz vergeblich hat er dem römiſchen Reiche, durch die Verlegung der Reſidenz nach Konſtantinopel und durch die Ausbildung der Monarchie zur Unumſchränktheit,

*) Die Perſer hatten in Mithra einen Mittler zwiſchen Gott und Menſchheit; im Parſenglauben iſt die Erlöſung eine Angelegenheit des erſten der Izeds, weil der Parſe nur ein lebendiges Wort, aber kein Wort, das Fleiſch wurde, erkennt. Es liegt im Mithra als Mittler unverkennbar die dunkle Ahnung der Erlöſung.

**) Philoſophiſche Unterſuchungen über die Römer von Friedrich Buchholz. III Band, Berlin 1819. Bei Th. Chriſt. Fried. Enslin. Seite 34 — 52. — Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Chriſtenthums. VIII Band. Fünfte Ausgabe. XXX bis XXXVII, von Seite 320 bis 396. Aarau 1820, bei Heinrich Remigius Sauerländer.

ewige Dauer zu geben verſucht: dies Reich iſt zuerſt im Weſten, und tauſend Jahre ſpäter auch im Oſten untergegangen. Aber die kirchlichen Einrichtungen ſeiner Regierung dauern noch immer fort, wenn gleich zum Theil in einer andern Geſtalt; ja ſie dauern nicht bloß fort, ſondern haben ſich ſogar über Erdtheile verbreitet, welche viele Jahrhunderte nach ſeinem Tode zuerſt entdeckt wurden. In dieſem Betrachte nun hängt Konſtantin noch immer mit einem großen Theile des menſchliſchen Geſchlechtes zuſammen, und ſo erhält die Frage, welche die Ueberſchrift dieſer Betrachtung bildet, ihre unverkennbare Wichtigkeit.

Soll ſie aber der Wahrheit gemäß beantwortet werden, ſo iſt vor allen Dingen nöthig, eine Bemerkung über das Weſen der Staatsreligion im Allgemeinen vorauszuſchicken.

Religion, als das reinſte Erzeugniß der Anſchauung des Ewigen und Heiligen, als Mittelpunkt des Glaubens und Wiſſens, der Theorie und Praxis, kann nie Gemeingut werden, eben weil ſie auf Anſchauung beruht, welche nicht mitgetheilt werden kann. Darum nun iſt ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen Religion und Staatsreligion. Die letztere könnte man das Erzeugniß des diskurſiven Denkens nennen, weil dadurch allein eine Mittheilung möglich iſt. In ihr werden gewiſſe Sätze als Wahrheiten aufgeſtellt, die ihren Beweis nur in dem Glauben finden, welchen man ihnen ſchenkt. Nicht als ob dieſe Sätze nicht Wahrheiten enthielten, daran iſt nicht zu zweifeln; allein, weil die Nachweiſung dieſer Wahrheiten mit allzuvielen Schwierigkeiten verbunden ſein würde, wenn es auf Hervorbringung einer allgemeinen Ueberzeugung ankäme: ſo muß es der Fähigkeit eines Jeden überlaſſen bleiben, ob er durch ſich ſelbſt

die Wahrheiten zu finden weiß oder nicht. Alle Staatsreligion iſt alſo ihrer Natur nach poſitiv, und, in ſo fern ſie ſich in einem Kultus offenbart, nichts weiter, als eine Zurückführung jedes Einzelnen zu der Quelle, von welcher ſie ausgefloſſen iſt, das heißt zur Religion. *)

Wirft man nun die Frage auf, wie das Chriſtenthum ſich jemals zu einer Staatsreligion habe ausbilden können, ſo iſt die Beantwortung dieſer Frage ſchwer oder leicht, je nachdem man ſie auffaßt. Sie iſt leicht, ſo fern man nur zu ſagen braucht: ein unwiderſtehliches Bedürfniß in dem ungeheuern Römerreiche habe dies bewirkt, nachdem in dem Untergange aller Partikular-Verfaſſungen die einzelnen Staatsreligionen ihre Endſchaft gefunden. Sie iſt ſchwer, ſofern es darauf ankommt, daß nachgewieſen werde, warum das Chriſtenthum ſich gerade ſo, wie wir es noch gegenwärtig haben, zur Staatsreligion ausbildet. Nur durch eine genauere Bekanntſchaft mit der Philoſophie in den drei erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung läßt ſich dies Räthſel löſen.

In der frühern Betrachtung, als von dem zunehmenden Verfalle der Staatsreligionen und von der Entſtehung einer Weltreligion die Rede war, haben wir gezeigt, wie der Urheber des Chriſtenthums, indem er an die Stelle des jüdiſchen National-Got-

*) Anthropologie von Heinrich Steffens. Zwei Bände, gr. 8. 1822. Breslau, im Verlage von Joſ Max. Preis 4 Thlr. 18 Gr. — Die Ausführung der in dieſem Werke abgehandelten hochwichtigen Gegenſtände macht deſſen Erſcheinung zu einer der wichtigſten in der neueſten Lit.ratur und iſt wie das nachfolgende als wahre Bereicherung derſelben anzuſehen. — Schriften Alt und Neu. Von Heinrich Steffens. Zwei Bände. gr. 8. 1821. Breslau, bey Joſ. Max. — Preis 3 Thlr. 6 Gr.

tes einen Vater aller Menſchen brachte, nichts Anderes bezwecken konnte, als eine Idee auszuſprechen, wodurch das menſchliche Geſchlecht in dem ungeheuern Römerreiche mit ſich ſelbſt verſöhnt, und die Fortdauer des jüdiſchen Staates gerettet werden ſollte. Dieſe Idee, wie die mit ihr in der engſten Verbindung ſtehende Sittenlehre, war aber allzueinfach, als daß ſie nicht an der Klippe des Nationalſtolzes, ſo wie dieſer ſich noch allenthalben offenbarte, hätte ſcheitern ſollen. — Was den Juden als Thorheit erſchien, daſſelbe erſchien den Griechen als Einfalt; und ſollte die vortreffliche Lehre von einem Gott, der der Vater aller Menſchen iſt, ſich jemals der Gemüther bemächtigen: ſo konnte dies nur durch gegenſeitige Anbequemung geſchehen.

Von allen philoſophiſchen Syſtemen der Vorwelt aber hatte ſich keines ſo vollſtändig erhalten, als das des Platon. Seine Theologie war in den Köpfen aller Derer, welche Anſpruch auf höhere Geiſtesbildung machten, und indem Alexandrien der Hauptſitz aller Gelehrſamkeit war, hatten die Dogmen des Platon durch die Verbindungen, welche der Handel ſtiftete, eine Verbreitung erhalten, die ſich ſelbſt über einzelne Juden erſtreckte. *) Die platoniſche Philoſophie war es alſo, was ſich der Verbreitung des Chriſtenthums am beſtimmteſten entgegenſtellte: ſie mußte überwunden oder gewonnen werden; und da das Chriſtenthum nicht, wie der Muhamedanismus, mit dem Schwerte in der Hand ſeine Ausbreitung be-

*) So hatte ſich Philo in der Alexandriniſchen Schule gebildet; und das Buch der Weisheit, das von Salomo herrühren ſoll, hat unſtreitig keinen andern Urſprung gehabt, da die Spuren von platoniſcher Philoſophie in demſelben unverkennbar ſind.

wirken konnte, ſo blieb Denen, welche ſich mit dieſer Ausbreitung befaßten, nichts Anderes übrig, als ſich der platoniſchen Philoſophie anzuſchlieſſen.

So ſehr nun iſt der menſchliche Geiſt auf die Erkenntniß des allgemeinen Geſetzes der Erſcheinungen beſchränkt, daß er, ſobald es eine Erkennung der End-Urſache derſelben gilt, jenes auf dieſe zu übertragen genöthiget iſt. Indem Platon das Daſein der Welt zu erklären ſuchte, ſetzte er das Weſen der Gottheit, die er als die Urſache derſelben betrachtete, aus der erzeugenden Kraft und dem Logos oder der höchſten Vernünftigkeit zuſammen, deren innige Vereinigung in einem Dritten, dem eigentlichen Erzeugniß der Vereinigung, die Trias gab. So ſtand die Theologie ſchon ſeit vier Jahrhunderten da, und die Idee eines gemeinſchaftlichen Vaters des menſchlichen Geſchlechts, wie moraliſch ſie immer ſein mochte, reichte offenbar nicht an die Vollkommenheit der platoniſchen Erſchauung. Glücklicher Weiſe aber hatte ſich der Urheber des Chriſtenthums in ſeinen Reden mehr als einmal den Sohn Gottes genannt. Er war es im vollſten Sinne des Worts, ſo fern er der Urheber der Idee eines gemeinſchaftlichen Vaters des menſchlichen Geſchlechts war. Doch nicht alſo wollten es die Platoniker des erſten und zweiten Jahrhunderts nehmen. War er nicht der Logos, ſo war er in ihren Augen nichts. Die erſten Miſſionarien gaben ſehr willig über einen Punkt nach, der ihre Lehre noch geheimnißvoller, noch anziehender machte; und dadurch wurde der erſte Grund zu der Dreieinigkeitslehre gelegt, ſo wie die chriſtliche Kirche ſie noch gegenwärtig aufſtellt, nur daß in ihr die Begriffe in förmliche Perſonen verwandelt wurden, wodurch freilich dem Verſtande an Klarheit entzogen

werden mußte, was die Einbildungskraft an Bildlichkeit gewann. Auf dieſe Weiſe verſöhnte ſich der Platonismus mit dem Chriſtenthume; und zwar ſo bleibend, daß es zweifelhaft iſt, ob die, welche ſich gegenwärtig Chriſten nennen, nicht vielmehr Platoniſten zu nennen wären.

Was überhaupt aus dem chriſtlichen Lehrbegriff geworden ſein würde, wenn die Idee eines Vaters des menſchlichen Geſchlechts nur von Juden wäre verarbeitet worden, läßt ſich ſchwerlich beſtimmen. Die erſten Gläubigen vereinigten das moſaiſche Geſetz mit der Lehre Chriſti, und waren daher nichts anders als jüdiſche Freigeiſter, denen die engen Begriffe ihrer Landsleute mißfielen. Von ihrem Lehrbegriff läßt ſich wenig ſagen, und will man annehmen, daß die rechtgläubige Kirche in ihnen und durch ſie beſtanden habe, ſo muß man zugleich eingeſtehen, daß die Verbindlichkeit zur Beſchneidung noch immer fortdauere; denn die erſten fünfzehn Biſchöfe von Jeruſalem waren beſchnittene Juden. — Die nazareniſche Kirche von Jeruſalem erhielt aber den erſten Stoß durch die Eroberung dieſer Stadt; und obgleich die neue Bildungsperiode für ſie anhob, ſobald ſie ſich, jenſeits des Jordans, zu Pella, niedergelaſſen hatte: ſo erreichte ſie doch ihre Endſchaft, als Hadrian, gereizt von dem Empörungsgeiſte der Juden, Jeruſalem gänzlich von ihnen reinigte, auf dem Berge Sion eine neue Stadt unter der Benennung von Aelia Capitolina anlegte, und dem Ueberreſte des jüdiſchen Volkes unter den härteſten Strafen verbot, ſich dieſer Kolonie zu nähern. Genöthigt zu einer peinlichen Abſonderung, entſagte jene dem moſaiſchen Geſetz, um Aufnahme zu finden in der Kolonie; und die Benennung der Ebioniten (Armen) beweiſet, daß die, welche als Rechtgläubige

in Pella zurückblieben, nur nicht die Mittel hatten, andere Wege einzuſchlagen.

Unterdeſſen hatte ſich das Chriſtenthum auch jenſeits der Grenzen von Judäa verbreitet, und in Syrien unter den ſogenannten Heidenchriſten die merkwürdigſten Veränderungen erfahren. Bei dem Abſcheu, den man auch im Alterthum vor den Juden hatte, konnte eine Lehre, welche von ihnen herrührte, nicht viel Eingang finden. Was hätte die Gelehrten Syriens bewegen können, den Anſchauungen zu entſagen, nach welchen die Ewigkeit der Materie, das Daſein zweier Prinzipien, von welchen das eine das gute, das andere das böſe genannt wurde, und die geheimnißvolle Hierarchie der unſichtbaren Welt unumſtößliche Lehren waren! Die Gnoſtiker, welche Platons Philoſophie mit Zoroaſters Anſchauungen vereinigten, waren die entſchiedenſten Gegner des Chriſtenthums, nicht ſowohl in der Hauptlehre — denn die Idee eines Vaters des menſchlichen Geſchlechts konnten ſie ſich gefallen laſſen, ohne mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu gerathen, — als vielmehr in Allem, was ſich von jüdiſcher Theologie an dieſelbe anſchloß; die ganze Schöpfungsgeſchichte, ſo wie ſie in den Büchern des alten Teſtaments enthalten iſt, war ihnen ein Gräuel, und nicht minder verabſcheuten ſie den Gott Iſraels als ein leidenſchaftliches Weſen, voll Eigenſinnes in ſeinen Gunſtbezeugungen, voll Eiferſucht in Hinſicht einer vorgeſchriebenen Verehrung, voll Parteilichkeit gegen ein einzelnes Volk. Ihren edlern Begriff von der Gottheit beibehaltend, konnten ſie den Urheber des Chriſtenthums nur in ſo fern zu einem Gegenſtand ihrer Verehrung erheben, als ſie ſich denſelben als einen Ausfluß der Gottheit dachten, deſſen Erſcheinung auf Erden die Befreiung des menſchlichen Geſchlechts

von Irrthümern und Wahnbegriffen und die Einführung eines neuen Syſtems von Wahrheit und Vollkommenheit bezweckt habe. Auf dieſe Weiſe boten ſie eine Seite dar, durch welche man ſich an ſie anſchlieſſen konnte; und der Erfolg bewies, daß die chriſtlichen Miſſionarien dieſelbe nicht unbenutzt lieſſen. Gebend und annehmend verbreitete ſich alſo das Chriſtenthum, nicht ohne ſeine urſprüngliche Geſtalt aufs Weſentlichſte zu verändern; und nur ein einziger Punkt wurde von allen Seiten feſtgehalten, nämlich die Unſtatthaftigkeit des Götzendienſtes, in welchem Lichte man den Polytheismus betrachtete. Den Moſaismus beſiegte das Chriſtenthum, dagegen wurde es von dem Platonismus beſiegt, neben welchem es nur dadurch fortdauern konnte, daß es ſich ihm anſchmiegte. *)

*) Wenn irgend etwas im Stande iſt, Achtung für abgewichene Jahrhunderte zu erzeugen, ſo ſind es die Anſchauungen der Gnoſtiker und Manichäer vom Univerſum. — Wer ſich mit den Lehrbegriffen eines Baſilides, Valentin und Marcion bekannt machen will, wird in Bruckers Werke dazu Gelegenheit finden. Wir führen hier nur einige Züge aus Manes Theodicea an. — „Von Ewigkeit her iſt die intelligible Welt und die Materie, als Chaos gedacht, da. Jene iſt die Fülle alles Göttlichen und Geiſtigen; dieſe die Fülle alles Materiellen und Wandelbaren. In der intelligibeln, das heißt erkennbaren Welt lagen die Elemente des Heiligen, Guten, Rechten, Schönen und Wahren, wie in der Materie die unentwickelten Keime der Erde, des Waſſers, der Luft, des Feuers, des Aethers und der, jedem Elemente angemeſſenen lebendigen oder vegetirenden Dinge. Die höchſte Heiligkeit, Wahrheit, Güte, Recht und Schönheit in einem ewigen, unveränderlichen, ſelbſtſtändigen Weſen gedacht, erzeugt die Idee des Grundweſens der intelligibeln Welt, die Idee der Gottheit. Gott iſt,

Lieſet man die Urkunden des zweiten Jahrhunderts, ſo überzeugt man ſich leicht von den Anſtrengungen, welche die Chriſten dieſer Zeit zu machen hatten, um ſich gegen die Angriffe zu vertheidigen, denen ſie

ſeiner vorſtellbaren Natur nach, das Licht, welches die ganze intelligible Welt durchdringt, wie die Sonne das Planeten-Syſtem: ein Licht, das nicht von den Sinnen empfunden, ſondern bloß im Verſtande gedacht werden kann. Die Heiden und Juden hatten keine Kenntniß der intelligibeln Welt; wilde Macht der Sinnlichkeit verhinderte ſie, dieſelbe zu erlangen. Nicht der Juden Gott, ſondern die Weisheit eines einzigen wahren Gottes hat die ganze ſichtbare Welt als ein Abgebilde der intelligibeln, wirklichen Welt erbauet; damit in derſelben das Menſchengeſchlecht von dem Verderben der Materie ſich reinige, und zum Leben in der eigentlichen und wahren überſinnlichen Welt ſich fähig mache. Da das große Weltgebäude in ſeinen Verhältniſſen, in ſeiner Ordnung und Bewegung, zuſammengehalten werden mußte: ſo übertrug Gott dieſe Zuſammenhaltung einer höhern Intelligenz, Omophorus (Centripetal-Kraft) genannt. Damit dieſe aber nicht ermüde, ſo geſellte er ihr eine kraftvollere Intelligenz, den Splenditenens (Centrifugal-Kraft) bei. Der klägliche Zuſtand, in welchem die himmliſchen Seelen und die ganze Menſchheit durch die Vereinigung mit Körpern, wie durch die Vermiſchung des Lichts mit der Finſterniß, gerathen waren, ſollte einem beſſern Platz machen. Zu dieſem Endzweck ſandte der Allerhöchſte Chriſtum, den wahren Mithras, mit dem reinſten Lichte Gottes erleuchtet, reich an himmliſcher Weisheit, und unzertrennlich mit der Gottheit vereinigt. Seine Sendung hatte einen doppelten Zweck: der eine bezog ſich auf den Omophorus, auf die Unterordnung des Phyſiſchen unter die ſittliche Weltordnung, durch welche der Verſtand die Endzweckmäßigkeit der ſichtbaren Welt erkennen ſollte; der andere betraf das Menſchengeſchlecht. Sein Amt war, ſelig zu machen und Heiland zu ſein, und dies geſchah durch Offenbarung des göttlichen Reichs und durch heiligen Wandel."

ausgeſetzt waren. Abweichungen von dem hergebrachten Glaubensſyſtem ſind zu allen Zeiten mißfällig bemerkt worden; und ſo wie man ſelbſt in unſern Zeiten mit der Benennung von Atheiſten freigebig gegen diejenigen geweſen iſt, die von der herrſchenden Kirche abgingen: ſo war man es auch vor ſechszehn Jahrhunderten gegen die früheſten Chriſtengemeinden. Die Werke eines Juſtinus Martyr, eines Athenagoras, eines Tatianus und Theophilus, haben kaum einen andern Zweck, als die Chriſten gegen dieſen Vorwurf zu rechtfertigen. Die Abſonderung brachte das Geheimniß, dieſes aber den Verdacht mit ſich; *) und da dieſer nicht entſtehen kann, ohne über die Grenzen der Wahrheit hinaus zu ſchweifen, ſo knüpfte ſich leicht an die Idee der Gottloſigkeit die des Laſters und der Ausſchweifungen. Merkwürdig iſt daher der Geiſt der Duldung, welcher aus den Werken der früheſten Kirchenſchriftſteller ſpricht. Juſtinus Martyr trägt kein Bedenken, diejenigen als Chriſten zu bezeichnen, welche der Vernunft gemäß leben, wenn ſie auch Atheiſten genannt werden, wie unter den Griechen Sokrates, Heraklit und Andere. **) Eine ähnliche

*) Die erſten Chriſtengemeinden waren nichts mehr und nichts weniger als geheime Geſellſchaften, die ihre beſondern Symbole und Abzeichen hatten (wie z. B. die Mithriaca). Zu den Abzeichen der erſten Chriſten gehörten beſonders Steine, auf welche das Wort ἰχθυς gegraben war, weil dies Wort das Glaubensbekenntniß der Chriſten in ſeinen Anfangsbuchſtaben enthält; nämlich: Ἰησοῦς Χριστὸς θεου υἱος σωτηρ.

**) Dieſe Aeuſſerung iſt zu auffallend, als daß man einer Anführung des Textes überhoben ſein könnte. Juſtins Worte ſind: „οἱ μετα λόγου βιώσαντες χριστιάνοι εἰσι, κἂν ἀθεοι ἐνομισθησαν, οἷον εν Ἕλλησι μεν Σωκράτης καὶ Ἡράκλειτος, καὶ οἱ ὅμοιοι αὐτοῖς.“ Apol. I, § 60.

Sprache führt der Philoſoph Athenagoras, indem er in ſeinem Sendſchreiben an den Imperator Marcus Aurelius ſagt: „Wir ſind keine Atheiſten, indem wir als Gott das Weſen anerkennen, aus deſſen Verſtande (λογος) die Welt hervorgegangen iſt, und durch deſſen Geiſt ſie zuſammengehalten wird.“ *)

*) Baſilides Lehre von den Engeln gründete eine im Magismus verborgene Anſchauung des Chriſtenthums, nach welcher Mithra der unſichtbare und höchſte aller Izeds, der lichtreinſte Ausfluß, der Sohn Ormuzds, welcher die Welt in Harmonie erhält, der Urheber der moraliſch-ſittlichen Bande der Liebe, des Friedens und des Glückes, der König der Könige, der Heiland unſers Geſchlechts, Fleiſch annahm im Leibe der reinſten Jungfrau und als Chriſtus auf Erden erſchien. Dieſe Anſchauung war den Eingeweihten in der Mithriaca nicht ſeltſam, ſie faßten ſie vertraut auf, es bildete ſich dadurch eine Miſchung von Perſer- und Chriſtenglauben, zu dem ſich die heidniſchen Römer geneigter bekannten, als zur rein evangeliſchen Lehre. Unter dieſen Symbolen ſahen ſich die geheimen Chriſten gegen die Verfolgungen der Imperatorn und Vornehmen Roms auch mehr geſichert. Wo nicht in allen, doch in vielen Mithrahöhlen ward Chriſtus im Bilde Mithra's geheim, mit heidniſchem Opferdienſt verehrt und angebetet. Die Haupt-Symbole Mithra's, das Stieropfer, verbunden mit dem Jahres-Fortgang im Naturleben, hatten, wie von Hammer ſo tiefſinnig erklärte, die auf die Evangelien gebaute geheime Deutung des blutigen Menſchenopfers des Sohnes Gottes, von Mithra, dem mit göttlicher Wunderkraft begabten Mittler zwiſchen Gott und Menſchen, dargebracht zur Vernichtung der ahrimaniſchen Erbſünde, um die Menſchheit theilhaftig zu machen am Erbe des Himmels, der Unſterblichkeit und ewigen, reinſten Anſchauung der Gottheit. In den Zwiſchenräumen der beiden Fackelträger verkündet ſich die herrliche Allmacht Gottes, des Schöpfers der Erde vom

Andere, wenn gleich in ihren Anſchauungen abweichend, ſtehen in der Duldung nicht zurück. Erſt mußte ſich das Chriſtenthum zu einer Macht erhoben haben, ehe es unduldſam werden konnte. Zu einer Macht aber erhob es ſich vorzüglich im dritten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung, in der Periode von Kommodus bis auf Diokletian, durch den zunehmenden Verfall des politiſchen Syſtems der Römer. Es geſchah damals, was ſich ſeitdem mehr als einmal, im Großen wie im Kleinen, wiederholt hat; nämlich, daß das Kirchenthum, als Stütze des politiſchen Syſtems, nicht das Mindeſte für die Erhaltung deſſelben leiſtet, aber den Verfall und Untergang des politiſchen Syſtems deſto emſiger zu ſeinem eigenen Vortheil benutzt, wenn die

Aufgang der Sonne bis zum Niedergang. Zugleich zeigt der Fackelträger mit der aufrechten Fackel den neu auflebenden Weltglauben des göttlichen Heros aus Juda an, während der mit geſenkter Fackel als Repräſentant des untergehenden Polytheismus erſcheint. Nach dieſen verborgenſten Geheimniſſen der Mithriaca war dieſelbe wohl ein magiſcher Zweig des Chriſtenthums, letzteres aber keineswegs eine Ableitung der erſtern. Wenn auch das unblutige Opfer mit Brod und Kelch altperſiſch iſt, und in die vorchriſtliche Zeit gehört, ſo konnten ſich die vernunftgemäßen Ideen und verborgenſten Anſchauungen im Organismus der Mithriaca erſt nach dem Leben und Tode Chriſtus bilden, — erſt in der Periode des Chriſtenthums, wie auch das darin aufgenommene Liebesmahl und die Waſſertaufe nach evangeliſchem Sinn. Die in dieſe Schrift über Mithra aufgenommenen Abhandlungen über das Chriſtenthum bis zum Untergange der Mithriaca werden daher nicht als eine Abſchweifung zu betrachten ſein. Sie enthalten das Trefflichſte, was die hochverdienteſten Gelehrten unſrer neueſten Zeit über das Heiligſte des Menſchen inhaltſchwer ausſprachen.

Umſtände nur einigermaßen günſtig ſind. Da, wo das bürgerliche Geſetz nicht geachtet wird, muß das Sittengeſetz an deſſen Stelle treten, damit die Geſellſchaft vor einer gänzlichen Auflöſung bewahrt bleibe; und wo immer dies geſchehen möge, da werden die Vollzieher des Sittengeſetzes den erſten Rang einnehmen, und ſich auf den Trümmern der politiſchen Macht erheben. Die chriſtlichen Biſchöfe des dritten Jahrhunderts, unterſtützt von den Presbytern, waren weſentlich zu Magiſtrats-Perſonen geworden, und als ſolche hatten ſie alle Urſache, die höchſte Konſequenz in ihr Verfahren zu bringen. Dies fühlend, brachten ſie ſchon früher die Synoden in Gang, auf welche die erſten Grundlagen zu einem bleibenden Kirchenſyſtem geworfen wurden, das, in Geſetzgebung und Vollziebung gleich ſchwer zu verändern, ſich eben deswegen leicht von einer Generation zur andern fortpflanzte.

Eine drei Jahrhunderte lang fortgeſetzte Richtung des menſchlichen Geiſtes auf einen und denſelben Gegenſtand kann nicht verfehlen, dieſem alle Ausbildung zu geben, deſſen er fähig iſt. Die platoniſche Philoſophie war allmälig in das Lehrgebäude der chriſtlichen Kirche eingedrungen, und hatte nicht wenig zur Befeſtigung deſſelben beigetragen. Dennoch dauerte das Sektenweſen aus einem ſehr begreiflichen Grunde fort. Wenn nämlich der menſchliche Geiſt die ihm für ſein Erkennen von der Natur ſelbſt geſetzten Grenzen überſchreitet, um ſich in Dinge zu vertiefen, die er nicht ergründen kann: ſo theilt ſich die Meinung, und eine Uebereinſtimmung iſt nur in ſo fern möglich, als ſie glimpflicher oder unglimpflicher, erzwungen wird. Unfähig, ſeine eigene Natur, ſo fern ſie eine geiſtige iſt, anders als durch Schlüſſe zu erkennen, ſollte er die Weltſeele lieber anbeten, als erkennen

wollen. Doch dies liegt nicht in der Denkungsweiſe Derer, die den Glauben für ſich haben, von überſinnlichen Dingen mehr zu verſtehen, als Andere. Für die Theologen des vierten Jahrhunderts aber war das Räthſel der Gottheit um ſo weniger zu löſen, je mehr ſie dabei den Unterſchied aus der Acht lieſſen, welchen das an die Stelle der Idee gebrachte Bild verurſachte. Der Logos des Platon vertrug ſich mit der ſchaffenden Kraft, die man ſich als die weſentliche Urheberin der Welt dachte, ohne ihr den mindeſten Abbruch in ihrem Weſen zu thun. Nicht ſo der Sohn mit dem Vater. Hier mußte an Perſonen gedacht werden, von welchen jede ihren Karakter vertheidigte. Die ganze Lehre des Platon war alſo für Denjenigen verändert, welcher nicht die Fähigkeit hatte, zu begreifen, einmal, wie Platon ſelbſt zu ſeiner Anſchauung gelangt war, zweitens, wie ſich dieſe Anſchauung im Verlaufe der Zeit verändert hatte. Daher der heftige Streit über die Dreieinigkeit: eine Lehre, welche der Eine ſo, der Andere anders erklärte, indem ein Jeder gerade das überſah, was ſie in ihrer höchſten Allgemeinheit vertheidigte.

Verſchiedene Methoden wurden verſucht, das Geheimniß aufzuhellen; aber die Methode des Einen mißfiel dem Andern, und ſo konnte es nicht fehlen, daß Entzweiung und Zwietracht entſtand, die zu Parteiungen führte.

Ein freierer Disputirgeiſt lebte zu Alexandrien. Hier war es denn auch, wo der Streit zuerſt losbrach. Arius, ein Presbyter, gerieth mit ſeinem Biſchofe in Wortwechſel über den rechten Ausdruck, durch welchen die Natur und Würde des Sohnes Gottes bezeichnet werden müßte; ſeiner Behauptung zufolge war derſelbe das edelſte und erſte aller aus Nichts geſchaffenen

Dinge, nicht erzeugt aus dem Weſen des Vaters. Die Autorität des Biſchofs und des Presbyteriums vermochte nicht, ihn zu belehren; — und als eine Kirchenverſammlung zu Alexandrien den Neuerer mit allen ſeinen Anhängern verbannte, gewann der Streit über die Natur des Sohnes nur deſto mehr Umfang und Stärke. Vergeblich miſchte ſich Konſtantin mit Ermahnungen zur Eintracht in denſelben. Arius, die ſogenannten Tritheiſten und Sabellus trieben den Streit ſo ſehr über alle Grenzen der Vernunft, daß die chriſtliche Welt mit mehr als einer Spaltung bedrohet war. Sollte die Einheit derſelben gerettet werden, ſo mußte man die Parteien an einander bringen, um ſie, wo möglich, zu verſöhnen, und dies that Konſtantin dadurch, daß er das Konzilium von Nicäa geſtattete (325).

Das römiſche Reich zählte um die Zeit, wo das Konzilium von Nicäa eröffnet wurde, nicht weniger als achtzehnhundert Biſchöfe, in deren Händen die geiſtliche Jurisdiktion lag. Eintauſend derſelben gehörten den griechiſchen, die übrigen achthundert den lateiniſchen Provinzen an. Nicht jeder von ihnen hatte ein gleiches Machtgebiet; denn während einige über eine ganze Provinz herrſchten, waren andere vielleicht auf ein einziges Dorf beſchränkt. Allein, indem Alle dieſelben Machtvollkommenheiten und Vorrechte von den Apoſteln, von den Geſetzen und von dem Volke herleiteten, beſaßen ſie auch Alle einen und denſelben Karakter als geiſtliche Vorſteher. Von dieſen nun verſammelte Konſtantin dreihundert zu Nicäa, zur Entſcheidung eines Streites, der zu Alexandrien zwiſchen einem Biſchof und einem Presbyter entſtanden war, und, trotz ſeiner Subtilität, eine Menge Theilnehmer gefunden hatte. Es ſcheint

aber für die Stärke menſchlicher Leidenſchaften gleichgültig zu ſein, wie tief oder wie hoch der Gegenſtand liegt, welcher den Streit erregt; die Herrſchaft des Verſtandes hört nothwendig da auf, wo er nichts mehr unterſcheidet. Arianer, Tritheiſten und Sabellianer ſollten ſich über einen Punkt vereinigen, der Allen gleich dunkel war, und erſt durch die Leidenſchaft ins Klare geſetzt werden mußte. Ein neues Licht ſchien den verſammelten Kirchenvätern aufzugehen, als der Biſchof von Nikomedien, Euſebius, ein leidenſchaftlicher Anhänger des Arius, unumwunden ſagte, daß die Arianer keine Homouſie (Gleichheit des Weſens) zugeben könnten. Dieſer von den Arianern verſagten Gleichheit des Weſens ſtand nicht die Ungleichheit, wohl aber die Aehnlichkeit des Weſens durch Homoiuſie ausgedrückt, entgegen; und ſo war denn das aufgefunden, was den eigentlichen Gegenſtand des Streites ausmachte, und, durch das Anſehen des Imperators entſchieden, der katholiſchen Kirche für mehrere Jahrhunderte ihren Karakter geben ſollte. Der Unterſchied eines einzigen Buchſtabens war es, was die Einigkeit der Welt für einen langen Zeitraum entfernte, Verbannungen über Verbannungen nach ſich zog, und zuletzt damit endigte, daß es in dem weſtlichen Theile der Römerwelt angenommen wurde, weil man ſich hier Entſcheidungen williger gefallen ließ, als in dem öſtlichen Theile, wo der Verſtand, unterſtützt von einer biegſamen und höchſt geſchliffenen Sprache, Subtilitäten ſchärfer auffaßte und feſthielt.

Nicht, daß es dem Konſtantin gelungen wäre, die Einheit des chriſtlichen Lehrbegriffs über jeden Widerſpruch zu erheben; daran fehlte ſo viel, daß die Arianer unter ſeinen nächſten Nachfolgern das Uebergewicht erhielten. Aber der Verſuch war gemacht

und nicht ganz fehlgeſchlagen. Das Merkwürdigſte bei demſelben war, daß Konſtantin um die Zeit, wo er ſich in den Streit der chriſtlichen Theologen miſchte und denſelben zum Vortheil der von ihm begünſtigten Partei entſchied, durch kein Glaubensbekenntniß der chriſtlichen Welt angehörte. Seine Taufe erfolgte eilf Jahre ſpäter, nicht lange vor ſeinem Hintritt, als durch dieſen feierlichen Akt nichts mehr weder zu gewinnen, noch zu verlieren war. Die Feſtſtellung des Lehrbegriffs, verbunden mit dem ſpäter erfolgten förmlichen Uebertritt zum Chriſtenthum, hatte die Folge, daß dieſes den Ausſchlag über den Polytheismus zu geben begann. Zwar wollte Konſtantin dem letztern keine Gewalt anthun, dieſe aber fand ſich ganz von ſelbſt, ſobald er ſich ſo entſchieden für das Chriſtenthum erklärt hatte. Nicht ganz mit Unrecht hat die griechiſche Kirche den Imperator den Apoſteln gleichgeſetzt. Von einer ſittlichen Gleichheit unter ihnen kann freilich nicht die Rede ſein; aber wenn man ſich an die Zahl der Bekehrungen hält, ſo iſt nicht zu läugnen, daß Konſtantin mehr zur Verbreitung des Chriſtenthums beigetragen hat, als alle Apoſtel zuſammen. Das Beiſpiel des Regenten wird in ſolchen Fällen immer um ſo mehr entſcheiden, je unumſchränkter er iſt. Wo die Annahme einer Glaubensformel zu Ehrenſtellen und Reichthümern führt, da halten die Meiſten es nicht der Mühe werth zu widerſtehen; und wo die erſten Klaſſen der Geſellſchaft vorangehen, da folgen die übrigen entweder aus bloßem Nachahmungstrieb, oder auch aus Eiferſucht. Belohnte Konſtantin, wie die kirchlichen Annalen des Baronius vom Jahre 324 erzählen, den Uebertritt zum Chriſtenthum mit einem weißen Anzuge und zwanzig Goldſtücken, ſo that er etwas eben ſo

Ueberflüſſiges, als Privilegien für eine Hauptſtadt zu ſein pflegen.

Nach Konſtantins Zeiten verbreitete ſich das Chriſtenthum ſelbſt jenſeits der Grenzen des römiſchen Reichs. Die Gothen und Germanen, welche in den römiſchen Legionen dienten, konnten das Kreuz nicht verehren lernen, ohne auch ihre Landsleute damit auszuſöhnen. Iberia's und Armeniens Könige dienten dem Gotte ihres Beſchützers, weil ſie dies für ihre Pflicht hielten. In Arabien widerſetzten ſich eingewanderte Juden den Miſſionarien, die das Chriſtenthum verbreiten wollten; doch vergeblich, bis jene Revolution ausbrach, welche den Juden und den Chriſten gleich verderblich wurde. Wohin nie die römiſchen Waffen gedrungen waren, dahin drang das Chriſtenthum, nämlich nach Aethiopien; und Abyſſinien verehrt noch jetzt das Andenken des Frumentius, der unter der Regierung Konſtantins ſein Leben der Bekehrung in dieſen Gegenden widmete. Selbſt die Küſten Indiens wurden von den Strahlen des Evangeliums erleuchtet, das nach mancherlei Verwandlungen zu ihnen zurückkehrte, nachdem es, vielleicht vor mehr als einem Jahrtauſend, von ihnen ausgegangen war. Nur die Vornehmen Roms, noch immer der Idee einer Republik getreu, verabſcheuten das Chriſtenthum, und verabſcheuten es um ſo mehr, je größer der Abbruch war, welchen die neue Hauptſtadt der alten that.

Betrachtungen über den zunehmenden Verfall der Staatsreligionen und über die Entſtehung einer Weltreligion. *)

In der frühern Zeit, die wir die alte zu nennen gewohnt ſind, gab es keine Religion in dem Sinne des Wortes, worin wir dasſelbe gegenwärtig nehmen. Was man ſo nannte, war nichts mehr und nichts weniger als einzelne Inſtitution, welche die Beſtimmung hatte, der Schwäche des politiſchen Syſtems zu Hilfe zu kommen durch den Aberglauben, den der große Haufe damit verband.

Eben deswegen konnte es bei einem und demſelben Volke Religionen geben; denn wenn einmal Alles auf die Benutzung des Aberglaubens zur Unterſtützung der Regierung abzweckte, ſo konnten die den Aberglauben befördernden Einrichtungen nicht genug vervielfältigt werden. Es kam noch dazu, daß, ſo oft ein Volk in das andere überging, die Vervielfältigung dieſer Einrichtungen ſich ganz von ſelbſt verſtand; denn das übergehende Volk trennte ſich ſelten von Einrichtungen, in welchen es aufgewachſen war.

Ueber den Urſprung alles Kultus hier zu reden, würde am unrechten Orte ſein; wir wollen uns nur die einzige Bemerkung erlauben, daß, welche Geſtalt ihm auch eigen ſein möge, er die Achtung jedes Verſtändigen wenigſtens inſofern in Anſpruch nimmt, als er darauf hindeutet, daß alles menſchliche oder geſellſchaftliche Geſetz nur inſofern begründet iſt, als es ſich auf das natürliche oder göttliche Geſetz ſtützt.

*) Philoſophiſche Unterſuchungen über die Römer. Drei Bände, von Friedrich Buchholz. Berlin, bei Theodor Chriſt. Fried. Enslin, 1819. gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr. Zweiter Band, S. 105.

Schon in den Abhandlungen über Mithra, in welchen wir überhaupt von den religiöſen Inſtitutionen der Römer geſprochen haben, iſt von den Wirkungen die Rede geweſen, welche Rom als erobernder Staat dadurch hervorbrachte, daß es alle Nationaleigenthümlichkeit vernichtete. — Was kein Römer begriff, was aber deswegen ſich nicht minder einſtellte, war: daß, nach vollendeter Zerſtörung der übrigen Nationaleigenthümlichkeiten, die der Römer ſelbſt nicht bleiben konnte, was ſie bis dahin geweſen war; und zwar weder im Großen, noch im Einzelnen. Alle ihre religiöſen Inſtitutionen hatten ihren Werth verloren, ſobald die antimonarchiſche Verfaſſung, um derentwillen ſie da waren, in Trümmern lag. Unſtreitig war der Aberglaube, auf welchen jene ſich ſtützten, noch in ihnen; denn was hätte ihn verdrängen ſollen? Doch, da alle Beziehungen, in welchen er ſtaatsnützlich geweſen war, durch die Verwandlung der Antimonarchie in eine Monarchie verſchwunden waren, ſo erhielt er durch die religiöſen Inſtitutionen keine Nahrung mehr. Dieſe dauerten zwar fort, wie das Konſulat, das Tribunat u. ſ. w.: allein ſie hatten nicht mehr dieſelbe Beſtimmung; ja ſie hatten gar keine Beſtimmung mehr, ſeitdem es einen Souverain gab, deſſen Willkühr über Alles entſchied. — Unabhängig von dem Volkswillen, verlaſſen von jeder andern Unterſtützung, als von der eines ihnen ergebenen Militärs: wie hätten die Imperatoren irgend ein Intereſſe fühlen ſollen, die Religionen aufrecht zu erhalten! Wie hätten ſie nicht vielmehr Alles, was in ihren Kräften ſtand, thun ſollen, ſie ganz zu Grunde gehen zu laſſen, da ſie an einen Geſellſchaftszuſtand erinnerten, der nicht mehr war und niemals wiederkehren ſollte! — Man muß ſich nicht dadurch irre machen laſſen, daß Cäſar, Oktavius

und ihre Nachfolger das Pontifikat an ſich nahmen; dies geſchah in keiner andern Abſicht, als um das ganze Prieſterthum in ihre Gewalt zu bekommen und nach ihrem Willen zu leiten. Schon in den letzten Zeiten der Antimonarchie war der große Haufe gleichgültiger gegen den öffentlichen Kultus geworden, indem er für das, was darin Sinnenſpiel geweſen war, den reichlichſten Erſatz in den Schauſpielen gefunden hatte, welche ihm, um ſeine Gunſt zu gewinnen, von reichen Ehrgeizigen gegeben wurden. Dieſe Gleichgültigkeit ließ ſich vortrefflich dazu benutzen, die religiöſen Inſtitutionen gänzlich in Schatten zu ſtellen; und wer weiß denn nicht, daß es geſchehen iſt, und daß, von den Zeiten des Tiberius an, von den Imperatoren gar keine Rückſicht mehr auf den öffentlichen Kultus genommen wurde, auſſer etwa in Fällen, wo ein Vergehen gegen denſelben zum Grund einer Anklage gemacht werden konnte, und Privatleidenſchaften ſich dadurch verſchleiern lieſſen, daß man ein Intereſſe erheuchelte, welches gar nicht da war.

Unter dieſen Umſtänden wanderten alle Arten des Aberglaubens — wie die römiſchen Geſchichtſchreiber ſich auszudrücken pflegen — in Rom ein; und indem ägyptiſcher, ſyriſcher und chaldäiſcher Gottesdienſt ſich neben dem römiſchen geltend machte, war wohl nichts natürlicher, als die Verwirrung, welche dadurch in den Köpfen entſtand. Perſonen, welche in der Zurückerinnerung an die Vergangenheit lebten, beſonders aber ſolche, welchen die Größe des römiſchen Reichs fortdauernd ein Räthſel war, geriethen ſehr leicht auf den Gedanken, daß dieſe Vermiſchung abergläubiſcher Vorſtellungen den Untergang der römiſchen Herrſchaft nach ſich ziehen werde, und drangen daher auf Maasregeln von Rettung; allein auſſerdem, daß

in einer ſo volkreichen Stadt, wie Rom, ſehr Vieles verborgen bleiben kann, ſcheint es auch, als ſei es den Imperatoren mit ihren Verfolgungen nie ein rechter Ernſt geweſen. In der That, welche Mühe man ſich auch geben mochte, das Römerthum in einer gewiſſen Reinheit zu erhalten: die Sache war an ſich ſelbſt unmöglich von dem Augenblicke an, wo Rom als der Mittelpunkt eines großen Reiches daſtand, deſſen Bürger ihre letzte Hilfe in dem römiſchen Imperator finden mußten. — Was zur Vernichtung des Römerthums geſchah, war im Grunde nichts weiter, als die Vollendung jener Auflöſung, worin die Römer, als Nation, von dem Augenblick an befangen waren, wo es keine Nationalität mehr gab, die von ihnen zerſtört werden konnte. Denn hatte Rom vernichtend auf die Welt eingewirkt, ſo wirkte die Welt vernichtend auf Rom zurück, damit ein Amalgam entſtehen möchte, worin Römerthum mit jeder andern Nationaleigenthümlichkeit verſchmolzen würde. — Erſcheinungen dieſer Art ſind allzuſehr in Naturgeſetzen gegründet, um nicht nothwendig zu ſein; und wie lange ſie auch unbemerkt bleiben mögen, ſo iſt doch nichts im Stande, ſie zu hintertreiben. Ein Volk, das ſeine Eigenthümlichkeit behalten will, muß ſich entweder gar nicht, oder doch nur ſehr allmälig, vergrößern.

Man kann mit Sicherheit annehmen, daß alle die verſchiedenen Völker, welche das römiſche Reich ausmachten, in eine nicht geringe Verlegenheit geriethen, als ſie ſich plötzlich von dem Partikularismus, worin ſie ſo lange gelebt hatten, zu dem unbeſchränkteſten Univerſalismus erheben ſollten. — Zwar iſt jedem menſchlichen Herzen, wie jedem menſchlichen Geiſt, eine Ausdehnungskraft eigen; allein je mehr dieſe Ausdehnungskraft von ihnen gefordert wird, deſto ſtandhafter

verſagen ſie dieſelbe, um einem gewiſſen, durch die Gewohnheit beſtimmten, Maaſe getreu zu bleiben. Auch der Afrikaner, der Spanier, der Gallier, der Illyrier, der Grieche, der Syrer, brauchten Zeit, um ſich daran zu gewöhnen, daß ſie Römer ſein ſollten: ſie brauchten deſto mehr Zeit dazu, je mehr der Römer, um ſeine Eigenthümlichkeit zu bewahren, ſie von ſich zurückſtieß, und ſie nicht in dem Lichte der Mitbürger eines und deſſelben Staats, ſondern nur als Unterthanen betrachtete. Aus dieſem ſeltſamen Verhältniſſe muß es erklärt werden, daß römiſche Imperatoren es wagen durften, ſich als die Schickſalsgötter der von ihnen regierten Welt darzuſtellen; daß man ihnen wirklich Tempel und Altäre errichtete; daß man bei ihrem Leben ſchwur u. ſ. w. — Was die Völker des römiſchen Reiches jemals geliebt hatten, Vaterland, Verfaſſung, Inſtitutionen, Alles war dahin, vernichtet durch die Kraft römiſcher Legionen. Eben ſo unfähig, nichts zu lieben, als ſich mit den Trümmern ihres ehemaligen Wohlſtandes auszuſöhnen, mußten ſie irgend etwas finden, was ihre moraliſchen Gefühle beſchäftigte; das Einzige aber, was ſich ihnen darſtellte, war der römiſche Imperator, dem ſeinerſeits nichts ſo ſehr zu Statten kam, als die Entfernung, worin er von den meiſten ſeiner Völker lebte. Er, deſſen Haupt zu Rom fortdauernd bedroht war; Er, der ſich keinen Augenblick vernachläſſigen durfte, wenn er nicht gleich dem gemeinſten Verbrecher behandelt werden wollte: Er vertrat alle Gottheiten, alle Ideale. Doch der Täuſchung, ohne welche dies nicht geſchehen konnte, Dauer zu geben, war um ſo unmöglicher, je plumper der Erfolg von Zeit zu Zeit dazwiſchen trat. Auf irgend eine Weiſe mußte ſich die herrlichſte aller menſchlichen Anlagen, wir meinen die Anlage zum Idealen, retten;

und da es ſchlechterdings unmöglich war, ſich mit dem Gegenwärtigen und Dieſſeitigen auszuſöhnen, ſo mußte man allen Troſt in dem Zukünftigen und Jenſeitigen ſuchen.

Sollte das römiſche Reich nicht ohne Religion bleiben, ſo konnte nur die ſich geltend machen und tiefe Wurzeln ſchlagen, welche, ohne alle Rückſicht auf Nationalität, den Menſchen als Element der Geſellſchaft auffaßte, und ihm eine für alle ſeine Verhältniſſe ausreichende Regel an die Hand gab. Eine ſolche Religion mußte Verzicht leiſten auf alle Macht des Aberglaubens, weil dieſer, ſeiner Natur nach, ewig veränderlich iſt; eine ſolche Religion mußte ſich von Herrſchaftszwecken entfernt halten, weil ſie ſonſt in die Vorrechte der Obrigkeit eingegriffen haben würde; eine ſolche Religion konnte ihrem Weſen nach nichts Anderes ſein, als ein Abglanz der natürlichen oder göttlichen Geſetze, und nichts Anderes bezwecken, als bereitwilligere Unterwerfung unter das menſchliche oder geſellſchaftliche Geſetz durch Nachweiſung der Unterordnung deſſelben unter den göttlichen Willen. In ihrer Einfachheit lag ihre Allgemeinheit; und indem es für ſie keinen beſſern Spielraum gab, als ein ſehr großes Reich, ſo fehlte es ihr nicht an Veranlaſſung, jedem Partikularismus, der ſich geltend machen wollte, in den Weg zu treten. Unſtreitig war ſie nicht im Stande, das zu bewirken, was frühere Staatsreligionen durch die Macht des Aberglaubens bewirkt hatten, namentlich jenen heftigern Patriotismus und jene unbedingte Geneigtheit des Einzelnen, ſich der Erhaltung des Ganzen aufzuopfern: allein in ihrem Wirkungskreiſe lagen alle wahrhaft menſchlichen Tugenden, vor allen aber die treue Erfüllung der einmal übernommenen Pflicht; und wie ſie von ihren Bekennern alle Helden im

Laſter ausſchloß, ſo mußte ſie auch alle Helden in der Tugend davon ausſchlieſſen und auf Mäßigung dringen: denn ſie mußte das Geſetz für Alle ohne Ausnahme enthalten.

Die Natur bedarf bisweilen viele Jahrhunderte, um das hervorzubringen, was in die Wirklichkeit übergehen ſoll. — Das Chriſtenthum, deſſen urſprünglichen Karakter wir ſo eben zu ſchildern verſucht haben, entſtand ſehr langſam, wofern man nicht annehmen will, daß es ſich unvorbereitet und plötzlich erzeugt habe, was Erfahrungen entgegen ſein würde. Die erſten Grundlagen zu demſelben waren in den großen Monarchien des Orients geworfen worden: denn überall bemerkt man noch jetzt, daß der Geiſt mit weit beſſerm Erfolg in großen Staaten verallgemeinert; und ſofern die Bemerkung richtig iſt, daß der Polytheismus in Republiken, der Monotheismus hingegen in Monarchien zu Hauſe gehöre, kann der Grund nur darin liegen, daß die Republiken ihrer Natur nach klein, die Monarchien hingegen ihrer Natur nach groß ſind, womit das Feſthalten von Vorurtheilen und Wahnbegriffen in den erſtern ſehr innig zuſammenhängt, indem es zu einem Vergehen wird, ſich darüber wegzuſetzen. Schwerlich wird ſich jemals nachweiſen laſſen, wie Perſien und Aegypten durch den Pythagoras auf Unteritalien und Sizilien, dieſes durch Platon auf Griechenland, dieſes durch Alexanders Eroberungen auf Aegypten, dieſes durch die Therapeuten auf Judäa, und Judäa durch den Orden der Eſſäer auf die geſammte Römerwelt zurückgewirkt habe; ein ſolcher Zuſammenhang läßt ſich nur ahnen, nicht darſtellen. — Allein, wenn der Urheber des Chriſtenthums, wie es nach Joſephus und Philo ſehr wahrſcheinlich iſt, ſeine Bildung von den Eſſäern

erhielt, welche die ihrige den ägyptiſchen Therapeuten verdanken, ſo ſind wir berechtigt, bis zu Platon und Pythagoras aufzuſteigen und die Wiege des Chriſtenthums ſelbſt in den großen Staaten des Orients zu ſuchen. Die vollkommenſte und erhabenſte Lehre, welche es je gegeben hat, iſt alsdann nicht urplötzlich und wie auf Einen Schlag, ſondern ſehr allmälig, entſtanden: was der Natur der Dinge, wie wir ſie noch immer erkennen, ſehr angemeſſen iſt.

Welcher Kenner des Alterthums geſteht nicht, daß in einzelnen Mythen der Griechen die tiefſinnigſten Philoſopheme über Gott und Welt enthalten ſind! Welcher Leſer des Platon hat ſich nicht, wie ſehr er auch Chriſt ſein mochte, begeiſtert gefühlt von der Erhabenheit der Anſchauungen, die aus den Werken dieſes Philoſophen ſpricht! Es läßt ſich ſogar nicht läugnen, daß ſich die Idee eines Weltgottes unendlich reiner in den Werken dieſes Griechen antreffen läßt, als in den Urkunden des Chriſtenthums. Allein dies war gar nicht die Idee, deren es in denen Zeiten bedurfte, worin das Chriſtenthum geboren wurde. Für dieſe genügte die Idee eines Gottes des menſchlichen Geſchlechts. Denn wenn man Alles erwägt, was vorhergegangen war, ſo muß man bekennen, daß in dieſer Idee eine weit moraliſchere Kraft lag, als in jener. Die Völker, durch Geſetz und Verfaſſung lange entzweit, hatten noch nicht aufgehört, ſich gegenſeitig zu haſſen, wiewohl die Waffengewalt der Römer alle die Schranken zertrümmert hatte, die bis dahin die nächſte Veranlaſſung zur Feindſchaft geweſen waren. Ging alſo nicht eine verſöhnende Idee über dieſe Völker aus, ſo war nichts natürlicher, als daß ſie fortfuhren, ſich zu zerfleiſchen, und daß der Gegenſatz von Herrſchen und Dienen

immer furchtbarer und zerſtörender wurde. Gerade in dieſem Betracht war die Idee eines Gottes des menſchlichen Geſchlechts von vorzüglicher Nützlichkeit; der Vater aller Menſchenkinder leiſtete unendlich mehr, als der platoniſche Weltgott, der als bloße Idee dem Herzen nichts ſagte.

Das Auffallendſte am Chriſtenthum wird immer ſein und bleiben, daß es zu eben der Zeit in Wirkſamkeit trat, wo die römiſche Antimonarchie ſich in eine Monarchie verwandelte. Ein Jahrhundert früher hätte es ſcheitern müſſen an den Hinderniſſen, welche ihm die Staatsreligionen entgegengeſtellt hätten; ein Jahrhundert ſpäter wäre es vielleicht auf ein ſo herabgewürdigtes Geſchlecht geſtoßen, daß jeder Verſuch, daſſelbe von Neuem zu beleben, vergeblich geweſen wäre. Nichts lag daran, ob die römiſchen Imperatoren ihr Verhältniß zu der neuen Lehre erkannten oder nicht; ja, je weniger ſie es erkannten, deſto ſicherer brach die neue Lehre ſelbſt ſich Bahn. Das Gute, das die Macht zu fördern übernimmt, verſchwindet in der Regel; aus keinem andern Grunde, als weil in dem Guten ſelbſt eine Macht, ſich zu fördern, enthalten ſein muß.

Aber auch die Art und Weiſe, wie das Chriſtenthum in die Welt trat, wird ewig merkwürdig bleiben. Es war in ſeiner urſprünglichen Geſtalt Proteſtantismus gegen die jüdiſche Staatsreligion, d. h. gegen den Moſaismus, welcher den Bewohnern Judäa's eine ſo ſpröde Eigenthümlichkeit gegeben hatte, daß ſie bei der Lage, in welche die kultivirte Welt jener Zeiten durch das Uebergewicht der römiſchen Waffen gerathen war, ihren politiſchen Untergang in dieſer Eigenthümlichkeit finden mußten. Zwar unterſchied ſich der Jehova der Juden in der einen und der andern Eigenſchaft von den Göttern der übrigen Völker; allein,

indem er nicht aufhörte ein National-Gott zu ſein, waren ſeine Einheit und Unſichtbarkeit nur geeignet, die Abſonderungsſucht und Ungeſelligkeit der Juden zu verſtärken und das traurigſte Schickſal über ſie zu bringen. Es war gar nicht mehr davon die Rede, die politiſche Unabhängigkeit der Juden zu retten; denn dieſe war von dem Augenblick an verſchwunden, als ſie ſich in ein Bündniß mit den Römern eingelaſſen hatten: was davon noch übrig war, verdankten ſie dem Abſcheu und Ekel, welchen ſie den Römern durch ihre Sitten einflößten. Nur davon konnte die Rede ſein, wie es anzufangen ſei, die Juden ſo in die Römerwelt zu verflößen, daß ſie nicht fortdauernd als ein Auswurf des menſchlichen Geſchlechtes betrachtet würden. Wer dies unternahm, mußte die Idee eines National-Gottes als dasjenige bekämpfen, wodurch ſie den meiſten Widerſtand leiſteten; und ſelbſt die Urkunden des Chriſtenthums beweiſen, daß das Beſtreben des Urhebers derſelben auf nichts Anderes gerichtet war. — Es konnte indeß nicht fehlen, daß die ganze Verfaſſung der Juden in eben dem Maaſe zertrümmert wurde, in welchem ſich die Idee des National-Gottes auflöſete. Daher denn der Widerſtand, welchen der Reformator des Moſaismus bei allen denen fand, welche in dem Moſaismus ſtaatsbürgerliche Vortheile vertheidigten; und wie es nur allzuoft der Fall geweſen iſt, daß die wärmſten Vaterlandsfreunde und einſichtvollſten Männer, wenn ſie etwas wollten, das dem Intereſſe des Augenblicks oder auch dem beſondern Vortheile der Machthaber widerſprach, für Aufrührer des Volks und für Staatsverbrecher ausgerufen wurden: ſo hatte auch der Urheber des Chriſtenthums dieſes Schickſal.

Er ſtarb am Kreuz, als Opfer der Kurzſichtigkeit ſeiner Landsleute; doch mit ihm ſtarb nicht die Idee einer

Religion, welche, frei von allem Aberglauben, und keinen eigenſüchtigen Zwecken dienend, nichts Anderes beabſichtigte, als die Verſittlichung der Menſchen. — Die Art ſeines Todes trug ſogar dazu bei, daß dieſe Idee eine Ausdehnung gewann, welche bei ihrem erſten Entſtehen zwar nicht berechnet war, aber um ſo weniger ausbleiben konnte, da ſie ſich auf das tiefgefühlte Bedürfniß der Menſchen dieſer Zeit ſtützte, ſich an irgend etwas feſtzuhalten, das eine reinere Hochachtung und Verehrung gebiete, als der Tirann, der auf dem römiſchen Throne ſich der Welt zum Gotte gab.

Die ganze Römerwelt öffnete einem ſolchen Gedanken ihren Schoos, um ihn aufzunehmen und auszubilden; ſie öffnete ihn um ſo bereitwilliger und freudiger, je unvollkommener das politiſche Syſtem der Römer nach der Verwandlung der Antimonarchie in eine Monarchie blieb.

Es kam noch dazu, daß die heilloſe Staatswirthſchaft, welche vom Cajus Caligula an bis auf den Veſpaſian zu Rom getrieben wurde, die Eroberung Judäa's, beſonders aber die der Hauptſtadt und des Tempels, als des Depots großer Schätze, nöthig machte, und daß dieſe Eroberung die Veranlaſſung zu einer allgemeinen Zerſtreuung der Juden gab, unter welchen Viele der neuen Lehre anhingen. Der Weltgeiſt erreicht ſeine Zwecke auf Wegen, welche die menſchliche Weisheit ſelten ahnet; denn nichts trug zur Verbreitung der neuen Religion ſoviel bei, als eben die Zerſtörung des Judenſtaats, welche durch ſie hatte verhindert werden ſollen, und welche gewiß hintertrieben wäre, wenn eine ganze Nation ihren ſeit Jahrhunderten gebildeten Karakter plötzlich umformen konnte. *)

*) Vid. Tac. Annal. Lib. XV. c. 44.

Nichts lag weniger in der Natur des Chriſtenthums, als der furchtbare Gegenſatz von Kirche und Staat, der ſich nach und nach entwickelt hat, und noch gegenwärtig ängſtiget. Dieſer war ganz das Werk der Umſtände. — Sollte die Lehre verbreitet werden, ſo mußten die Anhänger derſelben ſich zu beſondern Geſellſchaften ausbilden. — Da aber jede Geſellſchaft, wie groß oder wie klein ſie auch ſein möge, nicht ohne Regierung beſtehen kann: ſo mußten auch die erſten chriſtlichen Geſellſchaften die ihrigen erhalten. — Dieſe waren urſprünglich ſo unbedeutend, wie ihre Lage im Römerreiche es mit ſich brachte. Ein Aufſeher (Episcopus) und eine geringe Anzahl von Räthen (die Aelteſten, Presbyteri genannt) bildeten dieſelbe. Es kam auf zweierlei an; nämlich auf Beſchäftigung mit Dogmen, durch welche man ſittlich von der übrigen Welt geſchieden war, und auf Beſchützung und Vertheidigung gegen Verfolgungen, welche die freiwillige Abſonderung nach ſich zu ziehen nicht verfehlen konnte. Auf dieſe Weiſe wurde der erſte Grund zu dem Anſehn und der Macht gelegt, welche die Vorſteher der Chriſtengemeinden nach und nach erwarben; ein Anſehn und eine Macht, die ſich in eben dem Maaſe vermehrten, in welchem die politiſche Macht des Römerreichs zerfiel.

Ohne dies hier weiter zu verfolgen, wollen wir nur noch bemerken, daß die urſprüngliche Lehre von einem Gotte des menſchlichen Geſchlechtes nicht unverändert blieb. Dieſe Lehre war allzueinfach, als daß ſie nicht hätte ausgeſchmückt werden ſollen. Wie groß auch das Bedürfniß der Römerwelt nach einem Einigungspunkte ſein mochte, ſo ſprach ſich daſſelbe doch in den verſchiedenen Nationalen, durch welche dieſe Welt gebildet wurde, ganz verſchieden aus; und

die natürliche Folge davon war, daß die Idee eines Gottes des menſchlichen Geſchlechtes, und die damit in Verbindung ſtehende Sittenlehre hier ſo, dort ſo aufgefaßt wurde; je nach den Vorſtellungen, welche der Aſiate, der Grieche, der Gallier, der Spanier, der Afrikaner und der Italier an dieſelbe brachte.

Bald wurden mißverſtandene Thatſachen in Dogmen verwandelt. Es entſtanden verſchiedene Glaubensſyſteme, unter denen die, welche den meiſten Geiſt enthielten, den Vorzug gewannen, ohne ihn gerade am meiſten verdient zu haben. Am wirkſamſten bewies ſich der griechiſche Geiſt, ſo wie dieſer ſeine Ausbildung durch das Studium des Platon erhalten hatte. Es konnte alſo nicht fehlen, daß im Verlauf der Zeit durch eine Vermiſchung des bloß Hiſtoriſchen mit dem Dogmatiſchen ein beſonderes Lehrgebäude entſtand, welches kaum eine entfernte Aehnlichkeit mit der höchſt einfachen Idee des erſten Urhebers des Chriſtenthums behielt. Aber nur auf dieſe Weiſe konnte ein ausgebreitetes Kirchenthum entſtehen, das die Grundlage einer ganz neuen Theokratie bildete. In den Zeiten, von welchen hier die Rede iſt, konnte davon freilich nur ſehr wenig zum Vorſchein kommen; allein ſo wie die Römerherrſchaft dem kirchlichen Chriſtenthum die Wege bereitet hatte, ſo konnte ſich dieſes nur auf den Trümmern von jener feſtſtellen.

Hier iſt die Hauptſache, nachzuweiſen, wie das Chriſtenthum aus der Vernichtung hervorging, welche Alles, was Nationaleigenthümlichkeit genannt werden kann, in den von den Römern erreichbaren Staaten litt. Ob wir gleich in unſerer Darſtellungsweiſe von der hergebrachten abgewichen ſind, ſo glauben wir

doch, uns weder an dem Genius der Menſchheit, noch an dem Weltgeiſte verſündiget zu haben. Die Wahrheit des urſprünglichen Chriſtenthums iſt unabhängig von allem Wunderglauben; die Pflicht des Geſchichtforſchers aber iſt, den verkannten Zuſammenhang der Erſcheinungen nach ſeiner beſten Einſicht zu ordnen, damit das oberſte Geſetz aller Begebenheiten, das der Wirkung und Gegenwirkung, überall ſichtbar werde.

Betrachtungen über den wahren Geſichtspunkt der Verfolgungen, welche die Chriſten während der erſten drei Jahrhunderte zu dulden hatten.*)

Verſetzt man ſich mit einiger Umſicht und Genauigkeit in die Zeiten, von welchen hier die Rede iſt, ſo macht man leicht die Entdeckung, daß die Urſache der Verfolgungen, deren Gegenſtand die Chriſten waren, bei weitem mehr in dieſen, als in der römiſchen Regierung lag.

Das, was wir gegenwärtig Unduldſamkeit nennen, konnte nicht in dem Karakter der römiſchen Imperatoren und ihrer Statthalter ſein; die Größe des Reichs und die große Mannigfaltigkeit der ſogenannten Religionen in demſelben war das wirkſamſte aller Hinderniſſe. In Wahrheit, gegen welche von allen dieſen Religionen hätte ſich die Unduldſamkeit richten ſollen, da alle, wenn man die chriſtliche ausnimmt, gleich ſehr auf den Aberglauben gegründet waren und gleichen Anſpruch

*) Friedr. Buchholz über die Römer; zweiter Band, S. 285. — Gibbons Geſchichte des röm. Reiches; zweiter Band, Kapitel 15, 16, und dritter Band, Kap. 20, 21.

auf Nachſicht machten! Nie konnte es den römiſchen Imperatoren einfallen, ihre Unterthanen in allen Theilen ihres großen Reiches zu einer Glaubensformel zu vereinigen; und wofern ſie nicht ganz unſinnig waren (was ſich höchſtens von einem Caligula ſagen läßt, der die Juden zur Aufſtellung ſeines Bildniſſes in ihrem Tempel zwingen wollte): ſo mußten ſie, troß einem Platon, den Grundſatz annehmen, „daß, wenn die Erkenntniß des wahren Gottes ſchwierig iſt, die Bekanntmachung derſelben gefährlich wird.“ Das einzige, was ſie ſich von ihren Unterthanen zu fordern getrauten, war Unterwerfung unter das allgemeine Geſetz, ohne welches das Reich nicht fortdauern konnte.

Dagegen lag nichts ſo ſehr in dem Karakter der Chriſten, als dieſe Unduldſamkeit. Wer in dem Beſitze der Wahrheit iſt, oder zu ſein glaubt — ein Fall, in welchem ſich jeder Religiöſe befindet —, der kann gegen das, was ſich ihm als Lüge darſtellt, nur Mitleid oder Unwillen empfinden. Auch die Wahrheitsliebe iſt eroberungsſüchtig: ſie überwindet gern alle die Hinderniſſe, die ſich ihr entgegenſtellen; und zwar um ſo lieber, je entſchloſſener ſie alle Zweifel aus ihrer Nähe verbannt, je kühner ſie ſich auf ſich ſelbſt verläßt. — Was Fanatismus genannt wird, mag Tadel verdienen, und wo dieſer Fanatismus anſteckend wird, muß nothwendig ſehr viel geſellſchaftliches Elend ſein: gleichwohl iſt nicht zu läugnen, daß die erſte Grundlage alles Fanatismus höchſt achtungswerth iſt, und daß ohne ſie wenig Schönes und Erhabenes in den menſchlichen Handlungen ſein würde; denn nur da kommt das Schöne und Erhabene in den menſchlichen Handlungen zum Vorſchein, wo die Idee eine ſolche Lebendigkeit gewinnt, daß ſie ſich das Leben unterordnet.

Schon hieraus iſt klar, daß im Verhältniſſe des

Römerthums zum Chriſtenthum die Angriffskraft auf Seiten des letztern war, und daß alle Verfolgungen, welche von dem erſtern ausgingen, nichts anders waren, als eine nothgedrungene Vertheidigung. Es bedurfte unſtreitig eines längern Zeitraums, ehe dieſes Verhältniß ſo aufgefaßt werden konnte, wie es der Wahrheit gemäß war. Die furchtbare Kraft des Chriſtenthums entging den Blicken der römiſchen Regierung nur allzulange, wofern man überhaupt ſagen kann, daß ihr dieſelbe jemals klar geworden ſei. Eine Religion, welche, wie wir es oben ausgedrückt haben, der Abglanz des natürlichen oder göttlichen Geſetzes iſt, und die Unterwerfung unter das menſchliche oder geſellſchaftliche Geſetz durch Nachweiſung der Unterordnung desſelben unter jenes höhere bezweckt, kann nicht anders als furchtbar für eine Regierung ſein, die dem natürlichen oder göttlichen Geſetze nicht entſpricht. Nicht, daß die erſten Chriſten dies eben ſo gedacht hätten, — davon waren ſie nur allzuweit entfernt: aber die Sache fand ſich ganz von ſelbſt dadurch, daß man eine beſondere Geſellſchaft bildete, nur für dieſe lebte, dem Staate ſo viel als immer möglich ſeinen Beitrag an Kraft entzog, und den Zweck des bürgerlichen Daſeins auf eine eigenthümliche, nicht auf eine vorgeſchriebene und geſetzliche Weiſe erfüllen wollte. Je mehr dies nach und nach im Römerreich überhand nahm; je ſtärker die Oppoſition zwiſchen dem Römerthum und dem Chriſtenthum werden mußte; je beſtimmter alſo die Chriſten als Rebellen erſchienen, welche mit den äuſſern Staatsfeinden über den Untergang des Römerthums einverſtanden waren: deſto ernſthafter mußte die römiſche Regierung die Sache nehmen.

Wir gehen jetzt tiefer in die Sache ein.

Die, welche von den Verfolgungen der erſten Chriſten

in dem Geiſte der früheſten Kirchenſchriftſteller reden (die zum Theil ſelbſt ein Gegenſtand dieſer Verfolgungen waren), verſtehen ſich ſehr ſchlecht auf die Wirkungen, welche daraus hervorgehen mußten. Nicht wie gemeine Frucht ſollte ſich das Chriſtenthum ausbreiten: es ſollte auf Hinderniſſe ſtoßen, dieſe bekämpfen und zuletzt beſiegen; und indem ſeine Beſtimmung keine geringere war, als das Römerthum zu verdrängen, darf das, was dieſes für ſeine Behauptung that, nicht ſonderlich in Anſchlag gebracht werden. Das Chriſtenthum hat triumphirt, und dies muß alle Diejenigen befriedigen, welche Freunde deſſelben ſind. — Eben deswegen aber iſt das Unwahre, was von den erſten Chriſtenverfolgungen ausgeſagt wird, wohl zu unterſcheiden von dem, was man nicht verwerfen kann, ohne die Geſchichte ſelbſt in Zweifel zu ziehen.

Merkwürdig hierbei iſt, daß der größte Geſchichtſchreiber, den wir kennen, gegen ſeinen Willen (wenn gleich nicht gegen ſeine Einſicht) eine Lüge in die Welt gebracht hat, welche noch immer fortdauert. Wir meinen den Tacitus in dem, was er über die Verfolgung der Chriſten unter Nero ausſagt. Nicht als zweifelten wir daran, daß Nero, um den Vorwurf der Brandſtiftung von ſich abzuwälzen, zuſammengeraffte Staatsverbrecher, oder höchſt verdächtige Landſtreicher, auf eine auffallende Weiſe habe hinrichten laſſen; aber daß man dazu Chriſten gewählt habe, ſetzte Dinge voraus, welche weder zu den Umſtänden paſſen, noch irgend eine andere Glaubwürdigkeit für ſich haben. Zu Nero's Zeiten war das Chriſtenthum noch viel zu ſehr im Werden, als daß man irgend eine Erbitterung gegen dasſelbe gefaßt haben konnte; unſtreitig war es noch nicht über den Bosporus vorgedrungen. Auſſerdem lag nichts weniger in dem Karakter der römiſchen Regie-

rung, als richterliche Unterſuchungen über Glaubenslehren. Tacitus, welcher ſechszig Jahre nach geſchehener That den Hergang berichtete, ſtellte ihn nach einem bloßen Hörenſagen dar; und obgleich das Chriſtenthum ſeit den letzten vierzig Jahren beiweitem mehr ins Licht getreten war, als zu Nero's Zeiten, ſo beweiſet doch ſeine Schilderung deſſelben, daß er den fehlerhafteſten Begriff davon hatte, der nur gedacht werden kann. Die ganze Chriſtenverfolgung unter Nero gehört alſo ins Reich der Fabeln, obgleich das, was wir davon zu wiſſen glauben, von einem großen Geſchichtſchreiber herrührt.

Nicht anders verhält es ſich mit der Chriſtenverfolgung unter Domitian. Die Hinrichtung des Konſuls Flavius Clemens, die Verbannung der Domitilla, ſeiner Gemahlin, nach der Küſte von Kampanien, und die Beſtrafung und Beraubung ihrer Freunde und Anhänger hatte gewiß ganz andere Beweggründe, als abweichende Glaubensmeinungen; und man müßte gar nicht im Stande ſein, ſich den Karakter eines Domitian zu vergegenwärtigen, wenn man von ihm annehmen wollte, er habe ſeine nächſten Verwandten um jüdiſcher Sitten willen hinrichten laſſen; denn dies war die Beſchuldigung. *)

Dieſelbe Nachſicht, welche man mit den Chriſten im erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung hatte, dauerte im zweiten Jahrhunderte fort. — Wie hätten Imperatoren, wie Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius und Marcus Aurelius waren, ſich zu einer Handlung entſchlieſſen können, welche nicht bloß ihrem Karakter, ſondern auch allen römiſchen Staatsgeſetzen entgegen geweſen ſein würde! Ueber das Verhältniß des Chriſtenthums zu dem Römerthum in

*) Sueton. V. Vita Domitian. c. 15.

den Zeiten des Trajan gibt nichts ſo beſtimmte Aufſchlüſſe, als der Briefwechſel des jüngern Plinius mit dieſem Imperator. Plinius, ein Mann, der ſeit ſeinem neunzehnten Jahre in den römiſchen Gerichtshöfen thätig geweſen iſt, und als Senator für ſich hat, daß er die Geſetze des Staats gekannt haben müſſe — Plinius, als Statthalter nach Bithynien verſetzt und in die erſte Bekanntſchaft mit Chriſten eingeführt, weiß nicht, wie er ſich bei den Anklagen verhalten ſoll, die man gegen dieſelben vorbringt, und bittet ſeinen Souverain um Verhaltungsbefehle. Was thut nun Trajan? Er ſelbſt weiß nicht, was er von dem neuen Verbrechen halten ſoll; doch, anſtatt eine unmenſchliche Strenge zu empfehlen, trägt er ſeinem Statthalter auf, mehr Sorge auf die Beſchützung der Unſchuldigen, als auf die Verfolgung der Schuldigen, zu richten. — Es läßt ſich annehmen, daß unter der großen Anzahl von Chriſten, welche es um dieſe Zeit in den aſiatiſchen Provinzen gab, ſich Individuen von höchſt unſittlichem Karakter befanden, und daß ſie, als ſolche, der öffentlichen Ahndung nicht entgingen; in dieſem Falle waren es aber nicht die Chriſten, ſondern die Verbrecher in den Chriſten, was man beſtrafte; in den Staatsgeſetzen wurde um ihretwillen nicht die kleinſte Aenderung getroffen. Selbſt die Regierung des wilden Commodus ging ohne alle Verfolgung für ſie vorüber; und ſo darf man behaupten, daß ſie zwei Jahrhunderte hindurch, als Sekte, die in ihren religiöſen Anſichten von dem Hergebrachten abwich, nicht das Mindeſte gelitten haben.

Ehe nun von dem dritten Jahrhunderte die Rede iſt, ſei es erlaubt, eine allgemeine Bemerkung voranzuſchicken, welche zur Aufklärung der Erſcheinungen nicht nur der Vergangenheit, ſondern ſelbſt der Gegen-

wart beitragen kann. Es iſt folgende: Jede Idee, welche verwirklicht werden ſoll, kann es nur dadurch werden, daß ſie ſich in Begriff verwandelt; denn nur in dieſer Verwandelung bietet ſie der großen Menge ſich als etwas dar, deſſen ſich dieſe bemächtigen kann. Durch eben dieſe Verwandelung aber entſagt die Idee ihrem Weſen, und verliert an Reinheit, was ſie an Verkörperung gewinnt.

Das Chriſtenthum, ſeinem erſten Urſprunge nach Proteſtantismus gegen das Judenthum oder den Moſaismus, konnte alſo nicht bleiben, was es Anfangs geweſen war; am wenigſten nach der Aufhebung der Exiſtenz des Judenſtaates. — Aus der Kritik (denn aller Proteſtantismus iſt, ſeinem Weſen nach, Kritik) mußte ſich ein neuer Lehrbegriff bilden. Die Grundlage deſſelben war weſentlich die Geſchichte von dem Urheber des Chriſtenthums, ſo wie dieſelbe von den Geiſtern der Zeit aufgefaßt wurde. Was wir gegenwärtig die chriſtliche Urkunde nennen, iſt in einer Zeit entſtanden, wo man über den wahren Zweck des Urhebers nicht mehr belehrt war. Griechiſche und jüdiſche Weisheit (die erſtere jedoch mehr als die letztere) geſtalteten das neue Lehrgebäude, um ein Symbol zu ſchaffen, woran Chriſten ſich erkennen möchten. So entſtand das chriſtliche Dogma auf eine Weiſe, welche der hohen Einfachheit der erſten Idee Hohn ſprach, indem ſie an die Stelle des Vaters aller Menſchen den platoniſchen Weltgott brachte, und dieſem die Natur eines Abſtraktums nahm. Im Verlaufe der Zeit verkehrte ſich ſogar die Weltanſicht des erſten Urhebers der neuen Lehre. Es gibt ein Jenſeits der Zeit und ein Jenſeits des Raums. Jenes bezieht ſich auf die Unſterblichkeit des menſchlichen Geſchlechtes, und ſchließt die Idee einer unbegrenz-

ten Entwickelung in ſich. Dieſes bezieht ſich auf die Unendlichkeit des Weltalls, und dient nur der unendlichen Begierde nach Fortdauer. Das Erſtere findet ſich in allen denen Köpfen, welche, voll von einer herrlichen Idee und im Kampfe mit ihren Zeitgenoſſen, keinen andern Troſt für ſich ſehen, als eine günſtigere Zukunft; das Letztere lebt in allen denen, welche, an keine Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts hienieden glaubend, ihrer Begierde nach Fortdauer eine chimäriſche Laufbahn eröffnen. Was der Urheber des Chriſtenthums auf das Jenſeits der Zeit bezogen hatte, das bezog man ſpäter mit grober Begehrlichkeit auf das Jenſeits des Raumes. Aber dies Alles mußte geſchehen, wenn die dem Chriſtenthum zum Grund liegende Idee den großen Haufen durchdringen ſollte. Ohne ſtatutariſche Glaubenslehren, welche auf der einen Seite der Sinnlichkeit verwandt, auf der andern für die Mehrheit bloße Symbole waren, würde es unmöglich geweſen ſein, ein chriſtliches Kirchenthum zu gründen. Wieviel dabei berechnet ſein mochte, bleibt dahin geſtellt, ob es gleich zu keiner Zeit an feinen Köpfen gefehlt hat, die bei ihren Schöpfungen ſich ihrer Abſichten ſehr deutlich bewußt waren. Was die Menge vereinigt, das wird auch von ihr vertheidigt, und als es nach und nach mit dem Chriſtenthum dahin gekommen war, daß es durch die Menge vertheidigt wurde, da hatte es allerdings in Beziehung auf das Römerthum einen feindſeligen Karakter angenommen, gegen welchen man ſich nicht verblenden konnte.

Von allen römiſchen Imperatoren war Septimius Severus der Erſte, welcher mit einem Edikt auftrat, das nicht ſowohl eine Verfolgung, als eine Beſchränkung der Chriſten bezweckt. Da dieſer Impe-

rator ſo wenig ein Feind der Chriſten war, daß er ſie ſogar in ſeinem Hauſe duldete*): ſo muß man annehmen, daß er weniger mit ſeinen perſönlichen Neigungen, als mit der Wohlfahrt des Reiches zu Rathe gegangen ſei, als er den Befehl ertheilte, daß alle Diejenigen beſtraft werden ſollten, die ſich neu bekehren laſſen würden: ein Befehl, der nicht vollzogen werden konnte, ohne die Bekehrer und Miſſionarien zu treffen. Unſtreitig fühlte Septimius Severus, daß Alles, was der Chriſtenwelt zugewendet wurde, für die Römerwelt verloren ging, welche zu vertheidigen ſeine erſte Pflicht war. Welches aber auch ſeine Abſicht ſein mochte: die Verfolgung, welche hieraus entſtand, war von keinem Belange, und nach ſeinem Hintritt folgten dreißig Jahre, die, wie verderblich ſie auch für das Römerreich ſein mochten, für die Chriſten ſehr ſanft vorübergingen. — Während die römiſchen Imperatoren ſelbſt, beinahe Tag für Tag, das Opfer der Barbarei wurden, ſtanden die Biſchöfe in einer beneidenswerthen Sicherheit da, bis endlich, nach dem Tode Philipps, der Imperator Decius, voll von den Idealen eines alten Römers, die gewaltige Neuerung auszutilgen verſuchte, von welcher ſich ſehr beſtimmt vorherſehen ließ, wie ſie endigen werde, wenn man gleich im dritten Jahrhundert noch nicht den Gedanken faſſen konnte, daß die Nachfolger des heiligen Peters die Nebenbuhler der Nachfolger des Auguſtus werden könnten. — Da die Edikte des Decius vorzüglich gegen die Biſchöfe gerichtet waren: ſo iſt hier der Ort, etwas über den Unterſchied der heidniſchen und chriſtlichen Prieſter zu ſagen. Die Diener des Polytheismus — mit dieſem Ausdruck wollen wir, von jetzt an, den als

*) Die Amme des Caracalla war eine Chriſtin.

Heidenthum aufgefaßten Gegenſatz des Chriſtenthums bezeichnen — bildeten keine beſondere Klaſſe der Geſellſchaft. Größtentheils von edler Geburt und nicht geringem Vermögen, übernahmen ſie die Sorge für einen berühmten Tempel oder ein öffentliches Opfer, beſtritten die Koſten meiſtens aus eigenen Mitteln, und verrichteten die hergebrachten Gebräuche mit kalter Gleichgültigkeit nach den darüber vorhandenen Vorſchriften. Selten war ihr Amt auf Lebenszeit, und in den antimonarchiſchen Verfaſſungen bekleideten ſie ſogar jedes bürgerliche oder militäriſche Amt. — Mit dem Kultus, ſo wie er von ihnen ausgeübt wurde, ſtand keine Sittenlehre in Verbindung; Alles war der Einbildungskraft der Zuſchauer überlaſſen, welche, nach Maasgabe ihrer Aufklärung, aus dem Schauſpiel machten, was ſie wollten.

Ganz anders verhielt es ſich mit den chriſtlichen Prieſtern. Sie waren, wie wir oben geſehen haben, die Regenten ihrer Gemeinden, und ſtanden als ſolche in der vollkommenſten Oppoſition gegen alle Diejenigen, welche ihrem Anſehen Abbruch thun konnten. Wirklich war dies ihre gefährliche Seite von dem Augenblick an, wo die Gemeinden Größe und Umfang genug gewonnen hatten, um ihren Vorſtehern Macht und Anſehen zu verleihen. In welchem Lichte nun auch die römiſchen Imperatoren die Biſchöfe großer Gemeinden betrachten mochten: am Tage lag, daß ſie, vermöge des Gegenſatzes, worin Chriſtenthum und Römerthum ſtanden, eben ſo viele Volkstribunen waren, welche, unbekümmert um den Vortheil des Reiches, ihren beſondern Vortheil verfolgten. Nur Klugheit konnte ſie verhindern, ſo weit zu gehen, als ihre Selbſtſucht ſie trieb; und wie ſie auch nachgeben mochten, ſo hatten ſie doch das gegen ſich, daß ſie, als Volk-

ſtrecker eines von der Staatsgeſetzgebung ganz verſchiedenen Geſetzes, einen Staat im Staate bildeten.

In dieſem Betracht waren die Maasregeln des Decius gewiß nur allzuſehr gerechtfertigt. Doch ſeine Regierung war von allzukurzer Dauer, als daß ſehr viel ausgerichtet worden wäre. Sein Nachfolger Valerian übertraf in den erſten Jahren ſeiner Verwaltung alle ſeine Vorgänger an Nachſicht gegen die Chriſten; und als er ſich hierauf von einem ſeiner Miniſter zur Fortſetzung der Maasregeln des Decius fortreiſſen ließ, wurde der Biſchof von Karthago, Cyprian, das Opfer dieſer Grauſamkeit mit einem Heldenmuthe, der leicht abſchrecken konnte. Der perſiſche Krieg, in welchem Valerian gefangen genommen wurde, machte dieſen Verfolgungen ein Ende; Gallienus war viel zu ſehr mit ſeinen Thorheiten beſchäftigt, um die Kirche nicht in Ruhe zu laſſen.

In dieſe Periode fällt die Rolle, welche Paul von Samoſata ſpielte, dieſes Urbild der nachfolgenden Päpſte, deſſen Andenken man zurückrufen muß, wäre es auch nur, um zu zeigen, welche Entwickelung das kirchliche Chriſtenthum bereits im dritten Jahrhundert gewonnen hatte, und wieviel Aufmerkſamkeit die Kleriſei nothwendig machte, wenn ſie in den Schranken, nicht der Demuth und Beſcheidenheit, wohl aber der Mäßigung und Klugheit bleiben ſollte.

Odenatus und Zenobia beherrſchten mit Genehmigung des römiſchen Senates die öſtlichen Provinzen, als Paul von Samoſata, man weiß nicht durch welche Künſte, am wenigſten aber durch apoſtoliſche Tugenden, in den Beſitz des biſchöflichen Stuhles von Antiochien kam. Nie hatte die chriſtliche Welt einen ähnlichen Biſchof kennen gelernt. In kurzer Zeit wußte er es dahin zu bringen, daß die ganze Stadt

ihm ſteuerpflichtig war; am meiſten durch die Art und Weiſe, wie er die biſchöfliche Gerechtigkeit verwaltet. Sein Aufwand entſprach den Vortheilen, die er in einer reichen Stadt von ſeinem geiſtlichen Amte zog. Nie zeigte er ſich öffentlich, es ſei denn mit einem großen Gefolge von Abhängigen. Sein Palaſt war täglich mit Demüthigen umgeben, welche ihm ihre Bitten vorzutragen wünſchten. Ertheilte er Audienz, ſo geſchah es in einem glänzenden Zimmer, in welchem ein förmlicher Thron angebracht war. Einen großen Theil des Tages mit Antworten auf eingegangene Bittſchreiben beſchäftigt, widmete er den Reſt desſelben den Freuden der Tafel und des geſelligen Umganges, und zwei ſchöne Mädchen waren ſein Zeitvertreib in müßigen Augenblicken. Anmaßend, ſtreng und unerbittlich gegen die, welche ſeiner Eitelkeit nicht ſchmeichelten, war er die Nachſicht ſelbſt gegen Solche, die einen großen Mann in ihm ſahen, oder zu ſehen vorgaben. Die Kirchenzucht war ihm nichts, ſofern die Nachgiebigkeit gegen die Grundſätze derſelben nur Geld brachte, und die von ihm abhängigen Geiſtlichen durften ſeinem Beiſpiel folgen. Kurz, Paul von Samoſata war in Allem das Gegentheil von dem, was das Urbild eines frommen Biſchofs mit ſich brachte. Doch hierum bekümmerte ſich Niemand; nicht einmal anſtößig fand man ſein ungeiſtliches Leben: ſo ſehr gehorchte man der Macht! Mit den ſchlechteſten Sitten und einer wahrhaft tiranniſchen Denkart würde er ſein ganzes Leben hindurch die Herrſchaft über Syriens Hauptſtadt fortgeſetzt und ſich, wie Cyprian, durch den kleinſten Beweis von Entſchloſſenheit und Muth zum Rang eines Märtirers und Heiligen erhoben haben, hätte er nicht durch ſeinen Eigenſinn in Hinſicht der Lehre von der Dreieinigkeit den Eifer und Unwillen

aller öſtlichen Kirchen gegen ſich angefacht. — Von Aegypten bis zum Pontus Euxinus waren die Biſchöfe in Bewegung und in den Waffen. Es wurden Konzilien über Konzilien gehalten, Widerlegungen bekannt gemacht, Exkommunikationen ausgeſprochen, Erklärungen bald angenommen, bald verweigert, Traktaten geſchloſſen und gebrochen, bis endlich Paul von Samoſata auf den Ausſpruch von ſiebenzig bis achtzig zu Antiochien verſammelten Biſchöfen förmlich abgeſetzt wurde. Hierbei aber blieb es nicht. Unregelmäßigkeiten in dem Verfahren ſchwächten das Anſehen der Biſchöfe, und Paul von Samoſata fand Mittel, ſich durch die Gunſt der Zenobia noch vier Jahre nach erfolgter Abſetzung auf ſeinem Poſten zu behaupten. — Aurelians Sieg über Zenobien gab endlich den Ausſchlag. Dieſer Imperator mußte den langen Prozeß entſcheiden, und er entſchied ihn zum Nachtheil Pauls, ſobald Er, der, als Soldat und Polytheiſt, nichts von der Sache verſtand, erfahren hatte, daß die italieniſchen Biſchöfe ſich gegen Paul erklärt hätten. So war die Geſtalt der Kirche ſchon gegen das Ende des dritten Jahrhunderts, nach der Ausſage des Euſebius.

Je größer aber der Spielraum war, den das Chriſtenthum in ſeiner Ausartung gewann, deſtomehr fühlten ſich die Polytheiſten durch daſſelbe gedrückt. Dieſe fingen nach und nach an, die Nachſicht zu bereuen, welche ſie einer dunkeln Sekte bewieſen haben, die, wenn ſie es auch nicht wagte, ihnen das Geſetz vorzuſchreiben, doch mit ſtolzem Mitleid auf ſie herabſah. Das, was der ganzen Erſcheinung zum Grunde lag, nämlich die innige Vereinigung der Sittenlehre mit der Glaubenslehre, zu faſſen, und nebenher gerecht zu ſein gegen die Klugheit, womit die Vorſteher der chriſtlichen Gemeinden die Armuth mit

dem Reichthum vermittelten, überſtieg das Begreifungsvermögen der Polytheiſten; und indem ſie zur Vertheidigung ihrer Inſtitutionen ihre Zuflucht zu Wundern und zu neuen Arten des Opfers, der Ausſöhnung und der Einweihung nahmen, konnten ſie ihre Lage nur verſchlimmern. Bereitwillig lieſſen die Chriſten alle die Wunder zu, deren ſich ihre Gegner ihnen gegenüber rühmen mochten; doch, indem ſie dieſelben nur magiſchen Künſten oder der Gewalt der Dämonen zuſchrieben, trennten ſie ihr Reich nur deſto ſicherer von dem der Polytheiſten. Es hat vielleicht kein Zeitalter gegeben, welchem die Philoſophie ganz fremd geblieben wäre. Sie war es auch dem damaligen nicht. Verlaſſen waren die Garten des Epikur, die Lauben der Akademie, und ſelbſt die Säulengänge der Stoa; aber an die Stelle aller dieſer Sekten waren die Neuplatoniker getreten, welche mit ſchwärmeriſchem Sinne über die Erſcheinungen ihrer Zeit walteten. In die Mitte geſtellt von polytheiſtiſchen Prieſtern, die von ihnen verachtet, und von Chriſten, die von ihnen gefürchtet wurden, wollten ſie lieber den erſtern als den letztern dienen. Sie fanden in der Mythologie der Alten Andeutungen der Wahrheit, empfahlen die Verehrung der alten Götter als Sinnbilder des höchſten Weſens, erfanden geheimnißvolle Riten der Andacht, waren zum Theil Thaumaturgen, und hofften auf dieſem Wege das Chriſtenthum zu verdrängen. Doch alles dies konnte nur dazu beitragen, eine Kriſis zu beſchleunigen, welche Entſcheidung bringen mußte, nachdem es einmal dahin gekommen war, daß das eine oder das andere Syſtem obſiegen mußte. Der Zeitpunkt war näher, als man glauben mochte.

Achtzehn Jahre hatte Diokletian die Chriſten, wo nicht begünſtigt, doch wenigſtens mit wahrhaft

philoſophiſchem Sinne geduldet, als es nach der Beendigung des perſiſchen Krieges ſeinem Schwiegerſohne Galerius gelang, ſeine Anſicht zu verändern und ihn zu den heftigſten Verfolgungen fortzureiſſen. Welches die wahren Bewegungsgründe des Galerius waren, läßt ſich nur in ſo fern erkennen, als ſeine militäriſchen Eigenſchaften in ihm den Ausſchlag gaben. Nur von ſich ausgehend, konnte er ſehr leicht auf den Gedanken gerathen, die Chriſten ſeien feig, und bei einer ungehinderten Verbreitung dieſer Sekte müſſe das Römerreich nothwendig ein Raub der Barbaren werden. Ganz ungegründet aber war ſeine Vorausſetzung nicht; denn indem die Chriſten zwiſchen zwei Welten ſtanden, von welchen ſie die eine geringhalten und verachten, die andere mit Inbrunſt lieben ſollten, konnte es nicht an Erſcheinungen fehlen, welche das Schändlichſte, was ein Römer kannte, die Feigheit, als ihrem Weſen einwohnend darſtellten. Mehr als einmal hatten junge Leute, welche zur Vertheidigung des Vaterlandes ausgehoben werden ſollten, ſich dahin erklärt, daß ihr Gewiſſen ſich nicht mit Verrichtungen eines Soldaten vertrage; und noch entſcheidender war es, wenn der Centurio Marcellus an einem feierlichen Tage ſein Schwert und alle Auszeichnungen ſeines Ranges mit der Erklärung von ſich warf, daß er fortan nur dem ewigen Könige Jeſus Chriſtus gehorchen, und allen fleiſchlichen Waffen, ſammt dem Dienſte eines abgöttiſchen Herrn, entſagen wollte. — Thatſachen, wie dieſe, mußten Imperatoren, wie Maximian und Galerius waren, ein allgemeines Mißtrauen gegen die chriſtlichen Offiziere in ihren Heeren einflößen; auch hatten Beide nie Bedenken getragen, ſolche Offiziere zu entlaſſen oder wegzujagen, und dadurch die verbreitete Meinung zu unterſtützen, „daß eine Sekte von

Enthuſiaſten, deren Grundſätze der öffentlichen Wohlfahrt entgegen wären, unbenutzt bleiben müſſe, wenn ſie nicht gefährlich werden ſolle.“ Nur Diokletian hatte ſie, wie es ſcheint, von durchgreifendern Maasregeln abgehalten. Doch widerſtand der kluge Souverain nicht länger, als Galerius, der nach dem perſiſchen Kriege in ſeinem Palaſte zu Nikomedien lebte, ihm einmal über das andere wiederholte, daß ein Reich, welches vermöge ſeines Innern dem Untergange entgegengehe, ganz vergeblich gegen Barbaren beſchützt werde. Je größern Werth Diokletian auf den Frieden mit den Perſern legte, deſto mehr war er geneigt, dem, was man mit ſo vieler Allgemeinheit über die Chriſten ausſagte, Glauben beizumeſſen. — Zwar widerſtand er lange, vermöge des beſſern Genius, der in ihm war; allein ſobald Galerius es dahin gebracht hatte, daß die Chriſten aus ſeinem Hauſe und aus dem Heere entfernt waren, hielt es nicht ſchwer, ihn zu noch entſcheidendern Maasregeln zu bewegen. Man machte den Anfang mit der Zerſtörung der Kirche von Nikomedien, eines Gebäudes, welches mit ſolcher Pracht aufgeführt war, daß es über den Palaſt des Imperators hervorragte. Unmittelbar darauf wurde der Befehl gegeben, daß alle Kirchen im ganzen Umfange des Reichs niedergeriſſen, und diejenigen mit dem Tode beſtraft werden ſollten, welche ſich zu einer gemeinſchaftlichen Gottesverehrung verſammeln würden. Auſſerdem forderte man von den Biſchöfen und Geiſtlichen die Auslieferung ihrer heiligen Bücher, und alles Kirchengut wurde zum Vortheil des Staats in Beſchlag genommen. Endlich ward verfügt, daß Alle, welche ſich der Religion der Väter, d. h. des frühern Roms, nicht unterwerfen würden, als Freie von allen Aemtern und Ehrenſtellen,

als Sklaven von der Hoffnung, die Freiheit zu erlangen, ausgeſchloſſen werden ſollten. Kaum war dieſes Edikt in Nikomedien angeſchlagen worden, als die Hand eines zürnenden Chriſten es abriß, der es nicht an Schmähungen gegen ſo gottloſe und tiranniſche Regenten fehlen ließ. Sein Schickſal war, lebendig verbrannt zu werden. Wenige Wochen darauf gerieth Diokletians Palaſt zweimal hinter einander in Brand, nicht ohne den Verdacht, daß die Chriſten ſich an ihm rächen wollten. Hieraus entſtanden Unterſuchungen, die, ohne ein Reſultat zu geben, eine gegenſeitige Erbitterung veranlaßten. Galerius verließ Nikomedien, weil er ſeines Lebens daſelbſt nicht ſicher zu ſein glaubte.

Um zu einem Frieden im Innern des Reiches zu gelangen, hatte man die Fackel der Zwietracht angeſteckt, und es dem Zufall überlaſſen, wie weit der Brand ſich ausdehnen werde. Glücklicher Weiſe hatten die Chriſten unter den Polytheiſten mehr Freunde, als man hätte glauben ſollen: die Bande des Blutes und der Verwandtſchaft bewieſen auch bei dieſer Gelegenheit ihre Stärke; und indem die Klugheit der Biſchöfe zu Hilfe kam, geſchah des Böſen weniger, als man zu erwarten berechtigt war. Mehrere von dieſen lieferten die heiligen Schriften wirklich aus, und erhielten von dieſer Handlung die Benennung von Traditoren, welche ſich in den neurömiſchen Sprachen zur Bezeichnung eines Verräthers erhalten hat, wiewohl bei der großen Verbreitung dieſer Schriften die Nachgiebigkeit der Geiſtlichen gewiß von ſehr geringem Belang war. Nur ſehr wenige Perſonen büßten über dem von ihnen geleiſteten Widerſtand ihr Leben ein; und dies rührte hauptſächlich daher, daß Diokletian die Verfolgung der Chriſten mit eben der Kalt-

blütigkeit betrieb, welche das unterſcheidende Merkmal aller ſeiner Handlungen war. Da dieſe Verfolgung vor ſeinem Triumphzuge anhob, ſo iſt es ſogar nicht unwahrſcheinlich, daß ſie von ſeiner Seite nichts mehr und nichts weniger war, als eine bloße Finanzſpekulation, wodurch er die Mittel zur Beſtreitung des ihm bevorſtehenden Aufwandes oder auch zum Aufbau ſeines Palaſtes in Dalmatien zu gewinnen hoffte, und wirklich gewann. Unedel war ein ſolches Verfahren freilich; aber wer es beiſpiellos nennen wollte, würde dadurch nur ſeine Unbekanntſchaft mit dem Weſen einer despotiſchen Regierung bekunden. Nach dem Triumphzuge und der Abdankung Diokletians war nicht länger von der Verfolgung der Chriſten die Rede; und nicht lange nach der letztern machte ſelbſt Galerius ein Edikt bekannt, wodurch er Duldung verſprach. Den Chriſten ſelbſt (wir wollen es nicht läugnen) kam die Verfolgung wenigſtens in ſo fern zu Statten, als ihr Uebermuth vermindert und ihre Beſonnenheit vermehrt wurde. Mehr und grauſamer litten die Chriſten des Orients, wie uns die Geſchichte der Martirer lehrt; auch waren überhaupt die Verfolgungen gegen Chriſten in Rom, der Hauptſtadt der Welt, minder heftig, als in den Provinzen der Römer.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Regiſter.

Aban, Jzed des Waſſers. S. 43.
Abbildung reiner Himmelsweſen auf Erden 90.
Abel's Opfer. 338.
Abendmahl in den Weihen Mithra's. 433, 239, 254, 287. — 140, 207. — 457, 476, 561. — Der Therapeuten. 636. — Der Chriſten. 653, 698.
Abendſtern. 247.
Abrahams Lichtreligion. 339. — 680, 681.
Abraxas. 225, 370, 371, 373.
Ackerbau. 138, 349.
Adam. 668.
Ader, Jzed aller göttlichen Feuererſcheinungen. 43.
Adonis der Phönizier. 236, 509.
Aegypten, früheſte Kunſtblüthe. 2, 125, 199, 133, 171, 404, 237, 285, 415, 446, 452, 483, 508, 569, 585, 595, 605, 608, 631 — 636.
Aehren am Ende des Stier-Schwanzes. 407, 264.
Aerzte, Bedingung zur Kur-Ausübung. 128. — Zahlung. 250.
Aether. 27, 523, 524.
Agyrten. 486.
Ahriman, Fürſt der Finſterniß, deſſen Urſprung. 20, 23, 27, 29, 32. — Wird Quelle alles Böſen. 22, 29. — Des Todes. 82. — Streben und Wirken. 23, 35, 57. — Uebergewalt. 32.
Albordj, Urgebirg. 55, 126, 343.
Alexandria, Sonnentempel. 507, 516.
Almoſen. 142, 541.
Altäre, ſieben flammende, deren Erklärung. 230, 252. — Einer. 287, 419.
Amerdad, Schutzgeiſt der Früchte. 40.
Amerika, altes, übt den Sonnendienſt. 513, 591, 594.
Amiran, Jzed des Urlichts. 44.
Amſchaſpands, erſte Geiſter Gottes. 39, 343. — Sieben an der Zahl. 39. — Ormuzd, erſter derſelben. 39.
Amulete der Baſilidianer. 401, 435.
Anahid, Bewahrerin des Samens Zoroaſters (Venus). 44.
Ancilien. 209.
Apfelträger am perſiſchen Hofe. 181.
Apollo, Aehnlichkeit mit Mithra. 213, 249, 254, 297, 383, 393, 404, 405, 415, 503, 509, 565.
Arche der Hebräer. 531.
Ard, Jzed der Weisheit, der Nahrung und Freude. 45, 132.
Ardibeheſcht gibt Feuer und Geſundheit. 39.
Arduiſur, weiblicher Jzed, hilft den abgeſchiedenen Seelen. 46.
Aſcheſching, weiblicher Jzed. 45, 132.
Aſchtad, Jzed des Ueberflußes. 47.
Asman, Jzed des Himmels. 47.
Aſpaſia, Sonnenprieſterin. 422.
Aſtrologen. 68.
Auferſtehung der Todten. 83, 538. — In den Mithraweihen. 433.
Augsburg, Spuren des alten Sonnendienſtes. 222, 662.
Auslegungen, indiſche, der gemiſchten Mithriaca des Abendlandes ſind gewagt. 535, 545, 563, 708.

B.

Baal der Aſſyrer. 236.
Babylon. 199.
Bäder der Alten. 614.
Bahman, Schützer der Amſchaſpands, König der Welt. 39.

Bande der Staatsgeſellſchaft. 135 bis 137.
Baſilidianer, chriſtliche Sekte. 401, 410, 429, 435, 558, 698.
Batthyany, Fürſt, Beſchützer der Alterthümer. 313. — Verdienſte ſeines Herrſchaftsperſonals 315.
Baukunſt, altperſiſche. 148, 199, 202. — Aegyptiſche. 607, 608.
Baum der Unſterblichkeit. 113, 407. — Des Lebens. 576.
Becher. Siehe Gefäß.
Begräbniß der Parſen. 117, 349, 444.
Beichte, Urſprung im Iſisdienſt. 617, 698.
Belenos der Bojer. 507.
Beſchneidung. 542.
Bevölkerung, deren Beförderung iſt das Heiligſte der Religion. 138. — Segenſpendung. 348, 543.
Blutstropfen aus der Wunde des Stiers, deren Bedeutung. 398, 558.
Bojoarien, Mithradienſt daſelbſt. 507, 509, 513, 515. S. Rhätien.
Brücke Tſchinevad für die Seelen nach dem Abſchied aus dem Leben. 83, 522, 539.
Bürgertugenden der Parſen. 141.
Bußübungen. 550, 561, 616, 617.

C.

Celſus. 253.
Celten, deren Sonnendienſt. 507.
Chaldäer, deren Mithraweihen. 439, 440, 585.
Childerichs Grabmal. 282.
Chiſr, Bote himmliſcher Eingebung. 547.
Chriſten, geheime, unter den geduldeten Sinnbildern Mithras. 287.
Chriſtengroll. 662.
Chriſtenthum, deſſen früheſte Ausbreitung 285, 714, 725. — Iſt veredelter Magismus. 16, 519, 652, 713. — Stürzt die Götzenverehrung. 418, 516. — Abriß der Lehre. 640 bis 663. — Als Staatsreligion. 688 bis 706.
Chriſtus, Sohn Gottes. 11. 13, 26, 27, 78, 641, 647, 669, 698. — Verglichen mit Mithra. 254, 434, 519, 648, 698. — Verehrt unter Mithras Sinnbildern. 287, 343, 401, 429, 433, 435, 456, 358, 477, 479. — Deſſen Geburtsfeier. 454 — 475, 558, 594, 698. — Jugend. 636, 712.
Cobi, Wüſte. 176.
Cölibat. Siehe Ehe.
Commodus, Kaiſer, befleckt die Myſterien mit Blut. 280, 441.
Confucius, Religionslehrer in China. 125.
Coraciken. 250, 404, 422, 488.
Cyrus Grabmal. 157, 167, 342.

D.

Dämonologie. 67.
Darius (Hyſtaſpis), deſſen Grabmal. 157. — Ruft Mithra an. 327, 366, 414, 611.
Darun, Opfer kleiner Brode. 140, 207, 433, 543, 698.
Delphin. 399. — Bedeutung. 269, 270.
Denkmäler, altperſiſche. 152. — Deren Erklärung. 158, 198. — Beſchreibung. 207.
Deſturan Deſtur, Haupt der Prieſter (Papſt). 130. — Mittler zwiſchen Ormuzd und Volk. Des Mithra Repräſentant auf Erden. 131. — Hat bei den Heiden den Beinamen Mithra. 445.
Deſtur-Mobed, das Haupt aller Stände. 130.
Dews (böſe Geiſter), von Ahriman erſchaffen. 57, 522. — Ihre Namen. 58, 59.
Din, Jzed des Geſetzes. 47.
Diorphus, Mithra's Sohn. 218, 360.
Divination. 585, 599. Siehe Spiritualiſten.
Djemſchid, Haupt der Lichtgeſellſchaft. 100. — Stifter von vier Ständen. 127. — Stammvater der Könige. 134. — Deſſen goldener Dolch. 138, 242, 278. — Jahres-Gründer. 262, 115.
Dogmatik Zoroaſters. 17, 117, 122.
Dolch. 182, 242, 273. — Bedeutung. 278, 397, 511. — Deſſen

Griff zieren meiſtens zwei Vögelköpfe. 285.
Dreieinigkeit. 412, 561, 643. Siehe Spiritualiſten.
Dreifuß des Apollo. 414.
Druiden. 508.

E.

Ehe der Parſen. 137, 139, 141, 543, 544. — Der Eſſäer. 635.
Einhorn, geflügeltes. 165, 176, 194.
Einweihungen. 418. Siehe Weihen.
Elemente, deren Sichtbarwerden. 26, 117, 122, 135.
Eleuſiniſche Weihen. 425, 555, 563.
Empfängniß-Syſtem, altperſiſches. 544.
Eoroſch, Rabe des Himmels. 277.
Epopte. 554.
Erasmus, deſſen Irrthum. 484.
Erbſünde. 669.
Erdgeiſt (Hertha). 587. Siehe Iſis.
Erd-Welt, deren Werden. 35.
Erkenntniß Ormuzds. 87, 117.
Eſſäer, jüdiſche. 630. — Lehrbegriff. 631 — 640, 655, 712.
Euchariſtie. Siehe Abendmahl.
Ewigkeit, ewige, 20, 392.

F.

Faſten beſtimmen die Zendbücher nicht. 114.
Feldbebauer hat großes Verdienſt. 114. Siehe Landleute.
Feuer werden durch des Schöpfers Gedanken. 36, 37. — Sind ewig, unzerſtörbar. 36. — Durch ſie lebt Alles. 36. — Leben Jahrtauſende bevor ſie ſich mit einem Körper verbinden. 38. — Sind der Seele Schutz. 38, 50. — Deren Sprache. 99, 164, 192, 522.
Feſte der Parſen. 115, 349, 451. Der Heiden. 250, 251.
Feuerdienſt der Parſen. 105, 110, 348.
Feuerfaß. 256, 349.
Feuerfunken der Thiere. 110.
Feuertaufe. Siehe Taufe und Moloch.
Feuertempel. 377.
Finſterniß kam durch und aus Ahriman. 22, 28, 521.
Firmung in den Myſterien Mithra's. 561, 698.
Frankreich, neues, Finſterniß. 81, 661, 662.
Freimaurerei, deren Alterthum. 504, 556. Siehe Soſi.
Friede, harmoniſcher, des Volks. 137.
Fruchtbarkeit. Siehe Ehe.
Frühlingsfeſt, No-Ruz. 116, 426.

G.

Garten Gottes. 574.
Gebet ſetzt das unſichtbare Reich in Bewegung. 347, 104, 575. — Der Parſen. 104. — Des Prieſters. 105. — Auf Steinſchriften. 401.
Gebräuche des Geſetzes. 103. — Gottesdienſtliche. 256. — Chriſtliche in den Myſterien Mithra's. 287, 433, 437, 441.
Gefäße der Parſen. 181. — Der Heiden. 253, 255, 256, 293, 406, 416, 434, 561. (Tafel VI.(
Geheimniß, ſtrengſtes, des heidniſchen Prieſterthums. 540, 569, 698 — 699.
Gehorſam des Parſen in allen Leiden. 114.
Geiſterzitirer. 71.
Gemmen. Siehe Mithraſteine.
Gericht, großes, der Menſchen. 83.
Geſchöpfe Ormuzds ſind alle reine Weſen. 28, 118.
Geſellſchaft, lebendige, aller reinen Seelen. 94.
Geſellſchaften, geheime. Siehe Freimaurerei.
Geſetz Zoroaſters iſt der Körper, die Hülle des Urworts. 98 — 100. — Deſſen Hauptinhalt. 103, 117, 122.
Geſtirne, ſieben. 270.
Getreide, deſſen Urſprung aus dem Schwanze des Stiers. 264.
Glaubenslehren, altperſiſche. 117 — 122. — Verbreitung bis nach Indien. 126. Siehe Indien und Noah.
Gnoſtiker, Sekte. 519, 401, 429, 437, 558, 698.

Gorotman, Sitz aller Segnungen Ormuzd. 84, 114, 136, 144.
Goſch, Ized der Unſterblichkeit. 47.
Goſchorun, Ized der Heerden. 47.
Grabmäler, altperſiſche. 156. — Deren Erklärung. 159, 198. — Einrichtung. 167.
Gracchus, Zerſtörer der Mithra-Myſterien. 494, 515.
Greif, indiſches Thier. 193.
Griechen. 237, 275, 279, 296, 426, 486, 541, 580, 664.
Grundſtein des Lichtes. 24.
Gryphika. 422, 426.
Guhſciatazades will ſtatt Mithra Chriſtus annehmen. 14.

H.

Hain des Mithra. 443, 445, 447. — Irrthum.
Handwerker, vierter Volks-Stand. 127, 128.
Harut, Engel. 560.
Hauch des Mundes, unrein. 108.
Hausthiere der Parſen. 117, 139.
Heidenthum. Siehe Idolatrie.
Heiligthümer, jüdiſche. 232, 336.
Heliogabalus. 515.
Heliolatrie. Siehe Sonnendienſt.
Heliopolis. 606.
Herbed. 250.
Herd, tragbarer, für das heilige Feuer. 377.
Herodots Irrthümer. 275, 373, 379.
Heroen. 12, 596, 666.
Hesperus. 408, 547.
Hierarchie, älteſte Staatsverfaſſung. 621.
Hierocoraces. 250, 404. Siehe Prieſter.
Himmelswaſſer vor Ormuzds Thron 112. Siehe Hom.
Hirtenſtab. 294.
Hochzeiten der Perſer ſind im Frühlinge. 116.
Höhle, heilige, des Zoroaſters. 126, 203, 342, 344, 366, 387, 415, 419, 455, 458, 477, 539, 512, 698.
Hom, geheiligtes Waſſer. 113, 256. — Himmelsvogel. 277, 342, 406, 416, 434, 438, 457, 561, 601, 699.
Honig, deſſen Gebrauch in den Myſterien Mithra's. 436, 438, 672.
Hörner des Stiers, Bedeutung. 285.
Hufraſchmodad, der glanzvolle Himmelsbahn. 277.
Hund, muß der Parſe im Hauſe halten. 117, 165. — Geſchöpf Ormuzds. 240, 243, 249, 263. — Auf den Denkmälern, Bedeutung. 279, 403.

J.

Jahreszeiten der Parſen. 261, 414.
Idolatrie. 12. — Deren Zerſtörung. 419, 516, 564, 567, 579, 594.
Jehovadienſt. 12, 613, 714.
Jeruſalem, 171.
Igel. 537.
Indien, wie weit es den Römern bekannt war. 535, 427, 126. — Lehre. 205, 295, 534, 546 bis 563, 569, 585, 591. — Urlehre 643.
Inſchriften, altperſiſche. 151, 152. — Abendländiſche (Nama sebesio). 305, 409, 117, 547, 256, 259, 264, 265, 273, 233, 363, 420, 234, 238, 260, 265, 289, 290, 298 bis 312, 315, 330, 317, 319, 322, 323, 324, 391, 401, 402, 424, 447, 449, 456, 478, 479, 482. — Aegyptiſche. 609.
Inſekten kommen von Ahriman. 116.
Johannes der Täufer. 633, 683.
Irans Helden, deren Abſtammung. 100, 134, 171, 335, 596.
Iſis 215. — Göttin. 380, 382, 394, 396, 415, 452, 486, 509, 543, 604 bis 620.
Ite missa est, ſtammt aus dem Iſisdienſt. 620.
Julian, der Abtrünnige. 515.
Juno. 392.
Izeds, gute Geiſter des zweiten Ranges. 40, 49. — Deren Sprache. 99, 520.

K.

Kaiomorts, Urvater der Menſchen. 57.
Kammerherrn der antiken Welt. 181.
Karnuntum, deſſen entdeckte Alterthümer. 313, 318.
Katakomben Roms, Monumente. 463, 257, 521, 698, 699.
Kelch. 561. Siehe Gefäß (Tafel VI).
Khorſchid (Sonne), Ormuzds Auge. 42, 161.
Kinder der Könige, deren Legitimität 133. — Gute gibt Mithra. 41, 543. — Machen den Parſen hochbegnadigt. 139, 141.
Kirche und Staat. 717.
Kirchenjahr der Parſen. 261, 262.
Kleidung der Parſen. 116, 179, 180, 225. — Der Eingeweihten. Vierte Gattung ein runder kleiner Hut (Tiara). 436.
Könige ſind Verehrer Ormuzds. 160. — Die erſten aller bürgerlichen Oberhäupter. 41, 183. — Für die reinen betet der Parſe. 46. — Und der Prieſter. 104. — Werden durch ein eigenes Feuer belebt. 106. — Dürfen nie Tirannen werden. 129, 131, 132. — Deren Thron. 189. — Pflichten. 133, 143. — Verehrung 132. — Liebe, Dankgefühl des Volkes gegen gute Könige. 136. — Deren Vergötterung. 597. — Orakel-Fragen. 600, 602, 605, 622.
Kopfſchmuck des Orients. 180.
Kopten, Ketzer in Aegypten. 225.
Kordad, König der Jahre und Zeiten. 40.
Koſti, Streitgürtel der Parſen. 116, 225.
Krebs. 403.
Kreuzzüge in Europa. 556.
Krieger, unter dem Volk Ormuzds. 59. — Erſter Stand. 127, 178. Siehe Streiter Mithra's.
Kriegsheer der Hebräer. 13, 393.
Krone der Streiter Mithra's. 433, 435, 457.
Kuh, heiligſtes Thier der Indier. 551, 534, 535, 536, 544, 562.
Künſtler, vierter Volks-Stand der Parſen. 128.

L.

Landleute, dritter Volks-Stand. 127, 128, 138.
Leichname verbrennen die Perſer nicht. 117, 367, 112, 108, 444.
Leontica. 248, 250, 422, 426, 488. Siehe Myſterien.
Leſen der Zendbücher erſte Pflicht des Parſen. 103.
Licht-Kampf mit der Finſterniß. 32, 117 — 122, 592, 670.
Licht-Stadt der Lichtkinder. 171.
Lichtwerdung, Zweck der Religion des Parſen. 92, 117, 342. — Des Chriſten. 652.
Liebe, brüderliche. 257. — Allgemeine. 573. — Chriſtliche. 659, 669, 542.
Liebesmahl. Siehe Abendmahl.
Liturgie, deren Deutung. 105, 611 — 620.
λογος. 345. Siehe auch: Wort, lebendiges. 345.
London, aſiatiſche Geſellſchaft daſelbſt unter Colebrooke. IX.
Löwe, Sinnbild. 228. — Bedeutung. 248. — In den Weihen Mithra's. 422, 504, 511. — Mit der Biene. 401, 283.
Luna. 408, 410, 413. — Männlich. 396.
Luzifer. 408, 64.

M.

Magier verfolgen die Chriſten. 9, 15, 68. — Zoroaſter verwünſcht ſie. 91. — Sind Sonnenprieſter. 507.
Magnetismus. 525, 528, 106, 565, 614. Siehe Spiritualiſten.
Mah (Mond), weiblicher Ized des Friedens. 47, 522.
Mainz, Spuren der chriſtlichen Urkirche. 287.
Manes, Mithra-Prieſter. 429, 437, 520, 523.
Manſreſpand, Schutzwächter des Himmels. 48.
Marcions Lehrbegriff. 695. Siehe Gnoſtiker.
Martichoras, Menſchenwürger. 177, 178, 441. Siehe Moloch.
Marut, Engel. 560.
Mäßigkeit empfiehlt das Geſetz dem Parſen. 114.

Mazdeieſnan, Kämpfer für Ormuzds Lichtreich. 87. — Wie derſelbe Ormuzd verehrt. 83. — Deſſen Bekenntniß **gegen** Ahriman. 91, 120. — Soll ſeinen Feinden vergeben. 143.

Meherdjan, Mithrafeier, Herbſtfeſt. 116.

Meheſtan. 143. Siehe Epopte.

Memphis. 171, 372.

Menſchen, gute, — böſe. 62. — Bild Gottes. 346, 348, 674.

Menſchengeſtalt, nackte, der griechiſchen Kunſt eigen. 296, 665.

Menſchenmord befleckt Mithra's Myſterien. 441, 558, 662, 668, 682.

Menſchenopfer. 280, 435, 441, 548, 558, 442, 662, 668, 682, 698. Siehe Moloch.

Menſchwerdung, göttlicher Rathſchluß. 669, 672, 679 bis 688, 698.

Meſchia und Meſchiane, erſtes Menſchenpaar. 56, 573.

Metallſtrom, zur Ausbrennung Ahrimans. 24. — Reinigung der Böſen. 84, 529.

Metallſtufen, Bedeutung. 253.

Miezd. 111, 561. Siehe Hom.

Mithra, der höchſte aller Izeds, iſt nicht die Sonne, eben ſo wenig iſt er weiblich. 41, 214, 254, 266, 276, 279, 365, 372, 374, 375, 377, 381, 389, 392, 393, 396, 423, 444, 441, 605, 559, 593. — Iſt Mittler zwiſchen Ormuzd und Ahriman. — 243, 366, 431, 558, 648. — Weltrichter. 41. — Verſöhner. 667. — Erlöſer. 688, 698. — Fürſt. 12. — Wurde mythologiſch aus einem Felſen geboren. 218, 357, 360, 434. — Und in den Fabeln der Alten für einen Ochſenräuber gehalten. 224, 361, 390. — Wird aus Irrthum für die Europa gehalten 259. — Und ein Gegenſtand roher Abgötterei. 237, 214, 372, 378, 382. — Sein Feſttag erſcheint im römiſchen Kalender. 515, 449. — Deſſen Geburtstag. 449, 450, 454 — 475. — Kultus. 213, 216, 279, 287. — Waffen. 263, 273. — Name. 364, 372, 381, 412, 446, 436, 547, 370, 507. — Seine Verehrung in Griechenland. 214. — In Italien. 215, 216, 226, 476, 480. — Gallien. 221, 280, 283, 286, 480, 507. — Norikum. 313, 481. — Rhätien oder Bojoarien. 221, 480, 281, 497. — Spanien. 483. — Auf Kreta. 483. — In Perſien. 213. — Dacien. 480 — Aegypten. 483. — Pannonien. 481. — Zerſtörung ſeiner Monumente. 221. — Abbildungen Mithra's als Ized auf altperſiſchen Monumenten. 161, 163. — Als **Idol** auf abendländiſchen. 224. — Und zwar mit einem Löwenkopf. 225, 226, 235, 389, 456. — Von Schlangen umwunden. 229, 252, 394. — Mit Flügeln. 232, 273, 371, 274, 355, 395. — Mit ſieben Flammenaltären. 252. — Mit ſieben Sternen. 270. — Mit Schlüſſeln. 232, 234, 613. — In der Höhle. 238, 244, 261, 386, 415, 420, 497, 539. — In einer Kapelle. 282. — Im Stieropfer. 216, 255, 390, 224, 361, 234, 239, 242, 243, 353. — Mit Fackelträgern. 246, 264, 274, 407, 487, 557, 559. — Als Bacchus. 272, 262, 290, 558. — Mit ſabaziſchen Symbolen. 295, 272. — Als Unbeſiegter. 383, 224, 238, 264, 358, 362, 389, 449. — Mithra-Monumente zu Nettuno. 255. — Zu Bourg St. Andeol. 218. — Zu Tournay. 282. — In den Vogeſen. 281. — Bei Fehlbach. 286. — Zu Beckingen und Murrhart. 288. — Heilbronn. 291. — Ladenburg. 291. — Lyon. 312. — Stir. Neuſiedel. 313. — Petronell. 313. — Mauls. 496. — und Rom. 354.

Mithra-Steine, geſchnittene (Gemmen). 332, 372, 268, 398, 400, 424.

Mithrar. 370.

Mithriaca. Siehe Myſterien.

Mittelaufenthalt der Seelen. 83.

Mobed. 250.

Moloch. 336, 441, 442, 529, 534, 506, 558.

Mönche, deren Urſprung. 631. Siehe Therapeuten.
Mond, deſſen Bild in den Stier-Hörnern. 244, 246, 392, 373, 522. Siehe Venus himmliſche.
Mondjahre der Römer. 426, 513.
Morgenland, deſſen religiöſe Blüthe. 335, 235, 555. Siehe Orient.
Morgenſtern. 247, 547, 559.
Moſes auf Sinai. 532. — Retter der Urreligion. 569, 681.
Mummereien der Heiden 433.
Münzen. 221, 222, 332, 334, 372, 384, 392, 393, 514. — Etruskiſche. 536.
Mütze, phrygiſche. 225.
Mylitta. 237, 373, 374, 546. Siehe Venus.
Myſterien des Mithra. XII. 214. — Uebergang zu den Römern. 539, 216, 331, 440. — Stieropfer. 240, 421. — Deren Namen. 423. — Weihen. 418, 433 bis 448, 672. — Zerſtörung. 433, 487, 490 bis 495, 548, 558 bis 563, 568, 582, 608, 671.

N.

Nacht, Mutter der Götter. 275.
Nackſchi-Ruſtam. 151, 166, 168.
Napoleons Kaiſermantel. 283, 401. Der Löwe mit der Biene.
Nativitätsſteller. 69.
Naturkraft, ſchlafende. 297, 383. — Darſtellung 594.
Naturleben, erneuertes. 297.
Naturveredlung, des Parſen Pflicht. 90.
Neriosengh, Ized des Königsmuths. 48.
Neujahrsfeſt der Parſen. 116.
Nieſen, deſſen Anzeige. 110.
Nimroth, Feuerverehrer. 367.
Noah's Brandopfer. 337. — Religion gründete zum Theil Zoroaſters Lehre mit indiſcher Miſchung. 534, 101 — 102, 538.

O.

Oberhaupt über alles Lebende. 131. — Der Weiber. 132.
Offenbarung Gottes. 643.
Opferaltar. 419, 287, 293, 230, 252.
Opfer des Mithra, öffentliche. 425, 427 — 431, 442. — Geheime. 698. Siehe Myſterien.
Opfer-Ormuzds. 104, 111, 190, 295.
Orient, Wiege der Philoſophie. 2, 117, 578, 713.
Ormuzd, Urgott, deſſen Zeugung. 20, 339. — Erſtgeborner des Ewigen. 26, 27, 346. — Deſſen Weltgeburt. 21, 28, 32. — Sieg. 32. — Geiſterreich. 39. — Sichtbare Welt. 54. — Sein Geſetz wird im ganzen Weltall herrſchen. 84, 350. — Wie der Parſe ihn erkennen. 87. — Verehren, verherrlichen müſſe. 89, 97, 117, 122.
Ormuzddienſt des Zoroaſters war nicht Sklavin der Polizei. 126.
Orus, deſſen Geburtsfeier. 452.
Oſiris, Lichtgott. 236, 243, 244, 372, 386, 452, 577, 604.

P.

Paris, aſiatiſche Geſellſchaft unter De Sacy. 145.
Parſen, ihr Syſtem, theilt ſich in Licht und Finſterniß. 93, 98, 120. — Leben noch als Volk in Oſtindien. 261.
Parvand, weiblicher Ized. 43, 132.
Paſargada. 167, 173, 174, 201, 546.
Paulus, ob derſelbe vor ſeiner Bekehrung nicht in den Myſterien eingeweiht war? 248 286, 435, 653, 673.
Penom. 108, 111, 190, 226.
Perſepolis. 146, 150. — Todten-Reſidenz der perſiſchen Könige. 170, 173, 175, 201, 202.
Perſica, ein Name der Mithra-Weihen. 423, 424.
Perſien, Landes-Beſchreibung. 146, 147.
Pferde, der Sonne geweiht. 452, 205, 185.
Pferdeſpiele, feierliche. 450, 452, 460.
Pflanzen, Urſprung. 264, 346, 407.
Pforte des Mithra. 533.
Phariſäer. 631, 637, 655.

Pherecydes, der Lehrer des Pythagoras. 125.
Phosphorus. 408.
Pileatus, Name des Mithra. 436.
Plato, deſſen Syſtem. 66, 267, 345, 582, 691. — Weltgott. 713.
Polytheismus. Siehe Idolatrie.
Pompejus bringt den Kultus des Mithra nach Rom. 216, 265, 267, 279, 295, 513.
Prieſter der Parſen, deren Vorleſungen und Gebet. 104, 105, 421. — Sind die Repräſentanten Ormuzds. 135, 250. — Ihre Verbindung. 136. — Des Mithradienſtes. 539, 250. — Ihre verſchiedenen Benennungen. 250, 422. — Bekleidung in Thiergeſtalten. 428 — 433, 441, 504. — Ihre Erblichkeit. 606. — Sind Aerzte. 614.
Prieſtergeheimniß. 569.
Prieſterthum, antikes. 127, 130, 250, 423, 441, 507, 516. — Bewahrer der Myſterien. 578. — Lenker der Könige. 602, 605, 621 — 628. — Chriſtliches. 728.
Prüfungen der Einzuweihenden. 438, 512, 549 — 563. — Chriſtliche. 660.
Pyräen. 377.
Pythagoras, deſſen Syſtem. 66, 524, 542, 607.

R.

Rabe, dem Mithra geweiht. 404, 249. — Des Himmels. 277. — Name der Mithra-Prieſter. 404, 422, 504, 511.
Raſchne-raſt, Ized der Wahrheit und Redlichkeit. 48.
Rathſchluß Gottes. Siehe Menſchwerdung.
Raubthiere, deren Vertilgung. 116.
Regierung des Volks darf nie Tirannei werden. 129.
Reich Gottes, ſichtbares auf Erden. 135, 10, 688.
Reinigung (perſiſche), des Leibes. 111, 349, 433, 544, 614. — Der Seele. 523, 533, 670, 550, 551. — Indiſche. 551, 552.
Religion, natürliche. 4, 117, 505, 572. — Magiſche, deren Ausdehnung. 200. — Heidniſche. 564. — Chriſtliche. 629, 689, 698.
Religionsdienſt der Parſen. 86.
Rhinoceros, aſiatiſches. 165, 205.
Richter. 131, 134.
Rindfleiſch iſt allen Parſen verboten. 116.
Römerreich, Durchgangspforte der Menſchheit aus der alten in die neue Welt. 570, 629, 708.

S.

Sabäismus (Elementendienſt), Begriff. 12, 335, 339, 529, 584, 585.
Sabazien, phrygiſche. 232, 293, 411, 272, 427, 433.
Sabbat der Iſraeliten. 115.
Sadar, Panzerhemd der Parſen. 116. 225. 75.
Saducäer. 631, 637.
Salomons Brandopfer. 159.
Samen gibt Allem Entſtehen. 26, 56, 346. — Des Mannes und Weibes. 544.
Sanskrit. 563.
Sapandomad, Ormuzds Tochter, weiblicher Ized der Erde. 40, 132.
Sapor, König der Perſer, will das Chriſtenthum vertilgen. 11, 14.
Satan, Verſucher der Menſchen zum Böſen. 62, 64.
Satrapien in Perſien. 146.
Schahriver, Vater des Mitleids. 40.
Schale. Siehe Gefäß.
Schechina. 329.
Schiff der Rabbinen. 524, 602.
Schlange, Erzeugerin des Winters. 232. — Weitere Bedeutung. 249, 229, 252, 576. — Sinnbild des Segens. 293, 294, 394, 503. — Gekrönte. 511.
Schlangen-Drache iſt Ahrimans Bild. 23, 231, 263, 577, 679.
Schöpfung der ſichtbaren Welt durch Ormuzd. 26, 55.
Schöpfungs-Feſt der Parſen. 57. 115. 344.
Schutzheilige der Chriſten. 565.
Schwein oder Eber auf der Mithra-Tafel von Tyrol. 537.

Seelenwanderung. 423, 523, 561, 593, 670.
Selbſtbeſchauung, gnoſtiſche. 520, 554.
Seneka. 582.
Serapis. 382, 372, 508, 613, 614, 518.
Seroſch, der Menſchenſchützer. 48. — Himmelsvogel. 277.
Sexviri, deren Beſtimmung und Dienſtwechſel. 331.
Sibylliſche Schriften, ältere. 345.
Sinnbilder Mithra's, Meinung darüber. 270, 357, 371, 385, 402, 294, 297.
Sittenübungen, leibliche, geiſtige. 550, 657, 718.
Skorpionen, deren Tödtung. 116, 205. — Erklärung als Sinnbild. 400, 249, 252, 405, 511.
Sofi, vollkommener Stuhlherr. 553. — Vollendeter Meiſter. 557, 688.
Somnambulismus. 614. S. Magnetismus.
Sonne, Symbol Ormuzds. 94, 267. — Deren Wiedergeburt. 460.
Sonnendienſt. 508, 513.
Sonnenjahr der Aegypter. 453, 607.
Sonnenwagen. 251, 408.
Sonnenwende. 460, 508.
Sonnenwendfeuer, uraltes. 533.
Speier zeigt Spuren des Urchriſtenthums. 287.
Spiele, Circenſiſche. 450, 460.
Spiritualiſten, deren Syſtem. 524, 525, 106.
Sprache Gottes. 99.
Staatsreligion. 287, 688.
Staatsverfaſſung der alten Perſer. 123. — Hierarchiſche. 621.
Stall zu Bethlehem. 458, 463, 475, 698.
Stammältern des Menſchengeſchlechts. 56, 57, 589.
Sternendienſt. 12, 593.
Stier, deſſen Erklärung. 397, 385, 535, 242. — Opfer. 244, 511, 698. Siehe Mithra.
Stiftshütte der Juden. 232.
Strabo's Irrthum. 375, 377.
Strafen auf Entweihung des Feuers. 108, 130. — Verletzung der Nächſtenliebe. 142.
Streit wider Ahriman. 90, 75.
Streiter Mithras. 433. — Deren Weihen. 437, 442, 457.
Stufenrang der Myſterien. 553.
Stuhl aller Meiſterſchaft. 536, 553 — 557. Siehe Sofi. 698.
Sündentilgung. 102, 104, 130, 138, 648.
Sündfluth. 531, 534, 536, 571, 577.

T.

Tag- und Nachtgleiche. 390, 262, 116, 406.
Talmud, deſſen Lehre von den Engeln. 52, 449.
Taufe der Parſen. 113, 533. — In den Weihen Mithra's. 433, 438, 287, 457, 476, 561. — Der Chriſten. 652, 698.
Taurobolien. 489.
Tempel haben die Parſen keine. 257, 419, 455, 375, 377. — Name des Himmels. 392. — Bezirke. 616.
Tempelthum, heidniſches. 280, 507, 621 — 628.
Teufel der Chriſten theilt ſeine Rolle mit dem Ahriman der Perſer. 60 — 82, 456.
Thebä. 171, 203.
Therapeuten, ägyptiſche. 630. — Lehrbegriff. 635.
Thiere, reine. 139. — Deren Bedeutung als Symbole. 194, 249, 584, 595.
Thierwelt, ein Abbild der Geiſterwelt. 276, 595.
Tod der Sünden, uraltes Parſen-Feſt. 117. — Befreier des Menſchen. 82.
Todesſtrafe der Parſen tilgt die Verbrechen, iſt Reinigungsmittel. 114, 143.
Todte, deren Verehrung. 12.
Torquemada. 338. S. Moloch.
Trankopfer. 239, 254, 477, 406, 433. Siehe Wiener Freimaurer-Journal (bei Fr. Wappler) 5784. 1r Jahrg. 3s Heft. 97.
Traun, Graf, Beſchützer der Alterthümer. 313, 322.
Trier, Spuren der chriſtlichen Urkirche. 287.

Triumph des Guten. 32, 688.
Tſchil-Minar. 151. — Dortige Monumente. 153, 170, 174.
Tugendübungen. 550. S. Eſſäer.
Typhon. 372, 577, 596.

U.

Unſichtbarkeit, Uebergang zum Sichtbaren. 26, 117.
Unterordnung der Parſen. 129.
Urania. Siehe Venus.
Urdwara, gegenwärtiger Aufenthaltsort der Parſen-Prieſter. 261.
Urfeuer. 25, 106, 161, 267.
Urglaube. 339, 505. — Deſſen Verwandlung. 5, 206, 267, 505, 506, 517, 531, 564, 598.
Urin des Stiers zum Reinigungs-Gebrauch. 544.
Urlicht. 25, 106, 339.
Urliebe. 275.
Urſtier. 55, 239, 346, 536. Siehe Stier.
Urtempel der alten Religion. 344.
Urwaſſer. 25, 601.
Urwort, von Gottes Geiſt geſprochen. 345, 99. S. Wort u. Λογος.

V.

Vad, Ized der Kraft und Macht. 48.
Vaterlandsliebe, höhere, des Parſen. 136.
Venant, Ized der Geſundheit. 48.
Venus, himmliſche, im Vergleich mit Mithra. 275, 372, 373, 374 bis 382, 395, 443, 521, 546, 560.
Verfolgung der Chriſten 719, 287.
Verhüllung des untern Geſichtstheils. 111.
Verrath der Myſterie. 568.
Vesper der Iſis. 618.
Veſtatempel. 235.
Vögel. 271. — Deren Bedeut. 276.
Volk, deſſen Umbildung zur Religion. 126. — Religiöſe Stimmung. 608.
Völkerpolitik. 577.
Völkerwanderung. 571.

W.

Waſſer, deſſen Lobpreiſungen. 112. — Geheiligtes. 113, 256, 601.
Waſſerreinigung. Siehe Reinigung.
Weihen des Mithra. 422, 418, 433 — 448, 487, 489.
Welt, Ormuzds, iſt Licht, Himmel, Weſen des Lebens und der Güte. 29. — Geiſt und Materie. 39. — Sichtbare. 54. — Deren Schöpfung. 55, 117, 122.
Weltall, unendliches. 726.
Weltdauer von 12000 Jahren. 27, 31, 35, 341.
Welt-Ei. 589.
Weltgeiſt. 716.
Weltglauben. 699. S. Chriſtenth.
Weſen, reine, ſind alle Geſchöpfe Ormuzds. 28. — Mythiſche. 564.
Wettkämpfe zu Ehren der Sonne 450.
Wien, k. k. Münz- und Antiken-Kabinet daſelbſt. 313, 331, 497.
Wohlthätigkeit der Izeds. 90. — Der Parſen. 142, 541.
Wolf, Geſchöpf Ahrimans. 240.
Wort, lebendiges, deſſen Bezeichnung. 19. — Durch daſſelbe wurden alle Weſen. 99. — Des Lebens Gottes. 683.
Wunder der Chriſten und Heiden. 80, 719.

Z.

Zauberei. 65, 72, 577.
Zeit, anbeginnloſe. 17. — Begrenzte 29, 31. — Von ihr ſtammen die Götter ab. 583.
Zeiträume der perſiſchen Religion. 16, 101.
Zemiad (Erde) weibl. Ized. 49.
Zend-Aveſta, Religionsbuch der Perſer. 18, 19. — Zendbücher, deren Vorleſung. 104. — Deſſen Weſen. 117, 122, 340.
Zeugung. Siehe Ehe.
Zodiakus (Thierkreis). 511, 512.
Zophaſemim, erſte Thierweſen des Chaos. 346.
Zoroaſter. 17, 18. — Deſſen Feuer. 37. — Same. 44. — Geſetz. 98. — Abſtammung. 100. — Iſt allein wahrer Prophet. 102, 62, 103. — Geſetzgeber. 123, 124. — Seine Abſicht. 126, 339.
Zur, geheiligtes Waſſer. 113, 601.
Zweck des Geſetzes. 103, 117, 122, 126. — Der Myſterien. 553.

Verzeichniß
der
Abbildungen auf XX Kupfertafeln.

Tafel . . . Seite

I. Grundriß der Ruinen von Tſchil-Minar oder Perſepolis . . 150

II. Monument aus Perſepolis. — Der reine König als Verehrer Ormuzds 159

III. Monument aus Perſepolis. — Der König ertheilt einem Geſandten Audienz 189

IV. Monument aus Perſepolis. — Bild der Größe des Reichs und der Herrſchaft des Königs 191

V. a) Monument aus Perſepolis. — Der König als kühner, glücklicher Jäger 192

b) Monument aus Perſepolis. — Der König im feierlichen Zuge 196, 210

VI. a) Parſen-Kleidung, deren Feuerherd und Opfergefäße . 225

b) Celtiſches Prieſteropfer 207

VII. a) Mithra mit dem Löwenkopf, mit Flügeln und Schlüſſeln 226

b) Mithra vor einem flammenden Altare 227

c) Mithra von einer Schlange umwickelt 230

VIII. Die geflügelten Engel mit Stierfüßen im Allerheiligſten der Stiftshütte 232

IX. Mithra-Monument des Oktavio Zeno, geſtochen von Lafreri 238

X. a) Mithra-Monument von Nettuno 255

b) Mithra-Monument aus der Villa Borgheſe . . . 256

XI. a) Mithra-Stein des Ritters Maffei 268

b) Mithra-Monument des Abbé Viguoli 271

XII. a) Mithra-Monument aus Juſtinians Galerie . . . 272

b) Mithra-Stein des Philipp a Turre 273

XIII. a) Mithra-Monument von Fehlbach 286

b) Der geflügelte Mithra in der Höhle 274

c) Mithra-Stein von Ladenburg 292

Tafel . . . Seite
XIV. a) Mithra Beneventana 298
b) Mithra-Monument in Lyon 312
c) Mithra von Stix-Neuſiedel 313
XV. Mithra-Monument in den Vogeſen 281
XVI. Mithra- und Sonnen-Münzen 334
— Mithra-Inſchriften aus Gruter 298
XVII. a) Geſchnittene Mithra-Steine 332
b) Molochs-Bilder der Amoniter 336
XVIII. Zwei Monumente aus den Katakomben Roms.
a) Die drei Magier 463
b) Die Geburt des Mithra nach den Lehren der Gnoſtiker 475
XIX. Mithra-Monument von Mauls in Tirol nach einer zu Insbruck im Jahre 1811 genommenen Kopie 497
XX. Daſſelbe, — kopirt im k. k. Antiken-Kabinet zu Wien 1823, nach von Hammers Erklärungen 546, 562

Bemerkung für die Herren Buchbinder.

Dieſe XX Kupfertafeln bilden ein eigenes Kupfer-Werk, und ſind blattweiſe von Nro. I bis XX zu binden.

Auswahl

der neueſten und beſten Verlagsbücher, welche bei H. R. Sauerländer in Aarau erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben ſind.

Appenzeller, J. C., Auf Wiederſehen! oder ein Tag an der Linth. 8. 1817. 16 gr. oder 1 fl.

Bronner, F. X., der erſte Krieg. In ſechszig metriſchen Dichtungen. 2 Bände. Mit Kupf. gr. 8. 1810. 3 thlr. 8 gr. oder 5 fl. 30 kr.

Bruchſtücke aus den Ruinen meines Lebens; von H*****. 8. 1820. broſch. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Candolle, A. P. de, Verſuch über die Arzneikräfte der Pflanzen, verglichen mit den äuſſern Formen und der natürlichen Klaſſeneintheilung derſelben. Nach der zweiten franzöſiſchen Ausgabe überſetzt und mit Zuſätzen begleitet von Profeſſor Dr. K. J. Perleb. gr. 8. 1818. 2 thlr. oder 3 fl.

Chriſt, der, vor Gott. Ermunterungen zur Tugend und Gottſeligkeit. 1r und 2r Jahrg. 1818, 1819. gr. 8. 4 thlr. od. 6 fl.

Engelhard, Dr. J. F., die Lungenſucht in ihren verſchiedenen Formen und Zeiträumen, mit Wahrnehmungen. gr. 8. 1823. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Erheiterungen. Eine Monatſchrift für gebildete Leſer; herausgegeben von H. Zſchokke und ſeinen Freunden. 1811 bis 1820, zehn Jahrgänge vollſtändig genommen, werden im herabgeſetzten Preiſe für 26 thlr. oder 44 fl. erlaſſen. Einzelne Jahrgänge aber koſten im Ladenpreiſe 4 thlr. 20 gr. oder 8 fl. 15 kr.

— Deſſelben Werkes eilfter, zwölfter und dreizehnter Jahrgang von 1821, 1822, 1823, zu 4 thlr. 20 gr. oder 8 fl. 15 kr.

Fellenberg, Em. v., Landwirthſchaftliche Blätter von Hofwyl. Fünf Hefte. Mit 28 Kupfertafeln. 8. 1808 bis 1817. 5 thlr. 14 gr. oder 9 fl. 26 kr.

— Darſtellung des religiöſen Bildungsganges der Erziehungsanſtalten in Hofwyl. 8. 1822. 8 gr. oder 30 kr.

Ferdinand Dulder, oder die Macht des Glaubens und der Liebe; ein Leſebuch für Kinder. 8. 1821. 16 gr. oder 1 fl.

Geſchenk für fleißige Mädchen, oder Anleitung in allen Arten von Strickereiarbeiten. Mit illuminirten Strickmuſtern. 8. 1821. 1 thlr. 16 gr. oder 2 fl. 30 kr.

— Daſſelbe ohne Strickmuſter 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Glatz, J., Troſtbuch für Leidende. Zweite Auflage. gr. 8. 1817. 1 thlr. 16 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Goldmacherdorf, das, eine anmuthige und wahrhafte Geſchichte. Vom Verf. des aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten. Vierte Ausgabe. gr. 8. 1823. 7 gr. oder 24 kr.

Groſsmama, die, in der Wochenſtube. Guter Rath für angehende Mütter über die erſte Kinderpflege. 8. 1820. 1 thlr. 8 gr. od. 2 fl.

Handbuch des ſchweizeriſchen Staatsrechts; herausgegeben vom Herrn Staatsrath Uſteri. Zweite vermehrte Auflage. gr. 8. 1821. 2 thlr. 10 gr. oder 3 fl. 36 kr.

Hebel, J. P., Allemanniſche Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten. Fünfte vollſtändige Original-Ausgabe. Mit Kupfern. 12. broſch. Auf Velinpapier 2 thlr. 16 gr. oder 4 fl. Auf weißem Druckpapier 2 thlr. oder 3 fl.

— — Neue gegen den Nachdruck veranſtaltete wohlfeilere Originalausgabe. 12. 1821. broſch. 12 gr. oder 45 kr.

Heigels dramatiſche Bagatellen. 8. 1821. 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Heldmann, Fr., die drei älteſten geſchichtlichen Denkmale der deutſchen Freimaurerbrüderſchaft, ſammt Grundzügen zu einer allgemeinen Geſchichte der Freimaurerei. gr. 8. 1819. 3 thlr. 16 gr. oder 5 fl. 30 kr.

Hemmann, D., Predigten, gehalten vor einer Landgemeinde. gr. 8. 1822. 16 gr. oder 1 fl.

Hierarchie, die, und ihre Bundesgenoſſen in Frankreich. Beitrag zur neuern Kirchengeſchichte. gr. 8. 1823. 2 thlr. oder 3 fl.

Hirzel, C., neue praktiſche franzöſiſche Grammatik. Zweite durchgehends verbeſſerte und ſehr beträchtlich vermehrte Ausgabe. gr. 8. 1822. 14 gr. oder 54 kr.

Histoire de la Nation Suisse, par Mr. *H. Zschokke*, traduite de l'Allemand, avec des changemens faits par l'Auteur depuis la publication de l'ouvrage original, par *Ch. Monnard*, Professeur de littérature française à l'Académie de Lausanne. gr.-in-8. 1823. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Hofmann, G. F., Beiträge zur Kulturgeſchichte Neapels. In Erzählungen der Schickſale der Erziehungs- und Bildungsanſtalt deſſelben. gr. 8. 1823. 1 thlr. 20 gr. oder 2 fl. 45 kr.

Jahrbücher, ſchweizeriſche, eine National-Zeitſchrift von und für Schweizer. Erſter Jahrgang 1823. 8. 5 thlr. oder 7 fl. 30 kr.

Ideale für alle Stände, oder Moral in Bildern. gr. 8. 1819. 2 thlr. 12 gr. oder 3 fl. 45 kr.

Kaſthofer, K., Bemerkungen über die Wälder und Alpen des Berniſchen Hochgebirgs. Ein Beitrag zur Beſtimmung der Vegetationsgrenze ſchweizeriſcher Holzarten, des Einfluſſes der Waldungen auf die Kultur des Hochgebirges, des Verhältniſſes der Forſtwiſſenſchaft zur Landwirthſchaft, und der Bedinge für Verbeſſerung der Alpenwirthſchaft. Zweite vermehrte Auflage. gr. 8. 1818. 1 thlr. 4 gr. oder 1 fl. 48 kr.

Kaſthofer, K., Bemerkungen auf einer Alpenreiſe über den Suſten, Gotthard, Bernardin, und über die Oberalp, Furka und Grimſel. Mit Erfahrungen über die Kultur der Alpen. gr. 8. 1822. 1 thlr. 14 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Kirchenverbeſſerung, die, im neunzehnten Jahrhundert, nach

Llorente projet d'une constitution religieuse frei bearbeitet. gr. 8. 1822. 22 gr. oder 1 fl. 24 kr.

Kortüm, Fr., Kaiſer Friedrich der Erſte mit ſeinen Freunden und Feinden; ein geſchichtlicher Verſuch. gr. 8. 1818. 1 thlr. 4 gr. oder 1 fl. 48 kr.

Kruſe, L., Erzählungen. — Der Traum, zum Theil aus Kriminalakten. Scharlachroth; eine Skizze. 8. 1822. 1 thlr. 8 gr. od. 2 fl.

Krüſi, H., bedeutende Augenblicke in der Entwickelung des Kindes, als Winke der Natur über den Zuſammenhang des äuſſern und innern Lebens. 8. 1822. 10 gr. oder 36 kr.

Lutz, M., geographiſch-ſtatiſtiſches Handlexikon der Schweiz für Reiſende und Geſchäftsmänner, enthaltend eine vollſtändige Beſchreibung aller Kantone, nebſt einem Wegweiſer durch die Eidsgenoſſenſchaft. 2 Bände mit Nachträgen. 8. 1822. 3 thlr. oder 4 fl. 30 kr.

Mezger, J. C., Briefe über den Werth religiöſer Privatverſammlungen, auf Veranlaſſung der neueſten religiöſen Konventikel im Kanton Schafhauſen. gr. 8. 1823. 20 gr. oder 1 fl. 15 kr.

Peſtalozzi, H., Wochenſchrift für Menſchenbildung. Vier Bände. gr. 8. 5 thlr. 8 gr. oder 9 fl. 46 kr.

Pfeter, oder die Folgen der Unwiſſenheit; eine Geſchichte für Kinder. 8. 1821. 16 gr. oder 1 fl.

Pfiſter, M. v., Eugenia von Nordenſtern. Zwei Theile mit Kupfern von M. Eßlinger geſtochen. 8. 1820. Auf Schreibpapier 3 thlr. 8 gr. oder 5 fl.

Rumpf, S., die Bienenhaushaltung und Bienenpflege nach eigenen vieljährigen Erfahrungen. Nebſt einem Nachtrag von Erfahrungen über die Bienenzucht von J. Ripſtein. Mit Zeichnungen auf Steindruck. gr. 8. 1820. 10 gr. oder 36 kr.

Seel, H., die Geheimniſſe Mithra's während der vor- und urchriſtlichen Zeit, hiſtoriſch, kritiſch und exegetiſch dargeſtellt, für Philoſophen, Bibelfreunde und Hiſtoriker. Mit 24 Abbildungen der ſeltenſten Denkmäler Mithra's. gr. 8. 1823. 3 thlr. 16 gr. oder 5 fl. 30 kr.

Soden, J., Graf v., Theater. Drei Bände. Mit dem Bildniſſe des Verfaſſers, geſtochen von Lips. gr. 8. 1814, 1819. 4 thlr. 16 gr. oder 7 fl. 24 kr.

— die Staats-National-Wirthſchaft. Verſuch über die Geſetze zur Leitung und Beförderung der National-Produktion, der Landwirthſchaft, der Gewerbe und des Handels. gr. 8. 1816. 1 thlr. 16 gr. oder 3 fl.

— die Staatspolizei. Nach den Grundſätzen der National-Oekonomie. gr. 8. 1817. 1 thlr. 3 gr. oder 1 fl. 48 kr.

— die Staats-National-Bildung. gr. 8. 1820. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

— Emmi oder die zerbrochenen Eier. 8. 1819. 16 gr. oder 1 fl.

Stalder, S. J., Verſuch eines ſchweizeriſchen Idiotikons, mit etymologiſchen Bemerkungen. Sammt einer Skizze einer ſchweize-

riſchen Dialektologie. Zwei Bände. gr. 8. 1812. 3 thlr. 13 gr. oder 6 fl. 15 kr.

Stalder, F. J., ſchweizeriſche Dialektologie in Vergleichung mit andern ältern germaniſchen Dialekten. Sammt einer Ueberſetzung der Parabeln vom verlornen Sohne in allen möglichen Schweizermundarten. gr. 8. 1819. 2 thlr. 10 gr. oder 3 fl. 36 kr.

Starklof, L. v., die Prinzeſſinnnen. Zwei Theile. Wohlfeilere Original-Ausgabe. 8. 2 thlr. oder 3 fl.

Strauß, J., Beiträge zu Beſtimmung unzugänglicher Diſtanzen und Höhen durch Hilfe eines Winkelinſtruments. 12. geh. 1823. 7 gr. oder 24 kr.

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Chriſtenthums und häuslicher Gottesverehrung. Acht Bände, achte Auflage in größerer Schriſt. gr. 8. 1823. Auf weißem Papier 5 thlr. oder 7 fl. 30 kr.; auf ordin. Papier 4 thlr. oder 6 fl.

Tobler, J. G., Gotthold der wackere Seelſorger auf dem Lande. Seitenſtück zum Goldmacherdorf. gr. 8. 1820. 1 thlr. 8 gr. od. 2 fl.

Troxler, Dr., Blicke in das Weſen des Menſchen. gr. 8. 1812. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Vogel, W., kleine dramatiſche Spiele für ſtehende Bühnen und Privattheater. 8. 1817. 1 thlr. 6 gr. oder 2 fl.

Vogel, W, Unterhaltungsſtunden für Gebildete. Eine Sammlung kleiner Romane, Erzählungen, Anekdoten, Karakterzüge und witziger Einfälle. 12. 1819. 1 thlr. 6 gr. oder 2 fl.

Wagner, Syſtem des Unterrichts, oder Encyclopädie und Methodologie des geſammten Schulunterrichts. gr. 8. 1821. 2 thlr. od. 3 fl.

Zſchokke, H., Ueberlieferungen zur Geſchichte unſerer Zeit. Erſter bis ſiebenter Jahrgang. gr. 4. 1817 bis 1823. Jeder Jahrgang 7 thlr. oder 11 fl.

— — erſter bis dritter Jahrgang, 1817 bis 1819, im herabgeſetzten Preiſe von 33 fl. auf 22 fl. oder 16 fl. 30 kr. netto, oder von 21 thlr. auf 14 thlr. oder 10 thlr. 12 gr. netto.

— Vom Geiſt des deutſchen Volks im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. 8. 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

— Geſchichten des baieriſchen Volkes und ſeiner Fürſten. Vier Bände. Zweite verbeſſerte Ausgabe. gr. 8. 1821. 9 thlr. 6 gr. od. 14 fl. 30 kr.

— — Desſelben Werkes wohlfeilere Ausgabe ohne Noten in vier Bänden. gr. 8. 1821. 6 thlr. oder 9 fl.

— des Schweizerlands Geſchichten für das Schweizervolk. gr. 8. 1822. Auf weißem Papier 1 thlr. 6 gr. oder 1 fl. 54 kr.

— deſſelben Werkes wohlfeilere Ausg. gr. 12. 1822. 16 gr. od. 1 fl.

— Darſtellung gegenwärtiger Ausbreitung des Chriſtenthums auf dem Erdball. gr. 4. 1819. 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

— Umriß von der Verbreitung des gegenſeitigen Unterrichts in den Volksſchulen der fünf Welttheile. gr. 4. 1822. 7 gr. oder 24 kr.

— die Wirren des Jahrhunderts und des Jahres. gr. 4. 1823. 14 gr. oder 54 kr.

Buchbinder-Lehrwerkstätte
Nikolausheim
Dürrlauingen bei Günzburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seel, Heinrich

Die Mythrageheimnisse während der vor- und urchristlichen Zeit

Aarau 1823

Don.Lud. 111
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10727762-5